Die Zukunft

1894

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Siebenter Band.

Berlin.
Verlag von O. Häring.
1894.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 7. April 1894.

Kladderadatsch.

Unter dem lebenden Inventar des Caprivihofes und der benachbarten Marschall-Inseln herrscht seit einigen Monaten schon eine aus heimlicher Freude und lauter Entrüstung sehr merkwürdig und interessant zusammengesetzte Aufregung. Zuerst entstand ein leises Raunen und Murmeln, ein schadenfrohes Grinsen und ein unendlicher Klatsch, der von den Häusern Wilhelmstraße 76 und 77 sich in die Ministerien, Reichsämter und Botschaften fortschleppte und der nicht in Berlin nur die Zeit unbeschäftigter Diplomaten angenehm ausfüllte. Dann wurde die Situation ernster, jedes Lächeln und Tuscheln wurde sorgfältiger noch als sonst überwacht, scheinbar absichtlose Besprechungen und Verhöre wurden abgehalten und der boshaften Heiterkeit folgte eine rathlose Bestürzung, da das scheinbar lustige Geplänkel, das dieses unruhige Treiben verursacht hatte, allmählich den Charakter eines öffentlichen Skandals annahm. Was war geschehen? Der Kladderadatsch, der, trotz manchen veralteten Formen und Typen, noch immer das beste politische Witzblatt des europäischen Festlandes ist und der in Herrn Brandt einen ganz ungewöhnlich begabten Karikaturenzeichner und Caprivi-Spezialisten besitzt, hatte gegen drei im Dienst des Auswärtigen Amtes stehende Herren einen satirischen Feldzug eröffnet. Die drei Männer, die in munteren Versen und witzigen Gesprächen uns vorgeführt wurden, waren mit ihren bürgerlichen — oder richtiger: adeligen — Namen nicht bezeichnet; sie hießen: von Austernfreund,

von Spätzle, Graf Troubadour, und es war ein erster Triumph des Kladderadatsch und eigentlich der bündigste Beweis für die Wahrheit seiner Behauptungen, daß trotzdem von Allen, die den Verhältnissen nicht völlig fern stehen, und auch vom Beherrscher der Wilhelmstraße die Angegriffenen sofort erkannt wurden. Die Sache sah ziemlich harmlos aus und weckte behagliche Heiterkeit, weil besonders die auf den Marschall-Inseln stationirten Herren im engeren und weiteren Kreise ihrer Kollegen sich einer außerordentlichen Unbeliebtheit erfreuen und man sie deshalb gern etwas wehsam gekitzelt sah. Da nun aber die Menge der Leser den wahren Zusammenhang und das Ziel des lustigen Krieges nicht verstand und da einzelne Redakteure des Witzblattes ihre Kampfeslust offenbar nicht mehr zu dämpfen vermochten, so wurden die wahren Namen endlich genannt und der Kladderadatsch schrie so laut nach einer Anklage, er drängte so sehnsüchtig sich nach der Möglichkeit eines Wahrheitbeweises, daß auch die allerheitersten Mienen allgemach düsterer wurden und die Frage nicht mehr zu vermeiden war, wie man dem schlimmen Unfug begegnen könnte. Der Reichsanzeiger wurde mobil gemacht; das Ansehen dieses amtlichen Organs ist aber bedenklich gesunken, seit es vom Freiherrn von Manteuffel öffentlich berichtigt werden mußte, und seine Erklärungen waren auch diesmal so lahm und zahm, daß der Eindruck höchst unbefriedigend blieb und im Publikum sich die Meinung festsetzte, der ein Witzbold hier neulich den Ausdruck gab: die Sache riecht doch brenzlich.

Da kam Hilfe, — von der Seite natürlich, von der dem neuen Kurse stets die Hilfe kommt: von der Presse. Die Braven, die es selbstverständlich und nicht der Rede werth fanden, daß der Stellvertreter des Reichskanzlers von großen Bankiers Hunderttausende geliehen hat, für die er mit seinem Privatvermögen und Einkommen kaum die genügende Bürgschaft bieten konnte, und die immer nur Den beschimpften, der durch eine vom alten Kaiser genehmigte Zuwendung dieser unerträglichen Lage eines beim Einwechseln großer Gedanken in kleine Münze bewährten Beamten ein Ende machte, — die selben Wackeren sprangen auch jetzt sofort hilfreich herbei, um vor dem Caprivihofe die Wachtposten zu beziehen und mit ihren stattlichen Leibern den Grafen und den Freiherrn ihres Herzens nicht nur, sondern auch den Austernfreund und das Spätzle zu decken. Zuerst trat, wie sichs gebührt, der Vorsitzende des Vereins Berliner Presse in

Aktion: Herr Ernst Wichert, der Richter und Dichter. Dieser Herr hielt es mit seiner Stellung als unabhängiger Richter und Vertreter einer offiziell für die Preßfreiheit fechtenden Korporation für vereinbar, im Auftrage des Grafen Caprivi den Redakteur des Kladderadatsch zu bitten, er möge die Angriffe gegen Beamte einstellen, „denen die Möglichkeit der Vertheidigung nicht gegeben sei.“ Die Begründung der Bitte verräth einen Mangel an Rechtskenntniß, der an dem obersten Reichsbeamten und an einem Kammergerichtsrath auffallen muß; die Angegriffenen konnten und können nicht nur selbst einen Strafantrag stellen, sondern dieses Recht ist — durch den Paragraphen 196 des Strafgesetzbuches — auch „deren amtlichen Vorgesetzten“ gesichert, — in diesem Falle also dem Staatssekretär des Auswärtigen Amtes und dem Reichskanzler. Die Mission des Herrn Wichert blieb denn auch ohne den erwünschten Erfolg und nun wurden stärkere Mittel versucht. Der Berliner Berichterstatter der Frankfurter Zeitung, ein sehr geschickter Mann, vielleicht der einzige Journalist großen Stils in der Reichshauptstadt und sicher die wichtigste publizistische Hilfskraft des neuen Kurses, dem er wohl weniger durch die Freude am Verkehr mit großen Herren als durch einen fanatischen Bismarckhaß zugeführt worden ist, veröffentlichte einen etwas unvorsichtigen Brief, worin ein Redakteur einem Leser des Kladderadatsch erklärte, mit den drei Männern seien die Geheimräthe von Holstein, von Kiderlen-Wächter und der Gesandte Graf Philipp Eulenburg gemeint, deren angebliche Sünden in aller Ausführlichkeit aufgezählt wurden. Sie sollten hinterlistig intriguirt, begabte Diplomaten weggebissen, mehr oder minder unfähigen Freunden Stellungen verschafft, die Kluft zwischen Berlin und Friedrichsruh geflissentlich vertieft und dem Kaiser Artikel, die sie selbst lancirt hatten, als Erzeugnisse bismärckischer Erbitterung vorgelegt haben. Wiederum ergab sich durch diese Veröffentlichung die Möglichkeit eines gerichtlichen Verfahrens, das den gesammten Thatbestand aufgehellt hätte; aber der Reichskanzler, der gegen sachliche, seine Ehre nicht antastende Kritiken bei der Staatsanwaltschaft Hilfe sucht, überließ die Vertheidigung der bösartiger Machenschaften bezichtigten Beamten wiederum der ihm dienstbaren Presse. Die verkündete, nun sei es heraus, daß hinter den Angriffen eigentlich gar nichts stecke, und sie gab, in dem fatal deutlichen Bestreben, den Kladderadatsch zu schonen, die Parole aus: das

Witzblatt ist getäuscht worden und der Stratege, der den Feldzug vorbereitet hat, ist in der Nähe der Familie Bismarck zu suchen. In der Wochenschrift des Herrn Barth, der eben die beginnende Popularität des Handelsvertragsgrafen signalisirt und damit dem Kladderadatsch eine ernsthafte Konkurrenz macht, bezeichnete ein anonymer Schmutzfink ganz direkt den Grafen Bismarck-Schönhausen als den Urheber der Angriffe und das Geheul, das dieser frechen Lüge folgte, verstummte erst, als Graf Bismarck öffentlich erklären ließ, er habe mit der ganzen Geschichte nicht das Geringste zu thun. Das unbedingt caprivitreue Centralorgan der Sozialdemokratie, das an infamer, dummer und feiger Verleumdung — ein armer Setzer zeichnet verantwortlich! — längst jeden Wettbewerb überholt hat, ließ sich natürlich auch durch diese Erklärung in seiner gewerbsmäßigen Verlogenheit nicht beirren.

Hier muß man einen Augenblick Halt machen. Kein halbwegs verständiger Mensch konnte glauben, daß ein dem Hause Bismarck Angehöriger den lustigen Krieg entfesselt und geleitet hatte. Wenn man selbst dem Fürsten oder seinem ältesten Sohn das merkwürdige Gelüsten zutrauen wollte, sich mit kleinen Leuten herumzubalgen, deren Beseitigung dem Grafen Bismarck im März 1890 doch sehr leicht gemacht war — er brauchte nur dem Drängen nachzugeben und Staatssekretär zu bleiben —, so muß man mindestens einräumen, daß mit solcher Hilfe die Strategie wohl erheblich besser ausgefallen wäre. Alle Achtung vor dem Witz und dem Muth der Gelehrten des Kladderadatsch, die gewiß im Besitz guter Beweise oder wenigstens interessanter Schriftstücke sind und denen die Zeugen vermuthlich nicht fehlen würden; politisch aber scheinen sie noch einigermaßen unerfahren zu sein, denn ihre Kriegskunst hat den wichtigsten Grundsatz vernachlässigt: den, beim Angriff den Gegner nach Möglichkeit zu isoliren, nicht aber ihm selbst einen mächtigen Verbündeten zu schaffen. Jeder Kenner der Verhältnisse hätte ihnen gesagt: Wenn Ihr die Herren Holstein und Kiderlen treffen wollt, dann trefft sie allein und laßt namentlich den Grafen Philipp Eulenburg aus dem Spiel, der in der Hofsprache Phili heißt und den seit Jahren eine intime Freundschaft mit dem Kaiser verbindet. Dieser Herr hat mit der Sache eigentlich auch gar nichts zu thun; er ist ein ausgezeichneter Klavierspieler, ein nicht allzu unangenehm dilettirender Dichter, Komponist und Sänger, ein sehr amusanter Gesellschafter, außerdem Spiritist und, wie man behauptet,

Freimaurer; auch die Gabe, über allerlei Hof- und Diplomaten-Klatsch höchst unterhaltende Briefchen schreiben zu können, wird ihm nachgerühmt, während er von der eigenen diplomatischen Fähigkeit weder bei den Prüfungen noch als preußischer Gesandter in München bisher deutlich erkennbare Proben ablegen konnte. Es mag überraschend sein, daß er so früh auf den gerade jetzt außerordentlich wichtigen Posten eines Botschafters am österreichischen Hofe gestellt wird; aber er ist der Vertrauensmann des Kaisers, und wenn er die Gnadenbeweise, die der hohe Freund ihm bietet, dankbar und froh hinnimmt, so kann ihm dafür eben so wenig ein Vorwurf gemacht werden wie für die geschmacklosen Reklamen, mit denen er von Berlin aus der Gunst der Wiener Presse empfohlen wurde. Ein besonders Eingeweihter war also der Berather des Witzblattes jedenfalls nicht und er hatte ihm eigentlich auch nur solche Geheimnisse anvertraut, die seit Jahren die Spatzen von allen Dächern pfiffen. Es kam und kommt aber auch gar nicht darauf an, diesen Berather zu entdecken; nur Leute mit schlechtem Gewissen, denen es bekannt ist, wie Jahre lang um die Familie Bismarck herumspionirt und wie der frühere Staatssekretär gelegentlich von Geheimpolizisten filirt wurde, konnten auf die Vermuthung einer persönlichen Rache verfallen, für die bei den Beschuldigten sicher weder Zeit noch Lust vorhanden ist. Es handelt sich um ganz bestimmte Anklagen; der Ankläger drängt sich zum Wahrheitbeweis und es wird auf die Dauer nicht möglich sein, diesem Drängen mit einer Preßhetze gegen den großen Unbekannten auszuweichen. Interessant aber und charakteristisch ist es, daß gerade die liberale, die demokratische und sozialistische Presse mit wüthigem Bellen über den Kladderadatsch herfällt. Wo sind die Zeiten, da der Liberalismus zum Schutz der Schwachen und zum Kampf gegen Beamtenwillkür seine Heerschaaren sammelte! Seit die strebsamsten Tribunen und die schmierigsten Kulis in der Wilhelmstraße verkehren, werden sogar die Preßprozesse wegen Kanzlerbeleidigung mit ergebenstem Nicken begrüßt und für die geheimen Räthe der Marschall-Inseln rüstet sich rasch eine dunkle Schutztruppe, — im Tageblatt, im Börsencourier und bei ähnlichen Säulen des Caprivismus. Wäre die Geschichte unter Bismarck passirt: kein Richterspruch hätte das Geheul über die fabelhafte Korruption zum Schweigen gebracht.

Das Spaßhafteste aber ist, daß die Schützlinge der Herren Barth, Klausner und Genossen nicht einmal Erfindungen der Unver-

gleichlichen von heute sind, sondern Geschöpfe der Machthaber von gestern, gegen die sonst doch die Genossenschaft so tapfer zu schmälen versteht. Herr von Holstein hat schon im Jahre 1874, als ein wichtiger Belastungzeuge im Arnim-Prozeß, an die Möglichkeit gedacht, Fürst Bismarck könnte „durch eine politische Aktion beseitigt werden", und er hat hinzugefügt: „Nach meinen Gesinnungen — ich bin vor vierzehn Jahren als Attaché bei Herrn von Bismarck eingetreten und habe stets in näheren Beziehungen zu ihm gestanden — waren meine Sympathien in diesem Falle gänzlich für den Fürsten Bismarck." Als Herr von Holstein nach Berlin kam, wurden die „Beziehungen" von der einen Seite wenigstens so eifrig gepflegt, daß jeder vertraulich im Kanzlerhause Verkehrende sich alsbald von der freundlichen Theilnahme des Geheimrathes beglückt sah und daß Lothar Bucher dem Hause oft fern blieb, um ein ihm unangenehmes Zusammentreffen zu vermeiden. Herr von Holstein ist kein eigentlicher Politiker, aber er spricht und schreibt ausgezeichnet französisch und englisch, er hat in langjähriger Freundschaft und Skatintimität mit Herrn Rudolf Lindau, der ihm schon in Paris während des Arnim-Skandals die Hilfe des Herrn von Blowitz werben mußte, eine beträchtliche Routine im Verkehr mit der Presse erlangt und es scheint, daß für seine vielseitigen Fähigkeiten sich reichliche Verwendung fand. Unscheinbarer war die Wirksamkeit des schwäbisch-behaglichen Herrn von Kiderlen-Wächter, den Graf Herbert Bismarck zu seiner Entlastung heranzog, und Herr von Holstein, der auch eine inhaltreiche und vielleicht nicht immer ganz vorsichtige Korrespondenz unterhielt, ist jedenfalls die weitaus interessantere Erscheinung. Immerhin gab beiden Herren der familiäre Verkehr im Hause Bismarck die Gelegenheit, ein werthvolles Material zusammenzutragen und auch solche Aeußerungen zu erhorchen, die nur für unbedingten Vertrauens würdige Hörer bestimmt waren.

Es kamen die kritischen Tage, die der Märzkatastrophe von 1890 voraufgingen. Wir wissen heute, daß von irgend einer Seite damals geflissentlich gearbeitet wurde, um den drohenden Bruch zu beschleunigen. Dem Monarchen wurde der alte Kanzler als ein unerträglich sich überhebender Vormund und als ein seniler Morphinist dargestellt, der im eigenen Interesse und im Interesse des kaiserlichen Dienstes so schnell wie möglich zur Ruhe befördert werden müsse. Diese Geschichtenträgereien von der Hintertreppe blieben dem Fürsten Bismarck nicht verborgen,

aber er wehrte arglos lächelnd die Warnung mit den Worten ab: „Solche Dinge kommen nicht an mich heran". Sie kamen an ihn heran; er mußte erleben, daß seine Weisungen scheinbar ehrerbietig angehört und dann einfach nicht ausgeführt wurden; er empfand ringsum einen ungreifbaren, passiven und zähen Widerstand und er mußte schließlich, als er entlassen worden war, so rasch von dem Hause, das ihm seinen Ruhm verdankt, scheiden, daß ihm die Möglichkeit genommen war, alle Papiere zu ordnen und aus den Archiven die zu seinem Privatbesitz gehörenden Dokumente zu sondern. Ob dabei irgendwo die Befürchtung thätig war, Otto Bismarck könne, wie Harry Arnim, amtliche Aktenstücke mit sich nehmen? Wenn man sich erinnert, daß in dem kaiserlichen Handschreiben, das die Entlassung bestätigte, von „weiteren Versuchen", den Fürsten im Amt zu erhalten, gesprochen wurde, während doch thatsächlich niemals irgend ein Versuch nach dieser Richtung gemacht worden war, dann liegt die Vermuthung nahe, daß allerlei geheimnißvolle Machenschaften wirksam waren.

Nun brach die Herrschaft der neuen Männer herein. Der frühere kommandirende General des zehnten Armeecorps wurde Reichskanzler, der frühere Erste Staatsanwalt in Mannheim wurde Staatssekretär im Auswärtigen Amt, und nachdem Graf Berchem, trotzdem ihm der Wirkliche Geheime Rath und der Titel Excellenz verliehen worden war, den Posten des Unterstaatssekretärs verlassen hatte — wahrscheinlich weil er auf die Stellung des Freiherrn von Marschall Anspruch zu haben glaubte —, wurde Herr von Rotenhan herbeigeholt, der bis dahin das Deutsche Reich bei den La Plata-Staaten zu vertreten hatte. In Hannover, Mannheim und Buenos-Ayres hatten die drei Herren kaum ausreichende Gelegenheit gehabt, die Wetterbildungen der europäischen Politik zu beobachten, und so sahen sie sich denn mehr und mehr auf die Dienstleistungen der Ueberlebenden aus der Zeit des alten Kurses angewiesen, denen das Revirement deshalb vielleicht nicht ganz unwillkommen war. Herr von Kiderlen-Wächter wurde Leiter des offiziösen Preßbureaus — unter einer Regirung, die eigentlich nur durch die Presse fröhlich leben kann, fast der wichtigste Posten — und auch die Kompetenzen des Herrn von Holstein erhielten eine früher ungeahnte Bedeutung. Er liefert dem Monarchen sehr detaillirte Berichte über die geschäftliche Thätigkeit und das Privatleben der im auswärtigen Dienst stehenden Beamten, er muß sich bemühen, das Material für

diese Berichte von möglichst zuverlässigen Agenten zusammenkehren zu lassen, und es scheint, daß ihm allmählich ein bedeutender Theil des gesammten Verkehrs mit den Gesandten und Botschaftern des Deutschen Reiches zugefallen ist. Die Erfolge des Herrn von Kiderlen darf man nicht bestreiten, wenn man bedenkt, welchen Umfang heute die offiziöse Preßbeeinflussung angenommen hat, wie sie von hochkonservativen bis zu sozialdemokratischen Blättern reicht und wie auch die ausländischen Korrespondenten fast sämmtlich gekirrt worden sind. Die Verdienste des Herrn von Holstein blieben im Stillen; seine Feinde behaupten, er wisse immer genau, was zu jeder Stunde jedes Tages in jedem Zimmer der wichtigsten Reichsämter geschehe, welche Besucher dort verkehren und was gesprochen werde; andere wieder erzählen, er habe durch seine Berichte die Entlassung oder Versetzung befähigter Diplomaten bewirkt. Vielleicht sind Das nur die Erfindungen persönlich gekränkter Männer; sicher aber läßt über die Thätigkeit des Herrn von Holstein sich manches Interessante erzählen, eben so sicher giebt seine jetzige Stellung unter Vorgesetzten, die mit den politischen, diplomatischen und personellen Verhältnissen noch nicht lange bekannt sind, ihm mindestens die Möglichkeit eines sehr weit reichenden Wirkens, und da es sich um wesentliche Interessen des Reiches handelt und da achtbare Leute öffentlich den Beweis für angeblich sehr bösartige Intriguen anbieten, wäre es jedenfalls werthvoll und nützlich für das Volk und für dessen erste Diener, die thatsächliche Grundlage dieser so laut und so nachdrücklich erhobenen Beschuldigungen kennen zu lernen.

Im diplomatischen Dienst des Reiches haben sich während der letzten Zeit sehr auffallende Veränderungen vollzogen. Herr von Schloezer, ein ungewöhnlich gebildeter, kluger und erfahrener Mann, der schon in Petersburg Bismarcks beste Hilfskraft war, wurde von Rom abberufen, wo er nach der offen ausgesprochenen Ansicht des früheren Kanzlers doch sehr schwer zu ersetzen sein sollte, und an seine Stelle trat Herr von Bülow, der sich in der Angelegenheit der gefälschten Welfenfonds-Quittungen nicht als übermäßig geschickt erwiesen hatte. Ein anderer Herr von Bülow wurde beim Quirinal accreditirt, obwohl er mit einer Italienerin verheirathet ist und es dem bisher geltenden diplomatischen Brauch widerspricht, Missionchefs in solche Länder zu schicken, in denen sie nahe verwandtschaftliche Beziehungen haben. Herr von Radowitz, dessen Thätigkeit allgemein gerühmt

wurde, mußte in Konstantinopel einem diplomatischen Neuling weichen, in Petersburg, Belgrad, Lissabon traten Veränderungen ein und nun ist auch Prinz Reuß, dessen Stellung seit dem Wiener Erlasse des Grafen Caprivi als erschüttert galt, endlich beseitigt worden. Diese Verabschiedungen und Versetzungen werden vom Kaiser und vom Reichskanzler verfügt, eine gesetzlich geregelte Minister-Verantwortlichkeit haben wir leider noch immer nicht, und so ist der öffentlichen Kritik keine wirksame Handhabe geboten. Aber es muß offen ausgesprochen werden, daß vielfach der Glaube an eine geheime Palastpolizei verbreitet ist, deren Thätigkeit vorwiegend darin bestehen soll, alle Anhänger des alten Kurses wegzubeißen, die dem neuen Kurs und namentlich dessen Coulissengeistern unbequem werden könnten. Dieser Glaube ist um so gefährlicher, als die jetzt leitenden Männer noch nicht Gelegenheit hatten, diplomatische Lorbeern zu ernten. Und wenn man bedenkt, daß die von Rudini eingeleitete Schwenkung Italiens in Berlin unbekannt blieb, wenn man der Berichte sich erinnert, die dem Zollkrieg mit Rußland vorangingen, und wenn man sieht, wie es nicht einmal gelang, in Athen und Lissabon die deutschen Interessen erfolgreich zu vertreten, dann sind solche Betrachtungen sicher nicht geeignet, das erschütterte Vertrauen zu befestigen.

Es ist schlimm genug, daß die Nachricht von dem Radieschenattentat durch einen früheren Polizeispitzel aus der Reichskanzlei in die Zeitungen gebracht worden ist. Aber es wäre noch schlimmer, wenn jetzt gegen den Kladderadatsch, der ganz richtig die Ersetzung des Herrn von Moser durch Herrn von Varnbüler vorausgesagt hat, nur die dunkle Preßmeute aufgeboten würde. Hier handelt es sich nicht mehr um Klatschgeschichten. Die Nation hat ein Recht darauf, zu erfahren, ob bei der Entlassung Bismarcks, bei der Beseitigung des Grafen Waldersee und anderer Männer von Autorität und Verdienst wirklich Intriguen mitgewirkt haben, und die Herren der Wilhelmstraße dürfen, auch wenn nur ein Witzblatt als Ankläger auftritt, der sehr ernsten — und hoffentlich auch sehr leichten — Pflicht sich nicht entziehen, die Unhaltbarkeit der Anklage öffentlich nachzuweisen.

Die Wahlreform in Oesterreich.

Die neue Koalitionregirung des Fürsten Windischgrätz hat nach dem Sturze des Grafen Taaffe bekanntlich die Wahlreform als erste Nummer auf ihr Programm gesetzt und nun auch an die Klubs der koalirten Parteien die Grundzüge dieser Wahlreform zur Kenntnißnahme und Verhandlung hinausgegeben. Von den drei vereinigten Richtungen hat die konservative, vom Grafen Hohenwart geführte Partei diese Grundzüge bestimmt abgelehnt und ihrerseits Gegenvorschläge gemacht. Diese Vorschläge würden, wenn sie in Oesterreich Annahme fänden, eine weit über Oesterreich hinausreichende Bedeutung haben. Selbst wenn die Koalition sogleich bei der Wahlreform wieder aus dem Leim ginge, was eben so bedauerlich wie vom sachlichen Standpunkt aus vermeidbar wäre, würde dennoch der gegenwärtige Verfassungversuch einen nachhaltigen Werth behalten und nicht wirkunglos verhallen. Es läßt sich übrigens, wenn es den Deutschliberalen mit der Wahlreform Ernst ist — und daran darf nicht gezweifelt werden —, unwiderleglich nachweisen, daß alle drei Fraktionen der Koalitionmehrheit sich der Sache nach sehr wohl verständigen können, und sogar darthun, daß der deutschliberale Reformentwurf die Deutschliberalen selbst mehr bedrohen würde als der Vorschlag der Konservativen.

Der Leser muß, wenn er den Gegenstand seinem Verständnisse vollständig zu eigen machen will, die bestehende Verfassung, um deren Fortbildung in der Richtung erweiterten Wahlrechtes es sich eben handelt, sich mit einigen Grundstrichen vor Augen stellen lassen.

Die cisleithanische Volksvertretung, die zur Erledigung der mit Ungarn gemeinsamen Angelegenheiten alljährlich sechzig Delegirte entsendet, besteht unter dem Namen Reichsrath aus dem Herrenhaus und aus dem Abgeordnetenhaus. Das Herrenhaus, zusammengesetzt aus den Kaiserlichen Prinzen, aus den erblich berufenen hochadligen Großgrundbesitz-Geschlechtern, aus hohen geistlichen Würdenträgern kraft Amtes und aus lebenszeitlich von der Krone berufenen Männern der Kunst und Wissenschaft, — dieses Herrenhaus steht bei der Wahlreform ganz außer dem Spiel. Die Reform geht nur das Abgeordnetenhaus mit seinen 353 Mitgliedern an. Die Wahl ins Abgeordnetenhaus war bis ins Jahr 1873 von den durchaus einkammerlichen Landtagen der verschiedenen „Kronländer" aus, also „indirekt", erfolgt. Seit 1873 geschieht diese Wahl „direkt" aus besonderen Reichsrathswahlkreisen aller Kronländer heraus, jedoch nach den selben Gruppen, in denen auch zu den Landtagen gewählt wird. Dieses neue direkte oder „centralistische" Wahlsystem ist genau so wie das frühere landtäglich „auto-

nomistische" oder „föderalistische" System ein Viergruppen-Wahlsystem der besitzenden Klasse, und zwar für den Reichstag wie für den Landtag nahebei das gleiche Gruppenwahlsystem. Durch die zwanzig seit 1873 entschwundenen Jahre direkter, nicht landtäglich vermittelter Wahl schien der frühere Gegensatz zwischen dem „Föderalismus", auch „Autonomismus" genannt, und dem sogenannten „Centralismus" ausgelöscht zu sein, und da seit 1873 das Abgeordnetenhaus im Ganzen nicht schlechter und nicht besser funktionirt als zuvor, wird man annehmen dürfen, daß die Frage, ob die Landtage als Wahlkörper für den Reichsrath dienen sollen, praktisch bei Weitem nicht die Bedeutung hatte, die man der Sache beigelegt hat und jetzt wieder beilegt. Uebrigens handelt es sich, wie sich sofort zeigen wird, auch bei dem Reformvorschlage des Grafen Hohenwart nicht um Wiederherstellung des Zustandes vor 1873, sondern um etwas ganz Anderes.

Als die vier Gruppen, die im Abgeordnetenhause vertreten sind, stellen sich dar: 1. der einst gutsherrliche, jetzt sog. landtäfliche Großgrundbesitz, 2. das Handels- und Industrie-Großkapital von den Handels- (richtiger Handels- und Industrie-) Kammern aus, 3. der Besitz in allen Städten und stadtartigen Gemeinden (Städten, Märkten und Industrialorten), endlich 4. der Besitz in den Landgemeinden; in den einkammerlichen Landtagen, in denen keine erste Kammer zur Unterbringung der Kirchen- und der Universitätvertretung ist, finden sich auch Vertreter der Kirche und Universität-Rektoren. Am Abgeordnetenhause des Reichsraths haben nun die genannten vier Gruppen näher folgenden Vertretungantheil: der Großgrundbesitz 85, die Handelskammern 21, die Städte 2c. 118, die Landgemeinden 129, zusammen 353 Sitze. Auf jedes Kronland ist jeder Gruppe eine feste Anzahl Sitze zugewiesen. Nach dem Gesagten sind alle vier Gruppen gleichmäßig Besitzgruppen, da auch die Handelskammern durch Censuswahl zu Stande kommen. Der Steuercensus ist für jede Besitzgruppe in jedem Lande ein verschiedener; in den Stadtgemeinde- und Landgemeinde-Wahlkreisen ist er auf fünf Gulden herabgekommen (Fünfguldenmänner!). Die Klasse der Nichtbesitzenden und des kleinsten Besitzes ist nicht vertreten. Dieser Klasse der Besitzlosen und Mindestbemittelten soll nun gegenüber der vierschichtigen Besitzklasse durch die bevorstehende Wahlreform irgend welcher Antheil am Verfassungleben ertheilt werden. Dem allgemeinen Stimmrecht würde die Reform nur dann völlig Genüge thun, wenn jeder Steuercensus ganz entfiele; man kommt jedoch dem allgemeinen Stimmrecht auch dann sehr nahe, wenn jede, schon die geringste Steuerzahlung das Wahlrecht verleiht und dabei weitere Arten der Ausschließung, sogenannter „Bildungcensus" und Aufenthaltszeit- oder „Stabilität-Census", fortfallen.

Das Wahlverfahren ist zur Zeit nicht allgemein ein direktes; denn in

den Landgemeindebezirken findet die Wahl durch Wahlmänner statt. Die Stimmgebung bei der Wahl ins Abgeordnetenhaus ist ebenfalls nicht durchaus geheim; in manchen Kronländern ist sie geheim, in den anderen öffentlich, je nachdem daselbst in die Landtage öffentlich oder geheim gewählt wird, und kulturell und sprachlich ganz gleichartige Kronländer wählen, das eine geheim wie Böhmen oder Nieder-Oesterreich, das andere öffentlich wie Mähren oder Ober-Oesterreich.

Von allen Besitzgruppen ist weitaus am Stärksten der Großgrundbesitz vertreten. Schon im Herrenhaus. Aber auch im Abgeordnetenhaus mit einem Viertel aller 353 Sitze. Und zwar nur der früher feudale und gutsherrliche, jetzt sog. „landtäfliche" Großgrundbesitz, obwohl vom Gutsherrlichkeit-Verhältniß jede sonstige Spur weggetilgt ist und der nicht gutsherrliche Grundbesitz theilweise auch in anderen als Adelshänden ruht. Diese starke Vertretung des einst gutsherrlichen und „feudalen" Großgrundbesitzes muß deshalb so nachdrücklich betont werden, weil sie es erklärt, weshalb keine Regirung gegen den Großgrundbesitz die Wahlreform durchzusetzen vermag.

Die eben skizzirte vierschichtige Besitzgruppen- oder auch sogenannte Kurien-Vertretung mit Uebergewicht des früher feudalen Großgrundbesitzes hat dreißig Jahre geherrscht. Aber Oesterreich ist keine Insel in der europäischen Verfassungwelt geblieben und die Forderung des allgemeinen direkten und geheimen Stimmrechts hat sich vom städtischen Nichtbesitz und vom Kleinbesitz her immer mehr geltend gemacht. Diese demokratische Strömung kann man nicht ferner ablehnen. Was aber soll geschehen? Bei Beantwortung dieser Frage kann das Wahlverfahren, die Frage nämlich, ob öffentlich oder geheim, ob ohne oder durch Wahlmänner gewählt werden soll, als von verhältnißmäßig untergeordneter Bedeutung bei Seite gelassen werden, obwohl ich nicht anstehen würde, für sämmtliche Kronländer die direkte Stimmgebung und, sobald einmal das Volksschulgesetz von 1868 den Analphabetenstand beseitigt hätte, auch die geheime Stimmgebung für berechtigt und völlig ungefährlich zu erklären. Die Grundfragen sind vielmehr die: 1) soll die Wahlberechtigung eine allgemeine in dem Sinne werden, daß überhaupt jeder 24 Jahre alte Oesterreicher, wenn er nicht mit den bekannten elementaren Indizien der Wahluntüchtigkeit behaftet ist, irgendwie Wahlberechtigung erhält? 2) soll die allgemeine direkte (nicht landtäglich vermittelte) Wahl wirkliche Volkswahl in dem Sinne sein, daß sämmtliche Wahlberechtigte, besitzlose und besitzende, einen einzigen Wahlkörper bilden, statt in Klassenschichten zu wählen? 3) soll ausschließend die allgemeine Volkswahl ohne Zusatz von Korporationwahlen stattfinden? oder sollen — und wie stark sollen — neben den Abgeordneten der Volkswahl auch Erwählte der kommunalen und beruflichen Körperschaften des

öffentlichen Rechtes den Sitz im Abgeordnetenhaus finden? Daß eine ausschließend körperschaftliche Vertretung geschaffen werde, ist bei der österreichischen Wahlreform und, so viel bekannt, in der ganzen verfassungspolitischen Litteratur der neuesten Zeit von keiner Seite mehr gefordert; wenn der Unterzeichnete, dessen Name als der des „wissenschaftlichen Vertreters der korporativen Volksvertretung" in die Wahlreform-Erörterungen hineingerathen ist, immer wieder als Vertreter ausschließend korporativer Vertretung aufgeführt wird, so ist Dieses entweder grobes Mißverständniß oder grobe Entstellung und Fälschung; denn auch ich habe das gemischte System mit vorwiegender allgemeiner Volkswahl und zusätzlicher kommunal-berufskörperschaftlicher Volksvertretung verlangt, zuletzt in meinen „Kern- und Zeitfragen", und insbesondere für Oesterreich in einer Abhandlung der „Tübinger Zeitschrift" die Forderung einer durch ihre zwei integrirenden Theile vollständigen und verhältnißmäßigen Volksvertretung begründet.

Wie stellen sich denn nun in jenen drei Hinsichten die drei bisher hervorgetretenen Wahlreform-Entwürfe: derjenige des Grafen Taaffe, derjenige des Fürsten Windischgrätz Namens der gegenwärtigen Koalitionregirung und derjenige des Grafen Hohenwart Namens der Konservativen? Darauf läßt sich eine präzise Antwort geben. Graf Taaffe wollte von den vier jetzigen Reichsraths-Kurien die zwei größten, nämlich jene der Städte mit 118 und jene der Landgemeinden mit 129 von 353 Sitzen, dem allgemeinen Stimmrecht, wenn auch nicht ganz überlassen — denn er wollte einen sonderbaren Wehrpflicht- und Analphabetencensus für die Stadtgemeinde- und Landgemeinde-Wahlberechtigung festhalten —, aber doch sehr nahe bringen. Daneben wollte er die zwei anderen Spezialkurien, diejenigen des Großgrundbesitzes mit 85 Sitzen und jene des großen Handels- und Industriekapitals (das Kleingewerbe ist in den österr. Handels- und Gewerbekammern sehr schwach vertreten), unverändert fortbestehen lassen. Das war immerhin ein großer und nach österreichischen Verhältnissen kühner Wurf zum allgemeinen Stimmrecht hin, aber es war noch nicht wirklich Volkswahl, weder die reine und ausschließliche noch die mit Korporationvertretung gemischte; es war ein dem allgemeinen Stimmrecht nahe kommendes System mit zwei großen Sperrrädern aus dem alten Schmerlingschen Verfassunginventar. Um eine wirkliche Volkswahl zu schaffen, hätten auch die Großgrundbesitzer und die Großkapitalisten in die städtischen und ländlichen ungetheilten Wahlkörper zusammen sowohl mit dem bäuerlichen und kleingewerblichen Besitz wie mit den Besitzlosen einbezogen werden müssen, und wollte man die Volkswahl nicht ausschließlich, so hätte daneben ein korporativer Vertretungzusatz aus allen Schichten, namentlich auch aus bäuerlichen und kleingewerblichen Schichten, stattfinden

müssen. Dieser Zusatz könnte auch anderswoher als von den Landtagen aus stattfinden. Taaffes Entwurf ist wohl für immer gefallen; aber eine Anregung von unaufhaltsamer Nachwirkung hat er gegeben.

Ganz anders, weit zaghafter, nimmt sich der Entwurf des Fürsten Windischgrätz aus, in dem die Koalitionregirung die bisherigen Reformideen des Deutschliberalismus, bezw. des liberalen Großbesitzes, vorläufig sich angeeignet hat. Dieser Entwurf will die bisherigen vier Besitzkurien in aller und jeder Hinsicht unverändert lassen. An sie soll einfach eine fünfte Kurie der in den vier Besitzkurien nicht wahlberechtigten Besitzlosen angelöthet werden, sofern diese gewisse, in der Wirkung das Wahlrecht stark einschränkende Bedingungen erfüllen. Diese Einschränkungen wären außer mindestens sechsmonatlichem Aufenthalt im Wahlbezirk (sog. Stabilitätcensus), eine der sechs folgenden Bedingungen: erfolgreiche Absolvirung eines Obergymnasiums, oder Erreichung der Einjährig-Freiwilligen-Eigenschaft, oder nachgewiesener Besuch größerer gewerblicher Unterrichtsanstalten, oder erfolgreicher Besuch einer vom Staate oder einem Lande subventionirten Ackerbauschule, oder mindestens ununterbrochene zweijährige Zugehörigkeit zu einer Krankenkasse des Krankenkassengesetzes vom 30. März 1888, oder Bezahlung einer landesfürstlichen direkten Steuer während der letzten zwei Jahre. Die 43 neuen Mandate dieser Klasse sollen wie folgt vertheilt werden: auf Böhmen 7 Landgemeinde- und 3 Stadtwahlbezirke, Galizien 9 Landgemeinde- und 1 Stadtwahlbezirk, Niederösterreich 1 Landgemeinde- und 3 Stadtwahlbezirke, auf Mähren 3 Landgemeinde- und 1 Stadtwahlbezirk; für Tirol und Steiermark sind je 2 Mandate, für die übrigen Kronländer je 1 Mandat vorgesehen. Hiernach käme zwar eine Ausdehnung des Wahlrechts zu Stande, freilich nur eine beschränkte, da die Mitgliedschaftpflicht zu den Krankenkassen auf die eigentlichen Landwirthschaftarbeiter sich noch nicht erstreckt. Allgemeine Volkswahl bliebe überhaupt ausgeschlossen, da vielmehr der vierschichtigen Besitzvertretung eine gemischte Vertretung der besitzlosen „Bildung“, der Kleincensiten unter 5 Gulden Steuerzahlung, endlich der krankenkassenpflichtigen Stadt- und Land-Industrie-Arbeiter äußerlich angehängt werden soll; von einer Verschmelzung der Besitz- und der Nichtbesitzklasse ist nicht die Rede. Und dabei nur 43 Mandate gegenüber den 353 Mandaten der vierschichtigen Besitzklasse, während Graf Taaffe reichlich zwei Drittel der Sitze des Abgeordnetenhauses dem allgemeinen Stimmrecht nahezubringen gedachte. Solche Ankoppelung von Besitzlosen- an Besitzvertretung zu einem Wahltrain mit fünf statt bisher vier Waggons ist meines Wissens nirgends in der Welt vorhanden und sie wäre wohl für keinen Bevölkerungtheil politisch, national und sozial eine so große Gefahr

wie für das liberale Deutschthum. Die konservative Fraktion hat das Ansinnen des Ministeriums Windischgrätz, wie es scheint, ohne viel Zaudern und entschieden abgelehnt, jedoch eine positive Gegenantwort gegeben.

Längere Zeit erfuhr man über den positiven Inhalt der Gegenvorschläge des Hohenwartklubs nur wenig, und nur daraus, daß der binnen zwanzig Jahren zwanzigmal tot erklärte Graf Hohenwart wieder einmal noch toter gemacht wurde, ließ sich auf eine starke Verschnupfung innerhalb der Koalition schließen. Jetzt sind die Grundzüge des Gegenprogramms durch das „Vaterland" (10. März) authentisch bekannt und man kann daraus mit Befriedigung entnehmen, daß es sich nicht um unausgleichbare Gegensätze handelt, wenn es auf beiden Seiten vermieden wird, auf die rothen Tücher des Centralismus und des Autonomismus loszugehen. Die Vorschläge des Grafen Hohenwart sind wörtlich die folgenden: „I. Die Mitglieder des Abgeordnetenhauses werden in Hinkunft gewählt: a) durch allgemeine Wahlen aller zum Wahlrecht berufenen Staatsbürger (Volkswahlen), b) durch Wahlen der großen berufsgenossenschaftlichen und gesetzlichen Territorialkörperschaften (Korporationwahlen). II. Als wahlberechtigte Körperschaften haben zu fungiren: 1. für den Großgrundbesitz die Gesammtheit der wahlberechtigten Großgrundbesitzer eines Kronlandes, und zwar in den verschiedenen Kronländern wie bisher in einem oder in mehreren Wahlkörpern für alle Kronländer zusammen mit den bisherigen 85 Sitzen; 2. für den Handelsstand (Handels- und Industrie-Großkapital) die Handelskammern, jede für ihren Bereich, mit zusammen 18 statt bisher 21 Sitzen im Abgeordnetenhaus; 3. für 12 neu zu schaffende Sitze die selbständig zu organisirenden Gewerbekammern (Handwerkerkammern?)".

Diese 12 Sitze werden den Handwerkerkammern dadurch verschafft, daß, da das Handwerk wesentlich den Städten, Märkten und Industrialorten angehört, die bisherigen Sitze der Städtekurie von 118 auf künftig 107 (Volkswahl- und Körperschaftsitze zusammen) herabgesetzt, also um 11 verringert werden und daß die Zahl der Sitze der Handelskammern eben wegen Ausscheidung des Handwerkes von 21 auf 18 Sitze, also um 3 Stimmen ($^1/_7$) herabzusetzen wären. Von diesen 3 Sitzen soll 1 den Handwerkerkammern, die 2 anderen sollen der Volkswahl in den Landgemeinden zufallen, die künftig theils vom Landtage aus, theils auf „körperschaftliche" Weise mit 86, theils durch Volkswahlkörper mit 45, zusammen mit 131 (statt bisher 129) Sitzen betheiligt werden sollen. — Hiermit ist die Darstellung bei dem zweiten integrirenden Bestandtheil des gemischten Vertretungsystems, bei der Abordnung durch allgemeine Volkswahl, angekommen. Dieser sollen für die Stadtgemeinden-Bezirke etwa 35, für die Landgemeinden-Bezirke etwa 45, zusammen 80, d. h. ungefähr ein Drittel

der bisherigen Sitze beider Kurien und ein schwaches Viertel aller 353 Sitze des Abgeordnetenhauses, überlassen werden. — Die Gesammtvertheilung der unverändert aufrechterhaltenen Zahl von 353 Abgeordneten betrüge hiernach für die „Körperschaftvertretung“: Großgrundbesitz 85 wie bisher, Handelskammern 18 statt bisher 21, Handwerkerkammern 12, landtagskörperschaftlich besetzte Sitze 158 (72 für die Stadt-, 86 für die Landgemeinden), zusammen 273 körperschaftliche Sitze, dagegen für die Volkswahl 35 städtische und 45 ländliche, zusammen 80 Sitze (273 + 80 = 353 Sitze). — Da zwei Drittel der Sitze in der Stadtgemeinden- und in der Landgemeinden-Kurie der Körperschaftvertretung überlassen werden sollen, so müßten die Volkswahlkreise sehr erheblich größer gemacht werden, als die bisherigen Kurialwahlkreise es gewesen sind, und diese Abgrenzung wäre erst zu schaffen. Das wird Schwierigkeiten haben, welche jedoch, wie sich zeigen wird, leicht ganz umgangen werden können.

Bei den Volkswahlen wäre wirklich nahezu das allgemeine Stimmrecht gegeben; denn wahlberechtigt in den achtzig künftig der direkten Volkswahl eingeräumten Wahlkreisen würden sein Alle, welche eine der folgenden drei Bedingungen erfüllen, nämlich irgend welchen Betrag direkter Steuer zu zahlen, oder „der Klasse der Industrialarbeiter anzugehören“, worüber die nähere Bestimmung noch zu erfolgen hätte, oder einen jährlichen Wohnungmiethzins in einem für die einzelnen Orte vom Landtage zu bestimmenden Betrage zu entrichten. Es würde also der Wehrpflicht- und Bildung-Census entfallen, jeder Industrialarbeiter als solcher wahlberechtigt sein, sonst aber in Stadt und Land weiter jeder Arbeiter wahlberechtigt gemacht werden, der, auch wenn er keine Steuer zahlt und kein eigentlicher Industrialarbeiter ist, wenigstens selbständig wohnt, also alle Lohnarbeiter mit Ausnahme der Schlafgänger, Dienstboten, familienangehörigen Arbeiter, Hausknechte u. s. w. Für die 80 Wahlkreise wäre ferner, da in ihnen alle 24 Jahre alten Männer, gegen welche kein gesetzlicher Ausschließungsgrund vorliegt, wahlberechtigt sein sollen, eine wirkliche Volkswahl mit Aufhebung jedes Besitzklassenunterschiedes, wenn auch unter Aufrechterhaltung der Eintheilung in städtische und ländliche Wahlbezirke, gegeben. Da die übrigen 273 Sitze durch Wahl von den „Körperschaften“ aus besetzt werden würden, so liegt hier ein Versuch gemischter Volkswahl- und Körperschaftvertretung vor. Ich sage: ein Versuch, da man wenigstens hinsichtlich der ungeändert aufrechterhaltenen direkten Wahl der 85 Abgeordneten des Großgrundbesitzes sehr wohl den Zweifel erheben kann, ob da Korporationwahl und -Vertretung und nicht vielmehr direkte Wahl einer sehr bevorzugten Besitzart vorliege. Hinsichtlich der Wahl von 18 Mitgliedern durch die Handelskammern und von 12 Abgeordneten durch

die erst zu schaffenden Handwerkerkammern kann dagegen der Charakter wirklicher und zwar direkter, d. h. nicht landtäglich vermittelter Verknüpfung von Korporation- und von Volkswahl nicht in Abrede gestellt werden.

Vom Taaffeschen Projekte unterscheidet sich hiernach das Hohenwartsche dadurch, daß es nicht blos den Großgrundbesitz und das Großkapital, sondern von den Landtagen her auch den mittleren und kleinen Landwirthschaft- und Gewerbebesitz bezw. die ländlichen und städtischen Komunalgemeinschaften neben der allgemeinen Volkswahl als zweiten integrirenden Bestandtheil der Vertretung im Abgeordnetenhaus aufrecht erhält, und daß es den entschiedenen und bewußten Anlauf zu einer Vervollständigung und Mäßigung der allgemeinen Volkswahl durch korporative Abgeordnete nimmt. Von dem Vorschlag des Kabinets Windischgrätz unterscheidet es sich dadurch, daß es nicht blos keine Besitzlosen-Kurie schafft, sondern auch die bestehende, fachlich und gemeindlich gegliederte Besitzvertretung der vier bisherigen Kurien in Wahlkörper für Körperschaftwahlen zur Seite der allgemeinen Volkswahlen zu verwandeln sucht. Von beiden früheren Entwürfen aber weicht der Hohenwartsche dadurch ab, daß er dem Handwerk selbständige körperschaftliche Vertretung neben dem industriell-kommerziellen Großkapital durch Schaffung von „Gewerbekammern" sichert, daß er den Bildungcensus fallen läßt, aber für die Besitzlosen einen durch die Landtage örtlich zu regelnden Miethcensus einführt.

Auch dem Hohenwart-Programm ist bis jetzt keine Begründung öffentlich mitgegeben. Man wird jedoch die Gründe für einige auffallende Formulirungen mit einiger Sicherheit vermuthen können. Warum körperschaftliche Vertretung nur des wirthschaftlichen, nicht auch des idealen, d. h. kirchlich-intellektuell-ästhetischen Volkslebens? Wohl deshalb, um die Aufgabe nicht zu kompliziren: qui trop embrasse, mal étreint, und da im Herrenhause eine ausgiebige Vertretung der geistigen Interessen vorgesehen ist, erscheint diese Unterlassung überhaupt als zulässig. Warum nur 80, statt wie bei Taaffe 247 Volkswahlsitze? Etwa aus übertrieben konservativer Vorsicht? Vielleicht nicht einmal, da einerseits die Rücksicht auf die Deutschliberalen, die nur 43 Sitze einräumen wollen, mehr als 80 Volkswahlmandate vorzuschlagen verbieten mochte, und andererseits die Unmöglichkeit, dem Großgrundbesitz an den 85 Stimmen abzubrechen, eine nur schwache Korporationvertretung der bürgerlichen, städtisch-ländlichen Berufsstände bis auf Weiteres nicht räthlich erscheinen ließ. Die radikalen Anwälte der besitzlosen Klassen, welche im Rechte wären, mit dem Grafen Taaffe zwei Drittel oder doch die Hälfte der Sitze für die allgemeine Volkswahl zu beantragen, werden hierüber wohl bald Klarheit schaffen.

Stuttgart. Dr. Albert Schaeffle.

Die natürliche Ungleichheit der Menschen.*)

Mit dem Nachweis, daß die Menschen nicht gleich sind, unter was für einem Gesichtspunkt man sie auch betrachtet, und daß die Annahme, sie müßten als gleich betrachtet werden, keinerlei apriorische Begründung hat, wie gerechtfertigt es auch sein mag, sie aus praktischen Gründen hinsichtlich des positiven Rechtes mit den nöthigen Einschränkungen als gleich zu betrachten, — ist dem Versuche Rousseaus, von aprioristischen ethischen Voraussetzungen aus zur Verneinung des Rechtes des Einzelnen auf Privateigenthum zu gelangen, die Grundlage entzogen. Denn mit größerer logischer Konsequenz als seine Nachtreter stellt Rousseau den Boden und seine Früchte auf die gleiche Stufe und sagt: Vous êtes perdu si vous oubliez que les fruits sont à tous, et que la terre n'est à personne. Von Rousseaus Standpunkt aus ist Dies thatsächlich der einzige vernünftige Schluß aus den Voraussetzungen. Der Versuch, zwischen dem Boden als einem in der Masse begrenzten Gute und anderen Dingen als unbegrenzten Gütern einen Unterschied zu machen, ist offenbar ein Trugschluß. Denn nach ihm**) ist die ganze bewohnbare Oberfläche der Erde das gemeinsame Eigenthum der ganzen Menschenrasse. Unzweifelhaft umfaßt der bewohnbare und bebaubare Boden nur eine bestimmte Anzahl von Quadratmeilen, und diese läßt sich auch durch keine Anstrengung der heute bekannten und künftig zu erwartenden menschlichen Geisteskraft über das Areal des nicht mit Wasser bedeckten Theiles der Erdkugel hinaus vermehren. Man nennt sie also ganz mit Recht begrenzt. Wenn aber die Bodenmenge begrenzt ist, so ist es die Anzahl der Bäume, die darauf wachsen können, doch auch. Und eben so das Vieh, das man darauf weiden kann, die Ernten, die sich darauf gewinnen lassen, die Erze, die darin gegraben werden können, der Wind, und die Wasserkraft, die durch die begrenzten Ströme dargestellt wird, die von begrenzten Höhen niederfließen. Und wenn sich die menschliche Rasse weiter um ihre heutige Quote vermehrte, so würde eine Zeit kommen, wo für mehr Menschen nicht einmal mehr ein Stehplatz vorhanden wäre. Und wenn Das nicht die Grenze wäre, so würden die Menschen doch lange vorher die begrenzte Menge der Nahrungmittel aufgegessen haben und ausgestorben sein, gleich den Heuschrecken, die auf einer Oase in der Wüste alles Freßbare aufgezehrt haben. Der Versuch, einen Unterschied zu machen zwischen dem Boden als einem begrenzten Gut, wohl in dem Sinne, daß er nicht importirt werden kann, und den anderen Dingen als unbegrenzten, weil man

*) S. Nr. 26 der „Zukunft".

**) wie nach Hobbes, wenn auch aus anderen Gründen.

sie ja importiren kann, verdankt seine Entstehung dem Umstande, daß Rousseaus moderne Anhänger sich dem Wahne hingeben, das Eigenthumsrecht einer Nation an dem Land, das sie inne hat, ließe sich mit ihren Grundsätzen vereinbaren. Wenn die britischen Inseln das Eigenthum des britischen Volkes sind, dann ist es sicher wahr, daß dieser Besitz nicht mehr als etwa 90 000 englische Quadratmeilen haben kann, während andererseits die Menge importirbarer Artikel mindestens praktisch, wenn auch nicht absolut unbegrenzt ist. Aber wie ist denn die Annahme, daß Britannien den Briten gehört, mit Rousseaus erhabenem Ausspruch vereinbar, daß Niemand ohne die einmüthige Zustimmung aller seiner Mitmenschen irgend ein Stück dieses begrenzten Gutes rechtmäßig besitzen könne? Ich habe stark den Eindruck, daß keine Seele widersprechen würde, wenn uns ein buntscheckiges Plebiszit der Europäer, Chinesen, Hindus, Neger, Indianer und der übrigen Bewohner der Erdkugel als Usurpatoren brandmarken würde.

Damit sind Rousseaus erster und zweiter Satz in sich selbst zusammengefallen; aber wie steht es nun mit dem dritten?

Wenn es außer dem Eigenthumsrecht, das sich auf einen Vertrag stützt, keins weiter giebt, so kann eine Eroberung, d. h. die Besitzergreifung mittelst Gewalt, kein solches verleihen. Da sich aber der Satz: außer dem Eigenthumsrecht, das man durch Zustimmung der ganzen Menschenrasse erwirbt, gebe es kein weiteres, d. h. Schulze könne nichts besitzen, ohne daß die ganze Menschheit dazu ihre förmliche Zustimmung ertheile, theoretisch als mehr denn zweifelhaft und praktisch als entschieden unbequem erweist, so mag wohl die Frage gestattet sein, ob es nicht vielleicht noch einen besseren Grund für den Satz giebt, Gewalt könne kein Eigenthumsrecht verleihen. Nehmen wir einmal folgenden Fall: in den alten Seefahrertagen griff ein Seeräuber einen Ostindienfahrer an, wurde gründlich geschlagen und mußte sich ergeben. Wenn da die Gesellschaft über Bord geworfen oder gehängt worden war, hatte da der Kapitän und die Mannschaft des Ostindienfahrers wirklich kein Eigenthumsrecht auf den Preis? Ich meine nicht nur ein juristisch giltiges, sondern auch ein rein sittliches Recht? Und wenn sie nun ein solches hatten, wie unterscheidet sich denn dieser Fall von dem, daß Völker einander angreifen? Wenn es keinen anderen Weg zur Schlichtung des Streites mehr giebt als die Zuflucht zur Gewalt, und wenn das eine Volk, das dabei obenauf kommt, sich ein Stück von dem Land des anderen nimmt und es als Friedenspreis verlangt? Hier haben wir sogar einen Vertrag; ein Preis wird für ein geliefertes Gut gezahlt, nämlich für den Frieden; gewisse Landstrecken werden für ihn ausgetauscht. Es kann doch keinem Zweifel unterliegen, daß sich hier der Rechtsanspruch des Käufers auf einen Vertrag gründet. Und selbst wenn das Land geradezu genommen wird, liegt der

Fall nicht anders. Als sich die beiden Parteien den Krieg erklärten, haben sie recht gut gewußt, daß sie ihre Sache der Entscheidung durch Gewalt anheimstellten. Und wenn Verträge ewige Giltigkeit haben, so sind beide auch verpflichtet, sich bei der Entscheidung des Richters zu beruhigen, dessen Schiedsspruch sie sich anvertraut haben. Und so ists mir denn, selbst auf dem Boden von Hobbes' oder Rousseaus Grundsätzen, keineswegs klar, daß Gewalt, oder vielmehr der Zustand ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrages, der der erfolgreichen Anwendung von Gewalt folgt, nicht sollte Eigenthumsrechte schaffen können.

Meiner Meinung nach sollte der ganzen Frage aber überhaupt von empirischer Grundlage aus nahegetreten werden. Sie ist gar keine Frage eingebildeter aprioristischer Grundsätze, sondern eine Frage der praktischen Nützlichkeit, die Frage, welche Maßregel am Sichersten zu menschlicher Wohlfahrt führt; und da läßt sich denn wohl viel zu Gunsten der Ansicht anführen, daß die wirkungvolle und gründliche Anwendung von Gewalt, die weiteren Widerstand hoffnunglos macht, Eigenthumsrechte schafft, die so bald wie möglich anerkannt werden sollten. Ich neige sehr der Meinung zu, daß man sich jeden Störungversuch ernstlich verbitten muß, wenn solche mit Gewalt gewonnene Eigenthümerschaft Menschenalter hindurch bestanden hat und auf dieser Grundlage Verträge aller Art eingegangen worden sind. Für das Wohl der Gesellschaft wie für das der Einzelnen ist es sicher wesentlich, daß es für die Folgen von gethanem Unrecht gewisse feste Beschränkungen gebe. Nichts ist so verhängnißvoll für den Edelsinn der einzelnen Persönlichkeit wie das Hegen von Rachegefühlen; und nichts deutet so klärlich auf einen barbarischen Gesellschaftzustand wie das Fortführen einer Vendetta von Geschlecht zu Geschlecht. Somit darf ich es wohl als einen einleuchtenden Grundzug der sozialen Ethik hinstellen, die auf keine höhere Autorität Anspruch macht als auf diejenige, welche die Uebereinstimmung mit dem gesunden Fühlen und gesunden Denken zu verleihen vermag, daß die Uebelthaten früherer Geschlechter — und ganz besonders dann, wenn sie der Praxis einer weniger fortgeschrittenen Civilisation entsprangen und die Sanktion einer noch nicht so verfeinerten Sittlichkeit besaßen — so rasch wie möglich vergessen und unter besseren Thaten begraben sein sollten.

„Mußt immer thun wie neu geboren" ist der beste aller Grundsätze für die Führung des Staatslebens wie des Lebens des Einzelnen. Das ist meine persönliche Ueberzeugung, der ich in aller Demuth Ausdruck verleihe. Trotzdem bin ich mir recht wohl der Thatsache bewußt, daß einsichtige und führende Männer, Männer von einer politischen Autorität, auf die ich nicht den geringsten Anspruch erheben kann, und von einem Gewicht an politischer Verantwortlichkeit, das ich zu meiner großen Freude für immer

meinen Schultern fern weiß, keineswegs meine Ansicht theilen, sondern es im Gegentheil für recht halten, die Rachefunken anzublasen, die sich immer noch hinfristen unter der heißen Asche alter Zwistigkeiten; daß sie zwischen der toten Vergangenheit und der lebendigen Gegenwart stehen, nicht um zu heilen, gleich dem jüdischen Propheten, sondern um im Gegentheil das Weh des sozialen Kampfes noch grimmer zu machen, das Metallbild der Sünden der Väter hoch emporzuhalten, damit die Kinder nur ja nicht etwa vergeben und vergessen mögen.

So lange noch der Nachweis fehlt, daß das Eigenthumsrecht am Boden wirklich durch Gewalt entstanden ist, hat es mehr ein akademisches als ein praktisches Interesse, ob Dies alle Vornahmen mit dem Lande so völlig nichtig macht, daß keine noch so lange Zeit, keine formelle rechtliche Anerkennung, keine durch freien Vertrag bestimmte Forterbung durch eine endlose Reihe von Besitzern, das Recht der Nation, es mit Gewalt dem letzten Eigner abzunehmen, auslöschen kann. Mag das aprioristische Denken immerhin als Werkzeug Viel vermögen, seine Anwendung auf das Gebiet der Geschichte hat selten zu befriedigenden Ergebnissen geführt. Und in diesem besonderen Falle erfreuen sich die zuversichtlichen Behauptungen, der Boden sei ursprünglich im Gesammtbesitz der ganzen Nation gewesen und erst durch Gewalt in Einzelnbesitz verwandelt worden — also weit mehr durch kriegerischen Geist als mittelst allgemeiner Zustimmung oder eines Vertrages, dem Merkmale der friedlichen Arbeitsthätigkeit —, einer ganz besonders schwächlichen Begründung. Sehen wir einmal zu, was die wirkliche Geschichte zu diesen Behauptungen sagt. Vielleicht ist es bei Rousseau noch verzeihlich, daß er einen derartigen Satz aufstellte wie: der erste Grundbesitzer sei ein Räuber oder ein Betrüger gewesen. In der Zeit aber, seit er diese Sätze geschrieben hat, und ganz besonders in den letzten fünfzig Jahren, ist eine ungeheuere Menge von Material zur Kenntniß des uralten Landbesitzes ans Licht gefördert worden, so daß es heute nicht mehr verzeihlich ist, wenn Jemand sich bei Rousseaus Unwissenheit beruhigt. Selbst ein oberflächlicher Blick über die Ergebnisse der modernen Forschungen in der Anthropologie, der Archäologie, dem alten Recht und alter Religion genügt, um zu zeigen, wie auch nicht der Schatten eines Beweises dafür erbracht ist, daß die Menschen jemals in Rousseaus Naturzustand gelebt haben, und daß die Meinung, daß sie niemals in ihm gelebt haben können und auch künftig niemals darin leben werden, sich sogar auf sehr starke Gründe stützen kann.

Es ist allermindestens höchst wahrscheinlich, daß die nomadische Lebensform allen anderen sozialen Formen vorausgegangen ist. Und da die Bedürfnisse im Leben des wandernden Jägers oder Hirten einfacher sind

als alle anderen, so ist klar, daß die Ungleichheiten des Zustandes unter Nomaden sich weniger deutlich zeigen müssen als unter bereits seßhaften Menschen. So kann man z. B. von Leuten, die überhaupt noch keine Kleidung tragen, nicht sagen, sie gingen ungleich angezogen. Wenn diese Gleichheit auch nur eine negative ist, so sind sie doch zweifellos „gleicher" als Menschen, von denen ein paar wohl gekleidet und die anderen in Lumpen gehen. Aber es ist ein gründlicher Irrthum, nun zu denken, daß die Menschen im Nomadenzustande mehr „frei und gleich" in Rousseaus Sinne gewesen seien als in einem anderen sonst beobachteten. Ich kann mich keines Nomadenvolkes entsinnen, in dem die Weiber mit den Männern auf gleicher Stufe stehen; oder in dem junge Männer den alten gleich stehen; oder in dem die Familiengruppen, verbunden durch die Bande des Blutes, durch ihre wechselseitige Verantwortlichkeit für vergossenes Blut und durch einen gemeinsamen Kult, keine körperschaftlichen politischen Einheiten bilden im Sinne der πόλις und civitas*) der Griechen und Römer. Ein „Naturzustand", in dem edle und friedliche, aber nackte und eigenthumlose Wilde in einsamem Nachdenken unter Bäumen sitzen, wenn sie nicht gerade speisen oder sich in anderer Weise vergnügen, ohne irgend welche Sorgen und Verantwortlichkeiten, ist einfach nichts als eine weitere Erdichtung unwissenschaftlicher Einbildungskraft. Die einzigen unkultivirten Menschen, von denen wir wirklich Etwas wissen, sind in einem fast unglaublichen Grade in Aberglauben verstrickt und Sklaven von herkömmlichen Formen, die nicht weniger seltsam sind als die der künstlichsten Gesellschaften. Weiter kann man wohl zuversichtlich behaupten, daß der Urbauer seine Miteigenthümer weder durch Vergewaltigung noch durch Betrug dazu gezwungen hat, ihm zu gestatten, um ein Stück Landes, das bis dahin das gemeinsame Eigenthum Aller war, einen Zaun zu bauen.

In Wahrheit kennen wir das Wesen der verschiedenen Vorgänge, die das Besitzrecht am Boden zu Stande gebracht haben, gar nicht und werden sie wahrscheinlich niemals vollständig kennen lernen. Aber thatsächlich geben fast alle Theile der Erde und fast alle Völker Beweise dafür, daß in dem frühesten uns erreichbaren seßhaften Zustand der Boden sich in Privat- oder Einzelnbesitz befunden hat und nicht das Eigenthum des Staates oder der Gesammtheit der Nation gewesen ist, und auf diesem vortrefflichen Grundbau lassen sich dann noch verschiedenartige Wahrscheinlichkeitschlüsse aufbauen. Nun kann es aber Privat- oder Einzelneigenthum

*) Ich darf den Leser wohl daran erinnern, daß πόλις und civitas eigentlich nicht einen Häuserkomplex, sondern eine Korporation bedeuten. In diesem Sinne wird die City von London gebildet durch die Bürger der City, mit ihren Stadträthen, Aldermännern und ihrem Bürgermeister.

in zwei verschiedenen Arten geben. Das Eigenthumsrecht kann im Besitz einer einzelnen Person im gewöhnlichen Sinne des Wortes sein, oder es kann sich in den Händen von zwei oder mehr Personen befinden, die eine Korporation oder juristische Person bilden, d. h. eine Wesenheit, die alle die Pflichten und Verantwortlichkeiten einer einzelnen Person hat, aber aus zwei oder mehr Personen besteht. Es liegt auf der Hand, daß alle Gründe, die Rousseau gegen den Einzelnbesitz an Land vorbringt, den genossenschaftlichen Landbesitz eben so treffen. Wenn die Rechte des einzelnen A, B und C gleich Null sind, so wird aus dieser Null nicht mehr dadurch, daß man sie mit drei multiplizirt, und wenn A B und C, Jeder einzeln, Usurpatoren sind, so muß die Korporation A B C Das eben so sein. Ueberdies darf ich es wohl als ausgemacht annehmen, daß Diejenigen, welche den Staat zum allgemeinen Landbesitzer zu machen wünschen, eine Korporation mit noch weniger Zaudern von ihren Liegenschaften verjagen würden als einen Einzelnen.

Die Art uralter Landeignerschaft, von der wir am Weitesten verbreitete Spuren haben, ist diejenige, wo immer die männlichen Glieder einer Familie, oder einer kleinen Anzahl wirklich oder angeblich verwandter Familien, die wechselseitig für vergossenes Blut verantwortlich sind und den selben Gott oder die selben Götter verehren, ein mäßig großes Stück des ganzen Landes, das die Nation einnimmt, in vollständigen und unveräußerlichen — unveräußerlich ohne die Zustimmung der ganzen Gemeinschaft, die daran Theil hat — Besitz nehmen. Keine Frau hatte Antheil an der Landeigenschaft. Heirathete sie aus der Gemeinschaft hinaus, so bekam sie unter Umständen einen Theil der Mobilien und trat in der Regel ein in die Gemeinschaft, der ihr Gatte angehörte. Wenn ihre Gemeinschaft jedoch nicht genug Hände besaß, so konnte ihr Gatte eben so in sie aufgenommen werden und erhielt damit alle Rechte und Verantwortlichkeiten der übrigen Mitglieder. In der Gemeinschaft geborene Kinder waren vermittelst ihres Wohnsitzrechtes, um mich so auszudrücken, nicht aber als Beerber ihrer Eltern, volle Mitglieder. Diese Urgemeinschaft wohnte in einem oder in mehreren Häusern, von denen jedes gewöhnlich auf einem eingezäunten Fleck stand, einem Stück Kulturland, das unmittelbar an die Wohnungen angrenzte, während das Weideland und der wilde Wald völlig abseits lagen. Jede Gemeinschaft wachte eifersüchtig über ihre Besitzrechte wie der empfindlichste Ritter; aber so lange die Bevölkerung im Verhältniß zu dem besetzten Land nur spärlich war, wie meist in vorgeschichtlichen Zeiten, kamen die Gemeinden ziemlich friedlich mit einander aus. Die Vorstellung, alle Gemeinschaften, die ein Volk bildeten, hätten eine Art gemeinsamer Oberhoheit über jede einzelne, und die andere Vorstellung, die übrige Welt hätte ein Recht zur Klage über ihre „An-

eignung der Daseinsmittel", ist unseren Vorfahren ganz sicher niemals in den Kopf gekommen. Neben diesem genossenschaftlichen Einzelnbesitz gab es aber in diesen Urzeiten höchst wahrscheinlich auch anerkannten individuellen Einzelnbesitz, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Der Pferch um jedes Haus gehörte der Familie, die das Haus bewohnte und muß für alle praktischen Fälle deren Haupte gehört haben, wie ein modernes Allodialgut seinem Besitzer gehört, so lange er Das eben ist. Wenn sich überdies ein Mitglied der Gemeinschaft entschloß, hinauszuziehen und ein Stück wüsten Landes zu säubern und anzubauen, dann galt das Land, das er beanspruchte, fürderhin als sein, d. h. das Besitzrecht kraft aufgewandter Arbeit war anerkannt.*)

Wenn demnach auch die Urbesitzer des Bodens in weitem Maße Kollektivbesitzer waren, so wußte man doch ganz offenbar noch nichts von imaginären Rechten des Menschengeschlechtes auf den Gesammtbesitz des Bodens, oder auch nur von einem Rechte des Volkes als eines Ganzen auf den Boden, den es inne hatte. Der Einzelnbesitz ist nicht nur durch Gewalt und Betrug entstanden, sondern er ist das System, das unter allgemeiner Zustimmung sich entwickelt hat. Und aller Wahrscheinlichkeit nach sind Eigenthumsrechte des Einzelnen unter gewissen Bedingungen von Anfang an voll anerkannt und geachtet worden. Rousseau hatte somit ganz Recht mit der Vermuthung, daß sein „Naturzustand" niemals existirt habe. Er hat thatsächlich nicht existirt und auch nichts ihm Aehnliches. Wenn Dem so ist, und wenn der Satz, daß die Engländer keinerlei Recht auf den englischen Boden haben, Unsinn ist, so — kann man doch immer noch sagen — muß Jedermann doch zugeben, daß es thatsächlich eine Zeit gegeben hat, in der die große Masse des Volkes, die aus zahlreichen landbesitzenden Körperschaften bestand, die sich wieder aus verhältnißmäßig armen Leuten zusammensetzten, das Land besessen hat. Und eben so muß Jedermann zugeben, daß Das heute nicht mehr der Fall ist, sondern daß sich der Boden ausschließlich in den Händen einer verhältnißmäßig kleinen Zahl thatsächlich oder vergleichsweise reicher Eigenthümer befindet, die vielleicht noch kein Prozent der Bevölkerung bilden. Was ist Das Anderes als Räuberei und Betrug? Die Nachkommen der Räuber und Halsabschneider, die mit Wilhelm von der Normandie herüber gekommen sind, sind ihren kriegerischen Neigungen gefolgt und haben das Eigenthum dieser primitiven Körperschaften in ihren Besitz übergeführt. Das ist sicherlich ein Weg, „die ganze Geschichte in vierundzwanzig Stunden zu erlernen", — wenn mir hier nicht schon wieder die aprioristischen Spekulationen mit den Thatsachen unvereinbar wären.

*) Rousseau selbst giebt die Giltigkeit dieses Anspruchs nicht nur zu, sondern legt sogar hohen Werth darauf. Contrat Social. Livre I. chap. IX.

Sehen wir uns auch diese Sache einmal leidenschaftlos im Lichte der wirklichen Geschichte an. Unzweifelhaft ist das System des Landbesitzes in den Händen einzelner Körperschaften den Umständen, in denen sich die Menschen damals befanden, ganz vorzüglich angepaßt gewesen. Anderenfalls würde es sich weder so lange behauptet haben noch von so verschiedenartigen Rassen angenommen worden sein, — von den alten Iren bis zu den Hindus, von den Russen bis zu den Kaffern und Japanern. Diese Umstände aber waren in der Hauptsache folgende. Erstlich gab es eine Menge Land, das noch von Niemand in Besitz genommen worden war; zweitens war die Bevölkerung dumm und nahm nur langsam zu; drittens waren die Bedürfnisse einfach; viertens begnügten sich die Leute damit, Geschlecht für Geschlecht auf dem selben Fuße fortzuleben; fünftens gab es keinen nennenswerthen Handel; sechstens waren „Manufakturwaaren" wirklich Das, was sie nach der Wortbedeutung sind: Erzeugnisse der Handarbeit; und siebentens endlich brauchte man kein Kapital in Geldform. Ueberdies war das Eigenthumssystem unter den damals vorhandenen Kriegsverhältnissen für den Vertheidigungskrieg wohl geeignet und für den Angriffskrieg wenigstens nicht ganz unfruchtbar.

Aber wenn es sich selbst zur ungestörten Entwickelung überlassen worden wäre, ohne Hereinbruch von Gewalt, Betrug oder Militarismus in irgend welcher Form, würde dies Kommunalsystem so gut wie das System des Einzelnbesitzes oder des Staatsbesitzes oder irgend ein anderes System, das Menschenwitz bis jetzt ausgeheckt hat, früher oder später der ewigen agrarischen Schwierigkeit ins Auge zu sehen gehabt haben. Und je mehr sich die einzelnen Gemeinschaften im Allgemeinen der Gesundheit, des Friedens und des Ueberflusses erfreuten, um so früher muß sich der Druck der Bevölkerung auf die Daseinsmittel fühlbar gemacht haben. Die Schwierigkeit, die die Gegner des Individualbesitzes so gern in Parade vorführen, daß nämlich in Folge der Ausdehnung der privaten Besitzergreifung der Daseinsmittel die Zeit kommen müsse, wo Menschen in die Welt gesetzt werden, für die kein Platz mehr ist, muß unter jedem System in die Erscheinung treten, so lange die Menschen nicht an der unbegrenzten Vermehrung gehindert werden. Denn selbst wenn der bewohnbare Boden das Eigenthum der ganzen Menschheit ist, so muß, wie wir gesehen haben, früher oder später die Vervielfältigung der Rasse ihre Zahl auf das Maximum bringen, das sein Ertrag ernähren kann. Und dann wird sich das interessante Problem der Kasuistik, an dem sich selbst die „absolute Sozialethik" die Zähne ausbeißen soll, aufdrängen. Sind wir, die wir eben noch existiren können, verpflichtet, neue Ankömmlinge zuzulassen, die einfach sich und uns dem Hungertode nahebringen müssen? Wenn der Satz, man

dürfe von seiner Freiheit nur so weit Gebrauch machen, als man nicht die Freiheit Anderer beeinträchtigt, unbedingt giltig ist, dann ist es klar, daß die neuen Ankömmlinge ganz und gar kein Recht auf ein Dasein haben, weil sie ja sehr ernstlich die Freiheit ihrer Vorgänger beeinträchtigen würden. Die Bevölkerungfrage ist das wirkliche Sphinxräthsel, für das noch kein politischer Oedipus bisher eine Lösung gefunden hat. Angesichts des Unheils der furchtbaren, ungeheuerlichen Uebervermehrung der Menschen sinken alle anderen Räthsel zur völligen Bedeutunglosigkeit herab.

Um jedoch auf die Art und Weise zurückzukommen, in der der individuelle Einzelnbesitz, in England wie anderwärts, den kommunalen Einzelnbesitz abgelöst hat, so giebt es darüber ein außerordentlich lehrreiches Kapitel in de Laveleyes wohlbekanntem Buch über das Ureigenthum, betitelt: „Der Ursprung der Ungleichheit im Bodenbesitzthum.“. Und ich kann hier de Laveleye um so mehr als Zeugen anführen, als er aus den Thatsachen, die er so sorgsam heranzieht, ganz andere Schlüsse zieht, als sie mir sich zu ergeben scheinen. Nach Aufzählung verschiedener Länder, in denen nach seiner Meinung Ungleichheit und Aristokratie die Folgen von Eroberung waren, fragt er sehr sachgemäß: „Aber wie haben sie sich denn in Ländern entwickelt, die wie Deutschland nichts von Eroberern wissen, die einbrechen und über einer niedergeworfenen und versklavten Bevölkerung eine bevorrechtigte Kaste schaffen? Ursprünglich sahen wir in Deutschland Assoziationen freier und unabhängiger Bauern gleich den Einwohnern von Uri, Schwyz und Unterwalden von heutzutage. Am Ende des Mittelalters aber finden wir in dem selben Lande eine Lehensaristokratie, die schwerer auf dem Boden lastet als die englische, italienische und französische, und eine vollständiger versklavte ländliche Bevölkerung als in diesen Ländern.“ Laveleye beantwortet nun seine Frage an erster Stelle durch den Nachweis, daß das Zugeständniß eines Eigenthumsrechtes Einzelner und ihrer Erben auf das von ihnen urbar gemachte Land — und es wurde an den meisten Stellen, wenn nicht überall gerodet — erbliches Einzelneigenthum neben dem Gemeindeeigenthum schuf, so daß sich privater Grundbesitz entwickelte auf dem wilden Grund zwischen dem verstreuten kommunalen Grundbesitz. Nun war aber doch nicht jede Familie oder gar jedes Glied der Gemeinschaft unternehmend genug, hinaus zu ziehen und wildes Land urbar zu machen, nicht Jeder hatte den Muth, seinen Besitz zu vertheidigen, nachdem er ihn einmal erlangt hatte. Der ursprünglich kleine Umfang der so erworbenen Feldstrecken und der starke Ansporn persönlichen Interesses führte zur Einführung besserer Bestellung als der auf dem Gemeindeland üblichen. Und als endlich der Privateigenthümer wenig oder keinen Nutzen mehr von der Gemeinde hatte, wurde er auch von den auf ihren Gliedern ruhenden

Lasten und Frohnden ausgenommen. Wie leicht zu denken, war das Ergebniß, daß die durch die Arbeit von Unfreien unterstützten Privateigenthümer es zu höherer Blüthe brachten als die Gemeinden, denen nur die Kräfte ihrer freien Mitglieder zu Gebote standen, daß sie diese durch Besitzergreifung von neuem wüstem Lande schwer benachtheiligten, mehr Frucht erzielten und sich Reichthum schufen, der mit Hilfe des Majoratssystemes konzentrirt blieb in den Händen von Besitzern, die sich kraft ihrer Besitzungen Leute halten und befreit von dem Zwange der Arbeit sich mit Krieg und Jagd abgeben und als Edelleute die Umgebung des Fürsten bilden konnten. Andrerseits hatten ihre Brüder, die sie in den Kommunen hinter sich ließen, wenig Aussicht, persönlich reich oder mächtig zu werden; sie hatten sich nur den Mühsäligkeiten der Feldbestellung zu widmen. Der Bischof von Oxford stellt in seiner Verfassungsgeschichte von England wie gewöhnlich den Fall auch hier scharf und klar dar: „Mit der Bevölkerungszunahme und der Verbesserung des Ackerbaues mußte das Markgenossenschaftsystem allenthalben überholt werden." Wenn sich der Adel einmal eine feste Stellung errungen hatte, dann mußten ihm sicherlich neben anderen Mitteln oft auch Gewalt und Betrug zur Gebietserweiterung dienen. Aber vor Allem ist die Ungleichheit nicht das Ergebniß des Militarismus, sondern der Kulturarbeit gewesen. Ein Stück Land säubern, um es zu bebauen, und die Aehren zum eigenen Nutzen sammeln, ist sicherlich ein Stück Kulturarbeit, wenn es solche überhaupt giebt.

An zweiter Stelle zeigt de Laveleye dann, daß die Kirche ein großes Stück des Gemeindelandes in ihren Magen schlang: „Wir wissen, daß ein Mitglied einer Gemeinde nur mit Zustimmung aller anderen Mitglieder, die ein Einspruchsrecht hatten, über seinen Antheil verfügen durfte. Aber dieses Recht ließ sich der Kirche gegenüber nicht ausüben. Und so hinterließen in jenen Tagen der Glaubensgluth die Gläubigen der Kirche häufig ihren Gesammtbesitz, nicht nur Haus und Hof, sondern auch ihren Antheil an der Mark, die zum Hause gehörte." So wurde ein Abt oder Bischof Miteigenthümer an dem Gemeindeboden neben den Bauern, und man kann sich wohl vorstellen, daß es mit einem solchen Kukuk im Neste den Wald- und Wiesensperlingen nicht allzu wohl geworden ist. „Bereits gegen Ende des neunten Jahrhunderts gehörte ein Drittel des ganzen Bodens von Gallien der Kirche." Wenn jedoch die Männer, die ihr Eigenthum der Kirche vermachten, glaubten, daß sie dafür in Form von Seelenmessen eine entsprechende Gegenleistung erhielten (was sicherlich der Fall war), und wenn die Geistlichen glaubten (was eben so sicher der Fall war), daß sie das ihnen hinterlassene Eigenthum vollwerthig bezahlten, wo, frage ich, bleibt da der Betrug? Handelt es sich nicht wiederum um eine wirkliche Arbeitleistung? Ein

scharfzüngiger und bedeutender schottischer Richter hat einmal ein ungeheueres Vermächtniß an die Kirche eine „Feuerversicherung“ genannt, so ganz geschäftsmäßig erschien ihm die Geschichte.

Drittens wurde endlich persönliches Einzeleigenthum aus dem körperschaftlichen Gemeindeeigenthum in anderer Weise herausgeschnitten, gegen die von Seiten des Industrialismus kein Einwurf zu erheben ist. Stücke des Ackerlandes wurden an solche Gemeindeglieder verliehen, die geschickte Handwerker waren, einfach als Bezahlung für ihre Dienste. Da sich das Geschick von dem Vater auf den Sohn übertrug, so ging das Land den selben Weg und wurde endlich zum erblichen Benefiz.

Viertens hat Sir Henry Maine in schlagender Weise aus der Sammlung der Brehonen-Gesetze Alt-Irlands dargethan, wie sich das ursprünglich kommunale Grundbesitzrecht des Stammes mit der Gestattung einer besonderen Weidevergünstigung für den Häuptling als Bezahlung für seine Dienste aller Art einschränkte, einfach in Folge des Rechtes, mehr Vieh als die übrigen Mitglieder des Stammes zu halten, das dem Häuptling somit eingeräumt worden war. Er verlieh dann zu hohem Zinsfuße Vieh an seine bedürftigeren Stammesgenossen, die durch ihr Borgen ihm verpflichtet wurden, ihm anderweitige Dienste zu thun, und die durch Heruntersinken in die Stellung von Schuldnern ihre Freiheit verloren. Damit erwarb der Häuptling nach und nach die Merkmale Dessen, was Naturforscher den „synthetischen“ und den „prophetischen“ Typus genannt haben, indem er die Züge des modernen Volksführers mit dem dem des grundbesitzenden Pachtschinders in sich vereinigte, der gewöhnlich für ein reinimportirtes normannisches oder sächsisches Produkt gilt, gesättigt mit dem echten Geist des Industrialismus, nämlich dem Entschluß, sich einen Gegenstand so hoch wie nur irgend möglich bezahlen zu lassen. Thatsächlich ist denn auch schon zur Zeit der Königin Elisabeth die Lage der eingeborenen Iren unter ihren eigenen Häuptlingen so schlimm gewesen wie nur je seitdem. Weiter verschlechterte sich die Lage der ursprünglichen Gemeinfreien des Stammes stetig durch das Vorrecht, das der Häuptling besaß und von dem er reichlichen Gebrauch machte, nämlich das, auf dem wüsten Grund der Gemeinde die heruntergekommenen Strolche anderer Stämme anzusiedeln, die sein Patronat und seinen Schutz suchten und die sich damit in unbedingte Abhängigkeit von ihm begaben. So mußte, auch ohne Krieg und ohne die Nothwendigkeit von Gewalt oder Betrug (obgleich beide sicher als weiterer Faktor mitwirkten), das kommunale System in Stücke gehen und dem Einzelbesitz weichen, einfach als Folge der Wirksamkeit von Gründen, die rein in den Arbeitverhältnissen lagen, d. h. in Folge der zahlreichen geschäftlichen Vortheile, die der Einzelbesitz vor dem kommu-

nalen voraus hatte. Und diese wurden immer deutlicher und deutlicher, ganz in dem Verhältniß, in dem ein Landstrich vollständiger bebaut wurde, die Sicherheit des Besitzes zunahm und die Wahrscheinlichkeit des Erfolges individueller Unternehmung und Fertigkeit gegenüber dem Schlendrian in einem Betriebe wuchs und wuchs.

Die Anschauung, alles individuelle Eigenthumsrecht am Boden sei das Ergebniß von Gewalt und Betrug, steht wohl ganz auf einer Stufe mit dem kurzsichtigen Vorurtheil, alle Religionen seien die Ergebnisse von Priester-Arglist und Priester-Betrug. Wie Religionen die unumgänglichen Produkte des menschlichen Geistes sind, der den Priester und den Propheten eben so schafft wie den Gläubigen, so ist die Ungleichheit individuellen Besitzes hervorgegangen aus der verhältnißmäßigen Gleichheit kommunalen Besitzes in Folge derjenigen natürlichen Ungleichheiten der Menschen, die, obald sie nicht durch äußere Umstände in Fesseln geschlagen werden, ruhig und friedlich zu entsprechenden sozialen Ungleichheiten führen müssen.

Die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, ist gelöst, soweit Das auf beschränktem Raume geschehen kann. Wer sich die Mühe genommen hat, meinen Ausführungen zu folgen, der wird mir darin beistimmen, daß es um das Evangelium des Apostels Jean Jacques Rousseau hinsichtlich des Eigenthums sehr schlimm bestellt ist; daß es das Erzeugniß einer unzuverlässigen Methode ist, die er auf Annahmen angewendet hat, die jeder thatsächlichen Begründung entbehren; und daß in dieser Hinsicht nichts so wahr ist wie der Ausspruch des großen und wirklich philosophischen englischen Juristen Sir Henry Maine, daß derartige Spekulationen nur in der Ungeduld gegenüber der Erfahrung und in der Bevorzugung der aprioristischen Methode gegenüber allem anderen Denken wurzeln.

Zum Glück fehlen in England alle die vielfältigen Ursachen, deren Zusammentreffen die französische Revolution heraufbeschwor, und ich hege nicht die mindeste Furcht, das Predigen einer aus beliebigem sozialen Unsinn zusammengekehrten Heilslehre könnte England in so riesenhaftes Unheil stürzen, wie es jene große Tragoedie begleitete. Wenn ich aber dann zusehe, wie groß und mannichfach die unvermeidlichen Leiden der Menschen sind; wie unendlich wichtig es ist, daß Alle ihren besten Willen und ihre beste Geisteskraft der Linderung der Leiden widmen, die sich vermindern lassen, sobald man deren Ursachen aufspürt und, so weit es in menschlicher Kraft steht, beseitigt, — dann, muß ich doch sagen, ist es sehr beklagenswerth, wenn die Menschen sich durch spekulative Hirngespinste von dem Versuche abbringen lassen, den schmalen Pfad zu finden, der für ganze Völker wie für den einzelnen Menschen der einzige Weg zu dauernder Wohlfahrt ist.

London. Professor Thomas H. Huxley.

Die Ziele des Bundes der Landwirthe.

In seiner Reichstagsrede vom 27. Februar 1894 hat der Herr Reichskanzler sein politisches Programm in umfassenderer Weise dargelegt als bisher. Es war diese Darlegung deshalb besonders bemerkenswerth, weil sie zum ersten Male als Ausgangspunkt seiner Politik ein Moment offenbarte, das in dieser Deutlichkeit bisher noch nicht als Kernpunkt hervorgetreten war. Dieser Ausgangspunkt ist das internationale Prinzip. „Wir" (d. h. Deutschland), sagte der Herr Reichskanzler, „wollen den Ruhm haben . ., die Kultur Europas zu fördern, ... die europäischen Kräfte zusammenzuschließen und einen Zusammenschluß vorzubereiten für spätere Zeiten, wenn es einmal nöthig werden sollte, im Interesse europäischer wirthschaftlicher Politik einen größeren Komplex von Staaten gemeinsam zu umfassen". Man hatte bis jetzt immer geglaubt, daß eine deutsche Regirung für Deutschlands Kultur und wirthschaftliche Entwickelung Sorge zu tragen habe. Aber nein, wie kleinlich! Die Grenzen Deutschlands sind dem Gedankenfluge der Leiter unserer jetzigen Politik zu beengend! Das Vaterland muß größer sein! Ja, ganz Europa soll es sein; selbst das asiatische Rußland scheint es nach dem neuesten Handelsvertrage noch umfassen zu sollen. Wie erklärlich sind nun alle die vielen Unklarheiten des sogenannten neuen Kurses! Wie begreiflich ist nun, daß er sich mit Vorliebe auf diejenigen Parteien stützt, die bisher stets des Reiches Feinde waren. Lassen wir sie Parade machen, die Kämpen des neuen Kurses: Voran die Sozialdemokraten, dann die Polen, die Welfen, der Däne, die Elsässer und last not least Eugen mit seiner Gefolgschaft nebst geschiedener weiblicher Ehehälfte! Das ist die Kerntruppe. Hierzu dann — ein Hohn auf ihren Namen — in dieser internationalen Gesellschaft die Mehrzahl der Herren von der nationalliberalen Partei und als Arrieregarde die etwas angegriffenen Mannen mit dem geknickten Rückgrat und den gebrochenen Worten! Daher die Börse das Herzenskind, daher der internationale, der Export-Handel das Ideal, ein international fühlender Industriestaat das Ziel! Daher die Furcht vor dem Panslavismus, und ähnlich gearteten Schreckgespenstern.

Für die Landwirthschaft hat der Herr Reichskanzler in der hier erwähnten Rede — und darin unterscheidet sie sich merklich von seinen früheren Reden — auch nicht einmal mehr Worte der in seinem warmen Herzen doch sicher vorhandenen Theilnahme gefunden. Er ist nur fortgegangen, als Herr von Ploetz zu sprechen anfing. Den Anschauungen des Bundes der Landwirthe aber hat der Herr Reichskanzler in dieser Rede ein Zugeständniß gemacht, wie wir es kaum jemals von ihm erwartet hatten: er gab zu, sich denken zu können, daß man den österreichischen Vertrag — den Ausgangspunkt der gesammten Vertragspolitik — für einen Fehler ansehen könne. Wir bedauern, daß der Herr Reichskanzler erst jetzt zu diesem Gedanken gekommen ist. Hätte er ihn früher gefaßt, vielleicht wäre er dann auf dem unheilvollen Wege noch rechtzeitig umgekehrt. Jetzt nun ist der Würfel gefallen, der russische Handelsvertrag ist angenommen

In der Begründung der Nützlichkeit dieses Vertrages hatte der Herr Reichskanzler die bequemen Grundsätze des ihm untergebenen Vorkämpfers sich

zu eigen gemacht, auf seiner Seite als bewiesen anzunehmen, was nicht bewiesen ist, auf der Gegenseite als unbewiesen zu betrachten, was längst für Jeden, der sehen will, unumstößlich dargelegt ist. Diese Art der Begründung ist jetzt typisch für die Verhandlungen des Reichstages geworden. Gelegentlich der Frage, ob Deutschland in Folge des Vertrages mit russischem Roggen überschwemmt werden würde, beseitigte der Herr Reichskanzler die hierauf bezüglichen Angaben der Gegner des Vertrages durch die dreimalige mit Nachdruck erfolgte Behauptung: „Ist widerlegt, ist gestern widerlegt, wird weiter widerlegt." Das muß auf die Gegner einen geradezu niederschmetternden Eindruck gemacht, dagegen ein erhebendes Siegesbewußtsein für alle Zeiten bei den Freunden hervorgerufen haben.

Die Landwirthschaft steht bei Alledem nunmehr auf einem wenig angenehmen Standpunkt. Die Gegenwart bietet ihr nichts, die Zukunft aber muß sich ihr in düsterstem Lichte zeigen, da für einen Hoffnungsstrahl bei dem herrschenden Regirungsystem kein Raum zu sein scheint. In dieser wenig erbaulichen Lage sucht man ihr seitens der Regirung als Gegenmittel gegen die vorhandene Uebelkeit ihrer Laune wohlwollende Versprechungen einzuflößen. Es ist ja neuerdings nun auch Herr Dr. Miquel unter die Versprecher gegangen. Vortrefflich hat er dargestellt, wie die Landwirthschaft in den letzten 30—40 Jahren immer als Stiefkind behandelt worden ist, und treffend hat er ausgeführt, wie sie unter der erdrückenden Konkurrenz des Auslandes zu leiden hat. Gleichzeitig hat er für den Handelsvertrag mit Rußland Propaganda gemacht und der Landwirthschaft gelegentlich der durch diesen Vertrag herbeizuführenden Zollherabsetzung der „erdrückenden Konkurrenz" dieses unseres größten Konkurrenten gegenüber viel Gutes für die nächsten 30 Jahre gewünscht, bezw. versprochen. Nun, wer weiß, was da Alles noch werden kann. Es kommt uns die Landwirthschaft hierbei immer wie eine ältere Jungfrau vor, der man sich verpflichtet fühlt, unerfüllbare Aussichten auf demnächstige Verheirathung zu machen, um von ihr Zugeständnisse zu erhalten. Man streichelt ihr die Wangen, tröstet sie liebevoll, — und hält sie dabei hin von Jahr zu Jahr, bis sie verschmachtend ihr seliges Ende gefunden hat. Auch Herr Dr. Miquel hat sich an dem Streicheln betheiligt; man weiß noch nicht, ob es reelle Heirathversprechungen sind, die er macht, oder ob er sich nur wegen der Steuergesetze bemüht.

Was aber soll nun die Landwirthschaft beginnen, der Theil des Volkes, der auf den Grund und Boden des Vaterlandes gestellt ist, der aus diesem Grund und Boden die Kraft für das Vaterland hervorziehen soll, der in harter Arbeit, in unermüdlichem Schaffen die Kräfte der Natur, des Bodens umzusetzen hat in Das, was unserem Volk zur Nahrung — dienen sollte, der Theil des Volkes, der mehr als andere einen gesunden, nationalen Kern hat, in dem das Gefühl fürs Vaterland tief und fest noch eingewurzelt ist. Wo soll ihm da der Glaube bleiben, daß er in seinem Vaterland Heil und Glück zu suchen habe und daß er nirgends sonst ein besseres Leben haben kann als in seinem Vaterlande! Sein Streben und Mühen, seine Arbeit, seine Pflichterfüllung ist umsonst. Er wird bei Seite geworfen, nicht gehört.

Der Herr Reichskanzler hat einmal gesagt, entweder müssen wir Menschen ausführen oder Waaren. Nach seiner Anschauung hat er den Weg eingeschlagen, die Waaren auszuführen und die Menschen zu behalten. Das mag richtig sein für die städtische Arbeiter-Bevölkerung. Für die Landbevölkerung, glauben wir, hat er den richtigen Weg eingeschlagen, den Menschenexport zu heben. Denn: Das ist sicher, daß unsere Landbevölkerung schließlich lieber nach Argen-

tinien gehen und dort Getreide für Deutschland bauen als dieses Handwerk in Deutschland fortsetzen und dabei verhungern wird. Und eigentlich ist sie ja dabei auch nur patriotisch; denn es ist vollkommen im Sinne der Regirung — die uns doch immer das patriotische Beispiel geben sollte —, daß unsere deutschen Bauern die ausländische Getreideproduktion vermehren helfen, damit Deutschland auch wirklich niemals Noth leidet. Die nun aber hier in Deutschland bleiben, die es noch versuchen wollen, um ihre Existenz weiter zu ringen, die müssen sich darüber klar sein, daß sie einen langen und energischen Kampf zu führen haben, in dem Manneskraft und Mannestreue bewußt und voll eingesetzt werden muß. So kann die heutige Zeit Charaktere erziehen, die dieses Ringen siegreich durchzuführen fähig sind. Gelingt ihr diese Erziehung nicht, so muß die Nation im Kampf gegen das internationale Prinzip erliegen. Die Geschichte unseres Volkes zeigt uns diese Entwickelung wiederholt. Nur da hat unsere Nation sich Macht in der Geschichte errungen, wo sie, auf eigene Macht vertrauend, zunächst und ausschließlich für die eigenen nationalen Interessen eintrat.

Die preußische Regirung ist anscheinend der Meinung, durch Einführung der Landwirthschaftkammern viel für die Landwirthschaft gethan zu haben. Den Glauben freilich, den die Regirung scheinbar von uns erwartet, daß mit Einrichtung dieser Kammern sofort die Noth der Landwirthschaft gehoben sein werde, können wir nicht fassen. Denn die Kammern können eben auch nicht das Getreide wegräumen, das vom Ausland hereinkommt und unsere Preise herunterdrückt. Und für die technischen Arbeiten der Kammer wird, wie wir fürchten, nicht viel Spielraum übrig bleiben. Denn wenn die Landwirthschaft ihren Betrieb immer mehr einstellt oder extensiv gestalten muß, so bleibt für die Technik nicht mehr viel zu thun. Was Herr Dr. Miquel neulich im Reichstage sagte, die Landwirthschaft müßte immer intensiver werden, zeigt, daß er in dieser Hinsicht von einer falschen Ansicht ausgeht. Je schlechter die Konjunkturen, desto weniger kann die Landwirthschaft intensiv wirthschaften; denn die intensive Wirthschaft bedingt ein bedeutend höheres Risiko, das unter den heutigen Konjunkturen zu übernehmen immer weniger möglich wird. Ob die Landwirthschaftkammern uns bessere Konjunkturen schaffen werden: wir wollen sehen. An dem Bund der Landwirthe würden sie hierin eine feste Stütze haben. Denn er wird nach wie vor die Zusammenfassung derjenigen Kräfte darstellen, die den ihnen aufgezwungenen Kampf führen müssen. Seine Aufgabe wird es sein, Das zur Durchführung zu bringen, was bisher im politischen Leben gefehlt hat: die Berücksichtigung der landwirthschaftlichen Interessen, und ferner, auch Das zu beseitigen, was den Ruin in der Landwirthschaft vorbereitet hat: einseitige Bevorzugung der der Landwirthschaft widerstrebenden Interessen.

Seit wir einen konstitutionellen Staat haben, sind die Börse und der Großhandel sehr scharfsinnig bemüht gewesen, sich sofort der Kräfte zu bemächtigen, durch deren Benutzung ihnen Vortheile geschaffen werden konnten: der politischen Agitation und der Presse. So sehen wir die Fortschrittspartei sofort auf den Plan treten und bald die Vertreterin der großstädtischen Interessen, des Großhandels und der Börse, werden. Unter dem schönen Schein idealer Ziele hat sie es vorzüglich verstanden, recht reale Vortheile sich zu erringen. Die Börse und der Handel vertreten diejenige Umsetzung des Kapitals und der Kräfte des Landes, die am Wenigsten dem Lande selbst von Nutzen ist, zunächst deshalb, weil in ihnen die geringste Zahl an Personen beschäftigt ist, sodann, weil die Vortheile wesentlich nur Einigen in vollem Maße zu Gute kommen, ferner deshalb, weil der Kapital-

Umsatz bei ihnen nicht nothwendig verbunden ist mit der Produktion des Landes, sondern weil sie eben so gut blühen können durch Vermittelung des Umsatzes der Waaren vom Ausland zum Ausland, dann aber in keiner Weise die produzirenden Kräfte des Inlandes unterstützen und stärken.

Mit der Zeit hat dann auch die Industrie gemerkt, wo sie bleibt, wenn sie sich nicht regt, und gesehen, welche Mittel sie anwenden muß, um von der Börse und dem Handel nicht einfach totgedrückt zu werden. So begann denn auch die Industrie sich zu vereinigen und sich aufzuraffen, um dafür zu sorgen, daß ihre politischen Interessen berücksichtigt werden. Sie benutzte da vor allen Dingen die Landwirthschaft, bewußt oder unbewußt sich sagend: nachdem wir uns mit Hilfe der Landwirthschaft genügend gekräftigt haben, können wir diese ja wie eine ausgepreßte Citrone bei Seite werfen; auf welche Weise die Landwirthschaft den genügenden Saft dann wieder bekommt, überlassen wir ruhig ihrem Ermessen. Die politischen Parteien, die hier es übernahmen, die industriellen Interessen eingehend zu vertreten, wiederum unter dem Deckmantel eines gewaltigen Idealismus, waren hauptsächlich die national-liberale Partei, bis hinein zu den Freikonservativen. Ihr Vorkämpfer war und ist bis heute Herr von Bennigsen. Nachdem aber die Industrie so zu einem immer größeren Aufschwung gekommen war, nahm die Börse sich ihrer liebevoll an und jetzt fährt sie in deren Schlepptau munter dahin und läßt ihre erste Bundesgenossin, die Landwirthschaft, höhnend auf der umbrandeten Klippe hinter sich zurück.

Nun waren es die industriellen Arbeiter, die die Bereicherung der Unternehmer in einer ihnen verhaßten Form mit gesteigertem Unmuth wahrnahmen. Durch die Entwickelung der Betriebsverhältnisse sahen sie, wie ihre Stellung immer schlechter, ihre Arbeitkraft immer mehr ausgenutzt wurde. Auch sie lernten, unterstützt durch den in den größeren Industrie-Centren erleichterten Meinungaustausch, welche Ziele sie sich stecken und wie sie deren Verwirklichung erstreben müßten. Man muß sagen: mit anerkennenswerther Energie und in bewußtem Vorgehen hat die sozialdemokratische Partei Fortschritte gemacht. Die ganze Entwickelung unseres Volkslebens ist durch sie eine wesentlich sozialistischere geworden, und ob nicht die weitere Entwickelung eine sozialdemokratischere wird —: diese Frage ist bei unserem heutigen Regirungsystem eher zu bejahen als zu verneinen.

Wer blieb nun bei diesem ganzen politischen Handel übrig? Das waren die Mittelstände, vor Allem die Landwirthe. Mit verschränkten Armen ließen sie es geschehen, daß man ihnen langsam das Fell vom Körper zog. Da die Sache langsam ging, merkten sie es nicht sogleich. Neuerdings wurde das Unternehmen etwas energischer ausgeführt, und nun ist die Landwirthschaft aus ihrem Schlaf erwacht. Sie war eben nicht auf dem Plan, hat auch absolut bisher nicht verstanden, was eigentlich in dieser Beziehung in einem konstitutionellen Staate ihre Aufgabe sei. Sie hat vielmehr geglaubt, daß sie ihre Pflicht erfülle, wenn sie eifrig und unermüdlich arbeite, sich im Uebrigen ruhig verhielte und stets bereit sei, bei den Wahlen ihre Stimme dem Geheiße der Regirung entsprechend abzugeben. Sie war in der einschläfernden Meinung befangen, daß zum Lohne dafür der Staat sie hegen und pflegen würde. In dieser Anschauung wurde sie namentlich in der Zeit bestärkt, wo ein Mann an der Spitze des Staates stand, der für das Fühlen des Volkes ein feines Verständniß hatte. Dieser Mann war der erste nach drei Jahrzehnten konstitutionellen Lebens, der es wagte, der herrschenden Strömung gegenüber agrarischen Wünschen

gerecht zu werden. Man kann nicht sagen, daß Fürst Bismarck selbst eine große agrarische Reform vorgenommen hat; er hat aber das große Verdienst für sich, daß er zuerst den Weg betreten hat, der zu solchen Reformen führen konnte, d. h. den Weg agrarischen Denkens. Dieser Weg ist unter seinem Nachfolger gänzlich verlassen worden und die Landwirthschaft traf nun die Konsequenz ihres bisherigen Verhaltens. Da sie ihrer Pflicht im politischen Leben nicht nachgekommen war, schritt man über ihren Kopf hinweg, ohne sich um die Wahrung ihrer Existenzbedingungen sonderlich zu kümmern.

Zum ersten Male zeigten die Landwirthe den Beginn eines Verständnisses für das politische Leben, als sie nach ihrem Erwachen zum Bunde der Landwirthe zusammentraten. Man muß sagen, zum ersten Male sind sie durch den Bund überhaupt als ein zu berücksichtigender Faktor im politischen Leben aufgetreten. Was Das bedeutet, haben wir ja deutlich aus dem Erstaunen, aus der Wuth und den Angriffen ersehen können, die dieses Vorgehen von allen politischen, nicht agrarischen Parteien zu erdulden hatte. Ein neuer Kämpfer und Bewerber trat in das politische Leben ein. Zunächst bemühte man sich, ihn wieder hinauszubeißen Erst, nachdem Das nicht gelungen war, suchte man sich mit ihm abzufinden, so gut es eben geht. Das zeigt sich schon deutlich in der Behandlung der ersten Generalversammlung des Bundes. Wie man die Tivoli-Versammlung geschmäht hat: ein solches Maß von beschimpfenden Redensarten hat man auf die Generalversammlung nicht zu häufen gewagt. Das Alles beweist, wie nothwendig und unerläßlich es ist, daß die Landwirthe zu einer geschlossenen Wahrnehmung ihrer Interessen im politischen Leben bereit sind. Das Aschenbrödel unseres Staates seiner Bedeutung entsprechend zur Geltung zu bringen, ist die Aufgabe des Bundes der Landwirthe. Die verkehrte Meinung, die überall über die Landwirthschaft herrscht, wo man ihren Betrieb nicht eingehend kennt, ja, die selbst in den eigenen Reihen der Landwirthe hier und da sich noch findet, diese zu klären, zu richtigen Anschauungen überzuführen, ist die Folge dieser ersten Aufgabe, mit anderen Worten, die öffentliche Meinung zu durchdringen mit richtigen agrarischen Anschauungen. Daß Dies möglich ist, beweist das Vorgehen der Presse. Während vorher eine Presse, die in hervorragendem Maße agrarischen Tendenzen huldigte, undenkbar war, dringen jetzt von allen Seiten agrarische Anschauungen in die Presse hinein und man sucht selbst Zeitungen zu gründen, die neben den anderen Interessen des produzirenden deutschen Volkes vornehmlich die Interessen der Landwirthschaft zu vertreten sich zur Aufgabe machen.

Wie aber die elementare Bewegung, die zur Gründung des Bundes der Landwirthe geführt hat, längst über die ursprünglich landwirthschaftlichen Kreise hinausgedrungen ist, so hat sich auch die Aufgabe des Bundes erweitert und vertieft. Es handelt sich für den Bund nicht mehr darum, nur die Durchdringung der öffentlichen Meinung mit rein agrarischen Auffassungen zu fördern, nein, sein Wirken geht darüber hinaus. Es gilt die Aufklärung der öffentlichen Meinung über die Bedeutung und den Werth, über die Lebensbedingungen des gesammten Mittelstandes in Landwirthschaft, Industrie, Handwerk und Handel, insbesondere des produzirenden Mittelstandes. Es gilt die Anregung zur Organisirung der einzelnen Interessengruppen dieses Mittelstandes zu gegenseitigem Ausgleich der Interessen und zu gemeinsamem Vorgehen.

Ein Segen ist von der Zukunft nur zu erwarten, wenn es gelingt, die völlige Umänderung des gesammten Denkens in wirthschaftpolitischer Hinsicht

zu erreichen, eine Umänderung nach der Richtung, daß als Brennpunkt der wirthschaftpolitischen Anschauungen künftig die nationale Produktion angesehen wird, zu der selbstverständlich in erster Linie mit die landwirthschaftliche Produktion gehört. Es handelt sich vornehmlich nicht mehr um einzelne zu lösende Fragen — diese treten in die zweite Linie —, es handelt sich um die Herbeiführung eines völligen Systemwechsels, um die Befreiung des Volkslebens von dem Banne der goldenen und der rothen Internationale, um die Aufstellung und Durchführung des nationalen deutschen Prinzips. Ein gewaltiges Stück Arbeit wird nöthig sein, um diesen Ruck der öffentlichen Anschauung zu geben; ein wichtiger Hebel hierfür wird selbstverständlich die Presse sein. Wir glauben allerdings, daß der Einfluß der Presse nicht mehr so hoch eingeschätzt werden kann, wie er sich noch bis vor Kurzem darstellte. Es war dieser Höhepunkt gegeben durch die Thatsachen, daß das gedruckte und geschriebene Wort dem Leser stets als das allein richtige galt, ein Höhepunkt, den die Freihandels-Presse, die in deutscher Sprache geschriebene internationale Presse, ja vortrefflich für sich ausgebeutet hat. Sie hat daher auch einen gewaltigen Vorsprung. Aber es sieht fast so aus, als würde jetzt schon nicht mehr das geschriebene und gedruckte Wort als das allein richtige im Volke angesehen, als beginne die Masse dem Zeitunginhalt, wenn auch zögernd, eine Kritik entgegen zu setzen. Nicht zum Wenigsten ist dieser Umschwung dem Verhalten der offiziösen Presse zu danken, die den feindlichen Geifer der freisinnigen Presse weit zu überbieten sich bemühte in feiler Ergebenheit, der amtlichen Winke gewärtig. Die abstoßende Wirkung dieses Gebahrens hat diese Kritik der Leser gezeitigt. Das ist wichtig, denn unter dieser Beihilfe wird es dem Bunde leichter noch gelingen, seine innerlich begründeten Anschauungen mehr und mehr der Masse verständlich und einleuchtend zu machen. Von dieser Grundlage ausgehend, wird der Bund der Landwirthe seinen einzelnen Forderungen Gehör zu verschaffen in der Lage sein. Hier muß er sich selbstverständlich, seiner vornehmlichen Bestimmung nach, und wenn er den Boden nicht verlieren soll, der ihm seinen festen Halt, seiner Ueberzeugung die Macht lebendiger Anschauung giebt, in erster Linie auf die wesentlich landwirthschaftlichen Bedürfnisse beschränken, deren Wirkung aber weit über diesen Rahmen hinausgreift, in Folge der grundlegenden Bedeutung der Landwirthschaft, und werthvoll wird für den gesammten Mittelstand.

Hier wird man dahin kommen, unsere gesammte einseitig kapitalistische Gesetzgebung zu einer den landwirthschaftlichen Verhältnissen entsprechenden umzuformen. Wir meinen nicht, daß die gegebenen Formen überall zu beseitigen sind, sondern wir glauben, daß die Ausgestaltung nur eine abändernde werden muß, daß das Recht nicht mehr ein alleiniges Handels- und Börsenrecht, sondern eben so ein Bauernrecht werden soll

Damit hängt auch schon die Gestaltung des Kreditwesens zusammen. Der Landbevölkerung müssen die Kredite in Formen und zu einem Entgelt zugestanden werden, die der Landbewohner zu erfüllen in der Lage ist. Zur Erreichung gerade dieses bedeutenden Momentes wird es wesentlich der immer weiteren Ausgestaltung genossenschaftlichen Zusammenschlusses bedürfen. Um dem Landmann die Früchte seiner Arbeit nicht durch wüste Spekulationen entziehen zu lassen, bedarf es der inneren Umgestaltung des Börsenwesens auf dem Geldmarkt wie namentlich auf dem Produktenmarkt. Es handelt sich hier darum, die Einrichtung der Börse, die segenbringend sein kann, zu dieser Möglichkeit

wirklich zu führen, die traurigen Auswüchse zu beseitigen, die so oft und so lange vergiftend und vernichtend auf unser wirthschaftliches Leben gewirkt haben und fortgesetzt weiter wirken.

Ferner ist als eine der wichtigsten Fragen die der Währung zu behandeln, um die für die produktiven Stände, namentlich für die Landwirthschaft, vernichtende Wirkung unserer augenblicklichen Währung mit Hilfe der Wissenschaft zu geeigneterer Form überzuführen.

Wir sind uns bewußt, daß diese Auffassungen und Anschauungen keine Gnade vor der gegenwärtigen Regirung finden werden. Sie wird diese Ideen nach wie vor als inhaltslose Phrasen ansehen, weil ihr das Verständniß für das Volksempfinden fehlt, aber daran können wir uns zu unserem Bedauern nicht kehren. Das Volk, der Mittelstand, und namentlich unser landwirthschaftliches Volk, wird Das verstehen und wird uns folgen. Diese Gewißheit allein ist der Stern, der uns in den augenblicklichen traurigen Zeiten führt und uns doch auf den endlichen Sieg hoffen läßt.

Die Einwirkung die dem Bunde noch zur Erreichung dieses Zieles zusteht, ist neben der Presse vor Allem die Einwirkung auf die Wahlen. Das Verhalten eines großen Theiles der Mitglieder des Reichstages hat gezeigt, wie unrichtig es war, dem Bunde eine zu große Schärfe bei den Wahlen vorzuwerfen. Im Gegentheil. Leider ist es dem Bunde in Folge seines zu kurzen Bestehens bei der gänzlich unfertigen Organisation zur Zeit der Wahlen zum letzten Reichstage noch nicht möglich gewesen, die Einwirkung zu gewinnen, deren er zu der Erreichung seiner Ziele bedurfte. Die Vorgänge im Reichstage werden aber allen Mitgliedern des Bundes bewiesen haben, wie nothwendig ein rückhaltloses, bestimmtes und entschlossenes Handeln ist, das sich nicht beeinflussen läßt durch Rücksichten auf alle möglichen anderen, bei den Wahlen sich vordrängenden Faktoren. Für seine Bestrebungen kann der Bund nur Leute gebrauchen, die überzeugungtreu, rückhaltlos und wahr sind, d. h. Männer von wahrhaft deutschem Charakter. Solche Männer werden selbstverständlich ihren Wählern Das halten, was sie ihnen versprechen, um so mehr, als sie niemals gezwungen werden, Etwas zu versprechen, was sie nicht versprechen zu können glauben. Meinen sie, den Wünschen ihrer Wähler nicht gerecht werden zu können, so sollen sie eben die Kandidatur von sich weisen. Mit dem Gezeter über ein „imperatives Mandat" aber nachher die getäuschten Wähler besänftigen zu wollen, heißt, den Frevel der Täuschung noch vermehren. Die Reichstagswahlen sollen den Willen des Volkes ausdrücken. Es heißt geradezu diesen Zweck unmöglich machen, wenn der betreffende Kandidat seinen Wählern nicht bestimmte Zusicherung bezüglich seines politischen Verhaltens geben und daran gebunden sein soll. Denn die Abgeordneten werden nicht in den Reichstag geschickt, damit sie den dort auf sie einwirkenden Einflüssen sich willenlos hingeben, sondern, um die Bedürfnisse des Volkes zum Ausdruck zu bringen. Da in den einzelnen Theilen des gesammten Volkes auf verschiedenen Gebieten auch abweichende Anschauungen zur Geltung kommen, so wird mit Nothwendigkeit die Vertretung der einzelnen Abgeordneten immer nur gewissen Theilen des Volkswillens zugewendet sein können, mit anderen Worten: der Abgeordnete kommt nothwendigerweise dahin, gerade die Ideen *seiner* Wählerschaft zu vertreten. Diese Ideen seiner Wählerschaft treten aber dem Abgeordneten bei seiner Wahl aus dem Kreise seiner Wähler entgegen und er hat sich zu erklären, ob er für diese gerade eintreten zu können glaubt oder nicht. Darauf basirt

dann das Vertrauen der Wähler und die Rechtfertigung dieses Vertrauens ist bisher im deutschen Volke immer Ehrensache gewesen.

Man ist daran gewöhnt, daß für die Wahlen von der Regirung, wie der Herr Reichskanzler mit Rücksicht auf die Militärvorlage sagte, eine Parole ausgegeben wird, auf die sich die Kandidaten dem Volke gegenüber bisher immer bestimmt mit „Ja" oder „Nein" zu erklären gehabt haben. Sie haben nachher auch nur selten gewagt, sich von der Konsequenz ihrer Erklärungen befreien zu wollen. Zum ersten Male ist bei den letzten Wahlen zum Reichstage den Kandidaten eine lediglich seitens der Wähler aufgestellte Parole entgegengehalten worden, die die Ideen der Wähler zum bestimmten, klaren Ausdruck brachte und veranlaßte, daß hier allerdings die Kandidaten nicht mehr mit bunt schillernden Antworten sich aus der Affaire ziehen konnten, sondern daß sie gezwungen waren, Farbe zu bekennen. Das Volk kann verlangen, daß die Vergiftung, die so vielfach von der Presse in den letzten Jahrzehnten ausgegangen ist und die schädigend auf unser Volksleben gewirkt hat, durch Schaffung klarer Verhältnisse beseitigt wird. Dazu gehört vor Allem eine ehrliche Erklärung des Kandidaten auf die Fragen, die seine Wähler an ihn stellen. Glaubt er, sie nicht beantworten zu können, hält er diese Fragestellung nicht für berechtigt, dann soll er davon bleiben. Ein offener Charakter wird aber nie zögern, mit offenem „Ja" oder „Nein" auf derartige an ihn herantretende Fragen zu anworten. Klare Verhältnisse werden so geschaffen, und die können und müssen die Wähler verlangen. In diese präzisen Fragen aber, Das muß man sich vergegenwärtigen, faßt das Volk seine Begriffe für die Bedingungen des allgemeinen Staatswohles zusammen. Denn das Volk liebt es, abstrakte Anschauungen möglichst zu konkreter Darstellung zu bringen. So erhebt diese Thatsache die Bedeutung der dem Kandidaten vorzulegenden Fragen weit über den konkreten Inhalt hinaus zu Fragen über die Prinzipien der Politik selbst.

Durch diese Einwirkung des Bundes auf die Wahlen selbst wird es erreicht werden können, daß eine Mehrheit im Reichstage gewonnen wird, die gewillt ist, für die Interessen des Mittelstandes und somit auch der Landwirthschaft, die den anderen die sichere Basis giebt, einzutreten.

Soll nun die Organisation, die die preußische Regirung der Landwirthschaft geben will, sollen die Landwirthschaftkammern segensreich für uns werden, so kann es nur dadurch geschehen, daß auch hierbei der Bund dahin wirkt, daß die Wahlen zu den Landwirthschaftkammern so ausfallen, daß wahre Vertreter der Landwirthschaft hineinkommen, so daß die Landwirthschaftkammern in wirthschaftpolitischer Hinsicht die vom Staate eingerichteten Organe zur weiteren Ausführung und Entwickelung der auch vom Bunde getragenen Ideen werden, daß der Bund mit anderen Worten der Resonanzboden des bäuerlichen Denkens ist, dessen politische Macht den Ausarbeitungen der Landwirthschaftkammern die ihr sonst versagte Anerkennung schafft. Denn ohne diese politische Machtstellung des Bundes werden die Landwirthschaftkammern bald Das sein, was der Landwirthschaftrath und die anderen bisherigen landwirthschaftlichen Vereine auf wirthschaftpolitischem Gebiete waren, d. h. vereinzelte Stellen, in denen Tüchtiges und Brauchbares geschaffen wird, aber im besten Falle für Archive und gelehrte Zeitschriften, häufig — nur für den Papierkorb der Herren Minister. Die Grundsätze, die bisher für die Besetzung der führenden Stellen in den landwirthschaftlichen Vereinen galten, waren leider oft solche, die ein Vereinsleben auf wirthschaftlichem Gebiete, wenn es wirklich gesetzlich gestattet gewesen wäre,

von vornherein ausschlossen. Da galt vielfach vor allen Dingen die Regel der Anciennetät. Ehe Jemand in die betreffende Stelle kommen konnte, mußte er ein bestimmtes Alter erreicht haben. Sodann mußte der Augenaufschlag nach oben ein geeigneter und genügend demüthiger sein. Das Rückgrat mußte endlich auch den geeigneten Grad der Geschmeidigkeit besitzen. Wenn solche Erwägungen wieder maßgebend werden für die Landwirthschaftkammern, dann werden diese keine Vorrathkammern für keimkräftige, kraftvoll sprossende und segensreiche Ideen und Einrichtungen werden, sondern Aufbewahrungskammern für alte, verstaubte landwirthschaftliche Scharteken. Das würde aber um so gefährlicher für die Landwirthschaft sein, als dann die schwächlichen Kammern gegen die Landwirthschaft ausgespielt würden. In die Landwirthschaftkammern müssen daher vor allen Dingen Leute hinein, die kräftig zu beißen verstehen, wenn man ihnen den Mund stopfen will.

Um alles Dies zu erreichen, ist es aber nothwendig, daß die Landwirthe immer mehr politisch klug werden, d. h. immer mehr das Verständniß dafür bekommen, den Blick auf das Ziel gerichtet, in gegenseitiger, bewußter oder unbewußter Uebereinstimmung voranzuschreiten. Es ist nothwendig, daß die Gewohnheit wegfällt, daß jeder einzelne Landwirth seine eigene Meinung über den einzuschlagenden Weg für die allein richtige hält, die er dann keiner anderen unterzuordnen gewillt ist. Es ist nothwendig, daß man aufhört, die Person über die Sache zu setzen, daß man aufhört, zu glauben, ein wahrer Landwirth müsse stets der Regirung unbedingt zu Willen sein und sei verpflichtet, Alles, was die Regirung bringe, von vornherein gutzuheißen. Es ist nothwendig, daß die Rücksicht aufhört auf Orden, Titel und Ehrenstellen für sich und die Angehörigen; es ist nothwendig, daß Jedem zum Bewußtsein kommt, daß es Pflicht jedes deutschen Mannes, vor Allem jedes deutschen Bauern ist, das Interesse des ganzen Standes eng verknüpft zu sehen mit seinem eigenen zur Erhaltung und Förderung der deutschen Landwirthschaft. Das ist der Corpsgeist, der die Landwirthe erfassen und durchdringen soll. Der Begriff des gemeinsamen Interesses, das nur durch ein einheitliches und übereinstimmendes Vorgehen gewahrt werden kann, muß scharf und bestimmt in jedem Einzelnen zur Geltung kommen.

Wir wollen hoffen, daß die Entwickelung eine solche sein wird, wie sie hier als ersprießlich für die Landwirthschaft — und damit nach unserer festen Ueberzeugung auch ersprießlich für den Staat — geschildert worden ist. Denn es ist kein leeres Wort, daß in unserer Landwirthschaft, vor Allem in unserem Bauernstande, die kernigsten Elemente des Volkes enthalten sind und daß gerade in diesem Theile des Volkes diejenigen idealen Güter noch tiefe und feste Wurzel geschlagen haben, die die Grundlagen einer gedeihlichen Entwickelung unseres deutschen Volkes nach unserer Meinung sind, nämlich: wahre religiöse Anschauung, monarchisches Empfinden, deutsche Mannestreue.

Gebe Gott, daß es unserem Bemühen doch noch gelingt, diesen wichtigsten Stand dem deutschen Volke zu erhalten.

Rittergut Görsdorf. Dr. G. Roesicke,
zweiter Vorsitzender des Bundes der Landwirthe.

Sir William Harcourt.*)

Im Haus der Gemeinen wird künftig Sir William Harcourt seine Partei an Gladstones Stelle führen. Er hat das Aufrücken verdient. Während Gladstones Abwesenheit hat er als sein Vertreter fungirt. Und er wird künftig nun allein die Verantwortlichkeit im Unterhaus tragen. Ein paar amerikanische Zeitungen, die ich gesehen habe, haben Asquith als einen möglichen Parteiführer vorgeschlagen. Gewiß ist Das richtig, wenn wir in die grenzenlose Zukunft hineingreifen wollen. Gladstone erinnert sich noch daran, wie er zuerst Lord Salisbury sah, und er hat noch nicht vergessen, daß dieser damals ein fröhlicher, bausbäckiger Bube in einem rothen Rock war. Dieser rothröckige Schlingel war damals ein „möglicher Premierminister." Aber Das brauchte Zeit. So wird es auch noch Zeit brauchen, ehe Asquith hoffen darf, einmal das Haus zu führen. Daß man an ihn für diese Eigenschaft überhaupt denkt sogar in den Köpfen amerikanischer Journalisten, ist ein besonderer Tribut, ihm dargebracht für seine Erfolge im Ministerium des Innern, vielleicht aber auch eben so sehr dargebracht der Unbeliebtheit von Sir William Harcourt.

Ein weit besserer Führer des Hauses als Sir William würde Campbell Bannerman sein, aber Campbell Bannerman ist nicht ehrgeizig, während Sir William Harcourt es ist. Außerdem sitzt Sir William Harcourt bereits thatsächlich im Sattel, und obwohl ihn Viele gern sonstwo sehen würden, so würde doch keine Gruppe der Liberalen es wagen, die Partei dadurch zu schädigen, daß sie eine Kabale inszenirte wegen einer Angelegenheit von so untergeordneter Bedeutung wie die, ob Sir William oder ein Anderer die nächsten paar Monate die Partei anführen soll. Als das Ministerium gebildet wurde, sagte Bryce: „Die liberale Mehrheit ist klein, aber sie genügt für den Kampf." Jetzt ist sie noch kleiner geworden und hat ihren Führer verloren und wird nun weiter zu fechten haben, mag sie wollen oder nicht, bis sie verschwindet. Daß sie verschwinden wird, sobald nur das Zeichen zur Auflösung ertönt, ist so gut wie sicher. Ganz abgesehen von dem großen Gesetz des Pendels, das mit ununterbrochener Regelmäßigkeit nahezu die letzten dreißig Jahre beherrscht hat, sind alle Aussichten zu Gunsten der Wahl einer konservativen Mehrheit. Die Liberalen verlieren ihren König Artus. Die Iren zeigen keinerlei Lust, sich ihnen abermals anzuschließen. Die Konservativen stärken ihre Reihen. Voll Zuversicht werden sie sich ans Volk wenden, erfrischt durch den siegreichen Feldzug, den sie gegen die Parlamentsmehrheit gewonnen haben, sie werden die englische Wählerschaft aufrufen, um die Partei wieder völlig zu sammeln, die selbst jetzt die Mehrheit der Wähler hinter sich hat. Wir werden natürlich kämpfen und unser Bestes thun, aber wir sind eben so sicher geschlagen, bevor die Wahlurnen sich aufthun, wie die Konservativen es bei den letzten allgemeinen Wahlen waren. Und es ist nicht weise, sich auch nur für einen Augenblick der Täuschung hinzugeben, daß der Ausgang ein anderer sein werde oder auch nur sein könne, es müßte denn gerade etwas ganz Unvorhergesehenes eintreten.

---

*) Der bekannte Herausgeber der Review of Reviews, der ein eifriger Gladstoneaner ist, hat die deutsche Wiedergabe seiner Aufsätze über Harcourt und Rosebery in der „Zukunft" bereitwillig gestattet.

Alle unsere Hoffnungen für die unmittelbare Zukunft beruhen darauf, die Konservativen zu überzeugen, daß es ihren Parteizwecken entspricht, den Iren ein so radikales und praktisches System lokaler Selbstregirung zu geben, daß sie im Stande sind, es als eine Abschlagszahlung anzunehmen, — natürlich unter Protest, aber daß sie doch immerhin im Stande sind, es anzunehmen. Die Konservativen sind verpflichtet, eine Vorlage für die irische Selbstregirung einzubringen. Wenn sie gut ist, dann wird Irland unter Lord Salisburys Regirung dem Home-Rule näher kommen, als es auf einem anderen Wege vermöchte, abgesehen von einer großen volksthümlichen Erhebung, die das Oberhaus in Stücke bräche. Eine solche volksthümliche Erhebung ist aber nicht sehr wahrscheinlich. Es besteht Aussicht auf Home-Rule im nächsten Parlament, sobald ein konservatives Ministerium zu Stande kommt, das schwach genug ist, um die Unterstützung der Iren nöthig zu haben, und stark genug, um seine Home-Rule-Bill „eine Bill für die bessere Entwickelung lokaler Selbstregirung in Irland" zu nennen. Eine „Home-Rule-Bill" werden sie, können sie und wagen sie nicht durchzubringen. Wenn nicht gerade alles Vorausgegangene trügt, so werden sie eine Maßnahme durchbringen, die Home-Rule im Keime und Home-Rule in Allem ist, nur nicht dem Namen nach.

Die Aussichten sind demnach freundlich genug für Alle — außer für Amtsanwarte. Wieder einmal werden die Liberalen aus den leitenden Stellen scheiden, nur um ihre Grundsätze von ihren Gegnern in Wirklichkeit umsetzen zu sehen. Wie es bei der Gleichberechtigung der Katholiken, bei der Abschaffung der Kornzölle, bei der Gleichberechtigung der Juden, bei dem Stimmrecht nach Haushaltungen, bei der Einführung der Landschaftsräthe, der Einführung freier Bildung gewesen ist, so ist auch jetzt hinsichtlich Home-Rule die Niederlage der Liberalen die unmittelbare Vorläuferin des Sieges der liberalen Grundsätze. In ihnen ist nichts Fremdes oder von fern Herbeigeholtes. Balfour ist öffentlich betraut mit einer Local-Governement-Bill für Irland. Er hat seine eigene Maßnahme ernsthaft aufgenommen, trotz des Gelächters, mit dem sie empfangen wurde. Wenn er ein zweites Mal in die Lage kommt, so wird es ihm sicherlich besser gehen. Und Chamberlain wird solch eine Gelegenheit nicht versäumen, wo er zeigen kann, wie treu er seinen alten Ueberzeugungen geblieben ist. Im Ganzen sind daher die Aussichten auf Home-Rule wieder beruhigend, und wir können der unmittelbaren Zukunft mit beträchtlichem Frohsinn entgegensehen.

Diese tröstliche Ueberzeugung von der baldigen Wiederkehr eines konservativen Ministeriums, das sich genöthigt sieht, in der Richtung nach der irischen Selbstverwaltung fortzuschreiten, läßt uns die künftige Führerrolle von Sir William Harcourt mit größerem Gleichmuth betrachten, als es sonst möglich wäre. Es wird für kurze Zeit sein, und die Frist unserer Trübsal wird rasch verstreichen. Sir Williams Erhebung kann nur als ein Unglück für das Reich betrachtet werden. Ein grausames Schicksal wirft ihn unmittelbar nach Gladstone auf den ersten Platz. Denn Harcourt besitzt alle die Eigenschaften, die Gladstone uns gering zu achten gelehrt hat. Die früheren Gaben, die Gladstone zum Nationalhelden gemacht haben, fehlen ihm ganz besonders. Daß Gladstone an Alles glaubt, und Harcourt an Nichts, ist vielleicht zu allgemein gesprochen, aber es enthält einen Schimmer von Wahrheit. Ganz wahr ist es nicht; denn sicher glaubt Harcourt an Eins, nämlich an sich selbst, aber in anderen Dingen mangelt ihm ganz sonderlich die Begeisterung, die Gladstones allerbeste Eigenschaft ist. Es ist seltsam, daß die Partei der Begeisterung schlechthin im Par-

lament nun von einem nüchternen Politiker angeführt werden soll. Der plötzliche Uebergang gleicht dem Temperaturwechsel, den wir diesen Winter in Chicago gehabt haben, von Null Grad bis zur Wärme eines sommerhellen englischen Maitages, binnen vierundzwanzig Stunden.

Vor langer Zeit hat Labouchere wiederholt gesagt, Sir William Harcourt sei ein idealer Führer für die Radikalen, weil er keine überspannten Anschauungen von der Führerrolle habe. Er würde thun, was man ihn heiße, unter Umständen ins Wasser springen, und die Radikalen brauchten ihm blos jeden Morgen nach dem Frühstück seine Instruktion zu ertheilen. Labouchere ist immer unterhaltend, aber manchmal verkörpern seine angesäuerten Uebertreibungen sogar einen Volksglauben. Ob mit Recht oder mit Unrecht, weiß ich nicht, aber es gilt fast allgemein für ausgemacht, daß Harcourt ein bloßer Dugald Dalgetty ist, ein mächtiger Kämpfer, der das politische Leben als eine Reihe von Kämpfen auffaßt, in denen der Weise, dem erleuchteten Gefühle des Privatinteresses folgend, Partei ergreift. Vielleicht geschieht ihm damit grausames Unrecht. Vielleicht trägt er in sich die Gluth des heiligen Chrysostomus, die Selbstverleugnung Franz von Assisis und den Eifer Loyolas verborgen unter seiner weiten Weste. Aber wenn diese Eigenschaften dort verborgen sind, dann sind sie es so vollkommen, daß noch keiner seiner Amts- und Zeitgenossen sie zu finden vermocht hat. Der Unterschied zwischen ihm und seinem unmittelbaren Vorgänger ist, daß Gladstone so furchtbar in Ernst war, daß er die Posaune des Erzengels mitten im Abfassen eines Entwurfes hören konnte, und daß Harcourt schwerlich ernstlich an Etwas glauben würde, und wenn Einer von den Toten auferstände. Aber all Das mag Unsinn sein. Hoffentlich ist es Unsinn. Aber es bleibt trotzdem ein Unglück, daß Harcourts Laufbahn zu einem so beklagenswerthen Mißverständniß führen konnte.

Gleich bei seinem Eintritt ins Parlament hat Sir William Harcourt — damals noch Mr. Vernon Harcourt — die Radikalen gegen den Strich gebürstet. Er gab sich das Air eines gänzlich höheren Wesens, eines Gelehrten, Geschmacksritters, Epigrammatikers. Als kommender Mann in der englischen Politik begann er erst bekannt zu werden, als das Gladstonesche Kabinet von 1869 sich zum Falle neigte. Da erhob er seinen Fuß gegen die Regirung, betrug sich in ausgiebiger Weise nach Disraelis Muster „schnoddrig" gegen das Haupt der Liberalen und heimste in Folge Dessen den dauernden Haß und das Mißtrauen aller Derer ein, die den Premierminister liebten und verehrten. In jenen Tagen schien es, als ob er meinte, es sei ein Platz offen für einen liberalen Disraeli, und er wurde demgemäß von allen Denen gehaßt, denen Disraeli ein Anathema Maranatha war. Den Eindruck, den er damals hinterließ, konnte er niemals austilgen. Durch die Art, wie er während der Erregung wegen Bulgariens über Gladstone sprach, selbst in seinen flammendsten Reden zu dessen Unterstützung, hat er diesen Eindruck eher noch vertieft. Als Minister des Innern hat er sich nicht besonders ausgezeichnet, und als er sich erbot, seine Stimme Gladstone und Home-Rule zur Verfügung zu stellen, da waren seine Feinde nicht faul und fanden heraus, daß seine Losung wahrscheinlich eine andere gewesen sein würde, wenn der Abfall vom Lord Hartington und von Chamberlain nicht den Weg zur Führerschaft der Liberalen freigemacht hätte.

Aber Das gehört nunmehr schon zur alten Geschichte und ist überdies etwas trüb und unerquicklich. Es ist angenehmer, sich Harcourts guten Seiten anzusehen und die Eigenschaften sich vorzuhalten, die ihn das Vorurtheil, das ihm

einst unübersteigliche Hindernisse auf der Bahn zum Erfolge aufzuthürmen schien, schließlich doch bequem überwinden ließen.

Erstlich stammt Harcourt aus einer alten englischen Familie. Er soll von den Plantagenets abstammen. Er ist im Purpur, oder vielmehr in der schneeweißen Lichtung der anglikanischen Hierarchie geboren. Er hatte das Glück, die beste Ausbildung zu erhalten, die die britischen Universitäten zu geben vermochten. Ein Edelmann von Abkunft, ein Gelehrter, Rechtsanwalt und Universitätprofessor durch seine Ausbildung, trat er mit vielen Vortheilen den Wettlauf an, und besaß Mutterwitz genug, sie zu seinem Nutzen zu verwenden. Er besaß ferner eine gewisse feine Theilnahme für das Volk, die im Anfang seiner Laufbahn darin zum Ausdruck kam, daß er das Gesetz gegen die geheimen Gesellschaften zu verbessern und die Gewerkvereinler von dem tyrannisch ungerechten Gesetzeszwang zu befreien versuchte, der sie fesselte. Das würde ihm jedoch nur wenig genützt haben, hätte er nicht andere Talente besessen, nach denen auf den Parlamentssitzen große Nachfrage ist. Er hatte die große Gabe der humoristischen Rede; und das Parlament lacht, auch bei uns nur allzu gern einmal. In seinen Anzapfungreden war er fast ohne Gleichen hinsichtlich seines Geschickes, Heiterkeit zu wecken, und die Berichte über seine Reden sind immer zahlreicher durch ein „Gelächter" unterbrochen gewesen als die irgend eines anderen leitenden Mitgliedes. Gleich im Beginn seiner Laufbahn wurde er sich dieser werthvollen Gabe bewußt und verwendete viele freie Zeit auf ihre Entwickelung, auf das Glätten seiner Augenblicksepigramme und auf das sorgsame Zustutzen der Pointen seiner natürlich „ganz unvorbereiteten" Witze. Aber er war mehr als ein bloßer Humorist. Er konnte auch schrecklich hart treffen und wirklich zuschlagen. Er holte mit dem Fuße beinahe bei der Schulter aus und sein Schlag saß wuchtig dem Gegner im Gesicht. In dem Drüber und Drunter der demagogischen Kämpfe, in denen politische Namen meist berühmt werden, erntete Harcourt bald Ruhm. Augenblicklich versteht es Niemand so gut wie er, die Menge mit einer Rede hinzureißen — ausgenommen Gladstone und Chamberlain —, vorausgesetzt, daß er Zeit hat, sich vorzubereiten. Da er aber gewöhnlich dafür sorgt, daß er dazu Zeit hat, so ist diese Voraussetzung nicht von Belang. Im Haus der Gemeinen selbst ist er nicht so bedeutend. Sehr wenige seiner Bemühungen im Parlament sind noch im Gedächtniß der Menschen. Aber noch gedenken wir dankbar der Art, in der er der Beaconsfielderei den Schwanz versengte und die falschen Vorspiegelungen zerstörte, unter denen die Zwangsherrschaftler der Losung Home-Rule zu entgehen suchten.

Sir Williams Haupttugend ist, daß er ein zäher Kämpfer ist, bei dem man sich darauf verlassen kann, daß er nicht unüberlegt hervorbricht, wenn der Kampf scharf auf ihn losgeht. Seine Amtsgenossen sagen, er sei ein ausgezeichneter Mann, um einem im Kampfe den Rücken zu decken, und sie müssen es wohl wissen. Dieses treue Halten zu den Genossen entspringt mehr einem Triebe des englischen Blutes als einer märtyrerhaften Ergebenheit an die Sache. Harcourt ist nicht aus dem Stoff, aus dem die Märtyrer gemacht werden. Aber er ist sehr guter Stoff für einen Tommy Atkins. Auch im Kleinsten ehrlich, thut er seine Pflicht, wie man es nur erwarten kann, und ohne davon Redens zu machen. Ein amerikanischer Journalist, der sehr gute Gelegenheit gehabt hatte, ihn zu beobachten, sagte neulich zu mir, Harcourt sei für ihn in vieler Hinsicht der typische englische Politiker. Er habe den Typus John Bulls: selbstgefällig, leidlich korpulent, — und nicht sehr idealistisch.

Wie sind wir doch aus Widersprüchen zusammengesetzt! Dieser typische John Bull ist nur in einem Punkte dem allgemeinen Gefühle des Volkes voraus, und Das ist die präventive Gesetzgebung gegen Unmäßigkeit. Dieser selbstgefällige Brite sitzt immer mehr oder weniger in Staub und Asche wegen des traurigen Schauspiels, das die Laster des Landes darbieten. Manchmal ist es mir, als wäre es nicht besonders schlimm, wenigstens noch nicht das Schlimmste, daß er seinen eigenen Ueberzeugungen nicht fanatisch ergeben ist. Denn manche von ihnen sind sehr schlimme Ideen von der schlimmsten „Klein-England"-Richtung. Sich selbst überlassen, würde er wohl ein „Klein-Engländer" von Labouchères Art sein. Er ist ein sehr schlechter Imperialist und würde niemals die englische Flotte vermehrt oder Afrika besetzt haben. Zum Glück wird er nicht sich selbst überlassen werden, was für das Reich sehr gut ist, und es wird noch besser sein, wenn die auswärtigen Mächte ein für alle Mal wissen, daß in allen überseeischen Angelegenheiten der Führer des Hauses der Gemeinen, nicht so viel zu bedeuten hat wie der Führer der Opposition: Balfour.

Als Führer des Unterhauses ist Harcourt nicht unbeliebt. Er ist ein begabter Mann, ein fertiger Redner und besitzt einen angenehmen Witz. Er ist ein Muster in seinem Privatleben. Er liebt das Land und erfreut sich daran, seine Zeit in der Waldeinsamkeit von New Forest hinzubringen. Er ist ein Patriarch in seinem eigenen Hause, und liebt es nicht, an seinem eigenen Tisch Widerspruch zu finden, aber er ist geliebt von seiner Familie und die Liebe seines Sohnes zu ihm ist fast rührend in ihrer schönen Aufrichtigkeit. In allen Frauenfragen ist er so schlimm wie Gladstone. Von dem politischen Gesichtspunkte aus könnte er kaum etwas Verkehrteres thun; denn die Welt dreht sich immer noch, und Gladstone, dessen letzte That vor den allgemeinen Wahlen es war, sich ohne Noth gegen die Anerkennung der Bürgerrechte der Frauen zu vergehen, hat als seine letzte Heldenthat die Annahme einer Niederlage aufzuweisen, die ihm die Fürsprecher des Stimmrechtes der Frauen in dem Kirchgemeinderathgesetz beigebracht haben. Harcourt wird nicht den Versuch machen, den Zeiger rückwärts zu drehen, aber er wird ganz gewiß auch nicht versuchen, ihn noch weiter vorzustellen.

Von seinen Leistungen als zeitweilig amtirender Kommandeur der liberalen Heerschaaren zu sprechen, ist eine schwere Aufgabe. Ein guter Lieutenant ist manchmal ein schlechter Hauptmann. Aber, wie vorauszusehen ist, werden die Minister, so gut sie nur können, an einem Stricke ziehen bis zur Auflösung, die Jedermann in wenigen Monaten erwartet. Von der Mehrheit, die gewählt wurde, um Gladstone zu stützen und Home-Rule durch zu bringen, kann man kaum sicher erwarten, daß sie länger als eine Session zusammenhält, nachdem Gladstone abgegangen und Home-Rule an ein neues Parlament verwiesen ist. Alles, was Sir William Harcourt thun kann, ist, die nächsten paar Monate dazu zu benutzen, seine noch unerprobte Weisheit für die Wahlen zurecht zu machen und eine so wuchtige Anklage wie möglich gegen das Haus der Lords aufzuthürmen. In dem Versuche, den lokalen Wahlleuten Genüge zu thun, wird er eine seiner Eigenart angemessene Aufgabe finden. Aber die thatsächliche Schwierigkeit wird erst bei dem Budget beginnen.

London. William T. Stead.

Stephan als Geschäftsmann.

Wenn 1500 Jahre nach Zerstörung des Deutschen Reiches ein chinesischer oder amerikanischer Mommsen aufkäme, der unsere Institutionen interessant zu machen wüßte, ohne gerade das Aachener Zeitungmuseum zu benutzen, so würde ihm die universelle Thätigkeit der Stephanschen Post einen anziehenden und dabei gar nicht schwierigen Stoff bieten. Was sind alle Riesenbazare gegen die Geschäfte, die unsere Post tagtäglich im großartigsten Maßstabe vermittelt und für die sie so billig arbeitet, daß selbst da, wo noch eine Privatkonkurrenz erlaubt ist, der rothe Kragen durchaus dominirt!

Da ist vor Allem das Zeitungwesen. Welche Unzahl von Agenten hätte die Presse für ihren Vertrieb nöthig; aber die Post nimmt ihr nicht allein diese Thätigkeit völlig ab, sondern sie stellt sich auch direkt zwischen Firma und Kundschaft. Sie kennt jeden Abonnenten, der betreffende Verleger hat keine Ahnung davon, wie die 400 Leser in Mannheim oder die 6 Lehrer in Pyritz heißen. Demnach ist die Post auf diesem Riesengebiete nicht nur der Beförderer, sondern der wirkliche Kommissionär, während die Zeitungen, von denen einige (!) sich doch gewiß gern dem Geschmacke ihres Publikums fügen würden, die einfachen Lieferanten einer Staatseinrichtung bleiben.

Da die Post die Abonnentengelder pränumerando empfängt, so fühlt sie sich in einem gewissen Sinne auch verantwortlich und so hält sie denn mit Auszahlungen gegen solche Blätter möglichst zurück, die im Verathmen sind also eventuell mitten im Quartal aufhören könnten. Man kann zwar mit Recht behaupten, daß das Zeitungdebit eine relativ nicht große Beamtenzahl an Stelle von unzähligen privaten Mittlern setzt, aber andererseits wäre eine so universelle Verbreitung, wie sie heute die Tagespresse findet, ohne die Post als Billigkeitfaktor ganz undenkbar. Der selbe Staat, der an seiner gedruckten öffentlichen Meinung so Manches aussetzt, der es an Strafen hierfür keineswegs fehlen läßt, fährt mit dieser Waare im ganzen Lande umher, bietet ihr Schutz, Vertrieb und ist ihr mächtigster Verbreiter.

Mit den Geldanweisungen und Geldaufträgen hat die Post natürlich in das Wechsel- und Bankfach eingeschnitten, aber auch hier überschießt der Nutzen einer unendlich vereinfachten Methode alle schwindenden Verdienste der Privatthätigkeit. Man bedenke nur, daß die Post nicht wie die Reichsbank auf Deutschland beschränkt bleibt, sondern Glied eines internationalen Verkehrs ist. Wir können also heute bis zu 400 Mk. selbst nach den Antillen, Transvaal, Australien einfach per Postkarte auszahlen lassen. Ein Umwechseln wird hinfällig, da die Post selbst den Umrechnungskurs in Pfund, Francs ꝛc. festsetzt. Auch die Kosten sind insofern billig, als z. B. ein Kaufmann, der in Deutschland und Luxemburg 1200 Mk. zu remittiren hat, dafür in drei Sendungen nur 1,20 Mk. bezahlt. Theurer stellt sich die Sache natürlich nach entfernten Ländern, allein wenn Jemand auf diesem mühelosen Wege 500 Francs nach Smyrna senden will und 4 Mk. Kosten darauf hat, so ist Dies noch immer billiger als in jeder anderen nicht postalischen Weise. Der kleine Waarenverkehr zieht hier einen entschiedenen Nutzen. Man kann Dies ja auch an Fabrikplätzen Samstag abends beobachten, wo die fremden Arbeiter eine Quote ihres Lohnes nach Hause schicken. Was hätten nur die Wechselstuben früher an den italienischen Arbeitern verdient, die alles Ersparte regelmäßig nach Hause zu

senden pflegen. Auch die telegraphische Geldanweisung wird mehr benutzt, als man sich eigentlich vorstellen kann, und es wäre gewiß interessant, dabei einmal die Durchschnittssumme zu erfahren.

Der Postauftrag bildet bereits eine regelrechte geschäftliche Schuldeneinziehung, die in den meisten Fällen gelingt; allein für 30 Pf. Gebühr bei 800 Mk. kann man natürlich nicht den persönlichen Nachdruck eines kaufmännischen Vertreters verlangen. Das Maximum ist deshalb doppelt so groß als bei den Anweisungen, weil auch das Inkasso von Wechseln bis zur Höhe von 800 Mk. geht. Wenn man bedenkt, daß in dieser Weise noch in Tunis Geld eingezogen werden kann, so genügt Das, um die ganze Verkehrserleichterung zu kennzeichnen. Selbstverständlich kommen Postaufträge nicht entfernt so viel zum Vollzug wie Postauszahlungen. Der Buchhandel hat den Postauftrag besonders billig.

Nun kommt der Stoßseufzer der Kleinstadtgeschäfte: das Wechselgebiet. Früher alimentirten jene Kaufleute ihre Einnahmen auch aus den Inkasso-Besorgungen. Heute giebt man der Post, nicht anders als 6 Tage vor Verfall, fast alle deutschen Wechsel auf Nichtbankplätze und zuweilen auch, in Konkurrenz mit der Reichsbank, solche auf Bankplätze. Maximalhöhe 800 Mk., die Form ist eben so einfach wie finnreich. Man giebt der Post zu Berlin einen eingeschriebenen Brief an die Post etwa in Filehne oder Mainau. Im Kouvert ist ein gedrucktes Blankett („Beliebe einzuziehen" &c.) nebst dem betreffenden Wechsel. Dieser ist aber nicht etwa an die Post girirt, sondern nur auf der Rückseite mit „Betrag empfangen" versehen. Die Post erscheint also nur als Vermittter und übernimmt so wenig Verantwortung, daß, wenn sie z. B. im Nichtzahlungfalle den Wechsel dem Gerichtsvollzieher übergeben hat und dieser ein entscheidendes Versehen beging, kein Schadenersatz verlangt werden kann. Wird der Wechsel prompt bezahlt, so ist seit Kurzem die Neuerung eingeführt, daß die Post den Betrag dem Auftraggeber, wenn dieser ein Konto hat, auf Reichsbankgiro zur Verfügung stellt. Also auch hier keine größere Geldbewegung mehr. Da auf solchen Wechseln auch oft „ohne Kosten" steht, so kommt Dies natürlich bei eventuellen Protesten in Betracht. In jedem Falle erhält der Absender in Berlin per eingeschriebenen Brief seinen Wechsel vom Gerichtsvollzieher zurück. Die Kosten lassen sich bei einem Appoint von 200 Mk. aufwärts auf etwa $^1/_4$ Prozent berechnen, bei kleineren Beträgen auf etwa $^1/_2$ Prozent. Man kann nicht sagen, daß die alte Vermittelung gerade theuerer war, aber sie war zeitraubender.

Selbst das Einholen der Accepte ist postalisch geworden. Es kostet Das, wenn Alles glatt geht, hin und zurück zwei eingeschriebene Briefe und 5 Pfg. Bestellgeld; also circa 70 Pfg. per Appoint. Auf Theilaccepte, wie solche zuweilen im Waarenverkehr vorkommen, läßt sich die Post nicht ein, da sie nur den Auftrag, aber nicht das Interesse ihres Mandanten wahrzunehmen hat. Allerdings muß sie den Wechsel franko nach jedem andern deutschen Orte senden, falls Dies gleich im Auftrage vermerkt ist.

Auch die Postnachnahmen bei Briefen, Büchern, Packeten sind von 200 Mk. bis 400 Mk. nur 40 Pfg. Was Dies für unsern Buchhandel und unsere Versandtgeschäfte bedeutet und welche unübersehbaren Provisionen hierdurch dem Zwischenhandel entzogen sind, braucht nicht erst klar gemacht zu werden. Rationell, aber für die vielen Hände, die sonst in Comptoiren und auf Lagern thätig waren, verhängnißvoll. Die Vernunft ist eben unbarmherzig.

Pluto.

Volksfeind und Hofschauspieler.

Dreiundzwanzig Jahre war Henrik Ibsen alt, da that er, was man gern thut, wenn man Hunger hat, schreiben kann und seine Ueberzeugung nicht an beliebige Kulitreiber verfrohnden will: er gründete eine eigene Zeitung. Es war ein kleines Wochenblatt und es erhielt nach dem Titelbilde sehr bald den Spottnamen „Der Mann." Viel Literatur, denn es lohnte sich damals noch, literarische Kämpfe zu führen, aber auch Politik, und Politik von einer besonderen und ganz neuen Art. Keine langweiligen Leitartikel, sondern stark satirische Betrachtungen, Opposition nicht nur gegen die Regirung, sondern auch gegen die Opposition, gegen Alles, was in Heerden und Massen gegliedert war und die kräftig sich regende Eigenart mit Ketten bedrohte. Der blutjunge Herausgeber des Mannes war beinahe schon ein Mann, war ein geborener Schützer der Minoritäten und Individualitäten, und er hielt sich, mit dreiundzwanzig Jahren, für den Stärksten, weil er allein stand. Er war nicht der Stärkste: das Unternehmen mißlang und der kecke Abiturient mußte froh sein, da er als Theaterdichter in Bergen ein kärgliches Obdach fand. Dann aber, später, als er im Alleinfliegen die Schwingen gekräftigt hatte und der große Weltdramatiker der Gespenster geworden war, nahm er noch einmal den in dreistem Jugendmuth begonnenen Kampf auf und verdichtete alten und neuen Groll, eine entrüstet jauchzende Weltanschauung und einen ganz persönlichen Zorn, in das Drama vom Volksfeind.

Die Weltanschauung stammte aus der Zeit des Wochenblattes und sie hatte noch immer den Refrain: Der stärkste Mann ist der Mann, der allein steht. Schiller war vorsichtiger gewesen, als er seinen Lieblingsepigrammatiker aus Bürglen das Wort sprechen ließ: Der Starke ist am Mächtigsten allein. Auf die Stärke nämlich kommt es am Ende doch an und dem schwachen Zärtling wird das Alleinstehen wenig nützen. Tell bleibt dem öden Parlamentsgeschwätz der nationalliberalen Eidgenossenschaft fern, aber er schießt, da die Stunde gekommen ist, den Landvogt nieder und er leistet damit für das Vaterland sicherlich mehr als der pathetische Bennigsen aus Steinen in Schwyz. Thomas Stockmann, der Volksfeind, leistet gar nichts, er entrüstet sich nur und bei der Entrüstung legt man leider eben stets die festeste Schutzwehr ab. Thomas Stockmann hat entdeckt, daß die von ihm gefundene Badequelle der heimischen Küstenstadt durch Mikroben und Unrath verpestet ist, und mit dieser Entdeckung geht er bei allen Großmächten des ärmlichen Nestes hausiren: beim Bruder Bürgermeister, bei den unentwegten Vertretern der bürgerlichen Selbstverwaltung und bei der demokratischen Presse. Weil aber diese Mächte

sämmtlich an den Erträgen der Badequelle interessirt sind, findet er kein Gehör, wird er beschimpft, ausgepfiffen und für einen Volksfeind erklärt werden die Fenster ihm eingeworfen und die Kinder, als ob sie verseucht wären, aus den Schulen gejagt. Darüber ist der eisernde Mann, der lange Jahre doch in schlimmer Einsamkeit gehaust hat, höchst erstaunt und empört und er verspricht, gegen die Bosheit und Engherzigkeit der Gesellschaft den Krieg bis aufs Messer zu führen. Ob er Sieger bleiben wird? Der Dichter verräth es uns nicht; aber er hat in seinem nächsten Werk einen schwächlichen Helden der Wahrheit und der Entdeckungen seltsam ironisch beleuchtet und ihn den Dreizehnten genannt, der vom Tische behaglichen Lebens ganz behutsam sich wegzustehlen hat. Und ich möchte glauben, daß es dem Volksfeind nicht anders am Ende ergangen sein wird als dem Begründer des norwegischen Wochenblattes und daß auch er schließlich damit zufrieden gewesen sein wird, irgendwo eine dürftige Unterstatt zu finden.

In die unreife Weltanschauung, die den Volksfeind zu einem der künstlerisch schwächsten Dramen Ibsens machte, brach der persönliche Zorn herein und der gab dem nur an den größten Mustern zu messenden Dichter sein wirksamstes Theaterstück. Das Publikum ist immer froh, wenn es weiß, wo und wie, wenn Licht und Schatten ihm in greller Deutlichkeit vorgeführt wird und es mit eigenem Denken sich nicht zu bemühen braucht. Wo jenseits von Gut und Böse nach selbst gefundenem Sittengesetz eine Welt sich gestaltet, da stutzt der Durchschnittsverstand und versagt die Gefolgschaft, weil es ihn beschwerlich dünkt, eigenem Vermögen der Dinge Maß zu entnehmen. Durch das Drama vom Volksfeind ist ein breiter Weg gebahnt und den bequem Dahinwandelnden ist der Dichter ein gar nicht schweigsamer Führer; er zeigt ihnen, wo die Guten wohnen und wo die Bösen, er prüft jedem Begegnenden Herz und Nieren und ist mit Kommentaren so freigebig wie nur je in einem alten Schlosse der Kastellan. Auch dem blödesten Blick verhüllt das Ziel sich nicht, dem der Dichter hastig entgegenstrebt; er will sagen, daß lästige Wahrheiten nicht gern gehört werden, daß den Verkündern solcher Wahrheiten schlimme Gefahren drohen, daß die Presse die willige Magd des Erfolges und des Besitzes ist und daß die kompakte Mehrheit, besonders die angeblich liberale, die ihrer Macht die Grundlage in ausschließlicher Geldherrschaft sucht, von allen Formen tyrannischer Unterdrückung die schrecklichste zeigt. Das sind weder neue noch aufregende Entdeckungen für uns, denn wir erleben täglich ganz andere Offenbarungen parlamentarisch-bourgeoiser Herrlichkeit. Aber der Dichter giebt sich so ganz persönlich, er schwelgt so froh in dem neuen Glücke rücksichtlos subjektiver Aussprache, daß ein verehrliches Publikum von der Entkleidung des sonst so Unnahbaren entzückt ist und dem Volksfeinde zujubelt, —

das selbe Publikum, das in der gemeinen Wirklichkeit der Dinge die Stockmänner nach Dalldorf oder Herzberge verweisen würde und das sich immer auf die Seite der kompakten Mehrheiten drängt. Dieses künstlerisch beklagenswerthe, für die Psychologie der Massen aber nicht uninteressante Wunder ist Ibsen gelungen, weil er nicht als ruhig erwägender Künstler, sondern als persönlich beleidigter Mensch an die Arbeit ging: die rohe und rauhe Ablehnung der Gespenster hatte ihn gekränkt, er sah sich von Sittenrichtern und Pharisäern gehetzt, er sollte an den bekannten ewigen Gesetzen der Sittlichkeit sich versündigt haben, weil er mit großartigem Griff ein schreckendes Weltbild in den Rahmen der Bühne gezwängt hatte, und er schuf in raschem Zorn deshalb auch nicht ein Drama, sondern eine Vertheidigungsschrift in dramatischer Form. Wie Ibsen von dem gepeitschten Pöbel verfolgt worden war, da er den unsicheren Moorgrund aufgegraben hatte, auf dem so manches munter angepinselte Eheglück ruht, so sollte Stockmann mit der wüthig bellenden Meute den Kampf zu bestehen haben, weil er die Heilquelle als eine Unheil zeugende Pesthöhle enthüllt hat. Aber Ibsen ist ein lebendiger Mensch, der bei der unbedingten und nutzlos grausamen Wahrheit sich nicht allzu lange aufgehalten hat, und der Volksfeind ist nur ein kunstvoll von einem Künstler angefertigter Mannequin, den der Schöpfer mit seinen zürnenden Gedanken behängt hat.

Jetzt hat im Neuen Theater Herr Sonnenthal den Stockmann gespielt, der Hofschauspieler den Volksfeind. Vorher erschien er in einem italienischen Schauspiel, „Sündige Liebe" von Giacosa, von dem nicht viel zu sagen ist; modernisirter, leise skandinavisirter Feuillet mit Erinnerungen an die ältere Dramatik à la Girardin und mit einem jedes natürliche Empfinden eben so verletzenden wie alle Modernitätgigerl verlockenden Schluß. Dieses sentimentale Ehebruchstück wurde von den Herren Jarno und Rittner ganz ausgezeichnet gespielt und es gab auch Herrn Sonnenthal die Gelegenheit, zu zeigen, was er besser als irgend ein Anderer darstellen kann: gesellschaftlich wohlerzogene, soignirte und kokette Schönmännlichkeit, die herzzerreißend zu schluchzen und nicht allzu gefährlich zu wettern versteht, feine, gut angezogene und sorgfältig frisirte Herren, die aller ziersamen Mädchen helles Entzücken sind und die im Zorn und im Schmerz sich immer des großen, ringsum neugierig gaffenden Publikums bewußt bleiben. Noch besser fast gelang dem berühmten Gastspieler dieser leicht durchtrüffelte Familienblatt-Typus in einem französischen Einakter, den freilich nur eine an Bauernfeld erzogene Zuhörerschaft zu ertragen vermag. Da war Herr Sonnenthal vollkommen, da störte auch sein stets elegisch kokettirender Nasenton nicht; Besseres, Größeres hat er nicht zu bieten und seine Kunst versagt überall sich dem höchsten Anspruch, wo

die zwingende Gewalt eines überragenden Geistes zu verkörpern ist. Er ist der angenehmste Retoucheur unter den Schauspielern, der Tanzstundentraum der übersinnlich — und manchmal wohl auch anders — schmachtenden Besucherinnen des Comtessentheaters; und mit diesen holden Schmeichelkünsten schlich er nun sich an den derben und handfesten Volksfeind heran.

Zuerst gings gar nicht. Ein auffallend schön alternder Herr mit weiß geschminkten Händen, der in der Rede das gewisse Timbre erklingen ließ, womit man die kleinen Mädchen fängt und die großen Wahlversammlungen, und der sich bewegte wie ein Mitglied des Carlton-Klubs, ruhig, rund, sehr vornehm und immer ein Bischen von der Nothwendigkeit geärgert, sich überhaupt bewegen zu müssen. Dazu schlecht sitzende Kleider, so schlecht, daß man die Absicht gleich sehen mußte. Und dieser Maskenballheld sollte ein dumpfer Kleinbürger sein, ein nicht allzu reinlicher Mediziner, dems in Schlafrock und Käppchen am Wohlsten ist, der gern Grog trinkt und aus langen Pfeifen havarirten Tabak raucht, der von Schweinerei, von Kloaken und ähnlichen übel riechenden Dingen spricht. Sehr amusant, wie Herr Sonnenthal mit einem Augenaufschlag, einem in den Nerven beginnenden Zucken dabei gleichsam um Entschuldigung bittet, wie er ängstlich sich von dem bösen Dichter differenzirt, der ihn so ungenügend parfumirte Dinge sagen läßt. Die ganze Geschichte spielte zwischen Leinwand und Rampe; wäre der schöne Schaufenstermann auf die Straße gegangen, er hätte bald die ganze Kinderschaar des Berliner Nordwestens auf den Hacken gehabt. Herr Jarno, ein für schwache Menschlichkeit, namentlich wenn sie mit der Stärke renommirt, außerordentlich begabter Schauspieler, der einen sehr vorsichtig ironisirten Durchschnittsredakteur auf knickende Beine stellte, konnte einen Spaziergang in hellem Sonnenlicht dagegen ganz ruhig wagen: er wäre gar nicht aufgefallen, wäre ein Massenmensch wie andere Massenmenschen gewesen. Zwei Schauspielkünste standen da neben einander; die eine arbeitet mit schönen Mitteln auf schöne Wirkungen und müht sich ganz bewußt, ungewöhnliche Menschen auf die Bretter zu bringen, schönere, sorgfältiger zurechtgemachte und schmeichelhafter wirkende, als man im Leben sie meistens sieht; die andere spart die Retouche, mitunter auch wohl die Kunst, und giebt Momentaufnahmen aus der ungekämmten, der dunstenden und nicht immer lieblich duftenden Wirklichkeit.

Dabei fand Herr Sonnenthal in seinem stilisirten Spiel doch sehr eindringliche Wirkungen. Er war frisch, er war froh und war heftig, immer mit Maß, immer so, daß man aus dem eifrigen Spiel heraushören konnte: Die Leute sind hier albern genug, in meinen bewährten Glanzrollen mich nicht sehen zu wollen, im Marquis von Villemer, als Grafen Waldemar, Ringelstern oder Fürsten aus der Bauernfeldschen Gesellschaft, also muß

ich schon dieses scheußlige Stück spielen, um bei der Kritik mich lieb Kind zu machen, — aber gern thue ichs nicht und ich bemühe mich auch, Euch im Parquet immer zu zeigen, daß ich nicht Thomas Stockmann, der Volksfeind, bin, sondern Adolf von Sonnenthal, der Löwe. Endlich aber kam doch der Augenblick, wo Beide einander fanden, der zürnende Dichter und der leise verstimmte Gastspieler, und wo über Stockmanns entseeltem Puppenbalg sie einträchtig sich die Hand reichen konnten.

Das geschah in der Volksversammlung. Liberale Hausbesitzer sind aus den Bezirksvereinen herbeigetrommelt und ein Vortrag des Badearztes ist angekündigt. Aber der Badearzt kommt nicht und an seiner Stelle nimmt der zufällig anwesende Herr Henrik Ibsen das Wort, um, weils sich gerade so trifft, für seinen radikalen Aristokratismus gegen das Heerdengetrampel eine Lanze zu brechen. Die gut gedachte Szene wirkt niemals so, wie sie wirken sollte; denn zu deutlich tritt der schon von Noras jäh zerrissenem Zirpen her bekannte Ibsenbruch hervor und zu verblüfft ist das Staunen, da plötzlich nun von den abstraktesten Allgemeinheiten gesprochen wird. Herzige Knaben, die in Berlin noch immer das überflüssige Gewerbe eines Theatercensurenvertheilers betreiben, haben gefunden, daß Herr Sonnenthal die Szene verdorben hat, und Herr Schlenther, der sich gewiß für einen Ibsengelehrten hält, hat sich zu dem für seine spießbürgerlichen Verhältnisse ganz netten Sätzchen aufgerafft: „Das müßte ganz anders aus kochendem Gemüthe poltern". Ach nein: nicht Schlenther macht ja dem lange verhaltenen Groll gegen Stephany Luft, sondern Ibsen spricht, in vorsichtig gewählten, in langsam ersonnenen Gleichnissen, und er wird erst ein Bischen wild, als der pöbelhafte Redakteur der Vossischen Zeitung aus der Küstenstadt ihn einen Bürgerfeind nennt. Herr Sonnenthal war vielleicht etwas zu coriolanisch; aber er hat, so weit die mangelhafte Beherrschung des Textes es ihm erlaubte, die in der Reflexion gefrorenen Leidenschaftlichkeiten des Dichters so klug und so wirksam vorgetragen, daß man ganz klar empfand, wie dieser peinlich saubere Aristokrat die umbuhlte Eitelkeit des kommunalen Stimmviehes beleidigen mußte.

Herr Sonnenthal gehört nicht zu den ganz starken Schauspielern und deshalb hat er weislich in die schulmäßige Tradition des Burgtheaters sich eingefügt und bei Fichtner und Mitterwurzer, bei Salvini und Bressant gute Lehre gesucht. Wenn er sich erkühnt hätte, trotzend sich ganz auf sich selbst zu stellen, dann hätte aus der sicher umhegten Ruhe des Hofschauspielers auch ihn wohl das Schicksal des Volksfeindes gescheucht, der in der Runde der Stärkste zu sein wähnte, nur weil er allein stand. M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. April 1894.

Staatsgeheimnisse.

Mit Portugal, so verkünden die Zeitungen, soll ein Handelsvertrag abgeschlossen werden; dieser kommenden That werden andere Thaten von ähnlich wohlthuender Wirkung folgen, bis der Ring der handelspolitischen Beglückungen sich endlich schließt, die das Deutsche Reich für zehn Jahre der Zollautonomie und auf wichtigen Gebieten auch der eisenbahntarifarischen Selbständigkeit berauben. Im Uebrigen scheint die deutsche Politik noch immer in dem Zustande trostloser Unproduktivität zu stecken, der so lange nun schon dem trauernden Blick sich bietet. Kein neuer Gedanke, kein neuer Inhalt für das staatsbürgerliche Leben der Nation. Zuerst wurde eine Kopfzahlvermehrung des Heeres gefordert, die in künftigen Kriegen den Sieg verbürgen sollte; dann wurden auf Kosten des bedeutendsten nationalen Gewerbes Verträge abgeschlossen, die den Frieden verbürgen sollen; beide Maßregeln opferten werthvolle Grundsätze aus einer großen und glücklichen Zeit der deutschen Geschichte, beide Maßregeln konnten nur durch einen bis an die Grenzen der Möglichkeit gesteigerten Druck auf die schwankenden Gestalten sogenannter Volksvertreter durchgesetzt werden. Jetzt drängt, bei der Erinnerung an das heiße Streiten und an die unruhige Vielgeschäftigkeit der letzten Jahre, dem Betrachter sich unwillkürlich ein Lächeln auf die Lippe. Wenn es wirklich so leicht war, den Frieden zu sichern, warum mußte dann für einen drohenden Kriegsfall so eilig gerüstet, warum mußte die Grundlage unserer Wehrver-

fassung, von deren Aufrechterhaltung der alte König Wilhelm sein Verharren auf dem Thron abhängig machte, aufgegeben werden? Und wenn durch erträgliche Opfer unsere kriegerische Ueberlegenheit so leicht zu verbürgen war, warum mußten dann neue, von der Mehrheit der Werthe schaffenden Stände für unerträglich gehaltene Opfer gebracht werden, um die Verbündeten zu stärken und die voraussichtlichen Gegner zu versöhnen? Die ganze Aktion hat eine bedenkliche Aehnlichkeit mit der Geschichte von den drei Wünschen; nur scheint es, daß der dritte Wunsch, der für die durch die Erfüllung der beiden ersten Wünsche verursachten Kosten die entsprechende Deckung sucht, nicht an allen Stellen mit gleicher Inbrunst gehegt wird. Der Reichstag, der bei der Berathung der Börsensteuer neulich von einigen fünfzig Mannen vertreten war, wird rasch jetzt geschlossen werden, bevor er über die finanzielle Zukunst des Reiches und der einzelnen Bundesstaaten eine Entscheidung gefunden hat. Ohne den Hochdruck persönlichster Beeinflussung gelingt eben nichts mehr; und wenn augenblicklich in gewissen Gegenden auch die Freude darüber groß ist, daß gerade Herr Miquel ohne schmückenden Lorbeer aus der Campagne heimkehrt, so werden, je unwirksamer die Preßfälschung wird und je mehr im Lande die nüchterne Erkenntniß des wirklichen Zustandes zunimmt, doch auch für die jetzt noch triumphirenden Herren die Folgen des Ausverkaufes und der Räumung des Lagers sich fühlbar machen. Einstweilen muß über den Mangel an neuen Ideen und neuen Zielen das wonnige Behagen an einem angeblich gesteigerten Verkehr hinwegtrösten; die Warnung des Grafen Kanitz vor einer großstädtischen und proletarisirenden Verkehrspolitik verhallt und es sieht fast so aus, als sollte eine höchst überflüssige Probe auf die alte Erfahrung gemacht werden, daß auf verwesenden Kadavern sich der regste Verkehr zu entwickeln pflegt.

In solchen Zeiten politischer Unfruchtbarkeit drängt das Bedürfniß der Massen, die von den öffentlichen Vorgängen die Stillung ihres mehr noch sinnlichen als geistigen Hungers erwarten, besonders gierig sich um pikante Schüsseln, auf denen allerlei Reizmittel dem müden Gaumen winken. Man braucht nur an die Halsbandgeschichte der Gräfin Lamothe, an den Frauenzimmerklatsch aus den ersten Lebenstagen des Marmorpalais, an das spiritistische und publizistische Treiben der Kamarilla unter Friedrich Wilhelm dem Vierten und an Quehls jetzt wieder interessant werdende Berühmtheit zu denken, um

zu erkennen, daß immer, so oft in dem evolutionären Drama einer Volksgeschichte die Handlung stockt, die Pausen durch Intriguenkomoedien ausgefüllt werden, durch Enthüllungen, Anklagen und Personalgeträtsch. Frankreich konnte die ungeheuere Erschütterung durch den Panamalärm rasch überwinden, weil das Land in einen Prozeß wirthschaftlicher Gesundung eingetreten und weil dem Sehnen des größensüchtigen Volkes nach der Wiederkehr eines beherrschenden Einflusses auf die europäischen Geschicke durch die Intimität mit Rußland Erfüllung geworden war. Diese Intimität, in der nicht zwei Regirungen, sondern zwei Völker einander fanden, ist nicht erschüttert; noch immer erglüht Theophano für ihren Bändiger, die Berührung mit dem slavischen Nazarenerthum hat aus dem Lande Voltaires sogar die gambettistische Phrase verscheucht und einen esprit nouveau herübergeweht, bei dem sich, im Gegensatz zum neuen Kurs, Etwas denken und empfinden läßt. Das Volk lebt, trotz allem anarchistischen Schrecken, behaglich, das geistige Bedürfniß der Gebildeten findet Befriedigung und deshalb gehen die thörichten Versuche des eitlen Herrn Flourens, der um jeden Preis sich als den Erretter des Vaterlandes drapiren möchte, spurlos vorüber. Herr Flourens, früher Minister der auswärtigen Angelegenheiten, greift in Zeitungartikeln seine Vorgänger an und beschuldigt ziemlich unverblümt Herrn de Courcel, der nach Waddington die französische Republik in Berlin vertrat, des Landesverrathes. Herr de Courcel antwortet offen, ruhig und sachgemäß und von Entrüstung ist nirgends Etwas zu bemerken: der ganze Streit hoher Beamter findet nicht einmal so viel Interesse wie die Rückkehr der etwa Madame Judic zur Operette. Bei uns dagegen erschöpft seit Wochen nun schon die ganze Aufmerksamkeit sich an dem Fortgange des Krieges, den der Kladderadatsch gegen die geheimsten Räthe des Auswärtigen Amtes führt, und durch die papiernen Gassen der Zeitungwelt tobt laute Empörung, weil ein Witzblatt das Deutsche Reich mit fürchterlichen Gefahren bedroht. Wohl oder übel muß man deshalb auch ferner noch sich mit dem häßlichen Handel beschäftigen; der Kritiker kann die Ereignisse ja nicht machen, er kann nur versuchen, sie aus den Entstellungen zu schälen und ihnen den Platz anzuweisen, der ihnen als symptomatischen Begleiterscheinungen in einem Krankheitbilde gebührt.

Als Symptom ist die Sache nicht uninteressant: sie zeigt in

karikirender Verkleinerung fast alle Gebrechen, an denen unser politisches Leben seit Jahren krankt. Erstens einen unbegreiflichen Mangel an Geschicklichkeit bei den Regirenden; man kann konservativ und liberal, sogar demokratisch und sozialistisch, aber man darf nicht ungeschickt regiren, nicht heute den Grafen Zedlitz und morgen Herrn Meyer zum Führer wählen, nicht einem monarchischen Militärstaat die Elemente entfremden, die am Meisten an seiner Erhaltung interessirt sind, nicht heute leichtherzig die Sorge um das tägliche Brot für übermorgen fortweisen. Die Welt sieht jetzt leidlich ruhig aus und darum scheint es kurzsichtigen und unerfahrenen Betrachtern gleichgiltig, ob das Vertrauen in die Sachlichkeit und Sicherheit der Geschäftsleitung erschüttert ist; ein Witterungwechsel, der von einem zum anderen Tage eintreten kann, würde sofort die Gefahr solcher Indifferenz enthüllen und diese Gefahr würde sich steigern, weil auf der anderen Seite, bei den Regirten, allmählich die Nervosität einen merkwürdig hohen Grad erreicht hat. Wäre die Zufriedenheit so weit verbreitet und der Caprivismus so populär, wie die gefällig dienernde Presse es täglich behauptet, dann könnte nicht jeder Skandal, jedes winzige Aergerniß eine so lange währende Wirkung üben. Ganz besonders empfindlich ist die Bourgeoisie, die von den allerneuesten Segnungen doch am Reichlichsten beglückt worden ist; sie will nichts wissen, nichts hören und sie geräth schon in einen der Raserei ähnlichen Zustand, wenn in dem Gerichtsverfahren gegen höchst thörichte und ganz ungefährliche Verleumder die ungeheueren Gewinne großer Bankdirektoren entschleiert werden. Und da der leider noch immer wichtigste Theil der Presse von dieser schlotternden Bourgeoisie und von der ihr wohlgefälligen Regirung abhängig ist, so wird gefälscht und gelogen, nur damit Ruhe herrsche und der Schein der Zufriedenheit doch gewahrt bleibe, daß in den festesten Gebäuden die Balken sich biegen und der still Zuschauende sich manchmal fragt, ob er über solches ruchlose Treiben lachen oder weinen soll. Unsicheres Tasten, zaghafte Scheu vor jeder fatalen Entdeckung, dazu eine nach Sensationen lüsterne Nervosität unbeschäftigter Geister —: so ungefähr sieht der Hintergrund aus, auf dem der längst nicht mehr lustige Krieg sich vor uns abspielt.

Die neueste Meldung vom Kriegsschauplatze lautet: eine Anklage kann gegen den Kladderadatsch nicht erhoben werden, weil man dadurch in die Lage kommen könnte, Staatsgeheimnisse der Oeffentlichkeit mit-

theilen zu müssen. Das klingt wundervoll, wie der Kapitelschluß in einem Lieferungroman von der Hintertreppe, und es weckt angenehm unheimliche Erinnerungen an die letzten Lebenstage des heiligen römischen Reiches deutscher Nation und an die gut bezahlte Preßthätigkeit der beiden Friedrichs von Gentz und von Schlegel. Seit diese fähigen Offiziösen verstummt sind, hat nun aber der vielleicht auch im Auswärtigen Amt nicht ganz unbekannte Bismarck gelebt und er hat für ewige Zeiten den Nimbus zerstört, der so lange die von der Diplomatie bebrüteten und bewachten Staatsgeheimnisse umgab. Schon im ersten Brief aus Frankfurt schrieb er über die leere Polypragmosyne der diplomatischen Genossenschaft: „Ich habe nie daran gezweifelt, daß sie Alle mit Wasser kochen; aber eine solche nüchterne einfältige Wassersuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge zu spüren ist, überrascht mich. Jeder von uns stellt sich, als glaube er vom Andern, daß er voller Gedanken und Entwürfe stecke, wenn ers nur aussprechen wollte, und dabei wissen wir Alle zusammen nicht um ein Haar besser, was aus Deutschland werden wird, als Dutken Sommer. Kein Mensch, selbst der böswilligste Zweifler von Demokrat, glaubt es, was für Charlatanerie und Wichtigthuerei in dieser Diplomatie steckt." Diese Tonart hat er in vierzig Jahren nicht geändert, er hat die feinen Knötchen der alten diplomatischen Kunststückemacher häufig genug mit blankem Pallasch durchhauen, er hat niemals, wenn es nöthig war, sich gescheut, die geheimsten und wichtigsten Aktenstücke ans Licht zu bringen, und es wird deshalb den Deutschen, die ihn erlebt haben, einigermaßen schwer, vor der düsteren Vorstellung von Staatsgeheimnissen in banger Ehrfurcht zu erbeben. Gewiß giebt es Dinge, die nicht ohne Weiteres publici juris werden dürfen, aber um solche Dinge handelt es sich hier nicht; das Auswärtige Amt hat ja nicht nachzuweisen, daß die Ernennungen, Verabschiedungen und Versetzungen im diplomatischen Dienst nach rein sachlichen Erwägungen verfügt worden sind, sondern die Redakteure des Kladderadatsch haben zu beweisen, daß die Herren von Holstein und Kiderlen-Wächter von ihnen selbst lancirte Artikel dem Kaiser als Erzeugnisse bismärckischer Gehässigkeit vorgelegt, daß sie bewährte Beamte durch Intriguen beseitigt und namentlich in der württembergischen Angelegenheit die Wasser arg getrübt haben. Selbst wenn Das bewiesen werden könnte, wären wirklich wichtige Staatsgeheimnisse damit nicht gefährdet; im Gegentheil:

manches bisher Unerklärliche würde leicht so und einfach erklärt werden. Es sind doch sicherlich Fälle denkbar, in denen nur durch eidlich erhärtete Aussagen die Wahrheit festgestellt werden kann; gerade für solche Fälle wird auch Der zu einem gerichtlichen Verfahren greifen, der Anklagen wegen formaler Beleidigungen kaum als würdig und vortheilhaft betrachtet. Ueber die Bewaffnung des deutschen Heeres ist in freiester Oeffentlichkeit verhandelt worden, die Akten des Arnim-Prozesses liegen der Prüfung offen und Herr Miquel mußte erst kürzlich über seine kaufmännische Thätigkeit vor Gericht die detaillirteste Auskunft geben. Nach Alledem ist es schwer verständlich, warum das Drängen unbescholtener und achtbarer Leute, die durchaus vor dem Strafrichter ihre Behauptungen beweisen möchten, zurückgewiesen und warum von der sonst so eifrigen Staatsanwaltschaft nicht — auf Grund des Paragraphen 416 der Strafprozeßordnung — die Anklage erhoben wird. Wenn es jemals im öffentlichen Interesse lag, einer Verdächtigung den Boden zu entziehen, so ist es hier der Fall und das Erstaunen über die merkwürdige Haltung der amtlichen Organe kann durch ein vages Gerede von Staatsgeheimnissen nicht beseitigt werden.

Was ist denn gegen den Kladderadatsch geschehen? Nichts; weniger als nichts: es sind, gewiß in bester Absicht, Ungeschicklichkeiten begangen worden. Nicht eine einzige offizielle Erklärung ist erfolgt, um so reichlicher aber ist mit offiziösen Zetteln gewirthschaftet worden und daneben hat man eine private Beeinflussung versucht, vor der in ähnlicher Lage sogar ein nicht beamteter Mensch sehr ängstlich sich hüten würde. Wenn von einem Privatmanne öffentlich behauptet würde, er habe sich ungehöriger, nur gerichtlich beweisbarer Handlungen schuldig gemacht, und wenn dieser Privatmann — oder ein Verwandter, ein Vorgesetzter — darauf den Ankläger ersuchen ließe, seine Angriffe gefälligst einzustellen, dann würde der Privatmann in Kreisen, wo man auf Ehre hält, unmöglich werden. Nun ist der Begriff der besonderen Amtsehre sicher recht anfechtbar und es wäre sehr wünschenswerth, daß vom Reichsgericht endlich einmal die Frage entschieden würde, ob wirklich eine Kritik, die jeder Privatmann ruhig hinnehmen muß, strafbar wird, sobald sie sich gegen einen vor der Oeffentlichkeit mindestens moralisch doch verantwortlichen Staatsbeamten richtet. Eben so sicher aber ist, daß ein an weithin sichtbarer Stelle wirkender Beamter mehr als jeder Andere verpflichtet ist, das Vertrauen in

seine ehrenhafte Pflichterfüllung vor jedem Verdacht zu bewahren. Die Redakteure des Kladderadatsch sind, im Auftrage des Reichskanzlers, vom Kammergerichtsrath Wichert, und der Verleger ist vom General-Major Spitz ersucht worden, die Angriffe nun ruhen zu lassen. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß ein preußischer General einen Buchhändler, der dem Militärverhältniß nicht einmal mehr angehört, in einer Angelegenheit, deren personelle und sachliche Einzelnheiten ihm ganz fern liegen, zu beeinflussen sucht, wenn er darum nicht ausdrücklich gebeten worden ist. Außerdem ist der Behauptung nicht widersprochen worden, der General habe gesagt, ihm sei die Sache schrecklich und er wisse nicht, wie gerade er zu dieser Rolle komme. Der ganze Vorgang läßt, auch in der vorsichtigeren Darstellung des Verlegers, der unbefangenen Betrachtung keinen Zweifel darüber, daß der General wie der Kammergerichtsrath ein Beauftragter gewesen ist; und wir erleben also das unerfreuliche Schauspiel, daß gegen öffentliche und substantiirte Anklagen nicht in einem öffentlichen Verfahren, sondern durch private Beeinflussung eingeschritten wird.

Es ist ganz gleichgiltig, ob die Redakteure des Kladderadatsch in ihrem Feldzuge immer taktisch klug gehandelt und ob sie in ihren Veröffentlichungen die nöthige Vorsicht beobachtet haben. Die Versuche beflissener Zeitungen — natürlich höchst liberaler —, aus einem unwesentlichen Punkt nun die Hauptsache zu machen und es so darzustellen, als habe die ganze Geschichte mit einer kläglichen Blamage des Witzblattes geendet, können nur neuen Verdacht erwecken. Das Unglaublichste hat in diesen Fälscherbemühungen ein anonymer Dienstmann der Wilhelmstraße in der freisinnigen „Nation" geleistet; dieses Menschenkind schreibt: „Das Duell zwischen dem Kladderadatsch und dem Auswärtigen Amt dürfte wohl jetzt beendet sein. Nachdem der Kladderadatsch bis zuletzt seine Verdächtigungen aufrecht erhalten hatte, erfolgten schließlich zwei Erklärungen, die eine von dem Redakteur des Blattes, Polstorff, die andere von dem Besitzer des Blattes, Hofmann. Herr Polstorff erklärt, daß das Material, auf das seine Angriffe sich stützen, das beste sei; und Herr Hofmann beweist, daß ein Material, wie Herr Polstorff es besitzen will, gar nicht vorhanden ist." Das ist so ziemlich die unverschämteste Lüge, die selbst in Zeitungen bisher niedergelegt worden ist. Von dem Beweismaterial, auf das die offenen Angriffe sich stützen, ist in

beiden Erklärungen nicht mit einer Silbe die Rede gewesen; ist dieses Material schlecht oder ungenügend, dann erst kann von einer Blamage des Witzblattes gesprochen werden; einstweilen muß man annehmen, daß die Herren Trojan und Polstorff, die seit Jahrzehnten im journalistischen Betrieb thätig sind, nicht so laut und so lange nach einer Anklage schreien würden, wenn sie ihrer Sache nicht einigermaßen sicher wären. Aber der liberale Chorus heult unaufhörlich die selbe Weise weiter und die erbärmlichsten Börsenorgane, die durch die Thaten ihrer Harich und Klausner und Saling berühmt geworden sind, kreischen fürchterlich über die schnöde Verleumdung ehrenwerther Beamten und zetern das einstudirte Lied in die Lüfte, daß dem armen Vaterlande der Verrath von Staatsgeheimnissen droht.

Die Sache ist nicht beendet und sie kann durch das verruchte Treiben einer Presse, die sich selbst um den letzten Rest ihres Ansehens bringt, nicht aus der Welt geschafft werden. Die leitenden Männer müssen sich endlich daran gewöhnen, die Stimmung des Volkes nicht durch die bewußt gefärbte Brille anzusehen, die ihnen frivole und unwissende Verlagsmiethlinge vorhalten. Im Volke wird, wenn nicht jeder Zweifel beseitigt wird, der Glaube sich festsetzen, daß ungehörige Dinge geschehen sind und daß leider nur die Möglichkeit fehlt, die Schuldigen entschlossen abzuschütteln. Schon jetzt werden die abenteuerlichsten Gerüchte herumgetragen und der Anblick der scheinbar offiziösen Verdächtigungen, die gegen die Herren von Radowitz und Schloezer geschleudert werden, trägt zur Beruhigung ganz sicher nicht bei. Der naive Glaube, daß die diplomatische Unfähigkeit dieser erfahrenen und ausgezeichneten Politiker erst durch die geniale Ueberlegenheit der Herren Caprivi und Marschall entdeckt werden mußte, ist, trotz dem geistigen Pauperismus, den Herr von Wildenbruch von seiner Stellung im Auswärtigen Amt aus erspäht haben will, doch längst noch nicht so verbreitet, daß er ausreichen könnte, um ein in Deutschland wenigstens noch nie gesehenes Schauspiel zu erklären. Und bevor über die Anklage des Kladderadatsch nicht völlige Klarheit geschaffen ist, wird die von einer unproduktiven Politik gelangweilte Bevölkerung sich die Ansicht nicht nehmen lassen, daß hier Staatsgeheimnisse ängstlich verborgen werden sollen, die seit Jahren die Spatzen von allen Dächern pfeifen.

Die Phantasie im Strafrecht.*)

Auf Ehrfurcht und Ehrgefühl einerseits, auf Furcht und Schrecken andererseits, Beides erst durch die Phantasie im Menschen lebendig, ist das Strafrecht gebaut.

Daher wird das Strafgesetz kraftlos, wo es mit dem Ehrgefühl des Volkes im Widerspruch steht, wie die Strafe des Zweikampfes. Tritt es gar in Widerspruch mit tiefen, religiösen Empfindungen weiter Volksschichten,

*) In der letzten Märzwoche hat Herr Professor Dernburg vor den Mitgliedern der Juristischen Gesellschaft in Wien einen Vortrag über die Phantasie im Recht gehalten. Der Vortrag wird (im Verlag von H. W. Müller in Berlin) veröffentlicht werden und sicher eine Fülle werthvoller Anregungen geben. Das Bruchstück, das von der Phantasie im Strafrecht handelt, hat Herr Professor Dernburg der „Zukunft" überlassen und es wird hier besonders gern mitgetheilt, weil ein Theil unserer lieben Presse bereits eine recht muntere Hetze gegen den Verfasser veranstaltet hat. Im Laufe seiner Darstellung, die zahlreiche Fragen des Rechtes unter einem bestimmten Gesichtspunkte behandelte, hat Herr Dernburg nämlich auch Zweifel darüber geäußert, ob die erzwungene Civilehe immer und überall dem Bedürfniß der Volksphantasie genügt und ob sie nicht vielleicht einen wichtigen und der Weihe bedürfenden Akt des bürgerlichen Lebens in die nüchterne Alltäglichkeit eines Vertragsschlusses hinabzieht. Das war eine Betrachtung unter vielen; aber sie genügte sogenannten liberalen Blättern, um Dernburg, ehe noch sein Vortrag anders als durch Reporterberichte und Telegramme bekannt war, sofort als den bekannten kulturfeindlichen Dunkelmann an den nicht minder bekannten Pranger zu stellen. Namentlich die Kulturträger der Kölnischen Zeitung riethen dem Sünder, er möge zu „seinen Pandekten" zurückkehren und nicht zeigen, daß er ein „recht schlechter Politiker" ohne „Taktgefühl" sei. Aehnliches las man in der National-Zeitung und die Unentwegten schmückten das Lied noch mit einigen kräftigen Paukenschlägen gegen den Fürchterlichen, der „des Herrenhauses damit erst recht würdig" geworden sein sollte. Nur die deutsche Presse bringt es fertig, einen Mann, der hervorragende Leistungen hinter sich hat, auf Grund oberflächlicher und fragmentarischer Berichte derartig anzupöbeln und zugleich vor den erbärmlichsten Tagesgötzen sich in den Staub zu werfen. Hoffentlich aber erweist sie auch diesmal sich wieder als ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will, doch stets das Gute schafft. Sie lenkt die Aufmerksamkeit auf Dernburgs Vortrag, und wer ihn liest, der wird wieder einmal eine nette Fälschung im Reich der gewalkten Lumpen konstatiren und vielleicht zugeben, daß der schlimme Dunkelmann immerhin noch so modern und so kulturfreundlich ist wie die Zeilenpolitiker, die ihn in ihrer Gottähnlichkeit vor dem Schlafengehen rasch vernichten wollten.

so sind seine härtesten Schläge vergeblich, ja sie stählen die Gegnerschaft; denn sie treffen in der Volksmeinung Märtyrer, nicht Verbrecher.

Das ältere Strafrecht wirkt vornehmlich durch Furcht und Schrecken. Diesem Zwecke dienten die grausamen Strafen des Mittelalters. Aber der Schrecken stumpft sich ab. Daher sind denn Rädern und Säcken und lebendig Verbrennen und was Alles die Phantasie von schaudererregenden Strafen erfunden hat, glücklicher Weise längst bloße geschichtliche Erinnerungen und selbst einfache Todesstrafe, Zuchthaus, langwierige Gefängnißstrafe sind verhältnißmäßig selten geworden.

Ueberwiegend sind die Strafmittel des heutigen Rechtes blos Ehrenstrafen. Zu Ehrenstrafen gehört die kurze Gefängnißstrafe, welche ein physisches Uebel kaum bildet, wie die Geldstrafe.

Die Wirkung dieser Strafen ist daher davon abhängig, daß das Gefühl der Ehre im Volke wachgehalten und gesteigert wird.

Dies ist der Grund, weswegen die Häufung von Strafandrohungen nicht nützlich ist, ja eine Gefahr bildet; denn je zahlreicher Strafen verhängt werden, ein je größerer Prozentsatz der Bevölkerung „vorbestraft" ist, desto geringer wird die Wirkung der Strafe sein. Nicht minder wichtig ist, daß sich die Gesetzgebung auch bei der Festsetzung der Strafen in möglichster Uebereinstimmung mit der Volksauffassung hält. Je weniger Dies der Fall ist, desto mehr verliert die Strafe an Gewicht, so daß schließlich das Ansehen der Strafrechtspflege in Frage gestellt ist.

Physiologische Beachtung der Volksseele ist indessen nicht die hervorragende Eigenschaft moderner Strafrechte.

Zu den besseren neueren Strafgesetzbüchern gehört das Deutsche. Sein Strafensystem ist mild, die Todesstrafe auf wenige Fälle beschränkt. Ein Vaillant, welcher im Deutschen Reichstag seine Bombe schleudern würde, ohne zu töten, würde nach deutschem Strafrecht dem Tode nicht verfallen.

Aber auf die geschichtlichen Ueberlieferungen und auf das Volksgefühl ist in der Feststellung einzelner Vergehen oft wenig Rücksicht genommen. Der doktrinäre Zug kann sich nicht verleugnen.

Die Vergehen, welche die Strafjustiz bei Weitem am Häufigsten beschäftigen, welche dem Verbrecher besonders den Stempel der Verächtlichkeit aufdrücken, Diebstahl, Unterschlagung, Betrug, bilden frappante Belege.

Diebstahl und Unterschlagung gelten dem Volk als niederträchtig, nicht um deswillen, weil sich der Thäter Sachen Dritter widerrechtlich aneignete, sondern weil er Dies aus niedrigem Motiv, weil er es aus Gewinnsucht gethan hat. Gerade das Moment der Gewinnsucht haben aber die Redaktoren des Deutschen Strafgesetzbuchs ausgeschieden. Die

Staatsanwälte, welchen ein Hauptantheil an der Abfassung zufiel, hatten in schmerzlicher Erinnerung, daß die Vertheidiger nicht selten der Wegnahme fremder Sachen Ueberführte wegen angeblichen Mangels der Gewinnsucht der Strafe zu entziehen suchten, und daß Dies auch hie und da gelungen war. Der Ausweg sollte verschlossen werden.

In Folge Dessen fällt, wenigstens nach dem Wortlaute des Gesetzes, unter Diebstahl und Unterschlagung auch bloße Selbsthilfe, wenn sich der Thäter eigenmächtig zur Befriedigung seiner wohlbegründeten Ansprüche geschuldete Gegenstände aneignete. So ist es zu Strafurtheilen gekommen, welche sich mit der Volksauffassung nimmermehr vereinbaren lassen. Beispielsweise wurde ein Kaufmann, welcher eine unbeglichene Rechnung an einen Kunden hatte, dessen Kind Waaren für einen geringen Betrag entnahm, wegen Unterschlagung verurtheilt, weil er den zur Bezahlung der Waaren von dem Kinde gegebenen Thaler nicht wechselte, sondern den Restbetrag auf seine Forderung verrechnete. Das war wohl unerlaubte Selbsthilfe. Aber dem Manne das Brandmal des Diebstahls aufzudrücken, war ein Unrecht gegen ihn. Aber auch eine Versündigung an der Volksphantasie.

Das Uebel ist um so größer, weil das deutsche Strafgesetz auch hierin, im Widerspruch mit der Volksauffassung, keinen Unterschied zwischen großem und kleinem Diebstahl macht und jeden Diebstahl mit der absoluten Strafe des Gefängnisses belegt. So konnte es vorkommen, daß Jemand wegen Abpflückens einer Blume in fremdem Garten als Dieb zu Gefängniß verurtheilt wurde.

Vor wenigen Wochen erzählte man sich in Berlin, es sei Jemand vom Schöffengericht wegen Diebstahls zu Gefängniß verurtheilt worden, nachdem er von dem Wirthe, welchen die geringe Zeche des Gastes erboste, denunzirt worden sei, weil er aus der Gaststube drei Streichhölzchen entnommen hatte. Von diesem Fall unterhielt man sich in der Gesellschaft, bei den Gerichten, auf dem Katheder. Es entstand fast eine Art Aufregung. Der Verein der Gastwirthe veranstaltete eine Enquete. Diese Enquete war nicht ergebnißlos. Denn es stellte sich heraus, daß sich der Fall nicht zugetragen hatte. Sollte die Geschichte aber nicht doch eine Kritik des Gesetzes durch die Volksphantasie enthalten, eine Verwahrung gegen die Uebertreibung des Diebstahlsbegriffs?

Viel zu weit ausgespannt hat das Strafgesetz auch seine Maschen in seinem Betrugsparagraphen, in welche Mancher ahnunglos hineinfällt. Betrug soll hiernach sein, wenn man sich einen Vermögensvortheil durch Vorspiegelung falscher oder Unterdrückung wahrer Thatsachen verschafft. Was aber kann nicht Alles unter Unterdrückung wahrer Thatsachen eingeheimst werden! Besondere Hinterlist wird nicht gefordert.

So ist denn ohne Widerspruch die Mittheilung durch die Blätter gegangen, daß kürzlich ein rheinisches Landgericht Jemanden wegen Betruges verurtheilte, welcher einen Bahnsteig — Perron — betrat, ohne vorher eine Bahnsteigkarte gelöst zu haben. Denn er habe durch Unterdrückung der Thatsache, daß er keine solche Karte besaß, das Vermögen des Eisenbahnfiskus beschädigt.

Aber wo keine unehrenhafte Handlung vorliegt, sollte man auch keinen Betrug annehmen. Sonst hört der Betrug auf, für die Volksphantasie schmählich zu sein.

Ein wunder Punkt ist, wie schon bemerkt, die Massenhaftigkeit der Strafgesetze, mit welchen der moderne Staat seine Bürger zu zügeln und zu leiten sucht. Von Session zu Session der Landtage und der Reichstage wachsen die Strafbestimmungen. Kein größeres Gesetz ohne einen Beiwagen von Strafgesetzen. Die Sozialgesetze, insbesondere über das Maß der Arbeitzeit, die Kranken- und Altersversicherung, die Sonntagsheiligung, die Steuergesetze —: überall Strafen. Dazwischen noch besondere kleinere Strafgesetze ohne Unterlaß.

Daran knüpft sich denn bei der Verlotterung der Parteien eine wilde Denunziationsucht.

Das Alles schadet aber dem Charakter und verdirbt die Phantasie und die Laune des Volks.

Man lege sich also auch in dieser Hinsicht Maß an.

Statt der massenhaften Geld- oder auch Gefängnißstrafen würde in sehr vielen Fällen einfache Verwarnung — sei es polizeiliche, sei es gerichtliche — genügen. Nur wer halsstarrig trotz solcher Verwarnungen das Gesetz übertritt, sei mit schweren Strafen belegt.

Bei Einführung der deutschen Gerichtsverfassung von 1879 hat man Talare für Richter, Staatsanwälte, Rechtsanwälte eingeführt. Man hat sich dabei französischem und englischem Brauch angeschlossen und mit Recht. Denn das Amtskleid läßt die Person und die Individualität des Einzelnen zurücktreten gegenüber seiner Funktion als Diener des Rechts, und der Phantasie des Volkes tritt die Würde der Justiz lebendiger entgegen.

Aber der Umstand fordert doch auch, daß sich die Handhabung des Rechtes auf einer würdigen Grundlage abspielt. Nicht palastähnliche, aber doch anständige und saubere Gebäude sind daher für die Justiz nöthig.

Daran fehlt viel, nirgends mehr als in der deutschen Reichshauptstadt. Das Amtsgerichtsgebäude in der Jüdenstraße zu Berlin insbesondere gleicht eher einer Fabrik als einem Gerichtsgebäude. Wie drängen sich da die Richter in engen, kahlen Räumen, wie stößt sich die Menge der Rechtsuchenden, der Zeugen in den nüchternen, nicht rein zu erhaltenden Korridoren.

In diesem Winter unterfing sich ein preußischer Richter im Abgeordnetenhause, für die Justiz würdige Gebäude zu fordern, wie sie der Post in so reichem Maße gewährt werden.

Wie für die Post! Welche Vermessenheit! Scharf wurde von anderer Seite dagegen Verwahrung eingelegt. Scharf getadelt wurde das Selbstgefühl der Richter. In äußerer Ausstattung habe das Gericht seinen Werth nicht zu suchen. Und doch hat auch sie ihre Bedeutung für die Volksphantasie und für die Achtung, welche der Rechtspflege gezollt wird.

Aber allerdings entscheidend ist Dies nicht für die Stellung des Richterstandes in der Volksanschauung. Auch darüber wäre Vieles zu sagen. Sicher ist, daß, je hilfreicher sich der Richter, insbesondere der Amtsrichter, zur Bevölkerung stellt, desto mehr der Einfluß des Gerichtes wächst; je schroffer er den selbstbewußten Ton anschlägt, je mehr er die Ueberlegenheit seiner Stellung auch äußerlich durchzusetzen sucht, desto weniger bringt er sich zur Geltung.

Zu denken sollte es geben, mit welcher zähen Entschlossenheit das Volk an den Geschworenengerichten festhält. Keine größere Anomalie in der Justizverfassung als dies Gericht. In allen anderen Rechtssachen entscheiden gelehrte Richter, also Sachverständige, mit oder ohne Zuziehung von Laien. In den wichtigsten Sachen, in welchen es sich um die Freiheit und das Leben handelt, entscheiden nicht Sachverständige, sondern Laien, Ungelehrte. In allen anderen Sachen ist das Urtheil zu motiviren; die Geschworenen entscheiden, ohne Gründe für ihre Sprüche angeben zu müssen, zu dürfen. Fast in allen anderen Sachen ist eine Berufung gegen den Spruch des Richters zulässig. Man erkennt es mit Recht als einen der größten Fehler der jetzigen Organisation an, daß gegen die Erkenntnisse der Strafkammern der Landgerichte Berufung ausgeschlossen ist, und hat einen Gesetzentwurf ausgearbeitet, welcher diese Berufung einführt. Gegen den Spruch der Geschworenen wird keine Berufung freigestellt.

Dennoch protestirt die Volksphantasie gegen die Beseitigung der Geschworenengerichte, insbesondere auch gegen deren Ersetzung durch große Schöffengerichte, d. h. durch Gerichte, welche aus Richtern und Laien zusammengesetzt sind. An dieser Stelle will man sich den Juristen nicht ergeben. Es mag Dies zu bedauern sein. Aber man fürchtet die Statistenrolle, wie sie bei den amtsgerichtlichen Schöffengerichten der von ungefähr berufene, nur vorübergehend funktionirende, sachunkundige Laie gegenüber dem sachkundigen Richter häufig hat.

Professor Dr. Heinrich Dernburg.

Die Wahlreform in Oesterreich.

Nachdem in der vorigen Woche hier die Stellung der einzelnen Parteien zu den einzelnen Wahlreformplänen österreichischer Politiker beleuchtet worden ist, drängt sich jetzt die Frage auf: Ist denn eine Ausgleichung der Gegensätze des Windischgrätz- und des Hohenwartprogrammes, des deutschliberalen und des konservativen Projektes, oder, praktisch gesprochen: ist die Wahlreform durch die jetzige Koalitionregirung überhaupt möglich und wahrscheinlich? Daß die Ausgleichung wirklich gelingen werde, weiß nun wohl Niemand jetzt schon vorauszusagen; daß sie aber bei gutem Willen ohne Prinzipverleugnung seitens der drei koalirten Parteien gelingen könnte, darf keinen Augenblick in Zweifel gezogen werden.

Am Meisten Widerstand hat das Hohenwartprojekt durch den Schein wachgerufen, daß es für die Körperschaftwahlen die sog. indirekte Wahl, d. h. die Wahl durch die Landtage, wieder herstellen wolle. Man sah die Streitäxte des „Föderalismus" und des „Autonomismus", die seit dem Siege der direkten, d. h. nicht landtäglich vermittelten Reichsrathswahl im Jahre 1873 begraben waren und über denen durch zwanzig Jahre ein nicht mehr aufzuwühlender Rasen gewachsen schien, plötzlich wieder ausgeschaufelt. Die unbefangene Betrachtung ergiebt jedoch, daß Dem nicht so ist und daß das Hohenwart-Projekt ohne jegliche Preisgebung alter Ueberzeugungen um des Friedens willen und um jedes Mißtrauen der früheren Centralisten zu verscheuchen, die landtägliche Form der Körperschaftwahl auch ganz preisgeben und die Landtage überhaupt aus dem Spiele lassen kann. Es ist einmal nicht richtig, daß für den ganzen Reichsrath auf die Besetzung durch die Landtage zurückgesteuert werden soll. Achtzig Sitze werden ja vorweg der direkten (nichtlandtäglichen) und zwar der direkten allgemeinen Volkswahl überlassen; daß der Volkswahl diese Zahl von Sitzen nicht wieder entzogen werden wird, dafür sorgt die ganze Strömung der neueren Zeit. Allein auch die Wahl der Korporationvertretung soll ja überwiegend eine direkte, nicht landtägliche bleiben. Denn die Wahlkörperschaft des Großgrundbesitzes sowie die wirklich körperschaftlich zu besetzenden 18 Handelskammer- und die 12 künftigen Handwerkerkammer-Sitze sollen nach dem Hohenwart-Programm der direkten Wahl überlassen bleiben; nur zwei Drittel der Sitze, die bisher den Kurien der Stadtgemeinden und der Landgemeinden angehörten, scheinen zur Seite des der allgemeinen direkten Volkswahl überlassenen dritten Drittels der körperschaftlichen Besetzung deshalb vorbehalten werden zu sollen, damit auch der bürgerliche mittlere Besitz in Stadt und Land neben dem Großgrundbesitz und Großkapital eine ebenbürtige Geltung innerhalb der Korporationwahl behaupte; nur diese zwei Drittel der Sitze

von zwei unter bis jetzt vier, künftig (Handwerkerkammern!) fünf Kurien sollen der Besetzung von den Landtagen aus zugeführt werden. Man kann aber auch Dieses fallen lassen, dadurch, daß man nicht im Plenum des Landtages die Korporationkontingente der einzelnen Kronländer für das Abgeordnetenhaus des Reichsraths wählen läßt, sondern außerhalb des Landtages. Das könnte auf zweierlei Weise bewerkstelligt werden: entweder dadurch, daß je die der Städte- und Landgemeindenkurie jedes Landtages angehörigen Landtagsabgeordneten als Wahlkörper für das Landeskontingent an körperschaftlichen Reichstagsmandaten aufgestellt würden, oder dadurch, daß unter Beiseitesetzung aller Mitwirkung des Landtages oder der zweierlei Landtagsangehörigen die Körperschaftvertretungen seitens der städtischen und ländlichen Kommunalkörperschaften, bez. seitens der Bezirksräthe derjenigen Kronländer, wo solche bestehen, abgeordnet werden würden. Mir schiene dieser zweite Weg drei große Vortheile zu bieten. Erstens den Vortheil, daß der Streit zwischen Autonomismus und Centralismus ohne Präjudiz auch für die Autonomisten — die Kommunalkörperschaften würden ja länderweise wählen — auf sich beruhen und hiermit alles der Wahlreform abträgliche Mißtrauen gründlich ausgeschlossen bliebe. Weiter den zweiten Vortheil, daß die Wahl aus den elementaren kommunalen Territorialkörperschaften heraus wirklich und in vollem Sinne den Charakter der Korporationvertretung an sich trüge, der sich bezüglich der Wahl seitens der Landtagskurien denn doch stark anzweifeln läßt. Ferner den dritten Vortheil, daß eine Verstärkung, ja Verdoppelung des Einflusses des Großbesitzes vollständig ausgeschlossen wäre. Was den letzten Punkt betrifft, so läßt das Hohenwartprogramm in seiner bis jetzt bekannt gegebenen Formulirung nicht klar erkennen, ob das Plenum der Landtage die städtischen und ländlichen Korporationabgeordneten wählen soll oder ob Dieses je durch die Stadtgemeinden- und durch die Landgemeinden-Kurien zu geschehen hätte. Wäre das Erste der Fall, so hätten der Großgrundbesitz und das große Kapital ein doppeltes Körperschaftwahlrecht, einmal ein direktes, da der Grundbesitz voraus allein 85, das Großkapital 18 Sitze für sich allein und direkt besetzen und dann ein zweites Mal indirekt auch an der stadt- und landgemeindlichen Delegation zum Reichsrath theilnehmen würden. Das wäre doch wirklich ein zu weit getriebener Anspruch des ohnehin schon so reich bedachten Großbesitzes. Dieser wird sich gerechter Weise der Alternative nicht entziehen dürfen: entweder Wahl auch der Großgrundbesitz- und der Handelskammern-Kontingente durch den Gesammtlandtag oder Nichtbetheiligung an der Wahl der besonderen Kontingente der Stadt- und der Landgemeinden. Hier wird sich zeigen, ob es dem Großgrundbesitz der Hohenwart-Klubs — Graf Hohenwart selbst ist nicht Latifundienbesitzer — mit der

Wahlreform überhaupt Ernst ist. Der Hauptstein des Anstoßes, den der Hohenwart'sche Entwurf gefunden hat, wird sich also, sei es durch Zerrinnen des föderalistisch-autonomistischen Gespenstes vor kühlerem Urtheilen der Centralisten oder und noch besser durch Fallenlassen der Wahl durch die Landtage ganz leicht und ohne Preisgebung von Prinzipien irgend einer Partei aus dem Wege räumen lassen.

Auf der deutschliberalen Seite wird man sich bei ruhiger Ueberlegung leicht und sicher von drei Dingen überzeugen; einmal davon, daß gegen die Anlöthung einer Besitzlosenvertretung der Industriearbeiter an die vierschichtige Besitzvertretung gerade für das den Grundstock des Deutschliberalismus bildende Kapital schwere Bedenken wirklich begründet sind. Sodann davon, daß der Hohenwart'sche Vorschlag bezüglich des körperschaftlichen Bestandtheiles der Volksvertretung gar nichts enthält, was dem bereits körperschaftlich vertretenen Großkapital im Wesen zuwider sein könnte. Endlich davon, daß die achtzig Volkswahlsitze für alle Individualwähler zusammen den politischen Besitzstand des liberalen Großbesitzes keinesfalls mehr bedrohen würden als eine Besitzlosenkurie, die den Klassengegensatz in die Volksvertretung fest einfügen würde. Die Besitzlosenkurie würde weit eher mit den Konservativen, besonders mit dem konservativen Grundbesitz, gegen das Kapital stimmen als mit den Liberalen gegen den Grundbesitz, zumal, da ja wesentlich nur die Industrieproletarier in der Besitzlosenkurie Unterstand finden würden. Die Gefahr wäre für die Liberalen desto größer, weil der Vorschlag Windischgrätz die besitzlose Intelligenz seiner Besitzlosenkurie durch den Bildungcensus beimischt; Dies kann doch nur halbgebildete Führer für das Proletariat erzeugen und muß höchst radikal, scharf sozialdemokratisch wirken. Gerade das deutschliberale Großkapital bekäme die Besitzlosenkurie leicht gegen sich, weil die deutschen Industriegegenden und Städte eine Masse slavischer Arbeiter an sich ziehen, die bereit sind, mit den deutschen Besitzlosen stets gegen das deutsche Kapital zu stimmen; wer die Schriften der gut deutschliberalen Oesterreicher Hainisch und Herkner*) liest, wird sich bezüglich der Besitzlosenkurie gerade auch vom deutschnationalen Standpunkte schwerer Bedenken nicht entschlagen können.

Der Deutschliberalismus kann sich aber auch prinzipiell dem Programm des Hohenwartklubs namentlich dann nähern, wenn dafür als Preis der Verzicht auf die theilweise landtägliche Körperschaftwahl geboten werden würde, und meines Erachtens auch ohne diesen Preis. Auf welchem Boden steht denn die deutschliberale Partei? Ihr sozialer und wirthschaftlicher Grundstock, das Großkapital, und dieses allein, ist bereits

*) Beide Schriften unter dem Titel „Die Zukunft der Deutschösterreicher."

körperschaftlich durch die Handelskammerwahlen im Abgeordnetenhause vertreten. Der Großgrundbesitz soll als Kurie fortbestehen, wie es dem Programm Windischgrätz entspricht. Daß das Handwerk körperschaftliche Vertretung fände, nachdem es aufgehört haben wird, ein Anhängsel des Großkapitals in den Handelskammern zu bilden, ist nur folgerichtig, und die mit dem Ausscheiden des Handwerks verbundene Minderung um nur ein Siebentel der bisherigen Handelskammersitze ist doch kein Attentat auf das Großkapital. Die Beibehaltung der Vertretung der Stadt- und der Landgemeindenbezirke mit vollen zwei Dritteln bedeutet ebenfalls die überwiegende Aufrechterhaltung der städtischen und der ländlichen Kurie und die kommunalkörperschaftliche, nicht nothwendig landtägliche Wahl dieser Gruppen stünde genau auf dem selben Boden wie die körperschaftliche Vertretung des Großkapitals von den Handelskammern aus. Achtzig Sitze, die von allen unbescholtenen, selbständig wohnenden, 24 Jahre alten Männern Oesterreichs, statt blos von den Besitzlosen und von den Kreuzermännern besetzt werden würden, sind doch keineswegs gefährlicher als 43 den Besitzlosen ausschließlich zugeschriebene weitere Abgeordnetensitze, welche das jetzige Machtgleichgewicht der Parteien gewiß viel eher zum Nachtheil des Großkapitals verschieben würden.

Bei allgemeiner Volkswahl ist die Gefahr weit geringer, daß durch eine namhafte Zahl von Reichsrathsstimmen blos der Besitzlosen der Klassenhaß sich verstärke. Der Einigung und Berührung aller Klassen in der Abstimmung- und Agitationgemeinschaft der allgemeinen Volkswahl ist doch viel besser gedient als durch die verfassungmäßige Festlegung des scharfen Klassengegensatzes zwischen Besitz und Nichtbesitz innerhalb des Abgeordnetenhauses. Mit 43 Sitzen, einem Achtel aller Mandate, wird sich das Proletariat dauernd nicht zufrieden geben, innerhalb der allgemeinen Volkswahl aber wird es mehr als so viel selbst dann schwerlich erlangen, wenn sämmtliche Mandate der Stadtgemeinden- und der Landgemeinden-Bezirke im Sinne des Taaffeschen Vorschlages der allgemeinen Volkswahl überlassen werden würden. Die völlige Aufsaugung der Kurial- und Körperschaftvertretung durch die allgemeine Volkswahl aber vermag man grundsätzlich nur vom Boden der gemischten Vertretung aus zu bestreiten. Eben diese beruht auf der unumstößlichen Wahrheit, die ich ein andermal in der „Zukunft" zu beleuchten und festzustellen hoffe, daß die Völker mehr sind als das Aggregat der nach heutigen Gesellschaftzuständen durch die erwachsenen Männern zu vertretenden Elementargruppen der Volksgemeinschaft, daß die Völker politisch weiter auch ein Ganzes von beruflichen und kommunalen Körperschaften darstellen, die zur Vertretung durch Körperschaftwahl eben so zu berufen sind, wie durch das allgemeine Wahlrecht aller erwach-

senen Männer die Elementargruppen mit allen in diesen Gruppen lebenden und vibrirenden, familienhaften wie nichtfamilienhaften, ideellen wie wirthschaftlichen, sozialen wie politischen Interessen zur Vertretung gelangen; das gemischte System der Volks- und Körperschaftwahl allein setzt der Ueberrennung und Ueberfluthung durch eine Proletariatsherrschaft einen sicheren, völlig haltbaren Damm selbst dann noch entgegen, wenn aller Census im öffentlichen Recht hinfällig werden würde. Eine Ausgleichung zwischen den Programmen Windischgrätz und Hohenwart scheint mir hiernach auch vom Standpunkt der Anschauungen und Interessen des liberalen Großbesitzes durchaus möglich zu sein. Das gemischte Vertretungsystem enthält, wenn einmal die rein kuriale Besitzvertretung nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, Dasjenige, was am Kurialsystem berechtigt ist und was davon aufrecht erhalten werden kann. Es erkennt aber auch Das, was die Berechtigung des allgemeinen Stimmrechtes der erwachsenen Männer ausmacht, vorbehaltlos an, ohne darum dem individualistischen, alle öffentlich rechtliche Gliederung nivellirenden Gleichheitprinzip der ausschließenden Massenvolkswahl auch nur den kleinen Finger zu bieten.

Eine nicht gering zu schätzende Schwierigkeit, welche bis jetzt im Hohenwartprogramm noch nicht gelöst ist, bleibt schließlich dennoch übrig. Dieses Programm bedingt eine neue Vertheilung der bisherigen Sitze, sowohl der künftig körperschaftlichen zwei Drittel nach Kronländern, wie des künftig volkswahlmäßigen Drittels nach den Stadt- und Landbezirken jedes Kronlandes. Ueber diese Schwierigkeiten kann ohne Zweifel der Nationalitäten- und Parteienstreit neu entbrennen. Doch muß dieser Streit nicht ausbrechen, wenn die Koalition der drei Parteien wirklich eine ehrliche ist; denn in diesem Falle wird man davon ausgehen, den bisherigen Besitzstand auf neue Zahlenverhältnisse zu reduziren. Allein wenn Das auch nicht gelänge, ließe sich jede Schwierigkeit dennoch umgehen. Graf Taaffe hat Das in seinem Vorschlag dadurch zu erreichen gesucht, daß er an der Vertheilung der 353 Abgeordnetensitze gar nichts änderte, aber auch neue Mandate nicht hinzufügte; er eröffnete sämmtliche Sitze der Stadtgemeinden- und Landgemeinden-Bezirke ohne jegliche weitere Wahlkreisgeometrie einem allerdings durch Bildung- u. dgl. Census temperirten allgemeinen Stimmrecht mit Ausschluß der Angehörigen der Großgrundbesitz- und Handelskammer-Wähler von der Volkswahl. Würden sich nun die drei Parteien der Koalition über die veränderte Repartition der Sitze und der Wahlkreise nicht verständigen können, so ließe sich noch immer der selbe Weg einschlagen, doch so, daß man der verbleibenden Großgrundbesitz-Kurie und der verbleibenden Handelskammer-Kurie außer der Handwerkerkammer-Kurie des Hohenwartschen Projektes weiter zwei von den Stadt- und den

Land-Kurien der Landtage aus oder von den Gemeindevertretungen der Stadt- und Landgemeinden aus im Wahlmännerverfahren gewählte Kommunalkörperschaft-Kurien hinzufügen würde, was eben auch nur die Vermehrung des Abgeordnetenhauses um 40 bis 50 Sitze, wie im Windischgrätz-Projekte, bedingen würde. Ueber die Vertheilung dieser Vermehrung könnte die Verständigung doch nicht schwerer fallen als über die nationale und landesmäßige Vertheilung der 43 Abgeordneten einer Besitzlosen-Kurie nach dem Projekte Windischgrätz.

Wohl noch leichter ließe sich die Verständigung auf der Grundlage des jetzigen Besitzstandes erreichen, wenn die bisherige Kurialvertretung der Stadt- und Landgemeinden halbirt und die eine Hälfte der Volkswahl, die andere der Korporationwahl zugetheilt werden würde. Dreierlei würde hiermit erreicht werden. Einmal die Aufrechterhaltung der bisherigen Mitgliederzahl des Abgeordnetenhauses, wie sowohl Graf Taaffe als Graf Hohenwart sie vorschlagen; zweitens die genaue Reduktion im Maßstab von ½, was die Aufrechterhaltung der bisherigen Besitzstände einfach und sicher durchzuführen gestatten würde; endlich die größere und dauernde Befriedigung der Besitzlosenklasse, die alsdann in rund 110 bis 120 statt blos in 80 der Wahlbezirke zur allgemeinen Volkswahl zusammen mit allen übrigen Staatsbürgern Zutritt finden würde. Auf irgend einem dieser Wege kann hiernach eine Verständigung der drei großen Parteien ohne zersprengenden Neuausbruch des Nationalitäten- und Parteihaders, aber zugleich zu erhöhter Befriedigung auch der Volksmassen gewonnen werden.

Darum habe ich die Meinung ausgesprochen, daß die Verständigung der drei Parteien der Koalitionregirung trotz dem jüngsten Auffchäumen der Gegensätze möglich sei. Auf den bezeichneten Wegen wird bei kühler Erwägung aller Parteileitungen auch die zur Wahlreform erforderliche Zweidrittelmehrheit erreicht werden können. Ob die Verfassungrevision wirklich und alsbald zu Stande kommen **wird**, darüber kann sich Niemand eine bestimmte Vorhersage erlauben. Wünschenswerth wäre Dies und sicher ist, daß nur eine Koalitionregirung wie die gegenwärtige eine Wahlreform zu schaffen vermag, was allein den Centralisten oder allein den Autonomisten oder den Anhängern der ausschließlichen allgemeinen Volkswahl wohl nie gelingen wird. Auch wenn es zur Wahlreform zunächst nicht kommen sollte, wird dennoch mancher Leser der „Zukunft“ das Problem gemischter, die ganze moderne Gesellschaft vollständig und verhältnißmäßig heranziehender Volksvertretung nicht ungern in der konkreten Gestalt der gegenwärtigen Wahlreformfragen Oesterreichs sich angesehen haben.

Stuttgart. Dr. Albert Schaeffle.

Earl of Rosebery.*)

Die Schwierigkeiten, welche die Nachfolge in der Führerschaft der liberalen Partei eigentlich hätte verursachen müssen, sind durch die natürliche Logik der Umstände auf ein Minimum reduzirt worden. Hätte sich Gladstone unter anderen Umständen zurückgezogen und wäre Aussicht gewesen, daß das Ministerium, das sein Haupt verlor, sich auf Jahre im Amte halten könnte, so würde die Koalition gegen Sir William Harcourt viel stärker gewesen sein, als man sich jetzt träumen läßt. Jetzt ist es nur eine Frage von ein paar Monaten. Wenn die Liberalen sich erst wieder in der Opposition befinden, kann die Führerrolle herumgehen. Augenblicklich widersetzt sich daher Niemand einer Maßnahme, die bitteren Widerwillen hervorrufen würde, wäre sie nicht von so vorübergehender Wirkung. Vor langer Zeit besprach ich einmal, da ich die Möglichkeit von Harcourts Uebernahme der Führerrolle kommen sah, das drohende Unglück mit Lord Rosebery. Er blieb nachdrücklich dabei, daß ich Unrecht hätte; Harcourt sei der natürliche und der fähigste Nachfolger, den Gladstone haben könne; es sei lächerlich und in keiner Weise zu rechtfertigen, wenn man seinen eigenen Namen hervorzöge, als hätte er auch nur einen Schatten von Recht, Harcourt vorzugehen. Trotz seines Widerspruches habe ich die Hoffnung weiter genährt, Gladstone würde lange genug im Amte bleiben, um Lord Roseberys Nachfolge sicher zu stellen.

Denn Lord Rosebery ist die Hoffnung der britischen Demokratie. Er ist der Staatsmann, der mehr als jeder andere liberale Minister den Sinn für das ganze große Weltreich und sozialistische Regungen in sich vereinigt. Er ist ein Schotte, ein Peer und ein reicher Mann. Noch steht er im Frühling des Lebens; wenigstens nach dem Maße, mit dem man in der Politik die Jahre mißt, ist er noch ein Jüngling und, wunderbar genug, er hat sich noch niemals einen Feind gemacht. Es ist schwer zu sagen, ob er bei den Radikalen oder bei den Tories in höherer Achtung steht. Denn beide betrachten ihn als eine Bürgschaft ersten Ranges für die Sicherheit des britischen Reiches und den Frieden Europas. Mir ist kein anderes Beispiel von einem Manne bekannt, der so verschwenderisch begabt gewesen wäre mit allen Vorzügen an Rang, Lebensalter, Reichthum, Bildung und Gelegenheit, sich auszuzeichnen, und der dabei ein so thätiges Leben geführt hätte, ohne sich auch nur einen neidischen Feind auf einer der beiden Seiten des Hauses zu machen. Labouchere allerdings schimpft, treu seiner Rolle als Mentor des Reiches, gewohnheitmäßig auf ihn. Aber Labouchere wäre auch der Erste, der zugäbe, daß Lord Rosebery ein wirklich guter Kerl ist, den er nur zu gern auf seiner Seite sähe, wenn es möglich wäre, daß der radikale schottische Imperialist seine Farbe so weit wechselte, um ein „Klein-Engländer" zu werden. Abgesehen von Labouchere, erhebt sich aber kaum eine kritische Stimme gegen diesen Führer der Liberalen. Von der Königin abwärts gilt er allgemein als der rechte Mann am rechten Platze. Der Zar konnte ihn ehedem nicht gut leiden, denn er meinte, er stünde für einen Engländer den Bismarcks zu nahe, hat ihm aber seitdem längst die Batumdepesche vergessen und vergeben, und in jedem Kabinet Europas, wo man den Frieden wünscht, würde die Kunde, Rosebery habe seine Entlassung ein-

*) S. Nr. 27 der „Zukunft".

gereicht, einen kalten Schauer auf die diplomatischen Häupter niedergehen lassen. Nur in Paris würde man sich freuen; denn Paris ist der einzige Platz in Europa, wo manche Leute den Krieg wünschen und sich erbosen über das Aufrechterhalten eines guten Verhältnisses zwischen England, Deutschland und Rußland, das eine dreifache Schranke vor dem Revanchegelüste aufbaut. Die Franzosen wissen Roseberys kühle, nimmer schlummernde Wachsamkeit zu schätzen, wie sein undurchkreuzbares Wahren britischer Rechte; sie kennen seine Bedeutung für England ganz genau und sähen darum seinen Platz nur zu gern leer. Sie könnten ihm kein größeres Kompliment machen.

Unter Denen, die sich radikal nennen, die aber in Wirklichkeit reine Opfer sozialer Eifersucht sind, erfreut sich die verkehrte Theorie einiger Anerkennung, daß die radikale Partei niemals einen Führer mit einem Sitz im Oberhause haben könne. Das ist ein Klassenvorurtheil, das absurd ist, obgleich es nur die Umkehrung eines anderen darstellt. Einst bestritten die alten Aristokraten Jedem das Recht, Minister zu werden, der nicht aus edlem Blute stamme. Eben so wäre es jetzt der Ausfluß einer starren Exklusivität, wenn die neuen Demokraten Jemandem das Recht verweigerten, Premierminister zu werden, nur weil er ein Peer sei. Die Tage solchen Unsinns sind sicherlich vorüber. Ein Titel, der kein Hinderniß für Lord Rosebery war, im Londoner Landschaftrath Präsident zu sein, konnte ihn auch nicht zum Premierminister untauglich machen. Natürlich ist man darüber einig, daß dieses Verlangen nicht einem Klassenvorurtheil entspringt, sondern nur der Anerkennung der Thatsache, daß das Unterhaus der Mittelpunkt und der Sitz der Autorität ist, der die Gegenwart des Premierministers erheischt. Wenn der Premierminister aber so fähig ist wie Lord Salisbury oder Lord Rosebery, dann wird seine Autorität ausreichend gewahrt sein, auch wenn er nicht im Unterhaus sitzt, — nicht weil er ein Peer ist, sondern weil er das Vertrauen der Mehrheit des Unterhauses genießt. Im Lande beginnt die Ansicht Boden zu gewinnen, daß das Oberhaus erfunden werden müßte, wenn es nicht bereits vorhanden wäre, und wäre es nur, um dem Premierminister die Möglichkeit zu geben, sich dort von dem endlosen Streiten und Debattiren auszuruhen, und diese Ansicht gründet sich auf die Erfahrung von der hoffnunglosen Ueberfüllung des Antragsbuches des Unterhauses und von der aufreibenden Anstrengung, die das Präsidium für den Präsidenten bedeutet. Der einzige Vortheil, den ein Sitz im Oberhaus gewährt, ist, daß er untauglich macht für einen Sitz im Unterhause, — und Das ist unter den heutigen Verhältnissen ein unberechenbares Glück.

Ich weiß: Lord Rosebery hat darüber eine andere Meinung. Er würde gern seinen Haufen Ehrentitel hingeben für das Recht, sich in das Gewühl der Arena zu mischen, wo die Loose der Parteien sich entscheiden. Sein thätiger, kriegerischer Geist lehnt sich auf gegen den aristokratischen Gefrierapparat, in den er und seine vierzig Anhänger eingesperrt sind zusammen mit zehnmal so vielen Konservativen. Zehn gegen Einen macht das Mißverhältniß zu stark für ehrlichen Kampf. Aber wir neigen Alle zur Auflehnung gegen die Grenzen unseres Geschickes, die trotzdem das Geheimniß unserer Stärke bleiben, und Lord Rosebery wird wahrscheinlich auch noch den Tag erleben, wo er Gott dankt für das Oberhaus, und sei es auch nur darum, weil es ihm eine sichere Zuflucht bietet, von der aus er die Regirung seines Landes führen kann. Er hat eine viel zu hohe Bedeutung und ist eine viel zu zerbrechliche Waare, als

daß man ihm gestatten dürfte, seine Gesundheit und sein Leben in den Gladiatorenkämpfen des Unterhauses aufs Spiel zu setzen.

Es gilt als ausgemacht, daß Rosebery in allen Fragen der auswärtigen Politik sich der Unterstützung Harcourts erfreuen wird. Das ist eine frohe Botschaft für das britische Reich, aber eine schlechte, eine sehr schlechte für Labouchere und diejenigen Engländer, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, ihre Landsleute zu überzeugen, daß sie sich ihres Landes und Dessen, was dazu gehört, zu schämen haben. Denn es bedeutet nicht weniger als daß Rosebery den Nagel, den er in den Sarg der alten manchesterlichen Politik getrieben hat, nun auch noch vernietet hat, nämlich in dem denkwürdigen Kampfe, den er Ugandas wegen zu bestehen hatte. Fortan giebt es, soweit die liberale Partei in Frage kommt, keine Rückzugspolitik mehr. Da Das ein Punkt von allerobersten Wichtigkeit ist für alle Engländer, auch für die jenseits des Meeres, so darf ich wohl für einen Augenblick uns den Vorfall ins Gedächtniß zurückrufen, der alle Briten überzeugte, daß Lord Rosebery ein herzhafter Bursche ist, von dem man überzeugt sein kann, daß er seine Sache macht. Vor ein paar Jahren hörte man häufig, Rosebery scheine viel zu versprechen, aber es sei ihm eben Alles sehr leicht gemacht worden. Nun ist es ein guter Grundsatz, nicht eher zuversichtlich von Jemand zu sprechen, als bis man ihn irgendwie in einer Enge gesehen hat, und so wurde das Urtheil über Rosebery noch aufgeschoben. Heute ist es gesprochen. Bei der Bildung des liberalen Ministeriums weigerte sich Rosebery absolut, ein Portefeuille zu übernehmen. Die Bestürzung der liberalen Minister kannte keine Grenzen, der Hof war förmlich erschreckt und eben so das Kabinet, das aus dem Amte schied. Er blieb aller Bestürmung gegenüber taub. Er würde nimmer ins Auswärtige Amt zurückkehren, er sicher nicht. Noch heute weiß Niemand, warum er sich so entschieden weigerte. Zuerst bezweifelte man die Thatsächlichkeit, und meinte, Rosebery thue nur so. Als sich aber herausstellte, daß er wirklich meinte, was er sagte, war Jedermann bestürzt; Jeder beschwor ihn, das Amt anzunehmen, das das Ziel so vieler ehrgeiziger Staatsmänner gewesen war. Die Königin soll es ihm befohlen haben. Diplomaten baten, Amtsgenossen und Freunde bestanden mit politischen Gegnern darauf, daß er das Amt annehmen müsse. Und noch immer wollte er nicht. Es schien mehr Schwierigkeiten zu machen, diesen jungen Schotten zur Annahme des Amtes zu bewegen, als das ganze übrige Kabinet zu bilden. Endlich, unter wie hochgradigem Druck, wissen wir nicht, hat Rosebery nachgegeben. Er übernahm das Amt. Ein Seufzer der Erleichterung wurde überall laut. Das Ministerium war gerettet. Das Land war in guter Hut und die Friedensmächte Europas hatten die Versicherung, daß kein Bruch mit der friedlichen Politik Salisburys erfolgen werde.

Noch war Rosebery erst ein paar Wochen im Amte, da gab er seinen Amtsgenossen bereits zu verstehen, daß, hatte er nur mit Bedauern ihren Bitten um seine Theilnahme am Kabinet nachgegeben, sie nunmehr daran waren, sich seinen Vorstellungen zu beugen. Als Gladstone und andere Liberale noch in der Opposition waren, hatten sie mehr oder weniger thörichte Erklärungen über die egyptische Frage abgegeben. Die Pariser warteten mit offenem Munde, ob Gladstone nun den Rückzug aus dem Nilthale antreten werde. Die ungeduldigen Klein-Engländer knurrten unwillig, daß nicht bereits Schritte gethan worden seien, die englische Flagge einzuziehen und die britische Garnison aus

Egypten wegzunehmen. Unbedingt mußte diesen Leuten etwas Handgreifliches geboten werden, aber es war gefährlich oder mindestens unbequem, die egyptische Frage aufzustoßen, nur um zu zeigen, daß sie ruhen bleiben sollte. Zu seinem Glück gab in diesem Augenblicke das Geschick Rosebery genau die Gelegenheit, die er brauchte. Es kam die Zeit, in der die Minister zu entscheiden hatten, ob sie nicht die centralafrikanische Provinz Uganda räumen sollten. Da sah Rosebery mit seinem gewohnten raschen Blick, daß, obgleich Uganda selbst wenig werth sein mochte, es doch als Unterrichtsgegenstand eine unschätzbare Bedeutung habe. Es ist wohl ein offenes Geheimniß, daß alle Mitglieder des Kabinets mit Einschluß Gladstones gegen die Beibehaltung Ugandas waren, — mit Ausnahme Roseberys. Gladstone, Harcourt und Morley stemmten sich naturgemäß gegen solch eine Ausdehnung der bereits ungeheueren Verantwortlichkeiten Großbritanniens. Aber Rosebery dachte anders. Das Einziehen der Flagge in Uganda würde allgemein betrachtet worden sein als der Eintritt des Kabinets in die Bahn des verhängnißvollen facilis descensus Averni, von dem es keine Rückkehr mehr giebt. Auf die Rückzugspolitik, die man am Ugandasee eingeschlagen hätte, würde man sich hinsichtlich des Nilthales berufen haben. Ihr habt Uganda geräumt, warum nicht auch Egypten? Rosebery sah das Alles voraus und nahm in Folge Dessen ruhig und entschieden gegen den Anfang der gefährlichen Politik des Rückzugs Stellung. Er bestand darauf, die Räumung zu unterlassen, der seine Kollegen geneigt waren Er bestand darauf, Sir Gerald Portal zum Zwecke der Aufklärung an Ort und Stelle zu senden, und er wehrte alle Fragen des Rückzugs ab, bis sein Abgesandter einen Bericht eingesandt hatte. Seine Amtsgenossen waren unwillig, aber Rosebery war unerbittlich. Wenn sie Uganda räumen wollten, dann müsse es natürlich geräumt werden. Aber dann würde er auch das Auswärtige Amt räumen. Sein Leben als Minister des Auswärtigen hätte keinen Reiz mehr für ihn, wenn die weiße Flagge am Mast aufgezogen und damit die Bahn einer Rückzugspolitik betreten werden sollte. Es war eine arge Enge für ihn. Aber er wich nicht von seiner Meinung und von seinem Posten, und am Ende des Kampfes gab Gladstone nach, der Widerspruch des Kabinetes verstummte, und Lord Rosebery setzte seine Meinung durch. Seitdem hat sich das Wort „Rückzug“ nicht mehr hören lassen und im In- und Ausland hat Niemand mehr daran gezweifelt, daß Lord Rosebery in auswärtigen Angelegenheiten seiner Meinung unbedingt und nachdrücklich Geltung verschafft.

Seitdem ist es im Auswärtigen Amte still gewesen. Nur einen Zwischenfall mit Frankreich hat es gegeben. Aber Frankreich ist der Störenfried im Hause Israel, und es wird niemals Friede und Ruhe in der Welt sein, wenn es auf unseren ruhelosen Nachbarn ankommt. Die ersten zwanzig Jahre nach Sedan war es ein wenig stiller, weil Frankreich sich nicht von seiner Kriegsniederlage erholt hatte. Seitdem hat Frankreich eine wachsende Neigung gezeigt, sich hervorzuthun, wo und wann sich nur immer eine Gelegenheit bietet; Das ist nur natürlich, aber es ist unangenehm und kann gefährlich werden. In der siamesischen Frage hat Rosebery mit Takt und Zurückhaltung gehandelt. Die Einzelnheiten dieses Falles sind noch nicht öffentliches Eigenthum. Aber da sich die französische Regirung in den richtigen Grenzen gehalten und die französische chauvinistische Presse gegen Rosebery geradezu gewüthet hat, so ist anzunehmen, daß er seine Pflicht gethan hat, und zwar ordentlich.

Das Ergebniß des Behringsseeschiedsspruches in Paris ist einer der glücklichsten Züge unter seiner Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gewesen. Im Ganzen hat Lord Rosebery als Minister des Auswärtigen Erfolge in einer Anzahl unangenehmer kleiner Streitigkeiten zu verzeichnen gehabt, die, weniger geschickt behandelt, wahrscheinlich nicht blos klein geblieben wären. Er hat seinen Ruf als vernünftiger, vorsichtiger und entschlossener Mann behauptet. Er hat niemals die Flagge eingezogen, hat aber damit auch nicht in Tingeltangelmanier paradirt. Er hat in Jedem das Gefühl erweckt, daß er auf sein Land stolz und dazu entschlossen und fähig ist, dessen Interesse zu vertheidigen und dessen Verpflichtungen nachzukommen. Und das will Etwas heißen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß mindestens die Hälfte der Störenfriede der Welt sich mit dem Gedanken schmeichelte, daß das Ministerium Gladstone eine Politik des Rückzugs auf der ganzen Linie heraufbringen werde.

Rosebery ist nicht weniger hervorragend in seiner nachdrücklichen Werthung der Mächte, die Faktoren in der Entwickelung der englischen sozialen Demokratie sind. Seine Erfahrung als Präsident des Londoner Landschaftrathes war ein unschätzbares Bildungmittel für den zukünftigen Premierminister. Es war eine Lernzeit, wie sie keine Universität ihm hätte bieten können. Wahrscheinlich hat es kein anderes Mittel gegeben, das den zurückhaltenden und empfindlichen Aristokraten in solche freien, rückhaltlosen und brüderlichen Beziehungen zu Männern wie John Burns und Mac Dougall hätte bringen können. London ist das Herz des britischen Reiches. Die Probleme Londons sind die Probleme der civilisirten Welt in ihrer schärfsten Zuspitzung. Der Londoner Landschaftrath stellt die neueste und am Meisten verbesserte Methode dar, in der die Demokratie die Lösung dieser Probleme sucht. Lord Rosebery ist der Präsident dieses Rathes gewesen und ist immer noch dessen Mitglied. Durch Geburt und Temperament Aristokrat, ist er doch in seinem Herzen Demokrat. So wenig er auch von seinen Neigungen spricht, sie sind auf Seiten des Volkes, im Einzelnen wie im Ganzen. Es ist kein berufsmäßiger Menschenfreund, der den Massen mit Blaubüchern und Biskuits hülfe. Aber er weiß als Mensch die Grundbedürfnisse der Menschen richtig zu schätzen und er hat den ehrlichen Wunsch sie nach Kräften zu befriedigen.

Der Dienst, den er im letzten Winter der Gesammtheit geleistet hat, als er es fertigbrachte, den unglücklichsten Strike, der je eines Volkes Fleiß lahm gelegt hat, zu beenden, war ein lautes Zeugniß für die allgemeine Achtung, die seine Aufrichtigkeit und sein Scharfsinn einflößen. Gladstone würde wahrscheinlich die Unterstützung der Kohlenarbeiter angeordnet haben. Ihm würden die Arbeitgeber schwerlich die Entscheidung in die Hand gegeben haben. Rosebery ist vermuthlich der einzige Mann in England, der Das fertig gebracht hat. Die Existenz eines solchen Mannes, zu dem die Massen solches Zutrauen haben, ist eine der großen Quellen nationaler Kraft und sozialer Ruhe. Das ist eine Wahrheit, die ich, seit ich einige Monate in Chicago lebte, vielmehr zu schätzen im Stande bin, als ehe ich über das atlantische Meer ging. Unbedingtes Zutrauen zu der unintessirten Ehrlichkeit und durchsichtigen Aufrichtigkeit der Männer des öffentlichen Lebens ist nicht gerade das Merkmal amerikanischer politischer Zustände. Aber wehe dem Volke und der Gesellschaft, die den Glauben an ihre Führer verloren haben und die den Männern mißtrauen, die sie doch mit ihren Geschäften betrauen müssen!

Rosebery besitzt eine anziehende Kunst zu sprechen und einen frischen schottischen Humor, die ihn als Redner zum allgemeinen Liebling machen. Er spricht nicht viel und bleibt niemals länger zu Besuch, als er willkommen ist, und wenn er von seinem Publikum scheidet, ist es allemal in froher Stimmung. Das Lachen, das seinen Reden Farbe giebt, entartet niemals zu bloßer gegenstandsloser Heiterkeit. Er benutzt seine Scherze, um seine Gründe zu beleuchten, niemals aber, um nur Sensation zu erregen. Sein Humor hat ein Wenig Schärfe, die in einem düstereren Geiste leicht in das Trübe hinein entarten würde, die aber in seinem Falle den Reden nur einen etwas schärferen Duft verleiht. Vor Allem ist er aufrichtig gegen sich selbst, und auch gegen seine Zuhörer immer so aufrichtig, wie es eben unter den Umständen möglich ist.

Lord Rosebery ist Grundbesitzer in fünf Landschaften und hat Wohnsitze in dreien, sein bekanntes Haus in Berkeley Square nicht gerechnet. Durbans, Mentmore und Dalmeny, jeder Platz hat seine Reize, aber leider kann nicht einmal Rosebery an drei Stellen zu gleicher Zeit sein, und so versieht er die Pflichten eines Ortsbeamten in Surrey, Bucks und Midlothian eben, so gut er kann. Mentmore hat er als Heirathgut erhalten, und seine Ehe brachte ihn in Beziehung zu dem Lande Kanaan, das sich die Rotschilds in Hampdens Land gegründet haben. In Dalmeny ruht sein Fuß auf heimischer Heide, ganz Edinburgh liegt vor der Hinterthür seines Hauses, während sich vor dessen Hauptthür die ungeheuren Weiten der grauen Nordsee dehnen.

Auch schriftstellerisch ist Lord Rosebery thätig gewesen. Ein Buch hat er geschrieben. Seine Skizze von Pitt ist ein vorzügliches Stück des besten Englisch von heute. Es ist glatt, farbig, lebhaft und unterhaltend. Hier und da ist es vielleicht ein Wenig künstlich epigrammatisch und dann und wann klingt es wie ein fernes Echo von Macaulays tönendem Cymbal durch diese Blätter. Aber das Buch ist aus gutem Zeug und wohl komponirt. Literarisches Geschick und geschichtliche Einsicht, wie sie Lord Rosebery besitzt, lassen sich nicht so leicht erschöpfen im Abfassen von Depeschen.

Als Mann stellt Lord Rosebery ein Bild der Zurückhaltung und der Selbstzucht dar. Gladstone ist das gerade Gegentheil davon. Gladstone trägt sein Herz in der Hand und verkündet aller Welt seine Neigungen und Abneigungen in seiner kaum beneidenswerthen Fülle verschiedener Wege. Rosebery behält seine Neigungen und Abneigungen für sich, er ist scheu, zurückhaltend, schweigend. Er ist weit gereist, ist um die Erde gefahren und hat Menschen und Verhältnisse an verschiedenen Orten und unter verschiedenen Himmeln studirt. Allenthalben macht er den Eindruck eines freundlichen, stillen, feingebildeten Herrn, mit raschbereitem Lächeln und verschmitztem Auge. Aber wenige von seinen gelegentlichen Reisebekanntschaften haben eine Idee, was für ein perfervidum ingenium Scotorum sich unter diesem undurchdringlichen Aeußern versteckt und wie fest und stark die Entschlossenheit da drinnen ist. Bismarck kannte sie und achtete sie. Frankreich kennt sie auch und haßt sie. Eine weitere geheime Eigenschaft ist die Gabe erstaunlicher und unablässiger Arbeitsfähigkeit. Im Auswärtigen Amte wie in dem Landschaftrath hat er sich einen Namen durch seinen entschiedenen Fleiß und seine Alles umfassende Thätigkeit gemacht, die um so bewundernswerther sind, als ihnen nicht jener gesunde Schlaf zur Seite steht, der die sicherste und zuverlässigste Quelle der Erholung ist.

London. William T. Stead.

Agnostizismus.

Vor einiger Zeit stand im International Journal of Ethics eine Arbeit von J. S. Mackenzie über „die drei Religionen". Zu Nathans des Weisen Zeiten verstand man darunter Judenthum, Christenthum und Mohammedanismus. Und heute? Christenthum, Buddhismus und das moderne Evangelium der Naturwissenschaften? Das könnte dem Deutschen noch einigermaßen einleuchten; die drei geistigen Strömungen, die jener Aufsatz jedoch in Wirklichkeit behandelt, sind Christenthum — Positivismus und — Agnostizismus. Deutschland ist dasjenige Land, in dem Comte unter allen Kulturländern den geringsten Anklang gefunden hat. Selbst diejenigen Richtungen des deutschen Geisteslebens, die dem Positivismus in gewissem Sinne verwandt sind, haben doch zu viel Eigenes und fließen aus zu nationalen Quellen, als daß man sie ohne Weiteres mit Comte zusammenwerfen könnte. Immerhin, man weiß in Deutschland, was Positivismus ist. Aber Agnostizismus?

Die ältere Geschichte der christlichen Religion weiß von einer Sekte, ja, von zahlreichen Sekten der „Gnostiker" zu erzählen. Und seit der Theologie in der empirischen Forschung erst eine gleichberechtigte Gegnerin und dann eine überlegene Feindin erwachsen ist, seitdem ist der gnostische Zug, den sie zu allen Zeiten besessen hat, wieder deutlicher in ihr hervorgetreten. Während die Philosophie sich schon in früher Zeit bewußt war, daß sie über ein etwa mögliches Jenseits höchstens ein paar allgemeine Hypothesen aufstellen könne, und während ihr später die Kritik der reinen Vernunft auch diese Fähigkeit bestritten hat, haben so ziemlich alle Religionen dieses vorausgesetzte Jenseits, d. h. nicht nur das Leben nach dem Tode, sondern auch das Wesen und die Eigenschaften und Gewohnheiten ihrer Götter oder ihres Gottes und dessen Beziehungen zu anderen, nicht menschenhaften Wesen, die die Phantasie geschaffen, sich mit lebhafter Einbildungskraft ausgemalt. So lange man solche Geschichten noch naiv hinnahm, stand die Frage nach der Quelle dieser Erkenntniß natürlich ganz im Hintergrund. Was über das All und die Gottheit überliefert wurde, war eben wahr. Kritischere Zeiten haben sich dann die Quelle in zweierlei Form vorgestellt; einmal direkt mythologisch: als eine Mittheilung des betreffenden Gottes an bevorzugte Menschen; und dann etwas weniger abenteuerlich, oder vielleicht noch abenteuerlicher: als eine unbedingte Gewißheit des Gefühls, daß jene Dinge wahr seien. Beide Formen schließen einander keineswegs aus. Auch eine Sache, die nicht von einem Gotte mitgetheilt werden mußte, um zur menschlichen Erkenntniß zu gelangen, kann sich nachmals „durch das unmittelbare Gefühl" jedem einzelnen Gläubigen als unverbrüchlich wahr er-

weisen. Die christlichen Kirchen haben kluger Weise die von ihrem Gotte ihnen gemachten Mittheilungen auf eine gewisse Zahl beschränkt und lassen das Gefühl der Gläubigen nur diese bestätigen. Das hat zwar den Fall nicht ausgeschlossen, daß bei gewissen Menschen das Gefühl auch noch andere Dogmen als unmittelbar gewiß kennzeichnete — so sind ja alle Sekten entstanden —, aber im Allgemeinen hat sich das Gefühl der einzelnen Anhänger der einzelnen Kirchen doch als recht fügsam erwiesen und meist nur den Glaubenssätzen unerschütterliche Wahrheit zugesprochen, die die Kirchenlehrer des betreffenden Bekenntnisses in ihren Glaubensbüchern bereits schriftlich niedergelegt hatten.

In Deutschland haben Ludwig Feuerbach und David Strauß nicht umsonst gelebt. Die schon vorher vorhandene Abwendung der Gebildeten von den „herrschenden" Religionen hat durch sie gewissermaßen ihr Siegel erhalten. Wenigstens hinsichtlich ihres dogmatischen Theiles. Gegen die einzelnen Dogmen der Kirche streitet heute kaum mehr Jemand öffentlich. Man nennt es wohl einen Skandal, daß diese Dinge noch immer nicht aus den „Bekenntnißschriften" gestrichen sind, man spricht einmal von „Aberglauben", aber im Allgemeinen zuckt man nur bedauernd die Achseln. Der Dualismus zwischen Stoff und Geist hingegen, der die Grundvoraussetzung des Christenthums bildet, lebt noch im Volke wie unter den Gebildeten. Er hat eine feste Wurzel in den Sprachmünzen für allerlei philosophische Begriffe; alle Anschauungen über den Menschen und die Welt, über Leben und Tod, Gott und die Sünde, sind von ihm durchtränkt. Auch die materialistische Philosophie eines Büchner und Moleschott hat an diesen Dingen nichts geändert. Herbart hat mit seiner Umbildung des Seelenbegriffes zwar einen Anstoß gegeben, aber auch nicht mehr. Auf diesen Dualismus, der als Rest einer mythologischen Weltanschauung in die Gegenwart hineinragt, ist es zurückzuführen, wenn die Naturphilosophie, die sich an die Entwickelunglehre angeschlossen hat, in Deutschland unter dem Namen Monismus, der Marke einer „monistischen Weltanschauung", in Häckels wie in du Prels Kreisen auftaucht. Ein ganz nebensächlicher, eigentlich nichtssagender Zug giebt einer der mächtigsten Geistesbewegungen, die die Kulturmenschheit überhaupt bewegt haben, den Namen, nur weil in ihm der Gegensatz zu der althergebrachten Weltanschauung am Deutlichsten zum Ausdruck kommt.

In England ist es nicht anders. England kennt so gut wie Deutschland eine heftige Gegenströmung gegen das dogmatische Kirchenthum, zu der spekulative Philosophie und moderne Entwickelunglehre ungefähr zu gleichen Theilen den Stoff geliefert haben. Während man bei uns die Dogmen preisgiebt, auch wo man die „christliche Ethik" noch hochhält,

spielt gerade die Dogmendifferenz in der modernen Sektenbildung der angelsächsischen Länder noch eine bedeutende Rolle und der Streit um die Ewigkeit der Höllenstrafen und die Verdammniß der ungetauft gestorbenen Kinder ist noch nicht auf den Priesterstand eingeschränkt. Ueber solche Dinge Behauptungen aufstellen: Das ist Agnostizismus, und der Fortbildner des Utilitarismus in England, Leslie Stephen, nennt die Theologen und ihre Anhänger auch kurz und bündig mit diesem Namen. „Der Agnostiker meint, unser Verstand könne in gewissem Sinne die engen Grenzen der Erfahrung überschreiten. Er meint, wir könnten zu Wahrheiten gelangen, die ihrer Natur nach unbeweisbar sind und auch keines Beweises durch Experiment oder Beobachtung bedürfen. Er meint ferner, eine Kenntniß dieser Wahrheiten sei wesentlich für die höchsten Interessen der Menschheit und setze uns gewissermaßen in den Stand, das dunkle Räthsel des Alls zu lösen". Der spekulative Philosoph und der Gedankenpoet Plato ist gerade so Agnostiker wie der vereidigte Dunkelmann.

In der Vergangenheit hat der theoretische Skeptizismus noch niemals große Siege über geschlossene Weltanschauungen erfochten. Eine wirkliche Weltanschauung ist immer nur durch eine andere positive abgelöst worden. Aber in der Vergangenheit ist der Kampf gegen ein Weltgebäude der Phantasie auch noch niemals mit der wissenschaftlichen Waffe einer Erkenntnißtheorie geführt worden, die sich auf experimentelle Psychologie gründete. Auf diese Erkenntnißtheorie stützt sich die Gegenströmung gegen das Dogmenthum in England, die unter dem Namen Agnostizismus Front macht gegen die Behauptung, daß der Mensch von heute über Dinge wie das Verhältniß der drei christlichen Gottheiten zu einander überhaupt Etwas wissen könne. An das Wort Deismus knüpfen sich für die Gläubigen Englands peinliche geschichtliche Erinnerungen. Mit dem Ausdruck Materialismus verbindet sich eine Vorstellung, die sich aus den Worten Voltaires und der Encyklopädisten und aus den Thaten der Bilderstürmer und Kirchenräuber zusammensetzt. Friedrich Engels sagt ganz richtig, der Ausdruck Materialismus sei direkt verletzend für das Gefühl des Briten. Mit ihm verbindet sich der Begriff von Entsetzlichem, etwa wie für den deutschen Reichskanzler mit dem Begriffe Atheismus. Und dogmatischer Atheismus ist doch gewiß eine verschwindende Seltenheit. Das Wort Agnostizismus ist neu und hat für britische Ohren noch keinen schlimmen Klang. Trotzdem ist es nicht gleichbedeutend mit „verschämtem Atheismus", wie man in Deutschland gemeint hat. Der Agnostiker ist praktischer Atheist und lehnt die Folgerung aus dem nicht nachgewiesenen Vorhandensein eines etwa vorhandenen Gottes für das praktische Leben ab. Er bestreitet sein Dasein nur nicht dogmatisch. Aber der ganze Haß, der einst den Deisten und dann den Materialisten traf, trifft ihn nicht minder, oder traf ihn wenigstens noch bis vor Kurzem·

Die Bewegung des Agnostizismus ist älter als ihr Name, obgleich ihre Anfänge nicht ganz klar erkennbar sind. Sie hat zwei verschiedene Ausgangspunkte. Einmal den kontinentalen Skeptizismus, der in allerlei philosophischen Formen über den Kanal gereist ist, und sodann eine englische Richtung in der Teologie, die, von Kant kommend und befreundet mit der Kritik der reinen Vernunft, namentlich in Mansel ihren Hauptvertreter gefunden hat. Auf Hamilton und Mansel fußte Spencer. Er führte ihre Gedanken nur konsequent durch und ließ sie nicht mehr an der Bretterwand des Glaubens ihr Ende finden. Spencers skeptische Richtung nannte Huxley um 1869 einmal Agnostizismus, und das Wort brach sich bald Bahn. Bald wurde sein Begriff ein weiterer und heute begreift er alles Denkende in sich, was außerhalb der eigentlichen Welt des Kirchenglaubens steht. Vor einem Jahrzehnt haben selbst die alten Sitze englischer Wissenschaft eine schwere Krise durchgemacht, die einem Ansturm des Agnostizismus entsprang. Der Abschaffung der geistlichen fellowships folgte eine Zeit der Abwendung der studirenden Jugend von Glauben und theologischem Studium, in deren Verlauf dann die theologischen Vorlesungen der einzelnen Colleges fast leer waren. Die Krise ist aber noch einmal glücklich vorübergegangen. In den Gebildetenkreisen der großen englischen Handelsstädte hat der Agnostizismus seine Hauptanhänger. Zwei Millionen oder zwei eine halbe Million sollen ihrer heute sein. Die bedeutendsten englischen Naturforscher werden unter sie gerechnet. Kein Bekenntniß verbindet die Vertreter des Agnostizismus, sondern nur ein gemeinsamer Widerstand. Aber noch immer gewinnt die Bewegung Boden.

Neuerdings ist der Agnostizismus noch weiter gegangen. Wie einst das Christenthum gegenüber den Trümmerresten der griechisch-römischen Religion und dem Neuplatonismus, so wird auch der Agnostizismus apologetisch. Es ist ihm nicht mehr wie dem Verbrecher gleichgiltig, welche Schandthaten ihm nachgesagt werden, sondern er beginnt auch bereits, auf seinen guten Ruf zu achten. Leslie Stephens „Apologie eines Atheisten“ ist der Beleg dafür. Das Buch ist aus Essays zusammengesetzt, die namentlich für den Deutschen nicht alle von gleichem Interesse sind. Aber hindurch geht vom Anfang bis zum Ende das Bestreben, einmal die Vernünftigkeit einer solchen Reserve zu beleuchten, wie sie der Agnostiker übt und damit zur Versöhnung wirkt, und sodann den Nachweis zu führen, daß alle Grundsätze der neuen Richtung auch von den Gegnern anerkannt sind, ja, daß der dem Agnostizismus vorgeworfene Skeptizismus vielmehr auf der anderen Seite zu finden sei. Denn sei es nicht weit skeptischer, alle Vernunftgründe in den Wind zu schlagen und einem Märchen anzuhängen, blos weil es überliefert ist, als sich auf sie zu stützen und das mit ihnen unvereinbare Märchen zu verwerfen? Ein ganzer

Abschnitt handelt von dem „Skeptizismus des Gläubigen". Indem er die Geschichten der jüdischen Volkssage mit denen der germanischen auf eine Stufe stellt und dann auf die Ausnahmestellung hinweist, die unser Vorurtheil jener zu Theil werden läßt, stellt er dessen Widersinn in das grellste Licht. „Ich kann nur mein Staunen darüber aussprechen, daß Jemand im Ernst annehmen kann, das Werthvollste und Erhebendste in seinen Ueberzeugungen solle sich nur darauf gründen, daß man Sagen, die doch nur unseren sonstigen Volksüberlieferungen an die Seite zu stellen sind, für geschichtliche Thatsachen nimmt. Ich vermag nicht einzusehen, daß vom Nichtglauben an Simson meiner sittlichen Natur ein schwererer Schaden erwachsen könne als vom Nichtglauben an Jack den Riesentöter. Der Riese Goliath kümmert mich genau so wenig wie der Riese Blunderbore. Sicherlich sollen sich Kinder mit Kindermärchen vergnügen, aber es ist unerhört, sie anzuweisen, an ihre Märchen wie an sichere Thatsachen zu glauben, und ihnen weißzumachen, solcher Aberglaube sei wesentlich für die sittliche Erziehung." Auch hier in ganz praktischen Fragen nur negativer Widerstand. Nicht daß Anderes besser sei, wird behauptet, sondern nur, daß die durch die Religion geheiligte Volkssage eben so viel oder eben so wenig Werth habe wie die heimische.

In einer Hinsicht ist das Auftauchen des Agnostizismus vielleicht ein Zeichen der Ermüdung des Denkens, wie der Sozialismus mit seiner Sehnsucht nach Frieden, nach dem Aufhören des ewigen Wettringens, ein Zeichen von dem Rückgang der Kampfesfreudigkeit ist, der sich eben so in anderen Schichten der Bevölkerung zeigt, die eine kleine, aber sichere Staatsstelle dem aussichtreicheren Wagen auf eigene Faust vorziehen. Wenn ich selbst meine Meinung über das Weltall habe, die mit keiner der Meinungen der großen Denker der Menschheit übereinstimmt, wie kann ich sagen, sie hätten Unrecht? Mit welchem Rechtstitel? Bin ich nicht auch nur ein Mensch wie sie? Der energische Denker, dem die Ergebnisse seiner Geistesarbeit zugleich Gegenstand heiliger Begeisterung sind, wird sich nie sagen, daß sie doch vielleicht Trugschlüssen ihr Dasein verdanken. Das thut erst der denkmüde Nervenmensch, den die Humanitätideen gelehrt haben, daß alle Menschen gleich seien und er darum für sein Denken nicht mehr Recht beanspruchen könne als jeder einzelne Andere.

Charles Bradlaugh und seine spiritistisch gewordene Freundin Annie Besant gehörten dieser höflichen Richtung nicht an. In ihrer Atheistic Platform haben sie Jahre lang das Banner des dogmatischen Atheismus festgehalten. Sie hatten nur einen einzigen Glaubenssatz, und dieser hieß: „Es ist kein Gott." In Hunderttausenden von Exemplaren sind die kleinen Oktavheftchen von 16 Seiten, Stück für Stück 1 Penny, in Bradlaughs

Publikum, den wissensdurstigen Handarbeiterkreisen, verbreitet worden. Mit einer gründlichen Kenntniß der wichtigsten Fragen der Nationalökonomie gab er ihnen auch seinen Atheismus, mit dem Glauben an den Neumalthusianismus, als das Allheilmittel für soziale Schäden, auch den Glauben an das Nichts. Unter seiner geistigen Leitung ist es so weit gekommen, daß heute nach zuverlässigen Angaben in allen Großstädten Englands über die Hälfte aller Arbeiterkinder nicht mehr getauft, über die Hälfte aller Arbeiterehen in keiner Kirche mehr geschlossen wird. Bradlaugh mit seiner brüsken Ehrlichkeit hat es verschmäht, sich dem Agnostizismus anzuschließen. Sein starrer Kopf verband doch damit einen Begriff wie etwa den eines verschämten Atheismus, und wie er es jederzeit ruhig zugab, wenn er nichts zu essen hatte, so machte er auch kein Geheimniß draus, daß er nichts zu glauben hatte. Vielleicht ist an der Geschichte von seinem drastischen Beweis für das Nichtvorhandendensein eines Gottes doch mehr Wahrheit, als freundliche Vermittler zugestehen wollten . . Ganz aufgeklärt ist es ja keineswegs, wie die verhängnißvolle Sage entstehen konnte. In einer Arbeiterversammlung in Ostlondon, in der er über Atheismus predigte, auf einem Fasse stehend, soll er einst gerufen haben: „Wenn es einen Gott giebt, so fordere ich ihn auf, mich augenblicklich niederzuschlagen. Fünf Minuten gebe ich ihm Frist." Darauf zog er ruhig die Uhr aus der Tasche und folgte dem Zeiger aufmerksam mit den Augen. Die Menge lauschte lautlos, athemlos. Die Frist verlief, er steckte die Uhr ein und setzte ruhig seine Rede fort: „Ihr seht also, daß es keinen Gott giebt", und die Menge fand das Argument einleuchtend. Es hat sich nie ein Zeuge finden lassen, der diesen Vorgang vor Gericht verbürgt hätte, — aber das Gericht wollte Bradlaugh an den Kragen, und die Menge verehrte ihn. Und undenkbar ist bei seiner drastischen Weise die Geschichte nicht.

Die Religion der Zukunft ist der Agnostizismus nicht. Das kann nur eine Weltanschauung sein, die, von allen scholastischen Fragen, was hinter unserer Erkenntnißwelt liegt, absehend, diese selbst im Einklang mit der modernen Naturforschung positiv auszubauen unternimmt, die, indem sie immer mehr zu verstehen sucht, was wir erkennen können, unsere Erkenntnißwelt erweitert. Den Schlüssel zu dieser Weltanschauung haben wir bereits in der Entwickelunglehre, aus der sich immer klarer eine eindeutige Naturphilosophie entwickelt. Bis diese aber ausgebaut ist, wird wohl Albert Langes Wort wenigstens für die große Menge in Geltung bleiben: „Immer wieder wird die Menschheit den Mann freudig begrüßen, der es versteht, in genialer Weise alle Bildungmomente seiner Zeit benutzend, jene Einheit der Welt und des Geisteslebens zu *schaffen*, welche unserer Erkenntniß versagt ist."

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Mexikos Finanzen.

Durch die großen Kursschwankungen, welche die mexikanischen Werthe im letzten Jahre durchgemacht haben, und besonders durch die neue Anleihe ist das Interesse weiter Kreise für die Finanzlage der Vereinigten Staaten von Mexiko erregt worden. Die deutsche Presse hat diesem Interesse in lobenswerther Weise Rechnung getragen und eine lebhafte Fehde für und wider die heutige Regierung Mexikos, die voraussichtliche Entwickelung des Landes, seine Kreditfähigkeit, den moralischen Werth seiner Bewohner u. s. w. ist entbrannt. Sicher spielen Börseninteressen und Spekulationen und die Eifersüchteleien großer Häuser hierbei eine Rolle. Leider ist es so unendlich schwer, die zahlreichen und namentlich die durchaus glaubwürdigen offiziellen Publikationen der Regirung zu erlangen. Die Angaben der Zeitungen beider Parteien in Amerika und Europa habe ich in vielen Fällen ungenau befunden und die zahlreichen Bücher, die auf Kosten der Ministerien von Mexiko über die natürlichen Reichthümer, die glänzende Entwickelung und Zukunft des Landes herausgegeben sind, liefern wenig Neues und sind übertrieben optimistisch gehalten. Noch gefährlicher für den Interessenten sind die so „geistreichen“ wie meist übertrieben pessimistischen Schreibereien der Herren Hesse-Wartegg und Paul Lindau über Mexiko.

Es ist im Prinzip freudig zu begrüßen, daß die große Mehrzahl unserer Zeitungen in Folge der traurigen neuesten Erfahrungen mit portugiesischen, griechischen und argentinischen Werthen vor der Anlage deutscher Kapitalien in auswärtigen Anleihen warnt. Besonders hispano-amerikanischen Regirungen gegenüber ist sicher größtes Mißtrauen am Platze. Dennoch ist jeder einzelne Fall möglichst ruhig zu prüfen und sind ehrenhafte und starke Regierungen, die ohne ihre Schuld in eine üble Finanzlage gekommen sind und den besten Willen bezeigen, die Ehre ihres Landes zu wahren — wie Mexiko und auch theilweise Argentinien — anders zu behandeln als Regirungen, die in frivoler Weise die feierlichsten Versprechungen nicht halten, wie eben Griechenland und Portugal. Mexiko ist durchaus nicht überschuldet (wie Argentinien) und an seiner augenblicklichen schlimmen Lage völlig unschuldig. Ohne die zwei Mißernten der Jahre 1891 und 1892 (ein noch nicht dagewesener Fall) und den Preissturz des Silbers wäre Mexiko auch ohne neue Anleihe seinen Verpflichtungen gerecht geworden. Die Länder des spanischen Amerika sind sämmtlich so reich und fruchtbar und haben eine so verständige Steuergesetzgebung (Importzölle, wenige Exportzölle, Tabaks- und Branntwein-Monopol resp. starke Abgaben, Schank- und Schlachtsteuer und zuweilen niedrige Grundsteuer), daß sie bei Vermeidung sinnloser Schuldenmacherei, bei ehrenhafter Verwaltung und Einschränkung ihres übergroßen Heeres von Beamten und Offizieren, sämmtlich sogar mit hohem Ueberschusse arbeiten könnten.

Den größten Eindruck in der ganzen deutschen Zeitungpolemik über die mexikanischen Finanzen machten zwei Leitartikel der „Vossischen Zeitung“. Sie basiren auf der „Memoria de Hacienda y Crédito público corresp. al año de 1 de julio de 1891 à 30 de junio de 1892.“ Diese Denkschrift und andere gleich werthvolle Dokumente liegen mir vor. Herr Romero sagt in der Einleitung, daß er Ehrlichkeit und Wahrheit stets für die beste Politik gehalten und seinen Bericht nach diesen Grundsätzen abgefaßt habe. Er schildert dann kurz die bekannten Gründe für die finanzielle Verlegenheit. Als die Depesche, die meldete,

daß die Regirung von Britisch-Indien die Freiprägung des Silbers aufgehoben habe, eintraf, fiel der mexikanische Silberpeso in New-York auf 40, in San Francisko auf 35 Cent. Im November war er bereits wieder auf 60 gestiegen. Die Folge war, daß viele Importeure sofort per Kabel in Europa gemachte Bestellungen zurückzogen und daß die Preise aller aus Europa bezogenen Waaren und später auch die der im Lande produzirten Lebensmittel und Bedarfsartikel stiegen. Die Kaufleute, die Waaren aus Europa bezogen und sich verpflichtet hatten, in Gold oder Wechseln auf London zu bezahlen, mußten nun eben viel mehr Silberpesos opfern, als sie kalkulirt hatten.

Mexiko ist ein silberreiches Land und es war deshalb ganz verständig, daß Intelligenz und Kapital sich bisher fast ausschließlich mit Bergbau beschäftigt hat. Die neuesten statistischen Daten sind die über den Export des Verwaltungjahres, das am 1. Juli 1892 ablief. In jenem Jahre exportirte Mexiko für 49,13 Mill. Edelmetalle (darunter nur für ca. 1 Mill. Gold und Golderze, der ganze Rest Silber und Silbererz) und für 26,33 Mill. Pes. andere Produkte und Waaren. Der Bergbau warf einen hohen Gewinn ab, ja er bleibt selbst heute noch bei den meisten Minen lohnend.*) Von einem Steigen der Arbeitlöhne im Verhältnisse zum Rückgange des inneren Werthes, der Kaufkraft des Silbers ist nichts zu spüren und so leiden auch die armen, von allen Seiten geschmähten Indianer und schwer arbeitenden Halbindianer gleichfalls durch die Krisis, obgleich sie fast keine Importartikel gebrauchen.

Der Minister sagt im Verlauf seiner Darstellung, die Bevölkerung von 12 Millionen sei über ein weit ausgedehntes Gebiet „ohne leichte Verkehrswege" zerstreut. Um die Verwaltungskosten, die deshalb einer doppelten Kopfzahl entsprächen, zu decken, zähle die Republik „nur mit etwa 3 Millionen Einwohnern als produzirender und konsumirender Bevölkerung". Es ist zu beklagen, daß der Minister diese übertrieben pessimistisch, ja theilweise direkt falschen Angaben macht, obgleich ihre Bedeutung dadurch abgeschwächt wird, daß er sie vor einem Auditorium von über die wahre Sachlage informirten Herren ausspricht, welche die knappen, scharfen Urtheile ergänzen konnten. Mexiko besaß zu Beginn des Jahres 1893 Telegraphenlinien von 57,657 km Länge und 11,398 km Eisenbahnen. Im Bau ist der Rest der Tehuantepec-Bahn (59 km) und die wohl gleich wichtige Bahn von dem neuen, schönen Hafen von Tampico nach Monterey an der atlantischen Seite. Diese Eisenbahnlinien und die gründliche Reform des Militärwesens, die Porfirio Diaz mit großer Energie durchgeführt hat, machen die früher so beliebten Militärrevolutionen unmöglich. Kann doch eine starke Truppenmacht leicht und schnell nach jedem überhaupt bewohnten Punkt der Republik geworfen werden. Ganz besonders wurde der Kredit des Landes in den letzten Monaten durch einige Nachrichten „über Aufstände" geschädigt. Diese waren aber in der That ganz unbedeutend und sind, wie selbst unser Gesandter in Mexiko offiziell bestätigt hat, längst vollständig gedämpft. Sie beschränkten sich auf Guerrero und Chihuahua. Im ersten Staate erhob sich ein Oberst mit 600 Mann (Oktober 1893). Die Regirung sandte 3000 Mann hin und in wenigen Tagen war der ganze Unfug mit eiserner Faust unterdrückt. In Chihuahua spielen die Reste wilder Indianertribus und die halb mexikanischen, halb amerikanischen Banden, welche die Grenze unsicher machen und öfter große Raubzüge unternehmen, trotz der lobenswerthen Energie der mexikanischen Regirung noch immer eine Rolle. Als

*) Die Mehrzahl der guten Minen ist in englischem Besitze.

eigentliche Revolutionen sind derartige Skandale aber gar nicht zu betrachten. Die Zeitungen aber mögen sich hüten, jeden Tumult oder größeren Viehdiebstahl an der Grenze von Chihuahua zu einer „mexikanischen Revolution“ zu machen. Was man von Revolutionären, d. h. von mexikanischen Räubern und ehrgeizigen Faullenzern, die unter dem Deckmantel der Politik und „Freiheit“ nur stehlen wollen, aufgreift, wird ohne Gnade kriegsrechtlich erschossen. Eine große Revolution zur Beseitigung der Regirung findet selbst bei der Masse der Mestizen keine Unterstützung, da auch sie patriotisch und gebildet genug sind, um ihr Land nicht ohne ganz zwingende Gründe zu diskreditiren. Neben den vorhin erwähnten Eisenbahnen existiren noch viele meist mittelgute Fahrstraßen, so daß es an Wegen für Handel und Verkehr in den bewohnten Theilen des Landes nicht fehlt.

Noch ungerechter ist der Ausspruch des Ministers über die Indianer und Halbindianer in den Provinzen. Diese machen in Wahrheit einen Theil der Reichthümer des Landes aus. Nur sie ermöglichen die Ausbeutung der Minen und den größten Theil der tropischen Kulturen. Sie produziren etwa drei Viertel der Exportartikel des Landes. Die rein weiße Bevölkerung und die gebildeten Mestizen leben fast ausschließlich in den Städten, sie werden in andern Dokumenten (von Herrn Romero selbst) als die drei Millionen bezeichnet, die allein europäische Waaren konsumiren. Das ist wohl zutreffend. Aber der große Rest der Indianer und Halbindianer konsumirt auch und bringt dem Staate dadurch Steuern ein. Die Fabriken Mexikos, die jährlich 500 Millionen Ellen Baumwollenwaaren liefern, arbeiten fast ausschließlich für die Indianer. Und diese Gewebe sind erst durch Gesetz vom 1. September mit einer neuen Steuer belegt, die von den Händlern mit 80—100 pCt. Aufschlag wieder auf die Konsumenten geschoben wird. Den größten Theil der auf den inländischen Branntwein gelegten Steuer tragen die Indianer. Uebrigens sind von den rund 12 Millionen Einwohnern höchstens 60 pCt. reine Indianer (nach Garcia Cubas 38, nach Lamas 42 pCt.); Herr Romero rechnet also noch ca. 3 Millionen der Mestizen zu der nicht konsumirenden und nicht produzirenden Bevölkerung.

Ueber die Herstellung eines besseren Verhältnisses zwischen den Einnahmen und Ausgaben des nächsten Jahres (also bis 1. Juli 1894) liegen mir nur offizielle Berichte über die Ausgaben vor. Da eine Hebung des Silberwerthes für die nächste Zeit nicht zu erwarten ist, kann das Budget nur durch Ersparnisse oder durch neue Anleihen geregelt werden. Nach sorgfältiger Durchsicht des ganzen Budgets kommt man zu der Ueberzeugung, daß nur an wenigen Stellen die Ausgaben reduzirt werden können. So sind die Kosten für die Vertretung Mexikos im Auslande enorm. Es erhalten die sieben außerordentlichen Gesandten in Europa je 10,000 bis 15,000 Pes. und die Gesammtkosten der einzelnen Gesandtschaften schwanken zwischen 12,400 und 25,000 Pes. pro Jahr. Drei oder vier dieser Gesandtschaften können aufgehoben und durch bezahlte Konsuln ersetzt werden. Die Gehälter für die Gesandtschaften in Nord- und Mittel-Amerika (31 resp. 17,3 Tausend Pes.) können vermindert werden. Daneben unterhält Mexiko eine ganze Schaar bezahlter Konsuln, von denen einige 5000 Pes. erhalten. (In Summe 89,946 Pes.)

Der Dienst der öffentlichen Schuld erfordert:

Jahresrate von 6½% für die Anleihe von 10½ Mill. £ v. J. 1888 =	3 412 500 Pes.
Jahresrate von 6¼% für die Anleihe von 6 Mill. £ v. J. 1890 =	1 875 000 „
Kosten in Europa für beide Anleihen	30 000 „
Zinsen der 3% konsolidirten Schuld	960 000 „

Die schwebende innere Schuld erfordert 2 950 000 Pes. und die Verzinsung der Schuld zur Subvention der Bahnen 3 548 370 Pes. Ganz wesentliche Ersparnisse können auch im Offizier-Corps gemacht werden. Mexiko besitzt allein im Generalstabe 6 Divisiongeneräle und 5, die zur Disposition gestellt sind. Jeder dieser Herren beider Kategorien erhielt 6000 Pes. pro Jahr. 22 Brigade-Generäle und 35 der selben Klasse z. D. erhalten je 4 500 Pes. Außerdem ist die Anzahl der Offiziere und Beamten bei jeder Militärbehörde und Truppe zu hoch. So zählt jedes der 28 Bataillone des stehenden Heeres 1 Oberst, 1 Oberstlieutenant, 1 Major, 2 Adjutanten, 8 Hauptleute, 21 Lieutenants, 4 Feldwebel, 32 Sergeanten, 72 Unteroffiziere, 20 Hornisten und 360 Gemeine. Diese erhalten einen Sold von 31 Centav. (113,15 Pes. pro Jahr). Die Gesammtkosten für jedes Bataillon betrugen pro Jahr 100 308 Pes. Jedes der 13 Kavallerieregimenter zählt 349 Mann (davon 288 Gemeine) und 389 Pferde und 32 Maulthiere für das Gepäck. Die Gesammtausgaben für das Jahr 1893—94 sind = 44,63 Mill. Pes. Die Hauptposten kommen auf das Ministerium für Handel und öffentlichen Kredit (22,39 Mill.) und Heer und Marine (11,32 Mill.). Dieses Budget ist am 13. Mai vom Kongresse angenommen und am 26. Mai vom Präsidenten unterzeichnet und publizirt worden. Eine spezielle Berechnung der Einnahmen habe ich nicht erlangen können.

Ueber die Einnahmen d. J. 1893—94 finden wir nur in dem Buche des Herrn L. Pombo: Mexiko 1876—92, welches kürzlich in Mexiko in spanischer und englischer Sprache erschien, einige Angaben nach offiziellen Quellen. Es werden die Erträge der neuen Steuern geschätzt:

Tabaksteuer	300 000 Pes.
Versicherungsteuer	150 000 „
Alkoholsteuer	250 000 „
Territorialsteuer	300 000 „
Bergwerkssteuer	200 000 „
Steigerung der Federalsteuer	700 000 „
Aenderung der Stempelsteuer . . .	400 000 „
Aenderung der Zollabgaben	800 000 „
Summe der erwarteten Mehreinnahmen	3 300 000 Pes.

Die Gesammteinnahmen berechnet der Finanzminister auf 41,30 Mill. Pes. Das kleine Defizit von 2,5 Mill. sei nur ein scheinbares, da im Ausgabe-Budget einige Posten figuriren, wie Amortisation der flottirenden Schuld, deren Zahlung vom freien Willen der Regirung abhängt. Die Herstellung des Gleichgewichts sei also durchaus wahrscheinlich.

Die Höhe der ganzen Schulden des Landes (incl. rückständige Zahlungen und Gehälter aus verschiedenen Jahren und noch zu prüfende Ansprüche an den Staatsschatz) betrug am 30. Juni 1892, nach einer sorgfältigen Berechnung des Finanzministers (Diar. Ofic. v. 14. Dez. 92), 265 229 179 Pes. Die eigentliche anerkannte Staatsschuld (innere und äußere) betrug aber nach anderen Berechnungen nur 220,58 Mill. Nehmen wir aber wirklich 265,22 Mill. an, so ist diese Summe für ein Land wie Mexiko nicht zu hoch. Die Staatseinnahmen (37,47 Mill. im J. 1891—92) machten 14,1 % der Schuldenmasse aus, in Argentinien aber im selben Jahr nur 5,37 %.

Das letzte wichtige offizielle Dokument über die Finanzlage Mexikos ist das am 14. Dezb. 1893 vom Minister J. Limantour unterzeichnete: Iniciativos de Presupuestos para el año de 1894—95, preced. de una exposic. de mo-

tivos. In diesem Budgetvorschlage ist das volle Gleichgewicht hergestellt, die Aera des Defizits scheint beendet. Der neue Minister verdankt diesen Erfolg der Energie, mit der er — taub gegen alle Opposition der Betroffenen — Ersparnisse durchgesetzt hat. Die Einnahmen werden auf 43,07 Mill. Pes. berechnet. Davon kommen nur 19,99 auf Zolleinnahmen. Die verschiedenen Ersparnisse belaufen sich auf 8,05 Mill., die Erträge neuer Steuern auf 5,67 Mill. Die Ausgaben sind auf 43,05 Mill. festgesetzt; auf das Finanz-Ministerium fallen 22,38 (17 Millionen für Verzinsung der Schulden) und auf das Kriegsministerium 10,40. Die Hoffnung, daß die Erträge der Steuern ꝛc. dem Anschlage des Ministers entsprechen würden, ist durch die Botschaft vom 2. April leider nicht erfüllt worden.

Eine dauernde Besserung der Finanzlage, ein Ueberschuß der Einnahmen und des Exportes über die Ausgaben und den Import, kann nur allmählich durch Hebung der Landwirthschaft erlangt werden. Die Kulturen, die hier in Betracht kommen sind: Kaffee, Henequen (und andere Gespinstpflanzen) und Tabak. Die wichtigste Kultur wird die des Kaffees sein, der besonders in Vera Cruz, Oaxaka, Michoacan, Colima und Morelos, aber auch in fast allen anderen Staaten gut gedeiht. Die größere Hälfte alles kulturfähigen Bodens ist freilich bereits in Privatbesitze, und zwar giebt es zahlreiche, ungeheuer große Haciendas, die zum Theil noch aus dem 16. und 17. Jahrhundert einer Familie gehören. Leider sind diese großen Besitzthümer bisher nur zum kleinen Theil angebaut worden und der Erlaß eines Gesetzes, das die Besitzer zur Ausnutzung ihrer Liegenschaften antreibt, ist nicht zu erwarten. Auch fehlt es, besonders in den Tiefebenen, an Arbeitkräften, da ein Theil der Indianer nicht mehr arbeitet, als für den eigenen Bedarf genügt; es müssen also Arbeitkräfte (Neger von den Antillen oder Japaner) eingeführt werden. Da aber Kaffee erst im vierten Jahre trägt und — falls nicht größere europäische Kapitalien sich auf den Kaffeebau in Mexiko werfen — die Anzahl der Plantagen nur allmählich zunehmen wird, muß das Land eben ein etwas schwieriges Uebergangsstadium in den nächsten Jahren durchmachen.

Etwa die kleinere Hälfte des ganzen Terrains der Vereinigten Staaten von Mexiko ist noch im Besitze der Centralregirung und der Regirungen der verschiedenen Staaten und wird in kleineren oder größeren Parzellen zu billigem Preise an Einheimische und Fremde verkauft. Darunter befinden sich noch große Gebiete, die für Tabak- und Kaffeebau passend sind. Die Produktion von Getreide, Mais und Bohnen wird sich, beim Mangel von Wasserstraßen und der hohen Fracht der Bahnen, fast nur auf den Konsum des Landes beschränken.

Die finanzielle Lage des Landes ist zwar eine schwierige, aber durchaus nicht eine beunruhigende oder verzweifelte. Es liegt auch nicht die entfernteste Wahrscheinlichkeit vor, daß Mexiko sich den übernommenen Verpflichtungen entziehen will; der niedere Kursstand von 48—60 war also ganz unmotivirt. Gelingt es aber Mexiko nicht, in diesem und den nächsten zwei Jahren durch Ersparnisse, durch die neue Anleihe und die neuen Steuern das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen, so ist allerdings sehr wahrscheinlich, daß den Gläubigern mit sanfter Gewalt eine Zinsreduzirung vorgeschlagen wird.

Dr. H. Polakowsky.

Nochmals der Fall Thüngen.

Geehrter Herr Harden,

In Nr. 78 der „Zukunft" finde ich über den „Fall Thüngen" einen Aufsatz, der schwere Vorwürfe gegen die mit diesem Fall befaßten preußischen Justizbehörden enthält. Das Verfahren, daß man nämlich Herrn von Thüngen in Berlin aburtheilen lassen wollte, bedeute eine Verletzung des Grundsatzes, daß Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden solle, und damit einen schweren Angriff auf die Bayern gesetzlich gewährten prozessualen Garantien.

Wer so schwere Vorwürfe in einem weitverbreiteten Blatte drucken läßt, der sollte doch zuvor sorgfältiger, als es der Verfasser jenes Aufsatzes gethan hat, seine Beweisführung auf ihre Stichhaltigkeit prüfen. Schon der Ausgangspunkt, die Begriffsbestimmung des „ordentlichen Richters," ist rechtlich unhaltbar. Der ordentliche Richter im Sinne des Gesetzes ist jeder Richter der für den Straffall örtlich und sachlich zuständig ist. Oertlich können verschiedene Richter zuständig sein, der Richter des Thatortes, des Wohnsitzes, und der durch Zusammenhang — z. B. durch mehrere Mitthäter — zuständig wird. Neben der örtlichen Zuständigkeit kommt die sachliche Zuständigkeit (Reichsgericht, Schwurgericht, Strafkammer, Schöffengericht) in Betracht. Nun besteht in Bayern, Württemberg, Baden und Oldenburg die Besonderheit, daß für die Aburtheilung der durch die Presse begangenen Strafthaten in diesen Ländern die Schwurgerichte zuständig sind. Damit ist jedoch keineswegs ein ausschließlicher Gerichtsstand geschaffen, sondern es gelten im Uebrigen die allgemeinen Grundsätze.

Die besonderen Gesetze, die für die angeführten Staaten erlassen sind, besagen nichts Anderes als: wenn in unserem Lande nach den allgemeinen Regeln über Zuständigkeit ein Preßdelikt zur Aburtheilung kommt, so gehört es vor das Schwurgericht. Wenn aber z. B. in München von einem Münchener ein Hochverrath gegen Kaiser und Reich durch die Presse begangen wird, dann ist nach der allgemeinen Bestimmung des § 136, 1 d. Ger.-Verf.-Ges. das Reichsgericht in Leipzig zur Aburtheilung zuständig und nicht das Schwurgericht in München. Die Vorschriften über die örtliche Zuständigkeit sind durch jene Landesvorschriften nicht geändert oder berührt. Darin liegt gerade der große Irrthum des erwähnten Aufsatzes, daß der Vorschrift über die Zuständigkeit der Schwurgerichte in Preßsachen auch die Kraft vindizirt wird, die Regeln der örtlichen Zuständigkeit über den Haufen zu werfen. Wenn der Verfasser jenes Artikels wenigstens noch mit der Idee gekommen wäre, daß Herr von Thüngen, da er nach dem Recht seines Gerichtsstandes der That vor das Schwurgericht gehöre, auch in Berlin vor ein Schwurgericht gestellt werden müßte und (nach den Grundsätzen über Zusammenhang) mit ihm seine Mitangeklagten! Eine solche Idee wäre wenigstens diskutabel gewesen; unrichtig würde sie auch sein, denn die abweichenden Zuständigkeitvorschriften bezüglich der Preßdelikte haben, wie schon erwähnt, rein lokale Natur und außerhalb des betreffenden Landes geht der Preßdelinquent deshalb „des Schutzes des Schwurgerichts," wie der Verfasser des Artikels ganz hübsch sagt, verloren. Die aus der schwurgerichtlichen Zuständigkeit hergenommenen Vorwürfe des erwähnten Artikels gegen die Anklage vor dem Landgericht Berlin sind also nicht begründet. Ein Staatsanwalt.

Konzertdirigenten.

„Non voce, sed corde cantandum est“.
H. Hieronymus.

„Trois fois simple musicastre!“ pflegte Berlioz zu schimpfen, wenn er auf eine Seele stieß, die sich Musiker nannte, in Musik aber nicht einmal ein Bischen eingetunkt war. Dieses Schimpfwort fällt mir nun immer ein, so oft ich in den Konzertsaal trete und die gesammte Orchester-Miliz erblicke, die in zerstreuter Muße des Zeichens nur harrt, den Geist eines Mozart oder eines Beethoven zu verkünden. Oefter aber noch, als es mir lieb ist, ereignet es sich, daß nach vollbrachter Offenbarung ich, trotz meiner gesammten angeborenen Sanftmuth, noch ganz andere und derbere Verwünschungen zwar nicht ausstoße, aber denke. Giebt es ja doch nur zweierlei Wege des Nutzens in dieser Sache: entweder man verrichtet heilende Thaten, oder man schreibt sich den Aerger heraus, auf daß auch Andere, die es angeht, in Aerger mitschwingen.

So begegnete ich neulich hier in Wien einem hervorragenden Orchester-Rekruten unserer berühmten philharmonischen Korporation. Ein blühender Mann, der Horn bläst, aber wirklich nicht in der glücklichen Lage ist, die etwas entfernte Hebbelsche Ideenassoziation vom „Horn“ und „des Berges Schooß“ (aus Hebbels Gedicht: „Horn und Flöte“) sich einfallen zu lassen oder auch nur zu begreifen. Um nur zu fragen, frag' ich den braven Mann, wie ihm die neu aufgeführte Symphonie des Böhmen Fibich gefallen habe? Er erwidert, „sie habe ihn sehr amusirt, Brahms sei zwar nach den ersten paar Takten davongelaufen, aber Das beweise nichts, die Symphonie sei gemüthvoller als irgend eine Brahmsche Symphonie.“ Und wie um zu motiviren, setzt er rasch hinzu: „Wissen Sie, in Brahms steckt so gar kein Gemüth.“ . . . . ! Nun frage ich, — konnte ich mich da mit dem Berliozschen: „Trois fois simple musicastre!“ so satt ärgern, wie es Noth that? Was hätte es aber auch sonst genützt, wenn ich ihm gesagt hätte: „Liebes Nas-horn, vielleicht fehlt es gar Ihnen an Gemüth?“ oder wenn ich ihm erklärt hätte, es müsse der Empfangende selbst das Kunstwerk auszufüllen suchen, von der ersten bis zur letzten Note! Er hätte weder meinen Aerger noch meine — übrigens nicht einmal bei den Verlegern noch accreditirte — Theorie begriffen und so ließ ich ihn ziehen, den gemüthvollen Fibichianer. Aber es kommt noch besser. Der brave Rekrut hatte im unsäglich süßen Trio von Brahms (op. 40) — einer der individuellsten, des Meisters Stil erschöpfendsten Kompositionen — das zauberische Horn eben zu blasen, und ich frage: Wie konnte und mußte nun, unter solchen Umständen, seine nachschaffende Kunstleistung ausfallen? Was mich aber mit dem wackeren Künstler vollends aussöhnt, ist, daß er für sein eigenes Wesen doch noch so viel Sinn übrig hatte, mir zu erzählen, „mit dem Brahmsschen Trio habe wenigstens er sich großen Erfolg erspielt.“ ! ! . . . Das ist so recht der Geist und Charakter der allermeisten Musiker von heute . . .

Und nun denke man sich eine Masse von 60—80 ähnlichen Rekruten! Ich glaube, die Strenge meines Gedankens wird mir verziehen werden, wenn ich sage, daß der Konzert-Dirigent nicht so sehr wesentliches Bedürfniß der Musik selbst ist als vielmehr Bedürfniß der Orchester-Musiker, die sich von der Musik nur ganz uneigentlich so herschreiben. Denn für die Musik selbst ist ein Konzert-

Dirigent ja nur darum und nur insofern wesentlich, als das Orchesterstück eines einheitlich leitenden Geistes bedarf, und als, wegen der größeren Zahl der Ausführenden, eben ein solcher Geist hier sich nicht mehr so ganz von selbst konstituiren kann, wie es in einem Quartett, Quintett, Sextett, Septett, Octett und Nonett sich ereignen kann. Wenn nun aber aus einem anderen, in den Musikanten gelegenen Grunde nothwendig erscheint, daß die Ausführung des Orchesterstückes (eben so wie des Kammermusikwerkes) von einem bewußt und planvoll leitenden Geist beherrscht sei, so darf doch dieser fleischgewordene Geist seine Sichtbarkeit und seine Körperherrlichkeit durchaus nicht mißbrauchen, wie es leider am Häufigsten geschieht. Es wissen heute die wenigsten Dirigenten, daß sie eigentlich nur dazu da sind, um im Moment der Hauptaufführung als überflüssig geradezu in den Hintergrund treten zu können! Statt Dessen drängen sie ihre Persönlichkeit, schon im körperlichen Sinn des Wortes verstanden, vor und irritiren den sozusagen ewig flüssigen und abstrakten Geist des Werkes durch Kunstgriffe des Dirigirens oder auch nur durch harmlose Bewegungen, die aber allesammt überflüssig sind und höchstens zeigen, daß mit eben diesen Mitteln das — Studium des Werkes betrieben wurde. Auch noch in der Hauptaufführung sieht es leider öfter so aus, als wäre das Werk und der Komponist nur dazu da, um den Dirigenten ins Licht zu stellen und nicht umgekehrt. Wie hübsch und treffend sagt es doch Berlioz: „Die Spieler aller Art, deren Verein das Orchester bildet, scheinen alsdann die Saiten, die Rohre, die Gehäuse, die hölzernen oder metallenen Resonanzböden zu sein, — mit Verständniß begabte Maschinen, welche aber der Wirksamkeit einer unermeßlichen Klaviatur gehorchen, die vom Orchesterdirigenten unter Leitung des Komponisten gespielt wird.“ Man erlebt wirklich sehr selten eine Aufführung, in der alle diese Elemente zu einer reinen und rein geistigen Wirkung sich vereinigen würden.

Zunächst fehlt es ja meistens an „der Leitung des Komponisten“, — also am wesentlichsten Element selbst! Um sich aber vom Komponisten leiten zu lassen, dazu gehört die Kraft und die Begeisterung, bis an die Quelle des Kunstwerkes, zu dem schaffenden Individuum, vorzudringen, dahin, wo der Komponist zu komponiren anfängt; und Das ist wahrlich nur sehr Wenigen gegeben.

Allen voran stelle ich hier den uns entrissenen Meister der Reflexion, der Begeisterung und früher zugleich auch der Bescheidenheit vor dem Komponisten: Hans von Bülow. Er ist für mich ein epochaler Mann, der den ausübenden Musiker oft genug von der Naivetät seiner Instinkte zu erlösen die Kraft hatte, der in hellen, bewußtesten Worten das intimste Musikalische, die Seele der Musik selbst, aufzufangen und mitzutheilen die Gabe besaß. Und seine Worte waren nicht blos Phrasen, sondern der Sprache mit ganz eigener Kraft und mit merkwürdig schönem Gelingen abgerungene Aequivalente der Tonbilder und der Tonabsichten, der noch unergründeten! Wir stehen heute kaum am Anfang der musikalischen Reflexion und der Fähigkeit, die Sprache der Musik anzupassen, und darum mußte Bülow herzlich gegrüßt sein, der im Verhältniß zu seinem Können noch immer sehr bescheidene Künstler, den leider Wenige nur wieder so nachempfinden und so nachverstehen können, wie Bülow selbst seine Meister verstand und fühlte. Schade nur, daß der geniale Mann nicht noch mehr Gedanken über Werke mittheilte, in größerem Maßstab und Zusammenhang. Diese Gedanken wären sicherlich nicht nur wegen des originellen Bülow selbst anregend, als vielmehr, was eben weit wichtiger und schöner ist, wegen ihres dem

Werke und dem Komponisten zugewendeten Inhaltes. Freilich nennen Leute, deren Phantasie noch niemals an den schönen Ufern des inneren Stromes einer fremden Künstlerseele geweilt hat, ein solches Nachfühlen eines Kunstwerkes ein Grübeln nur und ein die Musik nur belästigendes Wortemachen. Indessen ist Das eine wahrhaft poetische Mühe und, wenn ich mich bis an die Grenze des Widerspruchs heranwagen darf, eine geradezu mühelose Mühe, und ein Grübeln kann es nur Demjenigen sein, den es eben Grübeln kostet. Mit dem selben Rechte, mit dem Napoleon I. beim Zerreißen eines epischen Gedichtes von seinem Bruder gesagt hat: „Wenn in unserer Familie ein Dichter geboren wurde, so bin ich es," durfte Bülow von sich sagen: „Wenn in der Familie der Dirigenten ein Komponist geboren wurde, so bin ich es." Man warf ihm oft Wandelbarkeit seines Geschmackes und seiner Richtung vor. Gerade diese Eigenschaften, das Unwandelbare im Wandelbaren, waren mir an ihm lieb und werth. Wie Das echt musikalisch ist! In der Musik geschieht es nämlich, wie Lenau sagt:

„Freilich, wenn Du unabwendig
Starrest in das selbe Loch,
Wirds vor Deinem Blick lebendig,
Dein Ausharren lohnt sich doch;

ohne daß man hierauf folgen lassen dürfte, was Lenau bemitleidend und bedauernd folgen läßt:

Denn die Augen Dir erlahmen,
Und Gespenster malen sich
In des Fensters leeren Rahmen".

Bülow hatte eben so viel Recht, einem Brahms und einem Verdi zu huldigen, wie er früher Richard Wagner gehuldigt hat. Musik ist kein Gebiet der Gesinnung. Wenn es sich in der Geschichte unzählige Male ereignet hat, daß der eine Komponist den anderen vor lauter Selbstfülle der eigenen Persönlichkeit nicht begriff, so beweist Das ja weiter nichts, als „daß die Cicero keine Ahnung von den Mirabeau haben." Und wenn aus dem Beethoven-Leugner C. M. v. Weber später ein Beethoven-Gläubiger C. M. v. Weber geworden ist, so beweist Das auch weiter nichts, als daß Weber schließlich den Beethoven gefunden oder, besser gesagt, daß er sich selbst in Beethoven wiedergefunden hat. Was hat man dagegen, daß Bülow sich mit Vergnügen und Enthusiasmus in Brahms wiederfand? Zu allen den Dingen sagt die Musik immer bereitwillig: „Ja". Auch hatte Bülow eine glücklich neutrale Physiognomie, die eben so gut den zartesten Schumann wie den mystischesten Brahms, den männlichsten, heroischesten Beethoven eben so gut wie den in den herrlichsten Regenbogenwundern des Instinkts schwelgenden Schubert kleidete. Da nun einmal der Dirigent auch in die Augen fallen muß, so meldet sich gar bald ein etwaiger Widerspruch zum Bewußtsein, der von diesem Sinn herrührt. So sehe ich es nicht gern, wenn z. B. Hans Richter den Dienst einer Schumannschen Symphonie verrichtet. Vielleicht hilft hier, die Augen schließen? Ich schließe die Augen, und siehe da, der Richtersche Schumann will mir noch immer nicht schumannisch genug vorkommen. Vielleicht täusche ich mich?

Hans Richter, der heute umworbenste Dirigent, hat jenes innere Auge nicht, das Bülow vor Allen so eigenthümlich war. Auch er sieht in den Notenköpfen der Meister den großen Verstand, aber er vermag ihnen die Seele nicht wiederzugeben, die die Notenköpfe einst hatten, an dem Tage, da ihnen der Meister das Leben gab. Wenigstens nicht immer. Man sagt, er sei etwas

träge. Ich meine aber, ihm fehlt es an jener poetischen Neugier und Begierde, der Musik so tief in die Seele zu schauen, wie es einer tief und wahr leidenschaftlichen Kraft nur irgend möglich ist. Er hat Gemüthsruhe genug, sich mit der Musik gelegentlich auch noch anders abzufinden, als ihr, der ewig verlangenden, ewig erregt durch Dick und Dünn zu folgen, während einen Bülow alle und jede Gegenwart der Kunst, wie die Gegenwart einer Geliebten, zu immer neuem und frischem Kreislauf der Gedanken und Kräfte anregte und aufregte. Indessen ist auch Richter selten ganz kalt, und ich möchte einer Trägheit ihn nur dann beschuldigen, wenn ein Mangel an Proben deutlich in die Augen sticht. Am Besten kleidet er ein Beethovensches oder Wagnersches Werk.

Ohne in die letzten Geheimnisse eines Beethoven-Mysteriums hinabzusteigen oder gar sich selbst und dem Zuhörer sie zu entschleiern, trifft er es doch prächtig, den plastischen Melos-Erscheinungen der Beethoven-Musik die eigene Plastik der massigen Armbewegungen zu assoziiren. Ohne, wie Schumann, den Höhepunkt des Werkes zu suchen, ohne deutliche Empfindung des Ganzen, weiß er dennoch so manche Details, die der Symphonie im Leibe, wie Splitterchen im Glase, stecken, recht geschickt zu Gunsten der Hauptfabel in ihrer Anmaßung zu dämpfen und eine strömende Energie im Werk zu schaffen, wie sie sonst nur ein deutliches Bewußtsein aller Tonabsichten zu erzielen im Stande ist. Ein Mozart, ein Haydn liegen ihm leider fern. Die Meisterwerke dieser ersten genialen Erbauer der modernen Melodie, einer Melodie, die schier die Zunge der Sprache besitzt, die Meisterwerke der ersten Gesetzgeber der musikalischen Maße und Formen, der ersten Erfinder von Scherz, Humor und der ungebundensten Willkürlichkeiten, diese Meisterwerke — Offenbarungen aller Zukünfte — die Summe aller ungelösten musikalischen Räthsel — müssen sich mit Mühe heute in ein Programm hineinbetteln und erfahren überdies die schmählichste, gröbste Behandlung der Unwissenden, der Nichtfühlenden, der sich Herablassenden, der Nur-Modernen. Diese Armen im Geiste ahnen nicht, daß sich alle Musik, wie eine Sonnenblume nach der Sonne, dereinst nach der Sonne eines Mozart sehnen wird, nach einem Mozartgeist, der das große, unendliche Chaos der heutigen Musikelemente und — Errungenschaften mit der heiligen Kraft eines Eros zur schönsten Erscheinung neu ordnen und abklären wird! Der schon erstandene Mozart braucht keine leeren, modischen Ehrenbezeigungen; lieber möchten die p. t. Dirigenten sich anstrengen, ihm aufrichtige Huldigungen darzubringen. Leicht ist es keineswegs. Ich kenne wohl Einen, der es mit Bülow selbst aufnimmt, eine Mozart-Symphonie zu offenbaren. Er heißt Herman Grädener, eines bedeutenden Vaters bedeutender Sohn, derzeit Professor am Wiener Konservatorium, der die symphonischen Konzerte in der seligen Theater- und Musikausstellung mit großartigem Erfolge leitete. Ein Mann von Autorität, aber zackig nach innen und außen, weil verbittert. Es fehlt ihm der Wirkungskreis, den er verdient. Als Komponist hat er eine sekundäre Phantasie sozusagen, die sich von Beethoven, Brahms irgendwo abzweigt, leider aber den eigenen Ton nicht so satt austönt, daß er überall und immer begeistert vernommen werden könnte. Gleich Bruckner ist auch er im Scherzo am Neuesten. Ob er nicht im Scherzo den originellen Geist seines Vaters fortsetzt und erweitert? Aber welch' herrlich sinnvoller Geist steckt in seinen Kompositionen, welche Reflexion, welches Planen, welche Oekonomie, welcher Blick! Voll Geist ist Alles, was Grädener schreibt, seine Lieder, seine Lustspielouverture, sein D-moll-Trio u. s. w. Und diese Kraft, die sich ja einmal schon bewährte, muß nun brach liegen. Wer seinen Mozart

weiß, weiß auch alle übrige Musik, und ich sage wenig, wenn ich sage, Grädener ist einem Richter im poetischen Erfassen und Aufspüren eines Kunstwerkes, in willig begeisterter Unterordnung unter den Komponisten weit überlegen. Schon seine Proben sind lehrreich, interessant. An den Proben erkenne man aber den Dirigenten!

Mit Vergnügen erinnere ich mich oft der Proben eines Svendsen, eines Tschaikowsky u. A. Wie haarscharf sie ihre Intentionen (in den eigenen Kompositionen) mit Fleisch und Blut des Orchesters überzogen, wie sie sich mühten darum, bis sie die Grenze der Zufriedenheit erreichten! Freilich, in der Hauptaufführung war Meister Svendsen ein menschgewordenes Metronom blos, aber dadurch schadete er dem Orchester und dem Stück immer noch weniger, als wenn er weniger intelligente Proben abgehalten und den Schwerpunkt leichtfertig in die Hauptaufführung verschoben hätte. Und diese Svendsensche Anschauung vom Beruf des Dirigenten würde ich übrigens vom heutigen Standpunkt aus als die richtigste loben müssen, wenn ich nicht eine noch weitergehende Anschauung hätte, die bereits hie und da in guter Stunde gar lebendig gemacht wird. Eine Hauptaufführung soll ja vor Allem der Aktion eines Hypnotisirten gleichkommen: die Hypnose hat in den Proben stattgefunden, die suggerirte Aktion des hypnotisirten Orchesters findet in der Hauptaufführung statt. Was thun sie nun, die Hypnotiseure, die Dirigenten, die ja der inkarnirte Geist des Stückes sein sollen? Sie begnügen sich, Aeußerlichkeiten des Werkes dem Zuhörer aufzudrängen, die ihm ohnehin ganz von selbst sich ergeben müssen. Sie schlagen fleißig Takt, zeigen der Trompete, der Tuba ihren Eintritt an — die es nach dem Eindrillen doch nicht mehr nöthig haben sollten — und kümmern sich mehr um das Orchester als um das Werk. Die besseren unter den Dirigenten, die ganz seltenen, die mit halbem Gesicht schon nach der Zukunft sich wenden, athmen mit dem Athem des Werkes, beschleunigen und verlangsamen den Puls des Werkes (freilich seit Wagner erst!) und beziehen ihre Blicke und Bewegungen, die sie auch auf das Orchester und den Zuhörer übertragen, meistens von dem Geist, der sich lebendig in ihnen regt. Und die Allerbesten? Die Allerbesten nun, die erst kommen werden, werden wieder daran anknüpfen, womit die ersten Chordirigenten noch begonnen haben, vor vielen, vielen Jahrhunderten. Da ruhte die Musik im Schooße der Tradition noch, ging von Geschlecht zu Geschlecht, von Mensch zu Mensch und ihres schönen Geistes körperliche Hülle und Form war schwankend. Und um des Körpers und des Geistes der Melodie sicher zu sein, schuf man die Zeichen der Neumen, die da malten, was in Linien gleichsam auf- und abwärts ging. Doch auch die Neumen umschlossen nicht deutlich den Leib der Melodie und Irren war unvermeidlich. In jenen Zeiten nun pflegte der mit dem Blut der Tradition getränkte Chordirigent die Melodie mit Handbewegungen in der Luft zu malen und der Chor folgte, von der Kraft der Ideenassoziationen unwiderstehlich getrieben, den malerischen Anweisungen und goß so Linien in Töne um, und der Geist im Malen mußte zum Geist im Singen werden!

Einer solchen Malerei im Dirigiren prophezeie ich auch die Zukunft. Sie stammt vom Werk, und was zuerst Ton gewesen, wird zur Linie, und gern kehren die Linien auch zu den Tönen zurück. Die Musik braucht ja Ideenassoziationen, nicht nur, um neue Inhalte zu bauen, sondern auch, um schon alte Inhalte so klar wie möglich auszudrücken.

Wien. Dr. Heinrich Schenker.

Gefangene.

I.

Ein böses Traumgesicht hab ich geträumt;
Wer's immer deuten kann, soll Antwort geben.
In eines Kerkers Nächten sah ich Zwei
Zum Tod gefangen um geheime Sünde,
Selbst ihnen unkund. Eingenistet hatte
Sich allenthalb das Finster. Seine Fänge
Schlug's in die Augen der Gefesselten,
Sie gänzlich blendend, so daß ihres Keines
Des Andern Gegenwart empfinden konnte.
Einmal im Jahre, nur ein einzigmal
Stand so die Sonne, daß durch eine Spalte,
Die im Gewölbe sacht sich aufgethan,
Das Licht sich stahl in jene Dunkelheiten.
Ein schmales Stäbchen glomm es auf dem Estrich
Und zuckte durch den Raum.
Aufstanden Beide
Vom Boden, drauf sie Jammer hingestreckt,
Und hinter sich die schwere Kette schleifend,
So nahten sie einander, sah'n sich an
Im ungewissen Licht mit Zweifelblicken
Der Mann das Weib, und Jedes fand am Andern
Ein mächtig Wohlgefallen; boten sich
Die Hände dar — nicht litt die Fessel Weitres —
Und tauschten Trostesworte dann, unsinnig,
Doch mit geheimer Zuversicht das Herz
Und ihre Brust erfüllend. Also standen
Sie lange Zeit.
Und dann erblich das Licht.
Und, mächtig rauschend, wieder schlug das Finster
Um sie den Fittig. Sie verharrten so
Verschlungner Hände, bis die Müdigkeit
Zum Scheiden zwang. Doch klang fortab ein Flüstern
Oft heimelnd durch den Raum und Jedes zählte
Die Tage, Monden bis zum künft'gen Jahr,
Zum Augenblick des Lichts, danach sie bangten . . . .
Ein böses Traumgesicht hab' ich geträumt;
Wer's immer deuten kann, soll Antwort geben.

II.

Es war
Dem Raume, da die Zwei gefangen saßen,
Ein Häuschen angefügt. Drin wohnt' ein Weib
In Fülle hungernd. Mann und Kinder hatt' sie —
Gedeihend Alles und ihr Alles werth —
Und ihr Gewerk — doch sie begehrte mehr.

Vor ihrer Hütte Schwelle saß sie abends
Und starrte angespannt, mit leeren Blicken,
Dem Westen zu; sie sah die rothe Sonne
In Flammen sterben; hörte, wie der Nachtwind
Sich erst erhob mit leisen, leisen Schritten,
Dann herrisch auftrat. Seine Gloriole
Wob ihr das Abendroth in's krause Haar,
Und um ihr bleich Gesicht; in ihrem Schooße,
Darein die müden Hände feiernd ruhten,
Lag von versprengtem Golde so ein Fünkchen.
Und Etwas von der Gluth zog ihr in's Herz.
Dann kam
Ihr eine Ruhe. Dann verklang ihr ganz
Der Kinder Lärmen; ihres Gatten Wort
Zog ton- und klanglos ihr in's Ohr. Oh! Ruhe,
Die fast dem Glücke glich. Und also saß sie
Bis völlig Dunkel ward. Und ging dann schlafen,
Und träumte dann von Sonnen-Untergängen
Darin ihr käme, was sie so ersehnte
Und nicht zu nennen wußte; that am Tage
Ihr traumhaft lässig Thun; doch kam der Abend —
Vor ihrer Hütte Schwelle saß sie wieder:
Sie harrte . . .

Wien. J. J. David.

Aus der Maschinenindustrie.

Während unsere Börsen ihre Engagements abwägen, um danach entweder Athem zu schöpfen oder weiter zu steigen, während man die Uebernahme einer Warschau-Wiener Eisenbahn-Obligation wie die Betheiligung an einer russischen Staatsanleihe verschönt und als schärfere Stimulanz auch noch Schweizer Eisenbahnfusionen eingiebt, — nehmen unsere Industriepapiere eine Gangart an, die nur zum Theil auf den russischen Handelsvertrag zu beziehen ist. Am Interessantesten ist es dabei, die Maschinengesellschaften zu verfolgen, weil diese seit nicht zu langer Zeit mit einem ganz neuen Faktor zu rechnen haben.

Die Thatsache dürfte wohl nicht allzu bekannt sein, daß in den Maschinen der deutschen Elektrotechnik heute nach wenigen Jahren schon mehr Geld steckt als in unsern gesammten Dampfmaschinen, deren Fabrikation doch ungleich älter ist. Dies rührt daher, daß die Herren Elektriker umfassendere Geschäftsleute sind und sich auch des ganzen Zubehörs ihrer Technik: Beleuchtung, Lampen, Accumulatoren 2c. 2c. bemächtigt haben. Mich als Laien hat die neue Kraft besonders in ihren Vertretern angezogen, weil sich mir dabei das Schauspiel darbot, wie Wissenschaft und Erwerbssucht — vielleicht auch nur Wissenschaft und Thatendrang — in einer sonderbaren wilden Ehe leben. Kein Feld gleicht dem elektrotechnischen, wo die Erfindungen so rastlos, die Ausnützung so

schnell, die Wahrheitliebe der Praktikanten so zweifelhaft, ja kaum feststellbar erscheint. Das hübsche Wort von einem deutschen Städtetag, wo recht viele Interessenten ihre Beleuchtunganlagen anlobten und die Auguren entre eux von einem Bürgermeister-Nutzeffekt sprachen, d. h. also von einer Berechnung extra für den Consul dirigens. Wahrscheinlich hat keine Großindustrie, die Etwas geworden ist, chevaleresker angefangen, weil wir es aber bei der Elektrotechnik noch sehen können, ja tagtäglich erleben, bietet diese dem schärferen Beobachter einen unendlich werthvollen Stoff.

Seit Langem hatte die Dampfmaschinen-Industrie keinen Anstoß erfahren. Sie baute stationäre Maschinen mit sehr wenigen Systemen, auf der anderen Seite Lokomotiven. In den sechziger Jahren begannen dann bereits die Professoren ihre Vorgänger zu beneiden, die nur einen Regulator (Watt) kannten, während neuerdings ein ganzes Semester nur über Regulatoren gelesen werden mußte. Damals trat nämlich die Textilindustrie mit ihren größeren Ansprüchen an den gleichmäßigen Gang hervor. Es entstanden in Amerika die Präzisionmaschinen und Corliß stellte auf der Ausstellung in Philadelphia 1876 die erste 1000pferdige Maschine aus, von der ich mich noch erinnere wie von einem Weltwunder gelesen zu haben.

Noch kräftiger wirkte aber die Elektrotechnik, weil diese auf eine kompendiösere Bauart drang, und so ist es vorgekommen, daß in Centralen, wo vor noch drei Jahren 200pferdige Dampf- und Dynamomaschinen standen, gegenwärtig eben so viele Maschinen mit 600 Pferdekraft arbeiten können. Man soll sich eben früher nicht getraut haben, mehr als 50 Touren in der Minute machen zu lassen, während man heute ganz ruhig auf 100 Touren kommt. Durch alles Dies kam die Dampfmaschine, wie ja für Aktionäre auch in zahlreichen Generalversammlungen konstatirt wurde, in völlig neue Bahnen. So schnell kam der Umschwung, daß Deutschland nicht gleich folgen konnte und z. B. die Berliner Elektrizität-Werke, als sie 1887/88 eine tausendpferdige Dampfmaschine gebrauchten, diese in Gent bestellen mußten. Belgien war im Maschinenbau überhaupt dem Kontinente voran und selbst England zeigte sich bei diesen schneller laufenden Dampfmaschinen nicht gleich vorbereitet.

Auch die Lokomotiven, deren Herstellung sich sehr unabhängig entwickelt hat, gelangten nach der Prophezeihung von Fachmännern nur durch die Elektrotechnik in andere Bahnen. In Frankreich macht man heute Probefahrten, wo an Stelle der Lokomotive ein Wagen tritt, auf dem eine stationäre Dampfmaschine ist. Bewährt sich diese elektrische Lokomotive, wie man sie nennen kann, so werden alle bisherigen Einrichtungen dieser Fabrikation hinfällig.

Der Bau der Dynamomaschinen in Deutschland ist schon so ausgebildet und, wie man den lauten Klagen glauben kann, derart im Preise verpfuscht, daß nur noch die Massenfabrikation rentirt. Diese, nota bene in sehr wenigen Etablissements, tröstet sich nämlich mit dem Profit am Zubehör: an den Leitungen, der Beleuchtung, den ganzen Anlagen. Eine große Erfindung soll man bei der gewöhnlichen Dynamomaschine nicht mehr erwarten, denn das System ist bereits sehr einfach. Die meisten Fabriken verlassen ihre Besondernheiten und beschränken sich auf einige Typen wie den von Siemens oder Lahmeyer. Natürlich bezieht sich dies Alles auf den Gleichstrom.

Der Wechselstrom wird immer noch als die Sache einer näheren oder ferneren Zukunft angesehen, nachdem die Kämpfe, die zum Gaudium der Gasleute

zwischen den Gläubigen von Gleich-, Wechsel- und Drehstrom ausgeführt wurden, an Heftigkeit stark verloren haben. Thatsächlich kann man aber selbst die Interessenten über die noch wenig guten Maschinen zur Erzeugung von Wechselstrom reden hören. Das berühmte encyklopädische Werk von Wiedemann (1884) zeigt im ganzen Sachregister nichts über Wechselstrom- oder alternirende Maschinen, obwohl davon im Text (allerdings ohne Illustration) gesprochen wird.

In Deutschland ist dieses noch junge Gebiet von wenigen großen Firmen monopolisirt, ähnlich wie in Amerika. Dabei werden zwischen einzelnen ersten Unternehmen bereits Fusionen angestrebt, um so die sehr kostspieligen Versuchsstationen zu vereinfachen. Ein sehr gewandter Hamburger Rechtsanwalt hat sich in diesen Verschmelzungen schon seit mehr als Jahresfrist abgemüht, und wenn er bisher auch noch nichts erreicht hat, werden wir doch eines Tages von einer elektrotechnischen Gesellschaft hören, die mit circa 30 Millionen Mark Aktien aus zwei hochrenommirten Geschäften zusammengelegt wurde. Die Börse wird daraufhin sogar eine Hausse machen, ohne zu ahnen, daß wenigstens die eine Firma dann der Noth gehorchte, nicht dem eigenen Triebe.

Neben den großen Gesellschaften können nur noch die Spezialfabriken bestehen, solche, die sich durch nichts von ihrer Besonderheit abbringen lassen. Fabrizirt so ein Haus etwa nur Bogenlampen, so erreicht es darin allmählich eine solche Fertigkeit, daß es doch noch gute Geschäfte macht. Andererseits entwickelt sich jetzt das anfangs zurückgebliebene Installationgeschäft recht kräftig. Handwerker, zum Theil auch schiffbrüchige Existenzen, wagten sich auf dieses neue Feld zunächst nur langsam, aber nach und nach nehmen diese Installateure den großen Firmen die lokalen Unternehmen fort. In solchem Falle unterhandelt man lieber mit kleineren Leuten, um die Formalitäten zu vermeiden.

Bei Submissionen werden natürlich zumeist die großen Firmen aufgefordert, da, wie schon vorhin gesagt, die Dynamos selbst wenig eintragen, der Nutzen also bei den übrigen Lieferungen heraus muß. Neue Chancen bieten die elektrischen Straßenbahnen, die zweifellos in den nächsten Dezennien eine Ausdehnung wie in der Union gewinnen werden.

Wir haben in Deutschland in erster Reihe: die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft in Berlin, A.-G. Schuckert in Nürnberg, Helios—Köln, Lahmeyer—Frankfurt a. M., Siemens & Halske—Berlin und sodann auch Maschinenfabrik Essling und Kummer in Dresden. Die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft ist, genau genommen, eine elektrische Bank. Sie verfügt, Dank sehr geschickten Finanzirungen in den guten Jahren 1887 und 1889, über ein Kapital von 20 Millionen Mk. in Aktien, ca. 5 Millionen Mk. in Obligationen und einen Reservefonds, dem 1889 das Agio von 2 Millionen zufloß, von 4½ Millionen Mark. Ihre Hauptthätigkeit beruht in der Gründung neuer Unternehmen, die sie erst einrichtet und dann zu einem Aktienunternehmen umwandelt, sobald die Aktien mit Vortheil zu verkaufen sind. Beispiel: Die Deutsche Lokal- und Straßenbahngesellschaft in Berlin (früher Hannover) bei dem die „A. E.-G." stark betheiligt ist, giebt diesmal 5½ pCt. Die „A. E.-G." wird aber wahrscheinlich 10 pCt. vertheilen. Wie kann sie Dies anders als durch günstiges Absetzen ihrer Lokalbahnaktien? Die Hauptgeschäftskraft ist dort Emil Rathenau, Hauptfinancier Dr. Siemens von der Deutschen Bank. Es ist kein Zweifel, daß der Schwerpunkt dieser so vielbesprochenen Gesellschaft in ihrem großen Kapital liegt, gerade hierdurch wurde aber anderen Unter-

nehmen das Geschäft verdorben. Die Abschreibungen, das Dehnbarste in gewissen Bilanzen, sind hier neuerdings recht gut, den Aktionären wird sogar immer zuviel abgeschrieben. Einziges Bedenken bleibt immerhin, daß die „A. E.-G." kein industrielles Geschäft vorstellt, sondern mehr von Aktienschiebungen lebt. So hatte sie ausweislich General Electric Bonds (der Edison-Gesellschaft New-York), die wahrscheinlich als Geldanlage, was auch keine andere Firma kann, gekauft waren. Als aber im vorigen Jahre jene Bonds zu stürzen begannen, erklärte die „A. E.-G." sie besitze nichts mehr davon, — also sie hatte Gelegenheit gefunden, die Bonds abzusetzen. Und ich möchte schon heute darauf hinweisen, daß, sobald irgend eine andere Betheiligung, sagen wir einmal in Westfalen, schlechter wird, die Erklärung erfolgen könnte: die betreffende Betheiligung sei bereits weitergegeben.

Die Elektrizitätgesellschaft Schuckert & Co. in Nürnberg, erst seit vorigem Jahr mit 12 Millionen Mk. Aktienunternehmen, ist heute in der Anlage von Centralen, die sie aber am Liebsten nicht selbst betreibt, unbedingt die rührigste und erfolgreichste Firma. Ihre Geschäfte gehen bis nach Rußland, Norwegen und Neapel und auch in Deutschland übt sie die nicht ganz leichte Kunst, mit den Städten günstig zu verhandeln. Man muß nur den Wettbewerb der „Anderen" kennen, vom Bürgermeister bis herunter zum jüngsten Stadtverordneten; man muß die kühnen Offerten kennen, deren zu schöne Berechnungen sich nur der schärfsten Kontrole enthüllen, um die ganze Komplikation dieses Gebietes zu würdigen. In elektrischen Dingen beginnen viele deutsche Städte als London, um sich dann im Verlaufe wie Mottenburg zu benehmen. Das Schuckertsche Geschäft war ursprünglich eine mechanische Werkstatt, bis der Inhaber Ende der siebziger Jahre die Flachring-Maschine erfand, eine sehr gute Dynamomaschine, die das Glück genießt, mit keinem Patente zu kollidiren.

Siemens & Halske in Berlin sollen seit dem Tode ihres großen Werner viel vom alten Ansehen eingebüßt haben; allerdings nur in Deutschland, während auswärts, vor Allem in Oesterreich, noch immer gute und feste Absatzgebiete verblieben sind. Außerdem sind die großen, regelmäßigen Einnahmen aus Telegraphen- und Eisenbahnsignal-Apparaten hinzuzurechnen, trotz neuerer Fabrikationkonkurrenz. Bedenklich bleibt dagegen der baldige Ablauf des Vertrages mit der „A. E.-G." Diese durfte nämlich, weil sich Siemens & Halske bei der Gründung jener Gesellschaft betheiligten, keine großen Dampfmaschinen bauen. Sobald aber dieser Vertrag ohne Entschädigung enden würde, gestaltet sich die Situation für die älteste elektrische Firma durchaus nicht rosig.

Kummer in Dresden, viel auch in Straßenbahnen engagirt, soll jetzt sehr gute Geschäfte machen. Ueber Helios sowie Lahmeyer müßte ich zu weitläufig werden und würde vielleicht dennoch mißverstanden. Beide Unternehmer stehen gegenwärtig auch beim Wettbewerb nicht im ersten Gliede!

Kommen wir zu großen Interessenverschmelzungen, so dürfte sich wohl das Beispiel der Union wiederholen. Dort erschien die Elektrotechnik als ein unschätzbares Erfindung-Kaninchen, da kam der bekannte Ring und nun hatte man keinen Sporn mehr. Seitdem ist die wissenschaftliche Elektrizität im Vaterlande Edisons gleich Null geworden. Ein peinlicher Beweis mehr für den harten Egoismus, wo der Idealist nur selbstlosen Forschertrieb erblicken wollte.

Pluto.

Notizbuch.

Der **Deutsche Kaiser** hat den Herrschern von Oesterreich und Italien Besuche abgestattet. Der **Kaiser von Oesterreich** hat, als er kurz vorher sich an der französischen Küste aufhielt, in beinahe auffallend herzlichen Worten an Herrn Carnot telegraphirt und er hat an dem Tage, wo er den Deutschen Kaiser in seinem Lande begrüßen durfte, dem Präsidenten der französischen Republik den höchsten Orden verliehen. Der **König von Italien** hat unmittelbar vor dem Eintreffen des Deutschen Kaisers einen französischen Journalisten empfangen, ihn an Magenta und Solferino erinnert und die Hoffnung ausgesprochen, die alte Bluts- und Waffenbrüderschaft zwischen Franzosen und Italienern möge bald wieder zur Geltung kommen.

* * *

Das Berliner Tageblatt, das für die Bewohner der Häuser Wilhelmstraße 76 und 77 den Hauptoffiziösendienst versieht, hatte den **Württembergischen Ministerpräsidenten** als den Hintermann des Kladderadatsch bezeichnet. Herr von Mittnacht erklärt diese Leistung des offiziösen Blattes nun öffentlich für eine „unwürdige Verleumdung“ und er weist gleichzeitig die Behauptung des selben inspirirten Organs zurück, nach der er die Abberufung des Herrn von Moser veranlaßt haben sollte. Leider ist der Minister durch amtliche Rücksichten verhindert, sich über diese Angelegenheit deutlicher auszusprechen, und so wird man sich noch ein — wohl nicht zu langes — Weilchen gedulden müssen, bis von anderer Seite die Aufklärung kommt. Die Andeutungen des Kladderadatsch werden von dem Württembergischen Ministerpräsidenten mit keinem Wort dementirt. Wir erleben also, daß ein offiziös begnadetes Blatt den ersten Vertreter eines großen Bundesstaates verleumdet und daß Angriffe, die in Berlin als „jeder Begründung entbehrend“ bezeichnet werden, bei dem den Ereignissen am Nächsten stehenden Minister kein leises Wörtchen der Abwehr finden. Das Ganze heißt in der Zeitungsprache: Reichsregirung.

* * *

Herr von Holstein, der Held des Tages, genießt nicht zum ersten Male das zweifelhafte Vergnügen, der öffentlichen Aufmerksamkeit zur Zielscheibe zu dienen. Vor einem Jahr erst richtete der Pariser Times-Korrespondent in der Contemporary Review gegen ihn einen Angriff, der dann durch die ganze französische Presse ging. Herr Blowitz erzählte da, Herr von Holstein habe ihm durch Herrn Rudolf Lindau ein Dokument übersandt, das den Botschaftrath gegen die Angriffe in der Arnim-Affaire rechtfertigen sollte. Darauf habe Blowitz einen Artikel in den Times veröffentlicht, die Angreifer seien verstummt und Herr von Holstein habe den Korrespondenten besucht, um ihm seinen Dank auszusprechen. Vier Tage nach diesem Besuch habe Herr von Holstein an einen Freund des Direktors der Times einen Brief geschrieben, in dem er dringend bat, einen anderen Korrespondenten nach Paris zu schicken, da Blowitz ein Werkzeug der Orleanisten sei. Der Brief, der sechszehn Seiten füllen und auf dem Papier der Kaiserlichen Deutschen Botschaft geschrieben sein soll, ist noch im Besitz des Times-Korrespondenten, der das Zeugniß des Herrn von Holstein ausdrücklich provozirt hat.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. April 1894.

Aqua Tofana.

Wenn Richard Cobden, der in Dunford zuerst Schafhirt und in Manchester nachher Kattunfabrikant war, noch unter den Lebenden wandelte, dann hätten die Iden des Aprils ihm jetzt eine stolze Genugthuung bescheert. Aber der Freihandelsheilige ist seit fast dreißig Jahren tot und so wird nur seine Jüngerschaft bei dem allsommerlich wiederkehrenden Jahresessen des Cobdenklubs in dankbarer Rührung der bedeutsamen Thatsache gedenken können, daß am vierzehnten April 1894 der zweite Kanzler des Deutschen Reiches zu den Grundsätzen und Argumenten Richards Cobdens sich laut und vernehmlich bekannt hat. Auch die Cobdeniten de robe courte, die Herren Léon Say, Clémenceau, Poultney Bigelow, Alexander Meyer, Bamberger und alle die Anderen, werden in gebührender Ergriffenheit hoffentlich das große Ereigniß feiern und endlich die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an den aus dem friaulischen Geschlecht Derer von Caprivi stammenden Handelsvertragsgrafen beantragen. Es ist ja durchaus keine Schande, ein Freihändler zu sein; keine ehrlich empfundene Ueberzeugung, mag sie sozialistisch, cobdenitisch oder — konsequenter durchgedacht — anarchistisch sein, kann Dem, der sie nach bester Einsicht hegt, Unehre machen und im Freetrade haben, von Voltaire bis auf Delbrück, sehr viele vortreffliche Männer das wirthschaftliche Allheilmittel zu erblicken geglaubt. Nur über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit solcher Ansicht kann das Urtheil verschieden sein, und damit

es nicht in eine falsche Richtung abirrt, muß man von den verantwortlich hervortretenden Politikern zunächst ein offenes Bekenntniß verlangen. Graf Caprivi bezeichnet sich noch immer als einen konservativen Mann, obgleich er — was seine Anhänger gerade jauchzend an ihm rühmen — vom Ueberkommenen kaum irgend Etwas konservirt hat; Das ist ein schlimmer Irrthum, der unserer politischen Lage eine störende Unklarheit giebt. Daß er aber mit den Vollen und Ganzen auf dem Boden des Freihandelsevangeliums steht, wird der Herr Graf nach seiner letzten Rede nun nicht mehr leugnen können, denn er hat beinahe wörtlich die Gründe wiederholt, die, vor genau fünfzig Jahren, von Cobden und seinen Leuten im Anti-cornlaw-Circular und im Parlament ohne Ermatten vorgetragen wurden. Der große Richard, der im eigenen Geschäft zweimal vor dem Bankerott stand, erhielt für seine Bemühungen eine Nationalspende von zwei Millionen Mark und er wird trotzdem von unseren Unentwegten nicht, wie der böse Bismarck, als ein gieriger Bettler gebrandmarkt. Auch der Gedanke an ein Nationalgeschenk für den jetzigen Kanzler ist schon angeregt worden, — aber von seinen Gegnern: ein Landwirth hat vorgeschlagen, dem leitenden General ein zur Hälfte verschuldetes Gut an der russischen Grenze zu schenken und dem neuen Besitzer, der so die beste Gelegenheit hätte, es einmal praktisch mit der von ihm empfohlenen Methode der Abschreibungen zu versuchen, nur die Verpflichtung aufzuerlegen, daß er die Erträge des Gutes alljährlich im Reichsanzeiger bekannt machen muß. Aber der Kanzler wird sich den vermeintlichen Vortheil seiner arlosen Uninteressirtheit sicher nicht rauben lassen; und so muß er wenigstens gestatten, daß der Tag, da von seinen wirthschaftlichen Ueberzeugungen der letzte Schleier fiel, als ein denkwürdiges Datum in der deutschen Geschichte festgehalten wird.

Der Tag brachte auch sonst noch allerlei unerfreuliche Aufklärungen. Graf Kanitz-Podangen hatte einen Gesetzentwurf beantragt, wonach der Einkauf und — zu einem festgesetzten Mindestbetrage — der Verkauf des zum Verbrauch im Zollgebiet bestimmten ausländischen Getreides, mit Einschluß der Mühlenfabrikate, ausschließlich für Rechnung des Reiches erfolgen soll. Der Antrag bezweckt das Selbe, was auch der Zollschutz, der zu einem wichtigen Theil in den Handelsverträgen nun geopfert ist, erstrebte: er will den deutschen Getreidebau vor der erdrückenden Konkurrenz aus billiger produzirenden Ländern

mit jungfräulichem Boden und Raubbausystem schützen, dem Ertrag der Landwirthschaft eine bis zu einer gewissen Grenze reichende Sicherheit gewähren und zugleich aus den Einnahmen, die dem Reich als dem Importeur des ausländischen Getreides zufallen würden, einen Ersatz für unbequeme und aussichtlose Steuerprojekte schaffen. Nachdem der Antrag gegen eine winzige Minorität abgelehnt worden ist, braucht man über seinen Werth und seine Durchführbarkeit einstweilen nicht zu streiten; Albert Schaeffle, der gewiß kein Manchestermann ist und weder vor Schlagwörtern noch vor neuen Ideen je Furcht gezeigt hat, hält ihn für unwirksam und unhaltbar, und da sogar thätige und kluge Agrarier wie Graf Mirbach, Graf Bismarck und Herr von Kardorff ihn nicht unterstützt haben, so muß man annehmen, daß auch unter den Landwirthen selbst noch sehr ernste Zweifel darüber bestehen. Es mag fraglich sein, ob es richtig war, in diesem Stadium schon die Sache an die Oeffentlichkeit zu bringen; wenn es aber geschah, dann mußte die konservative Partei erstens doch wenigstens vollzählig erscheinen und zweitens ganz anders gerüstet sein, als sies nun war. Außer dem Grafen Kanitz, der eine sehr vernünftige und klare Rede hielt, war offenbar kein einziger konservativer Sprecher gründlich vorbereitet und kein einziger war im Stande, auf die schweren und höhnischen Angriffe des Reichskanzlers zu antworten, der unter anderen Vorwürfen zur hellen Freude der Linken auch den erhob, die Konservativen hätten sich von den „staatserhaltenden Parteien“ getrennt. Nach dieser Rede, die durch ihre Tonart mehr noch als durch ihren Inhalt verletzend wirkte, beantragte der Vorsitzende der konservativen Fraktion, natürlich vergebens, die Vertagung; damit war stillschweigend ausgesprochen, daß die Herren sich waffenlos fühlten, und die Reden, die dann folgten, waren so lahm und zahm, so mit Einschränkungen und Entschuldigungen bepackt, daß die Zeitungleute vielleicht nicht mit Unrecht den dringenden Wunsch nach einer Versöhnung mit dem Caprivismus heraushörten.

Hier muß man eine Parenthese machen. Im „Reichsboten“ sind die Konservativen neulich mehrfach vor den „Hamburger Nachrichten“ und vor der „Zukunft“ gewarnt und es ist ihnen gesagt worden, der „Byzantinismus“, der in diesen Blättern mit dem Fürsten Bismarck getrieben werde, entstamme nur „dem unbändigen, maßlosen Haß gegen die Männer, welche jetzt an der Spitze der Regirung stehen“. Ueber die Bedeutung des Wortes Byzantinismus scheint der Warner,

der auch den großen Friedrich, trotz der offenkundigen Genesis des siebenjährigen Krieges, nicht als medisant gelten lassen will, sich nicht ganz klar zu sein; bisher wenigstens verstand man darunter die unwürdige, Vortheile haschende Streberei und Kriecherei vor mächtigen Herren, nicht aber das Bestreben, die ragende Gestalt eines Machtlosen in unbefleckter Reine dem Volk zu bewahren. Es giebt Leute, die den Grafen Caprivi für einen großen Staatsmann halten, und auch diese Leute brauchen nicht nothwendig Byzantiner zu sein; warum sollten die Anderen es sein, die Bismarck gewiß nicht vergöttern, auch durchaus nicht überall seine Ansichten theilen, die in ihm aber, wohl auf Grund ihrer besseren Kenntniß seines eigensten Wesens, nicht nur einen in dieser sicheren Geniefülle vielleicht nie vorher geschaffenen Politiker, nein, auch eine jeder Bewunderung würdige, künstlerisch wirkende Menschenerscheinung sehen? Die es unbegreiflich finden und beklagenswerth, daß in einem mit großen Staatsmännern nicht sonderlich verwöhnten Volke und in einer besonders kritischen Zeit der Glückszufall, der uns den Einen gab, nicht bis ans Ende ausgenützt, daß vielmehr das von dem Einen Geschaffene in wichtigen Theilen eilig geopfert werden konnte? Vortheile sind mit der Aussprache dieser Ansicht gewiß nicht zu erhaschen und bessere Geschäfte wird man jedenfalls machen, wenn man sich an die kompakte Majorität einer Partei verkauft; auch hat man da den Vorzug, nur zu schon im Voraus Ueberzeugten zu sprechen, während hier selbst die entschiedensten Gegner Bismarcks zum Wort gekommen sind und wieder kommen können. Auch von einem Haß gegen die jetzt leitenden Männer kann ernstlich nicht die Rede sein; warum sollte man so liebenswürdige, zugängliche und konziliante Herren hassen? Der Haß ist, wie die Liebe, eine annähernd poetische Empfindung und die regt bei nicht ganz thörichten Menschen im öffentlichen Leben sich nicht ohne großen Gegenstand. Wer aber die von den neuen Herren getriebene Politik, die Politik der Versöhnung und der Konzessionen-Ausverkäufe, als unheilvoll und im höchsten Maße gefährlich für die monarchische Zukunft und für die entscheidende Großmachtstellung des Deutschen Reiches betrachtet, der hat das Recht nicht nur, sondern die imperative Pflicht, um so lauter und nachdrücklicher seine Ueberzeugung auszusprechen, je eifriger von Interessirten und von Bedienten in der Presse die wirkliche Lage entstellt und gefälscht wird und je größer die Wahrscheinlichkeit ist, daß die Rechnung

für jetzt begangene Fehler erst präsentirt werden wird, wenn die Feinde den Mann in Friedrichsruh nicht mehr zu fürchten haben.

Diese Anschauung schien in der letzten Zeit von der konservativen Partei getheilt zu werden: in Reden und Artikeln sprachen die Führer sie unzweideutig aus; aber — literae non erubescunt, und wenn die Herren das Bedürfniß nach Frieden mit der Regirung haben, wenn sie in den gouvernementalen Wettlauf wieder miteintreten wollen, so wird ihnen Niemand ihr gutes Recht verwehren und sie werden, freilich mit einigem Entsetzen vielleicht, erleben, wie weit sie damit kommen. Wollen sie Das aber nicht, dann sollten sie der Erfahrung vom vierzehnten April doch sehr ernsthaft nachdenken. Es darf nicht vorkommen, daß ein konservativer Führer Heiterkeit erregt, weil er als das Wesen der Sozialdemokratie die Herstellung aller Werthe durch Produktivgenossenschaften bezeichnet und damit beweist, daß ihm die ganze Entwickelung seit Lassalles Tagen entgangen ist. Es darf nicht vorkommen, daß konservative Redner, obwohl sie genau wissen, daß mehr als je heute das System an die Personen geknüpft ist, vor diesen Personen, über die sie in Privatgesprächen doch sehr freimüthig urtheilen, die höflichsten Verbeugungen machen und sich ängstlich vor dem Verdacht verwahren, sie könnten so „unkonservativ" sein, einen Personenwechsel zu wünschen oder gar anzustreben. Ein solches Streben ist, wenn man wirklich von der Schädlichkeit der Personen überzeugt ist, durchaus konservativ; würde übermorgen Herr Rickert Reichskanzler, dann hätten die Konservativen doch wohl die Pflicht, mit schuldiger Ehrfurcht vor dem Monarchen, auf die Entfernung eines solchen Geschäftsleiters hinzuwirken; warum sollten sie nicht das Selbe gegen einen angeblich konservativen Mann versuchen, der die Geschäfte ganz nach dem jubelnden Herzen des Herrn Rickert besorgt? Sie müssen es, wenn sie seine Thätigkeit für so verderblich halten, wie man es nach ihren Reden und Schriften aus den letzten Monaten annehmen muß. Mit loyalen Phrasen und trägem Murren ist der Kampf um das Daseinsrecht des produzirenden Landvolkes nicht zu gewinnen; und wer die Ehre hat, in diesem Kampfe ein Führer sein zu dürfen, der darf auch vor den Streichen der Gegner nicht ohnmächtig in die Knie knicken. Die Aktion vom vierzehnten April hat auch auf unbefangene Zuschauer einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht und sie hat der agrarischen Bewegung, der sie

nützen sollte, ganz offenbar geschadet. Gewiß ist die rasche Beredsamkeit eine untergeordnete Gabe und die besten Redner sind selten auch die besten Politiker; Parlamente aber sind eben Sprechanstalten, geschickte und rasch gerüstete Dialektiker sind da nicht zu entbehren und beim parlamentarischen Strohdrusch ist die Partei stets verloren, die ohne Handwerkszeug auf der blanken Tenne erscheint.

Gar so schwer war gerade in diesem Falle die Abwehr und die Vertheidigung nicht, denn die Batterien, die gegen den Antrag Kanitz gerichtet werden sollten, waren längst vorher schon in der Presse demaskirt worden. In die knappste und nettste Form hat der Börsenbeobachter der Vossischen Zeitung das Toben der Zürnenden gefaßt, als er schrieb: „Der Getreidemonopol-Traum des Grafen Kanitz hat gezeigt, in welchen Schichten der Bevölkerung eigentlich der Sitz des staats- und gesellschaftfeindlichen Sozialismus zu suchen ist. Nicht der Arbeiter, der ein Recht auf Arbeit verlangt, um sich die Existenz zu sichern, sondern der Großgrundbesitzer, der ein Recht auf Rente proklamirt, um sich Genuß und Wohlbehagen zu schaffen, ist der eigentliche Feind der Gesellschaft. Zum Glück wird der Latifundien-Sozialismus nicht ernst genommen, er beweist nur, wie ohnmächtig alte Kulturanschauungen im Kampfe gegen den wirthschaftlichen und civilisatorischen Fortschritt geworden sind. . . . Für Deutschland ist sein wirthschaftlicher Entwickelungsgang unabänderlich vorgeschrieben: Zum Industriestaat. Der Uebergang zum Industriestaat mag gewiß für die Landwirthschaft schmerzhaft sein, viele Existenzen mögen zu Grunde gehen, aber Das ist das unabänderliche Walten der Gesetzmäßigkeit in der Geschichte, für das Ganze erweist es sich als eine Wohlthat." Mehr und Herrlicheres ist auch sonst nicht geleistet worden, weder in der Presse noch im Parlament. Zwar handelt es sich gar nicht um ein Monopol, denn nur elf Prozent des deutschen Getreidebedarfs sollen vom Reich gekauft und verkauft werden, und auch die nur so lange, bis der Körnerbau so ausgedehnt und so intensiv gestaltet ist, daß der Bedarf im Inlande gedeckt werden kann. Zwar ist der Antrag nur ein Versuch, für den unwirksam gemachten Zollschutz einen Ersatz zu schaffen und dabei dem Reich eine nothwendige, reichlich fließende Einnahmequelle zu öffnen; vielleicht ein Versuch mit untauglichen Mitteln, ganz sicher aber eine gut gemeinte und interessante Anregung, die im Geheul nicht wieder verhallen wird. Einerlei: es

macht sich besser, wenn man die Antragsteller als eine wüste Bande von Brotwucherern hinstellt, einen kleinen Haufen von Großgrundbesitzern, die ein Monopol erstreben und das arme Volk ausplündern wollen, um Sect trinken und beim ollen ehrlichen Seemann Roulette spielen zu können. Diese wundervoll ähnliche Schilderung wirkt immer; wie einst die sizilianische Giftmischerin Tofana ihr Heilmittel als Manna von Sanct Nikolaus an die arglosen Kunden verschickte, so wird seit fünfzig Jahren das aus England importirte, völlig geruchlos hergestellte Freihandelselixir als die allein vom unerträglich barbarischen Druck einer grausamen Brotsteuer befreiende Arzenei an die Menge verkauft. Und bevor dieses grobe Lügengewebe nicht für immer in Fetzen liegt, werden die deutschen Bauern, mögen sie noch so straff organisirt sein, eine Besserung ihrer Lage nicht erreichen.

Die meisten Wunderdoktoren täuschen sich über die tötliche Wirkung ihrer Quacksalberkünste genau so wenig wie die berüchtigte Dame aus Palermo; sie wissen, daß sie die ländlichen Besitzer zu Grunde richten, wenn sie der überschwemmenden Konkurrenz des billiger produzirenden Auslandes sie preisgeben; aber sie wissen auch, daß die führerlosen, verarmten Kleinbauern einer bürgerlichen oder sozialistischen Demokratie einen schützenden Damm nicht entgegenthürmen können. Wer unter dem stolzen Namen des Liberalismus die Plutokratie will, die großstädtische Geldversklavung, und auch wer das Bestehende rasch ruiniren und zur Vergesellschaftung allen Eigenthums gelangen will, der muß begierig nach der Aqua Tofana des Freihandels greifen und der konsequenteste Freihändler wird immer der Anarchist sein. Mit diesen Standpunkten kann man sich abfinden, sie sogar als subjektiv berechtigt anerkennen. Die Schwierigkeit und zugleich die nichtsnutzige Erbärmlichkeit beginnt erst, wenn diese Leute, anstatt offen ihre Ziele zu enthüllen, die Legende von der verbrecherischen Begehrlichkeit der Agrarier ausbrüllen und um die feisten Zwischenhändlerleiber die verschlissene Toga ihrer allein volksfreundlichen Tugend schlagen. Sie schaffen das billige Brot, sie schützen den Aermsten vor dem Blutzoll, sie haben die routinirtesten Nichtsalsredner, sie haben das mobile Kapital und die Presse. Wer sollte ihnen widerstehen? In Deutschland hat es nur Bismarck vermocht. Heute blicken sie zu einem Reichskanzler empor, dessen nicht zu bezweifelnde gute Absichten von

den Cobdeniten völlig umsponnen sind, — und die ganze schwere Arbeit der letzten fünfzehn Jahre ist deshalb vergebens gethan.

Wenn unter die Redakteure einer freihändlerisch agitirenden Zeitung morgen der Besitzer träte und ihnen sagte: Ich kann es nicht länger verantworten, die werthvollste geistige Nahrung dem Volk zu vertheuern; ich will mein Blatt künftig billiger geben, deshalb muß ich die Kosten der Herstellung verringern und Sie, meine Herren, müssen von Ihrem Gehalt mindestens fünfzig Prozent abschreiben, im Interesse der Gesammtheit, — dann würde die Antwort lauten: Wir denken gar nicht daran; die Gesammtheit, zu der wir auch gehören, hat nicht das mindeste Recht, ihre Nahrung zu einem Preise zu verlangen, der dem Hersteller nicht einen auskömmlichen Lebensunterhalt gewährt; wollen Sie, geehrter Herr, dieser Gesammtheit aber ein Opfer bringen, schön, dann opfern Sie gefälligst einen Theil des sehr reichlichen Zwischenhändlergewinnes, den Sie ohne eigentliche Arbeitleistung, nur vermöge Ihrer Kapitalkraft, einstreichen. Und sämmtliche Redakteure würden das Geflunker vom Gesammtinteresse spöttisch belächeln und dahinter eine neue Geschäftsgier des Unternehmers wittern. Wenn der Verleger aber die Möglichkeit hätte, die Tintenkulis durch wirkliche Kulis aus China zu ersetzen, die für hundert Mark monatlich die herrlichsten Leitartikel, Feuilletons und Theaterkritiken schrieben, wenn die Produkte der deutschen Schriftsteller zu auch nur annähernd ausreichenden Preisen nirgends mehr Absatz fänden und die Produzenten sehen müßten, wie die Schleuderkonkurrenz der Fremden sie brotlos macht —: würden sie dann nicht zu einem Bunde der Redakteure sich zusammenschließen, nicht wahllos mit allen erreichbaren Mitteln sich zur Wehr setzen und den gesättigten Herren von Bennigsen ins Gesicht lachen, die den Verhungernden vornehme Mäßigung empfehlen? Vielleicht denken die Herren zwischen zwei schnaubenden Freihändlereien einmal der Frage nach und überlegen sich, ob die Landwirthe gar so verruchte Geschöpfe sind, weil sie endlich sich regen, da der Boden ihnen schon unter den Füßen wankt.

Die Lage des deutschen Bauern ist heute in Wirklichkeit so, wie sie im Beispiel hier eben für den Redakteur angenommen wurde. Auch nach der Berechnung des Grafen Caprivi bleiben die Getreidepreise noch erheblich hinter den Produktionkosten zurück und auf eine dauernde Steigerung dieser Preise bietet sich für die nächsten zehn Jahre nicht die geringste

Aussicht. Im Gegentheil: je vollkommener die Verkehrsmittel, je billiger die Frachten werden, desto niedriger im Preise wird auch das Angebot von landwirthschaftlichen Produkten; wenn erst die sibirische Bahn fertig ist und Herr Witte seine Zweigbahn nach dem Norden gebaut haben wird, werden wir noch die erstaunlichsten Dinge erleben und zugleich wird die Export-Politik den kläglichsten Bankerott machen, weil mit dem Fortschreiten der Kultur der Kreis der Abnehmer von Industriefabrikaten sich naturgemäß verengt. Ein enormer Volkswirth des Thiergartenfreisinns hat neulich höhnisch gefragt, ob die Agrarier am Ende gar schon die Lokomotiven als Teufelswerk vernichten möchten. Der wackere Börsenschützer spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Der Landwirth muß ja dahin kommen, die modernen Verkehrsmittel zu verwünschen, wenn sie ihm das fremde, billigere Getreide ins Land befördern und ihn um den Ertrag seiner schweren Arbeit bringen, er muß die gepriesenen Errungenschaften der modernen Kultur wie eine mystische, feindliche Macht empfinden, da er, von ihren wirklichen oder vermeintlichen Segnungen fast völlig ausgeschlossen, im gleichmäßig einförmigen Hundetrab des ländlichen Alltagslebens nur ihre Nachtheile an der schmerzenden Haut verspürt. Um ihn vor diesen Nachtheilen zu bewahren, um ihn nicht in einen gefährlichen Haß gegen die moderne Entwickelung versinken zu lassen, ist der Zollschutz eingeführt worden, — ein künstliches Mittel gegen die aus künstlich gewordenen Zuständen erwachsenden Leiden. Nicht eine gesicherte Rente oder das Privilegium einer stattlichen Jahreseinnahme verlangt der Bauer, sondern eine schützende Mauer gegen eine Ueberschwemmung, der er machtlos gegenübersteht. Er bietet dem Staat das beste Menschenmaterial, er liefert ihm an Steuern den reichsten Ertrag, er ist die festeste Stütze des Bestehenden, weil er am Bestehenden mehr als Andere interessirt ist, und er kann, wenn in kritischer Zeit das mobile Kapital aus dem Lande flüchtet oder in sorgsam verborgene Schlupfwinkel schlüpft, auch den schwersten Opfern sich nicht entziehen. Dafür fordert er nur die Möglichkeit, die Preise seiner Produkte nach den inländischen Verhältnissen, nach den Bedingungen, die Wind und Wetter, Angebot und Nachfrage im eigenen Lande ihm vorschreiben, regeln zu können und nicht von den günstigeren Bedingungen anderer Länder abhängig sein zu müssen. In den Zeitungen ist von ihm nicht die Rede, da führt die Bourgeoisie und allenfalls noch das Industrie-

proletariat das große Wort; die Abwechselungen und Amusements des Städters muß er entbehren; für die Gesammtheit muß er die schwerste Arbeit leisten und die unentbehrlichsten Werthe schaffen; und schließlich empören sich die Maulhelden dieser Gesammtheit noch, wenn er nicht in geduldiger Gottergebenheit sich zu Grunde richten lassen will. Denn die Gesammtheit will billige Kornpreise, will sie so billig wie möglich, und der Produzent mag sehen, wo er bleibt. Allerlei Mixturen werden ihm verschrieben, allerlei Rathschläge ertheilt, und da er immer wieder antwortet, daß nichts ihm helfen kann, so lange er seine Waare unter dem Selbstkostenpreise verkaufen muß, wird er als ein gemeingefährlicher Feind der Gesellschaft an den Pranger gestellt.

Der Zollschutz ist durch die Politik der Handelsverträge, durch die Verbilligung und Beschleunigung der Frachtgelegenheiten, durch die Steigerung der sozialen Lasten und durch die Gestaltung der Währungverhältnisse unwirksam geworden und Graf Kanitz hat sich die dankenswerthe Mühe gegeben, dafür einen Ersatz zu suchen. Vielleicht ist sein Versuch unbrauchbar; jedenfalls kommt er im Effekt genau auf das Selbe hinaus, was der Schutzzoll erstrebte, und man durfte deshalb nicht erwarten, daß die alten, längst widerlegten Einwände abermals durch alle Gassen geheult werden würden. Auch im Jahre 1879 wurde über ein ungeheuerliches Attentat auf den Volkswohlstand gezetert, wurde der nahe Untergang des Reiches prophezeit und das Lied von dem beglückenden Segen billiger Kronpreise gesungen. Aber schon damals hat Bismarck bündig bewiesen, daß niedrige Getreidepreise durchaus nicht unter allen Umständen ein Glück sind — sonst müßten die Donauländer und das südliche Rußland mehr als Frankreich und Belgien, der preußische Osten mehr als das Elsaß und der Breisgau prosperiren —, daß der Brotpreis vom Kornpreis nicht unbedingt abhängig ist, weil überall der Zwischenhandel vertheuernd eingreift, und daß Deutschland, wenn der Körnerbau nur einigermaßen lohnend gemacht wird, sehr bequem seinen Getreidebedarf selbst zu decken vermag. Wer diese Reden liest und ihren Reichthum an Sachkenntniß, Erfahrung und praktischem Menschenverstande unbefangen auf sich wirken läßt, der wird erstaunt sich fragen, woher der Nachfolger Bismarcks den Muth nimmt, solchen Lehren so schnurstracks entgegenzuhandeln.

Es ist schwer, bei der Unsicherheit unserer Strafrechtspflege die letzte Rede des Grafen Caprivi gebührend zu charakterisiren; nur unter

dem Schutz der parlamentarischen Redefreiheit war Das möglich, aber die konservative Partei hat den Vorwurf der staatsgefährlichen Demagogie und der schmählichsten Interessenwirthschaft einstweilen ruhig eingesteckt. Was demagogisch und was staatsgefährlich ist, darüber läßt sich mit dem Kanzler eben so wenig wie über seine Behauptung streiten, das Deutsche Reich habe in den letzten Jahren unaufhörlich an Ansehen gewonnen; er führt gegen Gründe Staatsanwälte ins Feld und dabei wird gegen den Einzelnen der Sieg ihm leicht. Wenn er sich aber entsetzt hat, weil da oder dort von einem Landwirth die Person des Kaisers in die Debatte gezogen worden ist, so muß ihm doch geantwortet werden, daß an dieser gewiß bedauerlichen Thatsache nur die verantwortlichen Berather schuldig sind, die unaufhörlich die Person des Monarchen in den Vordergrund rücken. Nach der Reichsverfassung ist der Kaiser der Erste unter Gleichen, der Präsident eines Fürstenbundes, und nur in seiner Eigenschaft als König von Preußen steht ihm in der Gesetzgebung eine Initiative zu. Trotzdem wird er, an dessen guter Absicht kein Vernünftiger zweifelt, immer wieder in den Mittelpunkt aller politischen und wirthschaftlichen Erörterungen gezerrt und der Reichskanzler, der doch ganz genau wußte, wie unpopulär bei einem wichtigen Theil der Bevölkerung der russische Vertrag war, gefiel sich darin, gerade an dieses Werk stets den Namen des Kaisers zu knüpfen. Und glaubt der bewunderte Herr, daß die Aeußerungen, die sogar in Gegenwart Fremder über „das Treiben der Agrarier" gefallen sind, im Lande unbekannt blieben? Glaubt er, daß es nöthig war, die Wette um ein Frühstück zu veröffentlichen, deren Gewinn von einem Vertrage abhing, den ein ganzes Gewerbe in tiefster Trauer begrüßte? Den Glauben an das gute Wollen des Monarchen können solche Vorgänge nicht erschüttern, die Ehrfurcht vor dem Repräsentanten der Nation nicht beeinträchtigen; aber sie erregen doch eine leise Mißstimmung und wecken den Wunsch, vom schlecht berathenen an den besser zu berathenden Monarchen zu appelliren. In der Vossischen Zeitung, die ihn sonst täglich verhimmelt, konnte Graf Caprivi neulich die Sätze lesen: „Nicht alle Nationen Europas haben leitende Staatsmänner, die den Muth besäßen, übereilten Handlungen oder Reden ihres Fürsten gegenüber die großen Gesichtspunkte ihres Pflichtenkreises geltend zu machen. Freilich ist auch die Zahl der Fürsten in Europa gering, die so konstitutionell geschult wären, daß sie in einem

solchen Falle nicht von Zerschmetterungsgelüsten gegenüber so rückgratstarken Ministern angewandelt würden." Herr Alexander Meyer mag wohl niedergedonnert gewesen sein, als er in seinem Blatte solche Ketzereien fand, die beinahe schon bismärckisch schmecken.

Die prinzipiellen Gründe gegen den Antrag Kanitz hat Graf Caprivi ausschließlich dem Repertoire Cobdens entlehnt. Von ihm stammt die Behauptung, daß jeder Kornzoll eine „Brotsteuer" ist, die gerade die ärmsten Klassen am Härtesten drückt. Cobden selbst hat, als es sich um die Arbeiter in seiner eigenen Kattunfabrik handelte, ausdrücklich in der Broschüre über Rußland anerkannt, daß billige Kornpreise auch niedrige Arbeitlöhne herbeiführen, und die Nationalökonomen aus allen Lagern, Cantillon, Adam Smith, Ricardo und Lassalle, haben festgestellt, daß der Arbeitlohn sich immer um den zur landesüblichen Lebenshaltung ausreichenden Satz bewegt. Wenn aber der Kornzoll wirklich eine unerträgliche Belastung der Aermsten ist, wenn er für die geringe Steuer nicht durch eine Lohnsteigerung reichlichen Ersatz schafft, dann wäre es gewissenlos, auch nur einen Tag länger ihn aufrecht zu erhalten, und da Graf Caprivi gewissenhaft ist, wird er sich beeilen müssen, ihn gänzlich zu beseitigen. Cobden verkündete als Abgeordneter für Stockport, daß die Kornzölle nur den Großgrundbesitzern, nicht aber den eigentlichen Landwirthen Vortheil brächten, und Graf Caprivi sagt: „69 Prozent aller Derjenigen, die vom landwirthschaftlichen Gewerbe als Besitzende leben, sind kleine Parzellenbesitzer. Diese Leute werden Sie gegen sich bekommen, die verkaufen kein Getreide!" Darauf hat, am zehnten Februar 1885, Fürst Bismarck schon geantwortet: „Die Behauptung, daß nur der große Besitzer interessirt wäre, während der kleine unter den höheren Kornpreisen litte, die ist vollständig unrichtig; auch der allerkleinste Besitzer wird den Roggen, den Weizen, den er baut, verkaufen, und sich dafür, soweit er es braucht, Brot anschaffen; soweit er es nicht braucht, schafft er sich andere Dinge für den Erlös des verkauften Kornes an, denn er kann den Roggen doch nicht in natura verzehren, sondern dieser muß immer durch einen Zwischenhandel durchgehen. Deshalb sind alle diese Behauptungen in der Presse und in Reden, die davon ausgehen, als ob diese ganze Zollgesetzgebung in Bezug auf Getreide und Holz das Mittel wäre, den Großgrundbesitz zu erleichtern auf Kosten des armen Mannes, einmal

verlogene Entstellungen der Wahrheit, dann in zweiter Linie ungerechte Aufhetzungen der besitzlosen Klassen, in weit höherem Maße sozial gefährlich und unmoralisch als alles Andere, denn die Leute, die Das lesen, die können ja nicht mit der Sicherheit, wie wir hier, unterscheiden, daß das Alles nur zur Schädigung der Regirung, aus Parteipolitik und aus Taktik, so dargestellt wird, daß es aber von Grund aus erfunden und unwahr ist." Fürst Bismarck hätte sich gewiß höflicher ausgedrückt, wenn er auch von fern nur die Möglichkeit vorausgesehen hätte, daß diese alten, von der Wissenschaft und von der Praxis längst in die Rumpelkammer verwiesenen cobdenitischen Weisheitsprüche jemals offen und stolz von einem Kanzler des Deutschen Reiches verkündet werden könnten.

Das Unwahrscheinliche ist nun Ereigniß geworden und damit hat das Datum vom vierzehnten April eine ungeahnte Bedeutung gewonnen, — weit über den Antrag Kanitz hinaus. Während in demokratischen Ländern mit republikanischer Verfassung, in Frankreich, Amerika und der Schweiz, unermüdlich versucht wird, der einheimischen Produktion ausreichenden Schutz zu schaffen, während dort, außer den persönlich interessirten Freihändlern von der strikten Observanz, jedes Kind weiß, daß vom Wohlstand, von der Zufriedenheit der Landbevölkerung und von der Kräftigung des inneren Marktes die Gesundheit des ganzen Staatsorganismus abhängig ist, können in dem unter monarchischer Spitze geeinigten Deutschen Reich nun alle Cobdeniten und Sozialisten sich auf einen Reichskanzler berufen, der öffentlich erklärt hat, daß der Kornzoll eine die Aermsten grausam bedrückende Brotsteuer ist und daß seine Wirkung nur einer winzigen, genußsüchtigen Clique von staatsfeindlichen Großgrundbesitzern zu Gute kommt. Die Folgen werden nicht ausbleiben und es wird im Laufe der unvermeidlichen wilden Agitation, zu der die besitzlosen Klassen vom Grafen Caprivi aufgerufen worden sind, sich zeigen, wer die demagogischen Mittel angewendet hat. Der von so hoher Stelle kredenzte Trank wird gierig verschlungen werden und zu spät erst werden die Berauschten erkennen, daß die wasserklare, die geruchlose und geschmacklose Flüssigkeit, genau wie das Manna der Zauberin von Palermo, zwar zuerst kein Vergiftungsymptom hervorruft, den Körper aber, in den sie langsam gesickert ist, zu mählichem, qualvollem Sterben führt.

Esoterischer Buddhismus.

I.

Es wird manchmal als der Gipfel von Professoreneinbildung hingestellt, daß Gelehrte wie ich, die niemals in Indien gewesen sind, Angaben von Leuten zu bezweifeln wagen, die viele Jahre in jenem Lande zugebracht haben. Das ist immer ein beliebter Schachzug gewesen. Wenn Sanskritforscher anderer Meinung sind als Schriftsteller, die zwanzig Jahre in Indien gewesen sind, dann macht man ihnen klar, daß sie gar kein Recht haben, den Mund aufzuthun; daß es in Indien noch Handschriften giebt, die noch kein Mensch je zu Gesicht bekommen hat, und daß es eingeborene Gelehrte giebt, die sich im Besitze von Geheimnissen befinden, von denen wir armen Professoren uns gar keine Vorstellung machen können. Wenn man aber das Vorzeigen dieser Handschriften verlangt oder um einen Empfehlungbrief an diese gelehrten Mahâtmas bittet — denn Indien ist heutzutage nicht mehr so schwer zu erreichen wie in den Zeiten Marco Paolos —, dann stellen sie sich niemals. Das Seltsame ist aber, daß wirkliche Sanskritforscher, die ihr Leben in Indien zugebracht haben und gründlich Sanskrit und Pâli können, absolut nichts von solchen Handschriften, von solchen Lehrern, von Geheimnissen wissen. Nur Leute, die weder Sanskrit noch Pâli können, sind mit ihnen bekannt. Das scheint also die erste Vorbedingung für die Zulassung zu der esoterischen Weisheit Indiens zu sein. Thatsache ist, daß über der Sanskritliteratur heute keinerlei Geheimniß mehr schwebt, und wir in England wissen wohl eben so viel darüber wie die meisten eingeborenen Gelehrten.

In den letzten Jahren sind die handschriftlichen Sanskritschätze, die es in Indien noch giebt, so gründlich durchgewühlt worden, daß es ganz zwecklos geworden ist, nach verborgenen Manuskripten zu suchen, die die alten Mysterien der Religion Indiens enthalten sollen. Wenn ein neuer Text entdeckt wird, dann ist Freude unter allen echten Sanskritforschern in Indien wie in Europa. Aber die Idee, daß es occulte und heilige Handschriften gebe, oder daß über der Religion der Brâhmaner je ein Geheimniß geschwebt habe, ist heute gründlich überwunden. Was es überhaupt jemals an occulten religiösen Lehren in Indien gegeben hat, Das hat einfach aus Lehren für die Aufnahme bestanden, für die eine gewisse erzieherische Vorbereitung erforderlich war. Jedes Mitglied der drei oberen Kasten hatte freien Zutritt zu den Veden, und wenn die vierte Kaste die Veden nicht auswendig lernen durfte, so entsprang Das weit mehr einem sozialen Vorurtheil als einem religiösen. Ferner ist es gewiß richtig, daß den Lehren des Vedanta oder der Upanishads manchmal Rahasya, d. h. geheim, genannt worden sind; aber Dies bedeutete eben so nur, daß die Lehrer diese

Theile der Veden nur Personen über einem bestimmten Alter und von ordentlicher Vorbildung für diese höheren Studien lehren sollten.

Aber wenn somit der Brahmanismus keine Geheimnisse birgt, so könnten nach der Meinung Mancher doch im Buddhismus solche verborgen liegen. Das wissenschaftliche Studium des Buddhismus in Europa fällt später als das wissenschaftliche Studium des Brahmanismus, und das Quantum Unsinn, das über den Buddhismus geschrieben worden ist, ehe die Kenntniß des Pâli und Sanskrit die Forscher in den Stand setzte, die heiligen Bücher der Buddhisten selbst zu lesen, macht den Betrachter einfach starr. Der Buddhismus wurde für die Urreligion der Menschheit erklärt, für älter als der Brahmanismus, für älter als die Religion der germanischen Stämme. Denn wer konnte zweifeln, daß Buddha der selbe Name war wie Wodan? Das Christenthum wurde zum einfachen Plagiat gestempelt, seine Lehren und Sagen sollten dem Buddhismus entlehnt sein und man machte uns klar, daß wir nichts Besseres thun könnten, um wirkliche Christen zu werden, als uns zum Buddhismus zu bekehren. Es giebt heute eine neue Sekte, die sich die der christlichen Buddhisten nennt; in England und Frankreich soll sie zahlreich vertreten sein. Das Journal des Débats sprach schon im Jahre 1890 von 30 000 Bouddhistes Chrétiens in Paris. In Indien und speziell in Ceylon soll ihre Zahl noch weit größer sein.

Das sind ernste Dinge und sie lassen sich nicht als bloßer Scherz oder bloße Narrheiten abthun. Es ist thatsächlich von Bedeutung, sich gegenwärtig zu halten, daß diese Narrheiten eine wirkliche Basis haben, daß dieser Wahnsinn Methode hat. So giebt es z. B. die Tradition von einer Sintflut in dem Veda sowohl wie im alten Testament; so kennt der Veda die Geschichte von dem Vater, der auf das Gebot des Gottes Varuna bereit ist, seinen Sohn zu opfern. Ferner ist die sehr große Aehnlichkeit zwischen manchen Sittengeboten und gewissen Sagen in Buddhismus und Christenthum nicht wegzuleugnen. Wir sollten uns Dessen von ganzem Herzen freuen, aber es besteht keinerlei Nothwendigkeit für die Annahme, daß hier von einer der beiden Seiten entlehnt oder gestohlen worden sei. Das vergleichende Studium der Religionen des Alterthums hat unseren Gesichtskreis so erweitert und hat die Universalität eines gewissen Betrages religiöser Wahrheit so gründlich festgestellt, daß, wenn wir die zehn Gebote in den heiligen Büchern der Buddhisten fänden, wir nicht an Diebstahl und Raub zu denken hätten, sondern einfach an eine gemeinsame Erbschaft. Wir finden die Dasasîla, die zehn Gebote, wirklich im Buddhismus, aber es sind nicht die mosaischen. Bei geschichtlichen Thatsachen und Sagen ist Das wieder anders. Wenn man mir vorhält, daß hinsichtlich dieser im Leben von Christus und von Buddha ebenfalls große Aehnlichkeiten be-

stehen, so muß ich ihr Dasein zugeben und eben so, daß, wenn man auch viele von ihnen auf Rechnung des gemeinsamen Bornes der Menschennatur setzt, doch noch ein paar übrig bleiben, die uns stutzig machen und uns vorläufig noch ein Räthsel bleiben.

Unzweifelhaft liegt in diesen Uebereinstimmungen der Grund dafür, daß eine sehr merkwürdige Persönlichkeit, deren Name jüngst in England viel genannt worden ist, sich von dem Studium des Buddhismus stark angezogen gefühlt hat. Ich meine natürlich die verstorbene Madame Blavatsky, die Begründerin des Esoterischen Buddhismus. Ich habe sie niemals gesehen, obwohl sie oftmals versprochen oder vielmehr gedroht hat, sie würde mir in Oxford Auge in Auge gegenübertreten. Sie ist nach Oxford gekommen und hat, wie ich höre, sechs Stunden lang vor einer Anzahl junger Männer gepredigt; mir hat sie ihre Anwesenheit aber nicht angezeigt. Im Anfang behandelte sie mich fast wie einen Mahâtma, aber als ich darauf nicht reagirte, wurde ich wie alle Sanskritforscher eine höchst unzuverlässige Autorität. Ich habe ihre Laufbahn viele Jahre lang, von ihrem frühesten Auftreten in Amerika an bis zu ihrem Tod in London 1892, verfolgt. 1875 begründete sie ihre Theosophische Gesellschaft in New-York. Der Zweck dieser Gesellschaft war, praktisch mit den occulten Naturkräften zu experimentiren, ferner Kenntnisse über die religionphilosophischen Systeme des Morgenlandes zu sammeln und sie unter den Christen zu verbreiten. Gegen diese Zwecke ließe sich gar nichts sagen, wenn sie nur ehrlich und mit der nöthigen wissenschaftlichen Vorbildung in Angriff genommen worden wären. Später wurden jedoch noch andere Zwecke hinzugefügt, und zwar, unter den umnachteten Heiden Zeugnisse über die praktischen Ergebnisse des Christenthums auszubreiten, die den Gemeinschaften, unter denen Missionare wirkten, wenigstens auch die Kehrseite des Christenthums vorführten. Zu diesem Zwecke unternahm es die Gesellschaft, mit Körperschaften und einzelnen Personen im Osten Beziehungen einzuleiten, und versah sie mit authentischen Berichten über kirchliche Verbrechen und Bübereien, Spaltungen, Häresien, Streitigkeiten und Prozesse, dogmatische Uneinigkeiten, Bibelkritiken und -Revisionen, von denen die Presse des christlichen Europa und Amerika beharrlich wimmelt. Das Ergebniß einer solchen Gesellschaft kann man sich recht gut vorstellen und eben so, wie beliebt ihr Schwarzes Buch in Indien und anderwärts werden würde. Gleichwohl will ich Madame Blavatsky gern glauben, daß sie aus guten Beweggründen handelte, wenigstens im Beginn ihrer Laufbahn. Wie viele Menschen unserer Zeit war sie wohl auf der Suche nach einer Religion, die sie ehrlich umfangen könnte. Sie war ein gescheites, wildes und erregbares Mädchen, und Jeder, der ihre späteren hysterischen Schriften und Vorstellungen mit christlicher Barm-

herzigkeit betrachten lernen will, sollte die biographischen Notizen über sie lesen, die 1893 von ihrer eigenen Schwester in der Nouvelle Revue veröffentlicht worden sind. Es ist die Schuld Derjenigen, welche die religiöse Erziehung heranwachsender Männer und Frauen leiten und von ihnen einfach den Glauben an bestimmte Thatsachen und Dogmen fordern, ohne ihnen jemals zu erklären, was Glaube bedeutet, daß dann so Viele, wenn sie anfangen, über die verschiedenen Arten menschlicher Erkenntniß nachzudenken, die Entdeckung machen, daß sie überhaupt keine Religion besitzen.

Religion will, um wirklich Religion, eines Menschen eigene Religion zu sein, gesucht, entdeckt, errungen sein. Wenn sie einfach ererbt oder als gangbare Münze angenommen wird, dann verschwindet sie oft in späteren Jahren und ist nur entweder wieder zu erringen oder durch eine andere Religion zu ersetzen.

Madame Blavatsky war eine von Denen, die mehr als einen nur traditionellen und formalen Glauben wollen, und da sie sich umschaute, kam sie auf den Gedanken, sie könne in Indien finden, was sie suchte. Ich will Madame Blavatsky ihre tiefen religiösen Gefühle und noch bestimmter das ungestüme Verlangen nach geistiger Vereinigung mit dem Göttlichen, das so viele der inbrünstigsten Denker unter den Christen wie unter den sogenannten Heiden beseelt hat, gern hoch anrechnen. Nirgends hat dieses Verlangen volleren Ausdruck gefunden als unter den Philosophen Indiens und besonders unter den Vedânta-Philosophen. Wie Schopenhauer scheint Frau Blavatsky durch den dunklen Nebel unvollkommener Uebersetzungen hindurch ein paar von den glänzenden Wahrheitstrahlen entdeckt zu haben, die von den Upanishads und der alten Vedânta-Philosophie Indiens ausgehen.

Also ging sie nach Indien, in Begleitung einiger Freunde, aber leider ohne Kenntniß der Landessprache und mit sehr geringer Kenntniß davon, was sie dort zu finden erwarten könne, und wo sie sich nach eingeborenen Lehrern umzusehen habe, um sich in die Mysterien der Geheimwissenschaft des Landes einführen zu lassen. Das Vorhandensein einer solchen Wissenschaft und solcher Mysterien hat sie niemals bezweifelt. Und in Dayânanda Sarasvati, dem Stifter der Ârya-Samâj, glaubte sie zuletzt gefunden zu haben, was sie suchte. Er war fraglos ein bedeutender und fähiger Kopf, aber er verstand nicht Englisch. Und Madame Blavatsky konnte weder die modernen noch die alten Sprachen seines Landes. Trotzdem entwickelte sich zwischen ihnen eine wechselseitige, obgleich stumme Bewunderung, und um das interessante Paar sammelte sich eine Anzahl Anhänger. Aber diese stumme Bewunderung dauerte nicht lange, und als die Beiden anfingen, einander besser zu verstehen, entdeckten sie bald, daß sie nicht gemeinsam handeln könnten. Es ist wohl nicht mehr zu bezweifeln,

8

daß Dayânanda Sarasvatî eben so wenig moralische Aufrichtigkeit besaß wie seine amerikanische Schülerin. So hatten sich denn Beide in einander getäuscht und Madame Blavatsky entschloß sich nun, auf eigene Faust eine religiöse Sekte zu stiften, d. h. thatsächlich eine neue Religion zu schaffen, die sich hauptsächlich auf die alten Religionen Indiens stützen sollte.

Leider setzte sie sich in den Kopf, es sei die Pflicht jedes Religionsstifters, Wunder zu verrichten, und es ist nicht mehr zu leugnen, daß sie hierbei oft ihre Zuflucht zu den unverschämtesten Kniffen und Betrügereien genommen hat, um in Indien Anhänger zu gewinnen. Das gelang ihr denn auch besser, als sie hoffen konnte. Die Eingeborenen fühlten sich dadurch geschmeichelt, daß man ihnen vorredete, sie seien die Träger uralter Weisheit, die größeren Werth besäße als Alles, was europäische Philosophie oder die christliche Religion je geliefert habe. Die Eingeborenen erleben eine solche Schmeichelei nicht oft und bissen naturgemäß auf den Köder. Andere ließen sich von der Zuversichtlichkeit übertölpeln, mit der die neue Prophetin von ihrem Verkehr mit unsichtbaren Geistern sprach, von Briefen, die durch die Luft von Tibet nach Bombay geflogen, von Blumenregenergüssen, die von der Decke des Eßzimmers niedergefallen, von Untertassen, die von dem Theebrett verschwunden seien und sich im Garten wiedergefunden hätten, von Stimmen und Geräuschen, die von Geistern ausgingen und durch ein geheimnißvolles Zimmer vermittelt wurden. Man kann fragen, wie sich gebildete Menschen durch solche gewöhnliche Taschenspielerei täuschen lassen konnten; aber bei manchen Menschen scheint eben die Glaubensfähigkeit mit der Widersinnigkeit des zu Glaubenden zu wachsen. Als ich einem ihrer stärksten Bewunderer mein Bedauern ausdrückte, daß sich Madame Blavatsky zu diesen gemeinen Schaustellungen erniedrigt habe, sagte er zu mir mit verblüffender Aufrichtigkeit, ohne Wunder sei keine Religion zu stiften, und wenn sie sich ausbreiten solle, müsse so nachgeholfen werden. Das sind die eigensten Worte eines Mannes, der Frau Blavatsky besser kannte als irgend Einer. Nach dieser Aeußerung war es für uns überflüssig geworden, die Frage weiter zu erörtern.

Aber ich bin, wie schon bemerkt, ganz bereit, zuzugeben, daß Madame Blavatsky von guten Absichten ausging, daß sie den Wahrheitschimmer in verschiedenen Religionen der Welt sah und sich von ihm blenden ließ, daß sie an die Möglichkeit einer mystischen Vereinigung der Seele mit Gott glaubte und daß sie sich eifrigst bemühte, in einer großen Anzahl von Büchern Spuren der theosophischen Intuition zu entdecken, die das Menschliche mit dem Göttlichen vereinige. Leider besaß sie nicht die Werkzeuge, um damit in der alten Literatur der Erde danach zu graben, und ihre Fehler in Sanskrit-, griechischen und lateinischen Citaten würden erheiternd wirken,

wenn sie nicht vielmehr an unser Mitleid für das Weib appellirten, das da glaubte, fliegen zu können, obgleich es keine Schwingen hatte, nicht einmal solche wie Ikarus.

Ihr zweibändiges Werk Isis unveiled von mehr als dreizehnhundert Seiten, das sich brüstet mit Anmerkungen und Nachweisen auf Autoritäten aller Art, weise und thörichte, legt Zeugniß für ein ungeheures Quantum schwerer Arbeit und übel angewandten Scharfsinnes ab. Die Reihe ihrer Fehler ist endlos. Welcher Art sie sind, kann man sehen an ihrer Aeußerung über die Schlange, die der gute oder der böse Geist sein kann: „In diesem Falle", schreibt sie, „ist die Schlange der Agathodaimon, der gute Geist; in der anderen Hinsicht ist sie der Kakathodaimon, der böse Geist." Dieser Fehler war es wohl, der einen mir befreundeten Studenten in Oxford, den ich darauf aufmerksam gemacht hatte, davon abhielt, seinen Namen in die Liste der Esoterischen Buddhisten einzutragen. An einer anderen Stelle, wo sie thut, als kennte sie die gesammte vedische Literatur, sagt sie: „Sicherlich ist nirgends in dem Werke die rohe und handgreiflich unsittliche Sprache zu finden, die die Hebraisten jetzt in der ganzen Mosaischen Bibel entdecken." Wenn man mit uralten Stämmen zu thun hat, die fast nackt umherlaufen, ist es sehr schwierig, zu sagen, was unzüchtig ist und was nicht. Aber ich, der ich darin nicht ganz ohne Erfahrung bin, darf wohl sagen, daß der Veda gewisse Stellen enthält, deren Uebersetzung ins Englische einfach eine Unmöglichkeit sein würde.

Was soll man weiter zu dem Satze sagen, die Veden müßten vor der Sintfluth entstanden sein, weil diese in ihnen nicht erwähnt werde? Erstlich wird die Sintfluth im Brâhmana des Yagur-veda erwähnt und Madame Blavatsky weiß Das, und zweitens, — sollen wir wirklich annehmen, daß alle Bücher, welche der Sintfluth nicht gedenken, vor ihr geschrieben worden seien? Was für eine enorme Bibliothek antediluvianischer Bücher wir dann besäßen! Ich brauche hier wohl keine weiteren Belege anzuführen, noch bedarf es weiteren Beweises, daß Madame Blavatsky und ihre unmittelbaren Anhänger einfach ohne Steine und Mörtel waren bei ihrem Versuche, das luftige Gebäude zu errichten, das sie in ihren Köpfen entworfen hatten. Ich erkenne ihre guten Absichten völlig an, wenigstens für den Anfang. Eben so ehre ich bereitwillig ihren unermüdlichen Fleiß. Sie begann ihre Laufbahn als Schwärmerin. Aber Schwärmer sind, wie Goethe sagt, wenn sie die Welt kennen gelernt haben und von ihr betrogen worden sind, geneigt, selbst Betrüger zu werden

Die Zahl ihrer Anhänger in Indien, und besonders auf Ceylon, ist jedoch eine derartig große geworden, daß die von ihr ins Leben gerufene Bewegung nicht mehr zu ignoriren ist. In England, Amerika, Frankreich

giebt es freilich auch Esoterische Buddhisten; aber in diesen Ländern werden sie schwerlich viel Schaden anrichten können. Ihren Anhängern gilt Frau Blavatsky als eine Art inspirirter Prophetin. Mir scheint sie ihre Laufbahn als Schwärmerin begonnen zu haben, aber wohl nicht ohne Vorkenntniß der Nachtseiten des Lebens und nicht ohne eine weibliche Schwäche für Ruhm. Nach einiger Zeit aber begann sie, gegen sich selbst wie gegen Andere nicht mehr aufrichtig zu sein. Aber obgleich ihr Arbeiten eine falsche Richtung einschlug, so möchte ich doch nicht leugnen, daß sie hier und da einen Funken der wunderbaren philosophischen Intuitionen aufgefangen hat, die in den heiligen Büchern des Ostens aufgestapelt liegen. Zu ihrem Unglück ist sie einigen Leuten, an die sie sich um Auskunft wandte, zur leichten Beute gefallen — einerlei, ob es Mahâtmas von Tibet oder Panditammanyas in Calcutta, Bombay oder Madras waren. Enttäuscht durch Dayânanda Sarasvatî und seine oft absurden Veda-Auslegungen, wandte sie sich dem Buddhismus zu, aber ihr fehlte auch dabei jede Sicherheit, wie und wo diese Religion zu studiren sei.

Kein Mensch kann den Buddhismus studiren, ohne Sanskrit und Pâli zu lernen und so die Fähigkeit zu erwerben, die kanonischen Bücher zu lesen und mindestens doch die Namen orthographisch richtig zu schreiben. Madame Blavatsky hatte dazu keine Lust, obgleich sie wohl gescheit genug gewesen wäre, um Sanskrit und Pâli zu lernen, wenn sie nur gewollt hätte. Aber nicht einmal ihre Gewährsleute können von diesen Sprachen mehr als ein paar Bruchstückchen gekonnt haben oder sie müssen in der schamlosesten Weise ihre Leichtgläubigkeit ausgebeutet haben. Mag sie Dies nun selbst vermuthet haben oder nicht, in jedem Falle hat sie große Verschlagenheit darin bewiesen, wie sie sich selbst und ihr Bild des Esoterischen Buddhismus jeder denkbaren Kontrole und jedem Widerspruch entzogen hat. Ihr Buddhismus, erklärte sie, wäre nicht der Buddhismus, den gewöhnliche Gelehrte in den kanonischen Büchern studiren können, sondern ihr Buddhismus sei der esoterische. „Nicht in dem toten Buchstaben der heiligen buddhistischen Literatur," sagt sie, „kann der Forscher hoffen, die wahre Lösung der metaphysischen Feinheiten des Buddhismus zu finden. Diese schwächen die Macht des Gedankens durch die unergründliche Tiefe ihres Schließens ab, und der Forscher steht der Wahrheit niemals ferner, als wenn er sich ihrer Entdeckung am Nächsten glaubt." Eben so erfahren wir später, daß es einen vorgeschichtlichen Buddhismus gegeben habe, der später im Brâhmanismus untergegangen sei, und daß dieser die Religion gewesen sei, die Jesus und die Apostel gepredigt hätten. Nachdem wir gelernt haben, daß es einen Buddhismus gegeben habe, der älter gewesen sei als die Veden — mit dem selben Rechte können wir sagen, daß es ein Christen-

thum gegeben habe, das älter gewesen sei als Moses —, hören wir nun weiter von einem vorvedischen Brâhmanismus, und um jeden Widerspruch unmöglich zu machen, erklärt uns Madame Blavatsky, „daß sie mit dem Ausdruck Buddhismus weder den exoterischen Buddhismus meint, den die Anhänger von Gautama Buddha begründet haben, noch die moderne buddhistische Religion, sondern die Geheimphilosophie Sâkyamunis, die in ihrem Kern identisch sei mit der alten Weisheitreligion des Allerheiligsten, des vorvedischen Brâhmanismus". „Gautama", wird uns versichert, „hatte eine Lehre für seine ‚Auserwählten' und eine andere für die draußen stehenden Massen." Und zu seiner Rechtfertigung fügt sie hinzu: „Wenn Buddha und Christus, sich wohl der großen Gefahr bewußt, die es mit sich bringt, einer ungebildeten Bevölkerung das zweischneidige Schwert der Erkenntniß zu reichen, die Macht verleiht, den innersten Winkel des Allerheiligsten in tiefstem Schatten ließen, — welcher Kenner der menschlichen Natur kann sie darum tadeln?" Wenn sie aber augenscheinlich eine solche tiefe Kennerin der menschlichen Natur war, warum hat sie da gewagt, diese gefährlichen esoterischen Lehren bekannt zu machen? Ich muß freilich sagen: was sie bekannt macht, scheint mir außerordentlich harmlos.

Durch solche Vorsichtmaßregeln war der Esoterische Buddhismus dieser Dame sicher vor aller Chicane und aller Kritik. Wie Niemand die Angaben des Ktesias über die Menschenrasse kontroliren konnte, die ihre Ohren als Decken zum Darinschlafen benutzte, so konnte Niemand die Angaben der Mahâtmas aus Tibet über den Buddhismus kontroliren, der für Madame Blavatsky ein Mittel zum Darinträumen wurde. Ich sage nicht, daß es in Indien oder in Tibet keine Mahâtmas giebt. Ich sage nur, daß das moderne Indien der schlechteste Platz für das Studium des Buddhismus ist. Sicherlich ist Indien der Geburtort Buddhas und des Buddhismus. Aber der Buddhismus als Volksreligion ist aus Indien verschwunden und die Religionstatistik des Landes kennt kaum irgend welche Buddhisten, außer in Ceylon und in einigen Grenzdistrikten nach Tibet und Birmah hin. Da in Bombay und Calcutta keine buddhistischen Lehrer aufzutreiben waren, so hatte Madame Blavatsky einige imaginäre Gestalten zu schaffen und sicher in Tibet zu placiren, das noch immer das unzugänglichste Land der Erde ist. Die Schöpfungskraft dieser Frau war außerordentlich, mochte sie nun Verkehr mit Mahâtmas, Astralleibern oder irgend welcher Art von Gespenstern wünschen. Hier ist eine Liste der Gespenster, deren wirkliches Vorhandensein sie verbürgt: Peris, Devs, Dschins, Sylvane, Satyrn, Faune, Elfen, Zwerge, Trolle, Nornen, Nisse, Kobolde, Brownys, Necks, Undinen, Nixen, Salamander, Geisterchen, Feen, Wasserpferde, Pixys, Moosleute, Gutleute, Gutnachbarn, Wilde

Weiber, Friedensleute, Weiße Frauen und viele andere. Sollen wir denn zugeben, fragt sie, daß alle Diejenigen, welche diese Geschöpfe gesehen haben, sich nur getäuscht haben? Es ist schwer, solch eine Frage zu beantworten, ohne unhöflich zu scheinen. Ich behaupte allerdings, daß sie sich getäuscht haben und daß sie Ausdrücke gebraucht haben, deren Bedeutung, deren Ableitung sie gar nicht kannten. So lange Madame Blavatsky ihre Mahâtmas auf die Nordseite des Himalaya versetzte, war sie und waren ihre Zeugen völlig sicher vor Detektiven und dem Kreuzverhör des Gerichtes. Ich sah jedoch schon jetzt in den Zeitungen, daß selbst Diejenigen, welche an Madame Blavatsky glauben, hinsichtlich dieser transhimalayischen Mahâtmas skeptisch zu werden beginnen. Auf dem Theosophischen Jahreskonvent von 1892 in Chicago stellte bereits eine Dame die Frage, warum außen Stehende immer den Bescheid erhalten, die Mahâtmaweisen wohnten auf der Nordseite des Himalayagebirges. Judge der jetzt das Haupt der amerikanischen Theosophen ist, ertheilte die Antwort, Das geschähe aus Exklusivität. „Wären sie in den Vereinigten Staaten," sagte er, „so würden sie den Belästigungen und Interviews der Reporter ausgesetzt sein." Das schnitt jede Erwiderung ab, namentlich in Amerika.

Wir, die angeblichen Autoritäten des Westens, sollen zu den Brahmanern und Lamaisten des fernen Ostens gehen und sie ehrerbietig bitten, uns das ABC der wahren Wissenschaft kund zu thun. Aber Madame Blavatsky giebt uns keine Adresse, keinen Empfehlungbrief an ihre Tibeter Freunde, obgleich sie uns an einer anderen Stelle mittheilt, „daß Reisende diese Adepten an dem Gestade des heiligen Ganges getroffen haben, ihnen auf den schweigenden Trümmerstätten von Theben und in den geheimnißvollen verlassenen Gemächern von Luxor begegnet sind. In jenen Hallen, an deren blauen und goldenen Bogengewölben Zauberzeichen die Aufmerksamkeit fesseln, in deren geheime Bedeutung der müßige Gaffer niemals eindringt, sind sie gesehen worden, wenn auch nur selten erkannt. Geschichtliche Memoiren gedenken ihrer Anwesenheit in den glänzend erleuchteten Salons der europäischen Aristokratie. Weiter sind sie in den ausgedörrten wüsten Flächen der Sahara und in den Höhlen von Elephante Leuten entgegengetreten. Allenthalben sind sie zu finden, geben sich aber nur Denen zu erkennen, die ihr Leben selbstloser Geistesarbeit gewidmet haben und die nicht so leicht wieder abtrünnig werden." Man sieht, Madame Blavatsky hätte auch Erfolge haben können, wenn sie sich damit begnügt hätte, in Rider Haggards, Semets oder Marion Crawfords Fußtapfen zu treten; aber es war ihr Ehrgeiz, eine Religion zu gründen und nicht Schätze zu sammeln durch Schaffung von „Arabischen Nächten".

Oxford. Professor F. Max Müller.

Ein Stücklein unserer Börsenfreunde.

In unseren Börsen wird jahraus, jahrein ein böses Spiel getrieben. Das ist der Terminhandel. Er bewegt sich in der unschuldigen Form eines Kaufgeschäfts. Der Eine kauft von dem Andern eine Quantität Werthpapiere für einen bestimmten Termin zu einem schon jetzt bestimmten Preise. Es ist ihm aber gar nicht darum zu thun, die Papiere wirklich zu erwerben. Es soll nur, je nachdem am Lieferungtermin die Papiere im Kurse gestiegen oder gefallen sind, der Verkäufer oder der Käufer dem Anderen die Differenz zwischen dem verabredeten und dem Kurspreise herauszahlen. Der Terminhandel ist also ein Hazardspiel um die Differenz. Aber er ist doch kein reines Hazardspiel. Mit Erfahrung und Nachdenken kann man einigermaßen das Steigen oder Fallen eines Papieres berechnen. Darin sind nun die Börsenmänner den Laien, die sich aus blinder Gewinnsucht an dem Börsenspiele betheiligen, weit überlegen. Und deshalb ist der Terminhandel für jene eine Quelle großen Reichthums, für diese nicht selten die Ursache des Ruins. Begreiflich ist es daher auch, daß Börsenleute, die nach dem Ruin Anderer nichts fragen, den Terminhandel eifrigst vertheidigen.

Eben so wie Werthpapiere an der Effektenbörse werden auch gewisse Waaren, die in großen Quantitäten gekauft zu werden pflegen, an der Waarenbörse terminlich gehandelt. Auch dieser Terminhandel dient zum Börsenspiel. Auch hier drängen sich öfters Laien zur Theilnahme, die ihnen verderblich wird. Aber der Hauptsitz des Börsenspiels bleibt doch immer die Effektenbörse, wohin unzählige Spieler ihr Geld tragen.

Der Terminhandel wird von den Börsenleuten als eine Nothwendigkeit bezeichnet, namentlich zur Ausgleichung internationaler Werthe. Ein sehr börsenkundiger Schriftsteller bezeugt jedoch, daß der Terminhandel „fast ausschließlich der Spekulation diene", d. h. daß die Termingeschäfte fast ausnahmelos Differenzgeschäfte seien. Daß es mit den Termingeschäften eine eigene Bewandtniß hat, ergiebt sich auch aus den eigenthümlichen Schranken, in denen sie sich bewegen. Nicht alle Papiere werden terminlich gehandelt, sondern nur gewisse Papiere, die man „Spekulationpapiere" nennt. Nicht auf beliebige Termine werden die Geschäfte abgeschlossen, sondern immer auf einen bestimmten Tag am Ende des Monats, Ultimo. Nicht in beliebigen Quantitäten werden die Papiere gekauft, sondern in bestimmten Normalsätzen. Das Alles weist darauf hin, daß es sich bei diesen Geschäften in Wahrheit gar nicht um die wirthschaftlichen Zwecke eines Kaufgeschäfts handelt. Die Quantitäten, die Gegenstand des Terminhandels bilden, müssen natürlich sehr hoch gegriffen werden. Denn da das Steigen oder Fallen der Papiere in der Regel doch nur wenige Prozente

beträgt, so muß, wenn bei der Differenz etwas Erkleckliches herauskommen soll, der Handel auf eine hohe Summe lauten. Daraus ergiebt sich auch, weshalb nicht allein für die Geschäftsleute, die den Terminhandel für sich selbst abschließen und dabei die Differenz gewinnen, sondern auch für die Bankiers, welche den Geschäftsabschluß nur vermitteln, die Termingeschäfte so vortheilhaft sind. Denn die Provision, die sie dafür beziehen, richtet sich nicht nach den Beträgen, die als Differenz von dem Einen oder dem Andern herausgezahlt werden, sondern nach den Summen, auf welche die scheinbaren Kaufgeschäfte lauten. Diese Provision bildet stets einen sichern Gewinn für den Bankier, aber einen Verlust für den Börsenspieler.

Nach unseren Gesetzen ist eine Klage auf den Gewinn aus einem bloßen Spiele nicht gestattet. Das würde auch die Klage auf die Differenz aus einem Terminhandel treffen, wenn nur klar vorläge, daß dieser nichts Anderes als ein Spiel um die Differenz gewesen sei. Dies zu erkennen, machte aber unseren Gerichten Schwierigkeit. Sie ließen sich durch die äußere Form des Geschäftes als eines Kaufgeschäftes täuschen und glaubten, die eingeklagte Differenz als die aus dem Kaufvertrage wegen Nichterfüllung geschuldete Entschädigung zusprechen zu müssen. Es kann dahin gestellt bleiben, ob nicht bei einem tieferen Eindringen in den Geschäftsbetrieb der Börse (das übrigens gar nicht leicht ist) die Gerichte nicht schon früher zu einer anderen Anschauung hätten gelangen können.

Im Herbst 1891 brachen in Berlin mehrere anscheinend blühende Geschäftshäuser zusammen. Viele Menschen verloren ihr Vermögen. Alle Welt war außer sich vor Entrüstung. Wie ist Das gekommen? fragte man. „Die Inhaber haben an der Börse gespielt," war die Antwort. Ist denn gegen diesen Unfug gar nicht aufzukommen? So erhob sich laut die öffentliche Stimme. Im Reichstag stellten sowohl nationalliberale als konservative und Centrums-Abgeordnete Anträge, daß die Reichsregirung „noch im Laufe der gegenwärtigen Session" ein Gesetz vorlegen solle, das dem Börsenspiele entgegenräte. Zur Verhandlung kamen die Anträge nicht mehr. Aber am sechzehnten Februar berief der Reichskanzler eine große Kommission, die über die Börse eine Enquete anstellen und Vorschläge zur Beseitigung der Uebelstände machen sollte.

Inzwischen regte sich auch noch an einer andern Stelle die Reaktion gegen den Unfug des Börsenspiels. Das Reichsgericht unterzog die Fälle, in denen Differenzen aus Termingeschäften eingeklagt waren, einer näheren Betrachtung. Wir haben schon erwähnt, daß die Terminabschlüsse durchweg auf große Summen lauten, weil sonst bei den Differenzen nichts herauskommt. Dadurch nun, daß die Betheiligten von vornherein nur die Differenz ins Auge fassen, wird es möglich, daß Geschäfte dieser Art auch von Solchen geschlossen werden, deren Vermögen bei Weitem nicht ausreicht, um die ge-

handelten Quantitäten zu liefern oder die versprochenen Summen zu zahlen. Es genügt, daß sie genug besitzen, um die Differenz zu decken. Wirklich werden nun auch vielfach Termingeschäfte abgeschlossen von Personen, deren Vermögen weit hinter den Beträgen, auf welche das Termingeschäft lautet, zurücksteht. Eine Person, die 30000 Mark Vermögen besitzt, läßt Termingeschäfte für sich machen, deren Umsätze allmonatlich in die Hunderttausende gehen. Natürlich denkt sie nicht daran, die „angekauften" Papiere wirklich zu erwerben. Als nun das Reichsgericht Verhältnisse dieser Art näher ins Auge faßte, kam es naturgemäß zu folgendem Ergebnisse. Es sagte: „Wo so die Dinge liegen, ist es ganz klar, daß die Betheiligten gar nicht daran gedacht haben können, die dem Namen nach gekauften Papiere wirklich zu liefern oder zu empfangen, daß sie vielmehr nur auf die Differenz spekulirt haben. Hier liegt also ein reines Differenzgeschäft vor, aus dem eine Klage nicht stattfindet." Es wies also in solchen Fällen die Klage auf die Differenz zurück. In diesem Sinne sind seit dem Frühjahre 1892 mehrfach Entscheidungen des höchsten Gerichtshofs ergangen. Für die Termin-Geschäfte an der Waarenbörse kommt auch noch in Betracht, daß oftmals schon die Berufsstellung der handelnden Personen deutlich erkennen läßt, das es ihnen nur um ein Differenzspiel zu thun gewesen ist.

Unzweifelhaft wird mit dieser Praxis, wenn sie konsequent durchgeführt wird, ein schwerer Schlag gegen das Börsenspiel geführt. Mag man auch mit dem Einzelnen, der sich in dieses Spiel eingelassen hat und dabei hereingefallen ist, kein besonderes Mitleid haben, so führt doch die Versagung einer Klage aus solchen Geschäften dazu, von solchem spekulativen Handel überhaupt abzuschrecken. Und Das ist die Hauptsache. Kleine Leute werden dadurch von dem Terminhandel ganz ausgeschlossen. Man kann daher dem Reichsgericht nicht dankbar genug sein, daß es diesen neuen Weg, dessen Grundlage die natürlichste von der Welt ist, beschritten hat.

Ein Zeugniß für die Sache legte auch der im September v. J. in Augsburg zusammentretende Juristentag ab. Dort wurde auf Antrag des Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Struckmann mit großer Mehrheit der Satz angenommen: Differenzgeschäfte sind nicht klagbar, wenn die wirkliche Erfüllung ausdrücklich oder stillschweigend von den Vertragschließenden ausgeschlossen ist. Dieser Satz hatte offenbar die Bedeutung, daß damit die neue Praxis des Reichsgerichts gebilligt werden sollte.

Kehren wir nun zu der vom Reichskanzler ernannten Börsenkommission zurück. Sie bestand aus 28 Mitgliedern, lauter angesehenen Männern aus den verschiedensten Ständen. Elf davon waren Berliner; siebzehn aus dem übrigen Deutschland berufen. Die Kommission saß länger als anderthalb Jahre zusammen. Sie hielt 93 Sitzungen ab. Sie vernahm 115 Sach-

verständige, deren Aussagen stenographirt und auch gedruckt wurden. Ganze Berge von Protokollen wurden zusammengehäuft. Die Kommission berieth dann noch in 35 Sitzungen. Endlich, am elften November 1893, kam der Bericht zu Stande, ein sehr weitläufiges, höchst juristisch stilisirtes Werk. Darin waren formulirte Vorschläge gemacht, die sich auf viele Theile des Börsenwesens erstreckten. Und was enthielten diese Vorschläge in Betreff der Hauptfrage? Eine ganz unerhörte Protektion des Börsenspiels!

Es möge hier noch erwähnt werden, daß in der Kommission eine Mehrheit und eine Minderheit bestand und daß die Minderheit die gefaßten Beschlüsse lebhaft bekämpft zu haben scheint. Die Beschlüsse kommen daher allein auf Rechnung der Mehrheit.

Wohl sah auch die Mehrheit ein, daß es ohne ein gewisses Opfer nicht abgehen werde. Hierzu wurde die Waarenbörse ausersehen. Man beschloß, vorzuschlagen, daß für die Waarenbörse ein Register geführt werden solle, in das Alle, die dort Termingeschäfte machen wollten, sich eintragen lassen müßten. Dieses Register sollte öffentlich sein. In diesem Vorschlag ließ sich wohl eine zureichende Vorkehrung gegen das Börsenspiel in seiner gemeingefährlichen Wirkung erblicken. Voraussichtlich würden dadurch mindestens Laien von der Börse fern gehalten werden. Wer aber dennoch spielen wollte und sich in das Register eintragen ließe, auf den würde man mit den Worten hinweisen: Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto.

Nichts wäre nun natürlicher gewesen, als diese Registerführung auch auf die Effektenbörse auszudehnen. Das wollte auch die Minderheit. Damit hätte die Maßregel eine ernste Bedeutung gewonnen. Nein! sagte die Mehrheit; die Effektenbörse muß geschont werden. Es muß doch auch den Offizieren und Beamten unbenommen bleiben, ein Spekulationgeschäftchen zu machen. Das geht mit der Registerführung nicht.

Mit dieser Beschränkung hat die Registerführung, wenn sie auch bei der Waarenbörse eingeführt würde, für die Verminderung des Börsenspiels jede Bedeutung verloren. Denn es liegt auf der Hand, daß jeder Spieler, der die Waarenbörse für sich verschlossen findet, an die Effektenbörse geht.

War man so weit, so kam es nur noch darauf an, für die Effektenbörse etwas Unschädliches vorzuschlagen. Hierzu wurde die Jurisprudenz vorgespannt. Eine Ausführung voll gewundener, verwirrender Sätze wird in dem Berichte vorausgeschickt. Dabei kommt auch die neue Praxis des Reichsgerichtes schlecht weg. Mit dialektischer Kunst wird sie als ganz bedeutunglos und unhaltbar hingestellt. Das Endergebniß ist, daß man dem Börsenspiel direkt gar nicht beikommen könne, weil es unmöglich sei, zwischen Fällen berechtigter und unberechtigter Spekulation zu unterscheiden. Das einzig Mögliche sei, daß man für gewisse Fälle Strafbestimmungen erließe.

Aber — Vorsicht! — Und nun tritt der Bericht mit seinen dem Wuchergesetze nachgebildeten Strafvorschriften hervor. Wer in gewinnsüchtiger Absicht unter Benutzung der Unerfahrenheit eines Anderen Geschäfte über Börsenpapiere für sich oder Dritte abschließt, obwohl er weiß oder nach den Umständen annehmen muß, daß der Umfang der Geschäfte die wirthschaftliche Existenz des Gegenkontrahenten gefährde, soll mit Gefängniß und Geld gestraft werden. Desgleichen Der, welcher unter Benutzung des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit einen Anderen zu dergleichen Geschäften verleitet, obwohl er weiß, u. s. w. Wer diesen „Thatbestand substantiiren" kann, soll auch im Civilrechtswege Schutz finden.

Schon der schwülstige Bau dieser Sätze läßt erkennen, weß' Geistes Kind sie sind. Vorsichtig gefaßt sind sie allerdings, so vorsichtig, daß sie keinem Menschen weh thun werden. Das Börsenspiel im großen Ganzen lassen sie völlig unberührt. Es kann nach wie vor sich frei ergehen. Nur in gewissen äußersten Fällen sollen Börsenmänner und deren Schlepper gefaßt und bestraft werden können. Aber die Bestimmung dieser Fälle ist so mit unfaßbaren Begriffen gespickt, daß sie dadurch alle Bedeutung verliert. Vollends ist diese Bestimmung, als Grundlage civilrechtlichen Schutzes gedacht, lächerlich. Man braucht nicht Jurist zu sein, um Das sofort zu erkennen. Wir Alle erinnern uns wohl, daß uns als Kindern weisgemacht wurde, man könne Vögel fangen, wenn man ihnen Salz auf den Schwanz streue. Ein ähnliches Mittel schlägt die Kommission dem deutschen Volke vor.

Aber mit dem Trugbilde dieser Strafbestimmungen hatte sich die Kommission noch nicht genug gethan. Es sollte auch ein positiver Sieg für die Börse erfochten werden. Es galt, das Börsenspiel ein für allemal gegen Angriffe sicher zu stellen. Dazu mußte vor Allem der verhaßten neuen Praxis des Reichsgerichts ein Ende bereitet werden. Die Mehrheit entschloß sich also, folgende weitere Bestimmung vorzuschlagen: „Gegen Differenzansprüche und Zeitgeschäfte über Börsenpapiere, sowie aus börsenmäßigen Termingeschäften über Waaren kann ein Einwand nicht darauf gegründet werden, daß die Erfüllung durch Lieferung der Papiere oder Waaren von den Vertragschließenden ausgeschlossen worden ist."

Ein Kaufgeschäft, bei dem durch den Vertragsschluß die Erfüllung in Natur ausgeschlossen ist, ist nichts Anderes als ein Differenzgeschäft. Das ist so klar wie der Tag. Natürlich kommen solche Geschäfte, bei denen Dies ausdrücklich ausgemacht wäre, gar nicht vor. Bisher stand der Grundsatz fest: Differenzgeschäfte sind nicht klagbar. Die Schwierigkeit für die Rechtsprechung lag nur darin, daß man nicht erkennen zu können glaubte, ob ein Termingeschäft lediglich um der Differenz willen abgeschlossen, also ein Differenzgeschäft sei. Jetzt soll nun zu Gunsten der Börse ein neuer Rechts-

grundsatz geschaffen werden. Die Gerichte sollen sich nicht mehr mit der Frage den Kopf zerbrechen, ob in einem Terminhandel ein Differenzgeschäft steckt. Der vorgeschlagene Satz stellt den Grundsatz auf: Differenzgeschäfte sind unbedingt klagbar. Wenn daneben noch in dem Berichte gesagt wird, „der Einwand des Spielens solle keineswegs ausgeschlossen sein, wenn das Versprechen lediglich auf Zahlung der Differenz gerichtet sei," so ist Das nur eine juristische Abgeschmacktheit ohne Gleichen.

Um ein Bild davon zu geben, mit welchen Gründen diese neue Bestimmung vertheidigt wird, wollen wir hier (statt der hochtönenden Gründe des Berichts) einen Satz aus einem jüngst von einem Mitglied der Kommission veröffentlichten Aufsatze anführen. Er lautet:

„Wir überzeugten uns, daß die neue Rechtsprechung der deutschen Gerichtshöfe gleichsam in einem Nothstande gehandelt hat, indem sie, mangels besserer Handhaben der Gesetzgebung, den Einwand von Spiel und Wette zugelassen hat, in Fällen, da offenbare Mißbräuche des Börsenspiels vorzuliegen schienen, um ihn als Schutzwehr gegen dieselben zu brauchen. Das Unbefriedigende und Widerspruchsvolle dieses Rechtszustandes haben wir kennen gelernt. Wir wissen auch, mit welchen neuen Mitteln die Kommission einen besseren Rechtszustand schaffen will. Für Waarentermingeschäfte als Bedingung der Rechtsgiltigkeit die Eintragung der Kontrahenten in das neue Register, für Werthpapiergeschäfte, und nicht nur diejenigen in Form des Terminhandels, die neue Strafrechtsbestimmung. Diese beiden neuen Einrichtungen haben die Aufgabe, die materiellen Schäden zu treffen, gegen welche bisher in unsicherer, ungeschickter, unwirksamer Weise die Rechtsprechung zu reagiren suchte durch spitzfindige Anwendungen des Begriffs von Spiel und Wette. Es folgt also aus der Annahme der neuen Verbesserungen des Rechtszustandes die Beseitigung dieses ungeeigneten Aushilfsmittels."

Das ist das stärkste Stück von Entstellung, das uns jemals aus der Feder eines Gelehrten begegnet ist. Also die neue Praxis des Reichsgerichts, die endlich dem Unfug des Börsenspieles entgegen tritt, ist ganz nichtsnutzig, nur ein trauriger Nothbehelf, der durch die energischen Strafbestimmungen der Kommission ersetzt werden muß! Es ist erstaunlich, was man den Menschen zu glauben zumuthet.

Aber mit Erstattung des Berichtes von Seiten der Kommission ist das Wunderbare, das diese Angelegenheit in sich trägt, noch nicht zu Ende. Während die Kommission zusammensaß, war vielfach von ihr die Rede. Die großartige Umfrage erregte allgemeines Interesse. Man war gespannt auf die Ergebnisse. Ohne Zweifel hat auch die Kommission das Deutsche Reich Hunderttausende gekostet, und man ist wohl berechtigt zu fragen, wie sich denn dieser Aufwand lohne. Nun erschien der Bericht. Es ist doch gewiß kein ganz gewöhnliches Ereigniß, wenn eine amtlich berufene Versammlung hochangesehener Männer Beschlüsse faßt, die sich zu dem Zweck ihrer Berufung geradezu in Gegensatz stellen;

Beschlüsse, die zugleich den Anschauungen und Bestrebungen des deutschen Volkes ins Gesicht schlagen. Sonst behandelt unsere Tagespresse auch die geringfügigsten Dinge mit großer Ausführlichkeit. Der Inhalt des Kommissionberichtes aber wurde nirgends einer Besprechung unterzogen. Weshalb schwieg man? — Es ließe sich denken, daß die Herren Berichterstatter es zu schwierig gefunden haben, das Stilungethüm des Berichts zu bewältigen. Nun aber erschien schon vor einiger Zeit in den „Grenzboten" ein Aufsatz von einem bekannten Juristen, worin der Inhalt des Berichtes und dessen Bedeutung klar gelegt war. Auch dieser Vorgang hat an dem Schweigen der Presse kaum Etwas geändert.

Es ist gewiß auch eine verzeihliche Neugier, wenn man gern erführe, wer die Männer gewesen sind, die den Muth hatten, diese Mehrheit-Beschlüsse zu fassen, so wie man auch wohl die Männer kennen lernen möchte, die den bittern Kampf mit der Mehrheit zu kämpfen hatten. Insbesondere wäre es interessant, zu wissen, wie die hohen Ministerialbeamten, die man in die Kommission entsendet hatte, gestimmt haben. Von einer kollegialischen Verpflichtung der Geheimhaltung kann doch unter diesen Verhältnissen nicht die Rede sein. Warum erfährt man von Alledem nichts?

Zwei Männer jedoch haben sich bereits als Mitwirker bei den gefaßten Beschlüssen öffentlich gemeldet: die Herren Wiener in Leipzig und Cohn in Göttingen. Herr Wiener hat schon im Frühjahr vergangenen Jahres in der Berliner juristischen Gesellschaft einen Vortrag gehalten, worin ganz die in dem Komissionberichte niedergelegten Anschauungen vertreten waren. Die Juristenwelt sollte zeitig in diese vom Standpunkt der höheren Jurisprudenz maßgebenden Anschauungen eingeweiht werden. Professor Cohn hat in den jüngsten Heften der „Deutschen Rundschau" einen Aufsatz veröffentlicht, der die Ergebnisse der Kommissionberathung mittheilt und zu rechtfertigen sucht. Aus ihm ist bereits vorhin eine Probe gegeben worden.

Es ist ja möglich, daß die Kommission gar nicht auf Annahme ihrer Vorschläge gerechnet hat, daß sie vielmehr nur die Sturmfluth des Jahres 1891 hat abweisen und die Wasser in das ruhige Bett des Nichtsthuns hat zurückleiten wollen. Ist Das ihr Ziel gewesen, so ist ihr dessen Erreichung, allen Umständen nach, glücklich gelungen.

Das deutsche Volk aber ist wieder um eine Hoffnung ärmer geworden. Man hatte gehofft, daß endlich dem Unfug des Börsenspieles ein Ende gemacht werde. Umsonst! Die Weisheit der Männer, die man zu Urtheilern berufen hat, läßt Das nicht zu. Das deutsche Volk mag sich also beruhigen. Das Börsenspiel wird fortbestehen und, wie ein Moloch, immer von Neuem seine Opfer fordern. Die einzige Hoffnung bleibt, daß die Rechtsprechung des Reichsgerichts ihm gewisse Schranken setzt. ***

Soziales aus Egypten.

Der gegenwärtig in den civilisirten Ländern herrschenden Gesellschaftorganisation ist der Trieb immanent, auch die übrigen, nicht unter ihrer Herrschaft stehenden Länder in sich einzubeziehen. Dieser Trieb nach Expansion ist ihr eigenthümlich und hat sich bis jetzt bei keiner früheren Organisation der Gesellschaft gefunden. Sie hat nach zwei Richtungen neue Unterschiede geschaffen: den Unterschied zwischen Kapital und Arbeit, und den Unterschied zwischen der Produktion der Rohstoffe, der Agrikultur, und der Verarbeitung der Rohstoffe, der Industrie. Aus diesen beiden Unterschieden ist jene expansive Tendenz zu erklären.

Wenn sich Arbeit und Kapital nicht getrennt gegenüberständen, sondern Arbeiter und Kapitalisten Eins wären, so wäre das Produkt Eigenthum der Produzenten, die Produzenten würden diese ihre Produkte gegeneinander austauschen, bis ein Jeder die für seine Konsumtion geeignete Waare erhalten hat, und Alles würde ohne Rest konsumirt. Aber das Produkt ist nicht Eigenthum des Produzenten, sondern des Kapitalisten. Diese haben die Produzenten durch einen Geldlohn abgefunden, für den diese einen Theil der Produkte für sich erwerben können; der andere bleibt den Kapitalisten verfügbar. Wäre es nun möglich, daß die Kapitalisten diesen Theil gleichfalls aufzehrten, so ginge auch hier Alles ohne Umstände glatt auf. Das ist aber unmöglich, weil die Entwickelung der Technik, die sich nicht aufhalten läßt, immer größere Betriebe der Einzelnen nöthig macht. Wollte sich Jemand anstemmen und die Fortschritte der Technik nicht acceptiren, so würde er im Konkurrenzkampf unterliegen. Daß diese Fortschritte auf die Vergrößerung der einzelnen Betriebe hinwirken, liegt in ihrem Wesen: man denke nur an die Stube eines schlesischen Leinwebers und an den Saal einer modernen Spinnerei. Aus diesem Grund können die Kapitalisten den ihnen verbleibenden Theil der Produkte nicht völlig verzehren, sondern müssen ihn möglichst zu neuer Produktion verwenden. Dadurch kommt es also, daß jetzt ein Ueberschuß von Produkten entsteht, der weder von den Arbeitern noch von den Kapitalisten, die bei ihrer Produktion betheiligt waren, konsumirt werden kann: derjenige Theil der Produkte nämlich, der zur Vergrößerung der Betriebe verwendet werden soll.

Offenbar kann nur ein Theil jener Produkte in seiner Naturalform solche Verwendung finden; andere können nur ihrem Werthe nach dazu verwendet werden, müssen also umgetauscht werden, und zwar offenbar gegen Rohprodukte, deren Verarbeitung ja der Zweck der Industrie ist, die also eingetauscht werden müssen für die Erweiterung der Unternehmungen.

In diesem Kampfe um den Austausch der Fabrikate gegen Rohprodukte sucht die Industrie die heimische urwüchsige Hausproduktion des Bauernstandes zu vernichten. Der Bauer spinnt, webt, schneidert selbst; er macht sein Leder und seine Schuhe selber; er ist sein eigener Tischler, Zimmermann — höchstens die Räder läßt er von dem Dorfhandwerker machen, der selbst zu neun Zehnteln Bauer ist — sein eigener Schmied, Schlosser, Bäcker, selbst Müller. Die Industrie bietet ihm alle Gegenstände seines Bedarfs viel eleganter, modischer, oft auch praktischer, als er sie selber machte, selten haltbarer, stets aber ungemein billig an und kauft ihm gleichzeitig seine Rohprodukte ab; so hat er Geld, mit dem

er die Waare bezahlen kann, und der Tausch Fabrikat-Rohprodukt kann stattfinden, so lange, bis die ganze „Naturalwirthschaft" der alten Bauern gänzlich der „Geldwirthschaft" Platz gemacht hat. Und man halte fest, daß nicht die Waarenproduktion an sich, sondern die Waarenproduktion mit der Bedingung ständiger Erweiterung der Unternehmungen es ist, welche die alte Hauswirthschaft zerstört, und den entlegensten Bauernhof mit in ihren Strudel hineinzieht.

Auf die Dauer wird aber der „innere Markt" zu eng. Man geht über die Ländergrenzen hinaus, um sich anderweitige „Absatzgebiete" zu erobern, das heißt, Fabrikate gegen Rohprodukte auszutauschen. Und es gelingt. Die ganze civilisirte Welt wird mit den neuen Waaren überschwemmt. Die Zahl der industriellen Arbeiter steigt immer mehr. Schließlich kann die Landwirthschaft des Landes diese große Zahl neuer Esser nicht mehr ernähren und man muß sogar Korn einführen, für einen Theil der ausgeführten Produkte.

Allein die scheinbare Blüthe des Industrielandes macht die übrigen Länder neidisch, und da die Vorbedingungen für die Industrie ziemlich überall vorhanden sind, so entwickelt sich ein „Absatzgebiet" nach dem andern zum Konkurrenzland. So wird schließlich die civilisirte Welt zu eng, die Industrie wendet sich zu den barbarischen und wilden Völkern, um ihnen die „Kultur zu bringen", das heißt, sie auf irgend eine Weise zu dem Tausch Fabrikat gegen Rohprodukt zu bewegen.

Gleichzeitig mit dieser Entwickelung ist eine andere vor sich gegangen. So lange die Naturalwirthschaft bestand, ist das äußerste Maß von Abgaben der Bauern an die Grundherrschaft bestimmt durch die Konsumtionfähigkeit der Herrschaft und der von ihr unterhaltenen Gefolgschaft; Abgaben darüber hinaus einzutreiben, hat keinen Sinn, denn diese Einkünfte würden ja nur verderben. Mit der Geldwirthschaft ändert sich Das. Sobald der Grundherr die ihm in natura geschuldeten Leistungen verkaufen kann, hat er ein Interesse, sie immer zu steigern, denn ein Schatz in Geld ist nicht wie ein solcher in Naturalien dem Verderben ausgesetzt. Je nachdem nun die rechtlichen Anschauungen der Zeit und des Landes sind, erhöht er entweder die Abgaben der Bauern oder er nimmt ihnen das Land weg und läßt sie blos als Zeitpächter darauf mit beliebig zu steigernder Geldpacht, oder es findet eine „Bauernbefreiung" statt, bei welcher der Grundherr sein Obereigenthum und seine Rechte an die Persönlichkeit der Bauern diesen für einen großen Theil ihres Landes verkauft, das er nun in eigener Regie oder durch Pächter bewirthschaftet. Dieser Fall scheint für die Bauern der glücklichste zu sein. Aber durch die Industrie ist viel Kapital erzeugt, das in müßige Hände gekommen ist. Für dieses Kapital wird eine Verzinsung gesucht, die eine persönliche Thätigkeit der Besitzer unnöthig macht. Zu dem Zweck bietet sich die Hypothek dar. Das Grundstück, welches der Bauer jetzt als freies Eigenthum besitzt, erhält einen selbständigen Geldwerth; bei Erbschaften wird es nicht in natura getheilt, sondern in Gestalt von Hypotheken bekommen die Geschwister einen Antheil am Werthe der Güter. Auch durch Wucher entstehen Hypotheken, besonders in den ersten Zeiten dieser Entwickelung. Zuletzt ist der Besitz des Bauern nur noch eine reine Fiktion, und er selbst ist nichts als der Arbeiter des städtischen Hypothekengläubigers.

Den selben Ursprung wie die Hypotheken haben die Staatsschulden, welche gleichfalls jetzt entstehen. Früher wurden außerordentliche Staatsbedürfnisse durch direkte Vermögenssteuern gedeckt, die natürlich nur die Reichen

treffen. Seit sie durch Anleihen gedeckt werden, dienen sie zur Bereicherung der selben Leute, denen früher Opfer auferlegt wurden; denn die Zinsen werden durch indirekte Steuern bezahlt, die von den armen Klassen aufgebracht werden.

Diese etwas langen einleitenden Ausführungen waren nöthig zum Verständniß des gegenwärtigen sozialen Zustandes von Egypten.

Der Tausch Rohprodukt-Fabrikat, der zwischen dem barbarischen Staat und dem Industriestaat stattfindet, muß offenbar stets eine für den barbarischen Staat ungünstige Handelsbilanz zur Folge haben, denn der Industriestaat will ja nicht blos den Werth der Rohprodukte zurückschicken, sondern den Werth des verarbeiteten Rohproduktes. Deshalb finden wir überall bei den Staaten, die neu in den Kreis der europäischen Kultur eintreten, eine passive Handelsbilanz, wenn nicht besondere Momente hinzutreten Die Ausgleichung erfolgt, indem diese Staaten Schulden machen und ihre Papiere nach dem Industrieland schicken. Hier werden sie, da sie hohe Zinsen geben, zum größten Theil von den kleineren Leuten gekauft. Natürlich kann der Schuldner auf die Dauer die Zinsen nicht bezahlen und er ist gezwungen, immer neue Anleihen aufzunehmen, denn die Gründe, weshalb er die erste Anleihe aufnahm, dauern ja fort. Schließlich macht er einen Bankerott, die kleineren Sparer des Industrielandes sind um ihr Vermögen geprellt, — und dann beginnt die Sache von Neuem.

Egypten hatte eine aktive Handelsbilanz und seine Schulden hat es besonderen Umständen zu verdanken. Es hat auch nicht Bankerott machen können, sondern ist, gleich der Türkei, durch Eingriff der europäischen Staaten zur pünktlichen Zinszahlung gezwungen. Während in jenen anderen exotischen Ländern sich schließlich ähnliche Verhältnisse entwickeln wie in Europa, ist Egypten lediglich ein Objekt der Aussaugung für die europäischen Gläubiger.

In Egypten gehörte seit undenkbaren Zeiten das Land dem Herrscher und die Bauern waren nur Nutznießer. Diese Institution hat ihren Grund in uralten Anschauungen der primitiven Menschheit. Nach diesen ist der Boden das Eigenthum der Verstorbenen, der Verstorbenen, welche aber zu Göttern geworden sind. Nun macht in Ländern wie Egypten, deren Civilisation auf der Benutzung des Flusses beruht, diese geographische Verfassung von Anfang an eine Entwickelung der kleinen, zersplitterten Gentes zu einer strafferen Organisation nöthig, es entwickelt sich schon früh ein Königthum, das nicht nur religiöse Bedeutung wie alles primitive Königthum hat, sondern auch ökonomische und politische, hauptsächlich konzentrirt in der Sorge um das Wasser. Die Funktionen, die es hier ausübt, sind, nach primitiver Anschauung, nur zu verstehen als Ausfluß eines Obereigenthums. Bei so übermäßiger Bedeutung des Herrschers entwickelt sich statt eines gewöhnlichen Seelenkults, wie bei Völkern geringerer politischer Organisation, ein Herrenkult. Der verstorbene Herrscher ist also einziger Herr des Landes; und da er den regirenden Herrscher als Fetisch bewohnt, so ist er durch ihn dieser. Klar wird diese Entwickelung, wenn man ihr Gegenstück, die Entwickelung der griechischen Besitzverhältnisse, betrachtet. Hier ist der Ahnherr jedes „Geschlechts“ der Besitzer des dem Geschlecht gehörigen Landstückes, und seinen Besitz beweist die heilige Säule, die er bewohnt und die auf dem Grundstück steht. Als Solon für den athenischen Staat diese Säulen umstürzte, machte er den Besitz auch den nicht zu den Geschlechtern Gehörigen zugänglich und ein Obereigenthum gab es nicht mehr. Schon im Alterthum erregten diese sonderbaren Eigenthumsverhältnisse Egyptens die Auf-

merksamkeit der anderen Völker, und in der Geschichte von Joseph im Egyptenland (Genes. 47,20) wird ein Erklärungversuch nach damaliger Weise gegeben.

Die Besitzverhältnisse erhielten sich durch die Eroberungen hindurch. Unter den römischen Kaisern war Egyptens Boden Domäne des Kaisers. Wie auch sonst fast überall in seinen Eroberungen, hat der Islam gleichfalls nichts geändert, nur daß, gemäß dem islamitischen Staatsrecht, hinsichtlich der Abgaben zwei Bodenkategorien geschaffen wurden. Diejenigen, welche den Islam annahmen, wurden gleichberechtigte Mitbürger der Araber; die, welche ihn verwarfen, mußten Tribut zahlen. Da Egypten durch die Waffen erobert werden mußte, so wurde sein Boden tributpflichtig; durch Exemtionen und Dgl. blieb jedoch ein Theil des Landes davon ausgeschlossen, brauchte also keinen Tribut zu zahlen, sondern nur die Abgabe, welche auch der muselmännische Boden zu tragen hat. Dieser Unterschied besteht noch heute.

Die Abgaben wurden in natura eingetrieben von den Steuerpächtern; diese hatten dann dem Staate das baare Geld einzuhändigen. Daß die Fellahs dabei übervortheilt wurden, ist klar, und daß viele große Mißstände mit diesem System verknüpft sind, wird Niemand leugnen. Gewiß ist aber auch, daß, seit der Fellah selbst seine Produkte verkaufen muß und die Steuer in Geld und direkt an den Staat abliefert, er sich noch schlechter steht als früher. Nicht nur, daß Der, welcher, um Geld zu bekommen, seine Waare um jeden Preis losschlagen muß, von dem Händler gewiß um eben so viel betrogen wird wie früher von dem Steuerpächter: die Unsicherheit, das Geschuldete rechtzeitig abliefern zu können, wird für ihn auch größer; und dann bleibt ihm als einzige Zuflucht der Wucherer und die Bank; und hinter diesen steht der Exekutor.

Außerdem aber, mochte die alte Rechtspflege noch so schlecht sein — was sie übrigens wohl gar nicht einmal gewesen ist, wir haben eben keinen Sinn mehr für „patriarchalische" Rechtssprechung, die für den Orientalen ganz natürlich erscheint —, so muß man doch immer festhalten, daß für den Muselmann das Recht noch eine religiöse Kategorie ist. Die mohammedanische Religion ist aber in sozialer Hinsicht sehr anständig. Wir modernen Christen, Protestanten noch mehr als Katholiken, können uns schwer vorstellen, daß Das ein Schutz für die Bevölkerung sein soll. Aber wir sollen uns nur an die soziale Bedeutung der christlichen Kirche im Mittelalter mit ihren Zinsverboten, ihrem „gerechten Preis" u. A. erinnern — die uns freilich auch unverständlich geworden ist —, um uns Das klar zu machen. Jedenfalls lebten die Leute, in Armuth freilich, aber immer doch so, daß ihre bescheidene Existenz gesichert war. Der moderne europäische Fabrikproletarier wäre froh, wenn er so leben könnte.

Durch Mehemed Ali, der für Egypten Das war, was Peter der Große für Rußland, nur in genialerer und selbständigerer Weise, wurde Das geändert. 1813 wurde ein Kataster aufgenommen und nach ihm das Land den Einzelnen vertheilt, jedoch immer noch nicht als volles Eigenthum. 1854 wurde die freie Vererblichkeit eingeführt, und seit 1858 endlich, unter der unglückseligen Regirung Said Paschas, den Bauern das volle Eigenthum mit dem Recht der Verhypothezirung gegeben, das sie gegenwärtig zum größten Theil besitzen.

In einem soeben erschienenen Buch „Das moderne Egypten, mit besonderer Rücksicht auf Handel und Volkswirthschaft", von dem früheren österreichischen Generalkonsul Neumann, finden sich einige Notizen über die furchtbaren Wirkungen dieser Reform; da ich die amtlichen Quellwerke nicht zur Ver-

fügung habe, muß ich mich hierauf beziehen. Als ein Beispiel, auf welche Weise die Hypotheken zu Stande kommen, mag folgender Fall dienen: „Ein Fellah borgte von einem griechischen Wucherer gegen Hypothek £ E.8.; da er am Termin nicht zahlen konnte, wurde die Schuldurkunde wiederholt erneuert. Es kam endlich zum exekutiven Verkauf des Grundes, wobei £ 85 erzielt wurden. Nach Verwendung dieser Summe zur Begleichung der Gerichtskosten und der Interessen blieb der Fellah dem Griechen noch £ 11 schuldig."

In den ersten Jahrzehnten der Reform=Aera hatte der Ackerbau einen großen Aufschwung genommen. Sehr hatte dazu beigetragen, als in den 60er Jahren der amerikanische Baumwollenexport wegen des Krieges stockte und auch nachher noch sehr viel schwächer war als früher. 1860 war der Preis per Kantar: 245 Piaster; 1863: 725; 1864: 900; 1865: 635; 1866: 705; 1867: 450; dann 380, 460, 390, 315, 420 u. s. f.; erst 1878 war der Preis wieder auf 245 angekommen. Der Export hatte sich von 500 000 Kantars in 1860 auf 2 Mill. in 1865 gehoben, fiel dann die nächsten Jahre auf durchschnittlich 1,2 Mill., um seit 1871 langsam zu steigen auf 4,2 Mill. in 1891.

Das sprach sehr zu Gunsten der neuen Aera. Die „Blüthe der Landwirthschaft" war unverkennbar und es bildeten sich sofort eine Reihe Hypothekenbanken, um diese günstigen Umstände für das europäische Kapital auszunutzen. Indessen war die Dauer der hohen Baumwollenpreise zu kurz und nach wenigen Jahren brachen sie zusammen; gegenwärtig bestehen nur noch zwei. Ehe eine Hypothekenbank zusammenbricht, hat sie natürlich einen entsprechend großen Theil ihrer Hypothekenschuldner von Haus und Hof vertrieben; man kann ahnen, welche Krise da stattgefunden haben mag! Von der einen noch bestehenden Hypothekenbank, dem „Crédit Foncier Egyptien" erzählt Neumann: „er sieht mit jedem Jahre seinen Landbesitz anschwellen; wegen nicht bezahlter Hypothekendarlehen gelangen sehr viele Güter zum exekutiven Verkauf. Da nun die Muselmänner es mit ihren religiösen Begriffen nicht für vereinbar halten, derartige Güter anzukaufen, so bleibt dem Crédit foncier nichts übrig, als diese selbst zu erstehen und zu verwalten." Wenn man die kurze Zeit bedenkt, in welcher die unumschränkte Freiheit der Verhypothezirung erst besteht, so ist Das gewiß schon ein außerordentlicher Erfolg!

Als Hauptursache der Verhypothezirung wird man die Steuer annehmen dürfen. Im Budget für 1892 betragen die direkten Steuern 5,2 Mill. £ E., davon fallen 5 Mill. auf die Grundsteuer; bei 2 Mill. ha angebauten Bodens etwa 52 Mark auf das Hektar; die beiden Steuerkategorien sind hier in Eins gefaßt. Das ist ungefähr halb so viel, wie man bei uns in Deutschland im Durchschnitt auf Weizenboden Pacht zahlt. Es ist klar, daß dabei, wenn die Erhebung noch dazu ungeschickt ist und in Anbetracht Dessen, daß der Fellah doch seine Produkte noch nicht wird so leicht in Geld umsetzen können, oft Schwierigkeiten eintreten müssen.

Zur Zeit Mehemed Alis wurden die Steuern in natura abgeliefert, seitdem aber sein großartiges Projekt, den ganzen Handel des Landes zu monopolisiren, scheiterte, wurden die Steuern baar gezahlt. In den sechziger Jahren fand völlige Willkür in der Zeit der Erhebung statt; später wurden dann wenigstens bestimmte Zeiten festgesetzt; aber die waren so unglücklich gewählt, daß man von dem Bauern gerade dann Geld verlangte, wenn er am Wenigsten hatte. Auch Das ist ja eine regelmäßige Erscheinung in diesem

Stadium der Entwickelung eines Landes. Daß dadurch der Fellah dem Wucherer und der Hypothekenbank in die Arme getrieben wird, ist klar.

Würden die Steuern wieder in natura eingetrieben und richtete die Regierung Speicher nach den neueren Systemen ein, so wäre die Steuerlast durchaus nicht unerträglich. Gegenwärtig ist man in jedem Jahr zu bedeutenden Steuernachlässen gezwungen, die sich bis auf 10 pCt. der Solleinnahme aus der Grundsteuer belaufen mögen, und läßt trotzdem noch Exekutionen in außerordentlichem Umfange wegen rückständiger Steuern stattfinden. So wurde im Januar 1890 Grundeigenthum im Werthe von 22000 £ veräußert, welches 2000 Grundbesitzern gehörte. Etwas Verderblicheres kann es offenbar für ein Land nicht geben, als wenn der kleine Bauernstand wegen der Steuern von seinem Boden vertrieben wird. Dazu giebt es nur Parallelen in der Geschichte der Staaten, die kurz vor dem Ruin standen, wie das Römische Reich seit dem vierten und fünften Jahrhundert und Spanien seit Philipp dem Zweiten. Die ganze ländliche Bevölkerung Egyptens umfaßt 4,2 Mill. Personen. Diese sind durchaus nicht alle Grundbesitzer; nehmen wir an: $^2/_3$. Rechnen wir die 4,2 Mill. Personen als 1 Mill. Familien, so haben wir 0,66 Mill. Grundbesitzer. Wenn 2000 in einem Monat blos wegen der Steuerrückstände ihre Grundstücke verlizitirt sehen, so sind das 0,3 pCt. Man stelle sich nun noch die Lizitationen, die durch die Wucherer und Hypothekenbanken verursacht werden, vor!

Der soziale Niedergang zeigt sich denn auch allenthalben. Der Octroi, die städtische Verzehrungsteuer, weist einen Rückgang auf, ein Beweis für den Rückgang in der Lebenshaltung der städtischen Bevölkerung. Bei der ländlichen Bevölkerung läßt sich dieser Rückgang natürlich nicht so kontroliren. Die typische Begleiterscheinung dieses Stadiums des Kapitalismus, wo er erst die Landbevölkerung ruinirt, das Vagabunden- und Räuberwesen, hat einen enormen Umfang angenommen. Das verkommene und ruinirte Volk rottet sich zu Banden zusammen, die selbst in der Nähe von Kairo und Alexandrien rauben und plündern. Die interessanteste Erscheinung ist vielleicht, daß die Commendatio auftritt, die sich überall nur in Zeiten wirthschaftlichen Niederganges oder politischer Unsicherheit zeigt. Grundeigenthümer übertragen ihr Eigenthum religiösen Körperschaften und behalten sich und ihren Erben die Nutznießung vor. Dadurch schützen sie sich gegen jede Art von Expropriirung.

Schon allein die Einführung des absoluten Eigenthums am Boden mit freier Verschuldbarkeit und die Verdrängung der alten weisen Gesetze des Koran durch den code civil mußte natürlich ruinirend auf die Landbevölkerung wirken, auf der doch nun einmal die Kraft des Staates beruht. Daß der Ruin aber so beschleunigt ist, wird durch die Höhe der Steuern, verbunden mit ihrer unrichtigen Eintreibung, verursacht. Und die Höhe der Steuern wird zum größten Theil den Schulden des Staates verdankt.

Egypten hätte gar nicht nöthig gehabt, Schulden zu machen. Die erste Schuld stammt aus dem Jahre 1862 und wurde kontrahirt, — um Herrn von Lesseps Mittel für seinen Suezkanal zur Verfügung zu stellen.

Man sieht sofort ein, daß Egypten durch den Suezkanal nicht nur nichts zu gewinnen hatte, sondern auch viel zu verlieren, nämlich den größten Theil seines Transitverkehrs. Und wenn die egyptische Regierung nur noch ein Wenig weiter geblickt hätte, so hätte sie sich sagen müssen, daß der Suezkanal Egypten eine für das Land selbst sehr ungenehme politische Bevdeutung geben müsse, und

9*

daß England, nachdem es zweimal auf alle mögliche Weise den Bau des Kanals verhindert hatte, jedenfalls suchen werde, wenigstens ihn in seine Gewalt zu bekommen, und daß es zu dem Zweck sich auf irgend eine Weise und unter irgend einem Vorwand Egyptens bemächtigen werde. Die egyptische Regirung hätte sich also möglichst kräftig gegen den Bau des Kanals sträuben müssen. Indessen ist ja seit Panama auch größeren Kreisen bekannt geworden, wie Herr von Lesseps „arbeitet“. Der derzeitige Khedive, Said Pascha, ein großmüthiger und argloser Mann, der Europens übertünchte Höflichkeit noch über Gebühr schätzte und alle möglichen „Reform“-Schwärmereien hatte, ließ sich vom Herrn von Lesseps leicht begeistern, und seinen Rathgebern wird vermuthlich à la Panama das nöthige Interesse an dem Kanal beigebracht worden sein.

An die ersten Anleihen schlossen sich weitere, theils immer noch für die Zwecke des Kanals, theils für eine gänzliche Europäisirung des Landes bestimmt, und so kam denn in 11 Jahren, von 1862 bis 1873, eine Schuld von 68,5 Mill. £ zu Stande, die mit 7 pCt. verzinst werden sollte, und wofür der Staat nur 51,6 Mill. erhalten hatte. Reelle Werthe waren für dieses Geld fast gar nicht ins Land gekommen, außer dem Kanal hatten das Meiste europäische Schwindler und Projektenmacher verzehrt. 1876 begannen die Zahlungschwierigkeiten und die Einmischungen der europäischen Mächte. Egypten wurde zu einem Abkommen gezwungen, daß die europäischen Gläubiger nicht nur sicher stellte, sondern ihnen sogar namhaften Gewinn brachte; nach einer Berechnung, die Neumann mittheilt, haben sie beim Verkauf der 1862—1878 herausgegebenen Titres 15—41 pCt. „verdient“. Die Regirung, die jetzt wohl endlich die furchtbare Gefahr einsah, in welcher sie schwebte, befolgte genau das Abkommen und bot Alles auf, um keinen Vorwand für eine Intervention zu bieten. Aber die Erbitterung der Bevölkerung über die europäischen Blutsauger war so groß, daß 1882 ein Aufstand losbrach, bei welchem viele Europäer ermordet wurden. Jetzt hatte England den gewünschten Vorwand zur Occupation, und seit der Zeit hat es das unglückliche Land nicht wieder aus der Hand gegeben. Um den Vorwand nicht hinfällig werden zu lassen, muß es natürlich für eiserne Durchführung der Zinszahlungen sorgen, mag auch das Land zu Grunde gehen. So gelten jetzt die „Egypter“ als eins der sichersten Anlagepapiere.

Es ist natürlich nicht daran zu denken, daß das Land von dieser Last befreit wird, ehe es nicht auf Heller und Pfennig zurückgezahlt hat. Fraglich ist es nur, ob es so lange aushalten kann. Diese orientalischen Länder haben die blutigsten Eroberungen, die furchtbarsten Erpressungen ausgehalten, und haben doch ihren jahrtausendlangen Bestand unverändert bewahrt: weil die Landbevölkerung erhalten blieb. Die Arbeit der Bauern und die Thätigkeit des Bodens hat das Zerstörte immer wieder neu geschaffen. Aber jetzt wird auch der Bauer zerstört. Die Hypothekenbanken werden freilich keinen Großbetrieb ihrer Latifundien einrichten können, sie werden schließlich gezwungen sein, den bisherigen Betrieb beizubehalten und an Stelle des früheren kleinen Besitzers den kleinen Pächter zu setzen. Man hat dann, was man früher hatte, nur mit dem Unterschied, daß statt des Staates eine Aktiengesellschaft Grundeigenthümer ist, und daß, statt nach den menschlichen Regeln des Koran, nach den unmenschlichen Regeln des irischen Pachtsystems das Verhältniß geordnet ist.

Dr. Paul Ernst.

Was uns die Kunstgeschichte lehrt.

Vier Rembrandtsche Radirungen gelangten in einem Londoner Hause vor kurzer Zeit zur Versteigerung, vier Blätter. Sie brachten ein kleines Vermögen. Radirungen macht man mit einer Presse, und Rembrandt konnte beinahe so viele er wollte machen. Natürlich sind die ersten besser als die letzten Abdrücke und die in London verkauften gehörten zu den schönsten und glücklichsten Exemplaren. Immerhin bleiben es Drucke, und daß man für einige Drucke von Rembrandt ein kleines Vermögen ausgeben und nicht des Wahnsinns, sondern der Methode und Kennerschaft geziehen werden könne, würde im Anfang dieses Jahrhunderts in London sicher noch Niemand geglaubt haben.

Rembrandt war während seines Lebens zunächst eine lokale, dann sogar eine nationale Größe: am Schlusse seiner Laufbahn ging es ihm schlecht. Er wurde vernachlässigt. Vondel interessirte sich nicht für ihn. Ein anderer zeitgenössischer Dichter fand, daß Rembrandt (ungefähr wie Lassalle ein großer Teufel sein wollte, weil er es zu einem legitimen Engel nicht bringen konnte) das Zurückbleiben seiner Begabung hinter Genien wie Tizian, van Dyck und Michelangelo gespürt und es deshalb vorgezogen hätte, der erste Ketzer in der Kunst zu werden, um durch etwas Originelles wenigstens sich kenntlich zu machen. Houbraken spricht im Imperfektum von Rembrandt („er hatte einen Erfolg, er war eine Mode"), Lairesse, dieser Maler, der noch, als er blind geworden war, fortfuhr, die Kunst zu schädigen, indem er Vorträge hielt, sagte von Rembrandt, daß er nicht absolut schlecht sei, so wie man etwa vor Gericht milderndе Umstände bei inferioren Geistern zuläßt, — und erst im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts kam ein Umschwung in allen diesen Dingen. Noch aber lastete die Autorität des Klassizismus auf den Gemüthern: noch 1784 konnte Barry in seinen Vorlesungen sagen, Rembrandt hätte eine „ignorant diligence" gehabt, Opie bemerkte, Rembrandt wäre in den Tempel des Ruhms lumpenhaft durchs Fenster eingestiegen, Reynolds verglich Rembrandt und Poussin als Extreme und meinte, es sei schwer zu entscheiden, wer der am Meisten zu tadelnde sei, da Beide gleich weit von den Forderungen der Natur und den Zwecken der Kunst sich entfernt hätten. Die zuletzt genannten Herren sind Künstler gewesen, Reynolds sogar ein noch besserer Künstler in seinem Fache, in der Malerei, als Reinhold Begas heutzutage in der Bildhauerei. Leslie der Aeltere, der schon näher bei unserer Zeit steht, begann, Rembrandts Radirungen zu schätzen; er schrieb einen Satz von fünf Linien über diese Radirungen. Auch Ruskin, der im Gegensatz zu Leslie mehr ein Schriftsteller als ein Maler war, schrieb doch nur wenige Zeilen zu Rembrandts Ruhme: für einen Mann von Ruskins,

wo er hingerissen wird, überquellender Beredsamkeit war es sparsam, daß er fünf Linien den Landschaften Rembrandts, sechs den religiösen Bildern und zwei einem Stillleben des Meisters zuwandte. Erst gegenwärtig ist die Größe Rembrandts unbestritten. Er gilt als Meister der ersten Linie, in gleichem Rang mit Tizian und Michelangelo und mindestens so viel werth wie van Dyck. Vielen steht er, wegen seiner Menschlichkeit, höher als alle anderen Künstler. Und es giebt nur noch einen einzigen Herrn, der glaubt, ihn entschuldigen zu müssen: den Herrn Hofrath Aldenhoven.

Sehen wir nun so das Schicksal eines der größten Künstler aller Zeiten erst lange Zeit nach seinem Tode besiegelt — denn jetzt kann nichts mehr Rembrandts Ruhm erschüttern —, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, wie unsicher, einerlei ob als Schriftsteller oder als Maler, ob als Publikum oder als Künstler, man in der Mitwelt über große Kunsterscheinungen urtheilt. Und auch in der Betrachtung der nächsten Nachwelt scheint noch immer nicht das Urtheil über den Künstler sich entwickeln zu können, vielmehr gleicht das Bild seiner Persönlichkeit, das auf die Nachwelt übergeht, zunächst jenen Bildern, die an der Wand ihre Stelle finden und, nachdem man sie an ihre Kette gebracht hat, noch schwanken — schwanken müssen, bis sie sich beruhigt haben; so will es das Naturgesetz.

Daß den Irrthümern gegenüber, die von allen Ständen und nicht zum Wenigsten von den Kollegen im Urtheile über die Kunstgrößen begangen werden, es wenig ausmache, ob solche Thorheiten innerhalb der Profession vorkommen oder ob sie von den Liebhabern herrühren, liegt auf der Hand. Reynolds und Lairesse waren nicht mehr gefeit gegen die Thorheit als Vondel; und wenn wir sagen wollten: wenigstens haben sie ihrer Ueberzeugung Ausdruck gegeben und auf das Sachlichste, freilich nur von ihrem Standpunkte, ihre Meinungen formulirt, so würde damit wenig gesagt sein, was uns für ihre Kritiken mehr als für Vondels Kritik zu interessiren vermöchte, es sei denn, daß ihre Kritiken doch für Den ein Spezialinteresse haben, der sich für Reynolds und Lairesse an sich interessirt. Und aus solchen und ähnlichen Motiven können wir Künstler-Kritiken den Laien-Kritiken vorziehen. Vorausgesetzt, daß beide Parteien durch die Natur der Materie, von der sie handeln, zum unsicheren Tasten, zum Trugschluß, zum Irrwahn verurtheilt sind, sagen uns Künstler-Kritiken deshalb mehr zu, weil sie von den bei Weitem interessanteren Persönlichkeiten ausgehen: wir setzen voraus, daß sich auch die Künstler irren, noch mehr als die Profanen, gerade weil sie Künstler sind; aber es amusirt uns besonders, sie bei diesem Irrthum zu begleiten, weil uns die Leidenschaftlichkeit erfreut, mit der sie vorgehen, die Kraft ihrer Ueberzeugung und die Begrenztheit, die glückliche Begrenztheit, — die wir neidend bewundern müssen.

Einer solchen neidenden Bewunderung gab ich mich auch hin, als ich in diesen Blättern neulich die so glatt und glänzend geschriebenen „Aphorismen über Kunst“ von Reinhold Begas las. Wenn man so glatt und glänzend redet, ist man vielleicht nicht deshalb ein geborener Schriftsteller, sicher aber ein geborener Plauderer. Weiß der Plauderer selbst, was er am Anfang gesagt hat? Er weiß es selten mehr. Und darum würde es unerhört pedantisch sein, Herrn Begas zum Vorwurf zu machen, daß er am Anfang gesagt hat, nur die Reiter können über den Sitz zu Pferde urtheilen, nur die Glieder der Zunft über das Kunstwerk; und am Ende: ich finde, Richard Wagner beherrscht nicht die Technik der Musik; auch ist Cornelius ein ganz schlechter Zeichner. Musik und Malerei sind nicht ganz das Fach, das Zunftfach von Reinhold Begas; kleinlich würde es aber sein, ihn darauf festzunageln, nützlicher erscheint dagegen Eins: eben aus diesem unwillkürlichen Aus-der-Rolle-fallen von Reinhold Begas die unbezwingliche Neigung zu demonstriren, die alle Welt erfüllt, sich über Dinge zu verbreiten, über die sie zu urtheilen nicht das Handwerkszeug hat.

Ganz oft hat man übrigens nicht das Handwerkszeug und doch das Zeug dazu, zu urtheilen. Wir nähern uns der Klasse der Sammlernaturen. Thoré hatte mehr Urtheil als Ingres; Sensier hat nie in seinem Leben gemalt, aber er hat Millet verstanden. Daß Gérôme ein Maler war, hat ihm die Erkenntniß von Millets Künstlergröße nicht näher gebracht und blind und thöricht ist er gegenüber Millet gewesen, während der Ministerialbeamte Sensier einsichtvoll war. Der Bankier, der sich von Raphael einen Landsitz mit hübschen Bildern dekoriren ließ, begriff Raphael wahrscheinlich; es hieße, Michelangelo unterschätzen, wenn man glaubte, er hätte Raphael nicht begriffen, aber er hat ihn jedenfalls nicht genügend in seiner Schönheit gewürdigt. Ein mittelguter Maler und guter Sammler war Sir Th. Lawrence, Menzel ist ein sehr guter Maler und versteht nicht, Corot zu würdigen. Er theilt diesen Mangel mit Cabanel, der geglaubt oder wenigstens behauptet hatte, so Etwas, wie Corot male, könne er jeden Nachmittag, wenn es für ihn schon zu dunkel sei, herstellen; leider hat er es nicht gethan. Aber er ist überhaupt kein guter Maler und, ich ziehe dieses Exempel zurück, weil es nicht so glänzend auf der Lichtseite ist wie bestimmt auf der des Schattens.

Freilich würde uns eine noch weit größere Zahl eklatant falscher Urtheile begegnen, wenn wir an eine Sammlung verkehrter Aussprüche aus Laienmund gingen. Eine der dümmsten Bemerkungen der neueren Zeit ist von Herrn Franz v. Holtzendorff in dem Augenblick begangen worden, als er des Herrn v. Payer „Bai des Todes“ sah. Das Poetische des Titels voll und ganz, wie man in solchen Fällen sagt, würdigend, müssen wir

leider unserer Vermuthung Nachdruck geben, daß es eben dieser Titel und der Inhalt des Bildes war, wodurch die irrige Meinung sich erzeugte, daß hier ein Kunstwerk vorläge, und nun gar ein großes. Als etwas, doch nicht viel weniger, verkehrt, und in der Tendenz eigentlich ganz auf das Gleiche hinauskommend, stellt sich die Meinung des Professors Hausrath dar, dem C. F. Lessing ein großer Historienmaler war, während den Herrn nur der Umstand beschäftigt hat, daß Lessing gewisse Themen wählte, die seinen protestantischen Glauben interessirten. Stets wird bei den Laien das Interesse für den Inhalt im Urtheil zu Fehlern verleiten, bei den Künstlern Cliquenansicht, Rivalität und Doktrin bezüglich des Stils und der Technik gefährliche Irrthümer erzeugen; es ist nicht nöthig, eine weitere Sammlung dieser Verirrungen vorzunehmen: früher oder später kommt Alles ins Gleiche und jeder Künstler zu der Würdigung, die er verdient.

Den Versuch, dieses Spätere früher eintreten zu lassen, nennt man die Kritik. Jeder, der die Kritik für mehr hält als für einen Versuch, ist im Irrthum. Während man selber diesen Versuch unternimmt, ist es nöthig, daß man wähnt, im Rechte zu sein; es ist aber nicht nöthig, daß man es danach noch wähnt, noch mehrere Jahre danach. Nein, die subjektive Kritik ist nur der Niederschlag eines Augenblickes, und so wenig wir morgen noch sein werden, wie wir heute sind, sondern sich eine Veränderung in unserem Sein ohne unser Beithun vollzogen hat, so wenig werden wir morgen noch annehmen, was wir heute glaubten.

Das hindert indessen nicht, daß es die Pflicht aller Kritiker ist, sich so viel als möglich zu unterrichten, — es ist die Pflicht aller Laien überhaupt, scheint es mir, und eine Art ebenfalls der Huldigung, die wir den Künsten und Künstlern schuldig sind. So vorbereitet wie möglich müssen wir sein, sie zu empfangen, und da es denn nicht erreichbar ist, in der Beurtheilung der Zeitgenossen gerecht zu sein, so müssen wir so viel Proviant wie nur möglich von Dem schaffen, was unser Urtheil nährt: kunstgeschichtliche Kenntniß. Zu einem Theil tritt sie nämlich für jene Reife ein, die man Dingen des Lebens gegenüber „Erfahrung" nennen würde; und immer wird der Kritiker im Vortheil gegen seine Kollegen genannt werden, der bei gleicher Fähigkeit, auf den ersten Blick zu einem Eindruck zu gelangen, über ein größeres Material an Kenntnissen verfügt. Diese führen ihm Vergleiche zu, gewähren ihm Einsichten und durchsetzen sein Empfinden im Momente derartig mit den Lehren, die die Kunstgeschichte giebt, daß Etwas hieraus entstehen mag, was als ein vorweg geahntes Urtheil der Zukunft erscheinen kann; natürlich auf schwankem Grunde; aber Der, der sich so rüstet, hat mindestens das Seinige gethan.

Ein Buch voll Weisheit und Erfahrung, voll Einsicht und voll

namentlich von Dingen, denen man nicht widersprechen kann, liegt nun in der kleinen Arbeit des Professors Karl Woermann vor: „Was uns die Kunstgeschichte lehrt.“ Ein verdienstliches und würdiges Buch, keins, das den Fachmann überrascht, aber das ihm nützlich erscheint wie kaum ein zweites. Denn dem großen Publikum wird es sehr viel beibringen; und manchen streitbaren Philister lehrt es Bescheidenheit. Es versucht, die Beurtheilung der Künstler unserer Tage auf den Boden der Wahrscheinlichkeit zu stellen und ohne Zorn und Haß von Denen zu sprechen, die das Publikum, und mit ihm mancher Kritiker, leichten Herzens verlacht. Gewiß ist, daß alle Fachleute fähig sind, sich von gewissen Eigenschaften rühren zu lassen, und in mancher Beziehung müssen wir glauben, daß uns das Gericht der Zukunft als etwas optimistisch beurtheilen wird; aber viel liebenswürdiger wird die Zukunft Die finden, die milde und aufnahmefähig zu sein suchten, als Die, die vom Schlechten befriedigte, seichte Spötter waren. Alles an dem Buche hat mir gefallen, selbst, daß der Autor nicht so ganz aus der Sphäre seiner ursprünglichen Bewunderungen hinausgegangen ist, um Preller aus dieser Sphäre auszuschließen. Denn es gefällt uns, wenn Werke über Kunst noch bei aller geschulten Mäßigung und bei den prinzipiellen Hinweisen auf Das, was unbedingt ist, das persönlich Bedingte nicht unterdrücken können. Es schimmert als der zarte Untergrund allen Interesses durch, giebt dem Buche Heimath, Wärme, dauerndes Leben.

Hamburg. Herman Helferich.

Nachschrift.

Da Herr Helferich von den Aphorismen gesprochen hat, die Reinhold Begas hier neulich veröffentlichte, möchte ich rasch darüber auch noch ein Wort sagen. Erstens hat Begas nicht behauptet, daß Wagner nicht die Technik der Musik beherrscht, sondern nur von dessen „humorloser Langeweile“ gesprochen; dabei ist leider ein Zwischensatz ausgefallen, der — in gewissen Grenzen — der Bewunderung des Bildhauers für den großen Schöpfer der Nibelungen Ausdruck gab. Zweitens hat Begas nicht, wie in zahlreichen Zeitungen unterstellt worden ist, in seinen Aphorismen an den letzten Reichstagsverhandlungen über das Nationaldenkmal Kritik geübt und „mit der Reichstagskommission abgerechnet“; diese Aphorismen waren seit mindestens anderthalb Jahren — nicht in einem Zuge, sondern gelegentlich — niedergeschrieben und sie kritisiren nicht bestimmte parlamentarische Vorgänge, sondern ganz allgemein die Wirthschaft der bunt zusammengewürfelten Kommissionen in Kunstfragen, wo schließlich doch dem Künstler die Entscheidung gebührt. Im Uebrigen wird Reinhold Begas gegen die Anpöbelungen aus der Presse allmählich wohl abgehärter sein. Jede sachliche Kritik seines Werkes ist selbstverständlich berechtigt; aber jede Möglichkeit einer Verständigung entschwindet, wenn die nur durch ihre Dreistigkeit legitimirten Beurtheiler vergessen, daß sie von dem unbestreitbar größten plastischen Künstler Deutschlands sprechen, von dem einzigen, den man getrost den großen Meistern der Renaissance vergleichen darf.

M. H.

Ein moderner Zauberkasten.

Vor einigen Jahren brachte der Kladderadatsch eine Zeichnung, die ich mir jetzt mit einem gewissen Behagen vergegenwärtige. Das Bild stellte eine Straße der Großstadt dar. An der Front eines mächtigen Gebäudes prangte ein Schild mit der Aufschrift: „Siemens und Halske." Reger Verkehr herrschte und alle Passanten bedienten sich eigenthümlicher Fahrzeuge, deren bewegende Kraft nicht zu erkennen war. Sie glichen ungefähr dem Veloziped für eine oder mehrere Personen. Einige Aufklärung über den Antrieb erhielt man dadurch, daß die Fahrzeuge vor dem Hause der vorhin genannten Firma hielten und ihre Besitzer kleine Kästen aus dem Portal heraustrugen, sie ihren Wagen einfügten und flott davon fuhren. Wir hatten es also hier mit einem Zukunftbilde des Accumulators oder — wie es die Germanisten unserer Reichspost nennen — des Sammlers zu thun, wie er sich im Haupte der Gelehrten des Kladderadatsch darstellte. Inzwischen ist diese Vorrichtung thatsächlich zu einem Zauberkasten geworden und die Wirklichkeit hat die Phantasie wieder einmal übertroffen.

Unter einem Sammler oder Accumulator versteht man bekanntlich eine Vorrichtung, in der elektrische Energie durch chemische Prozesse aufgespeichert und bewahrt werden kann. Die Accumulatoren sind aus den galvanischen Elementen hervorgegangen, welche direkt elektrische Ströme entwickeln können. Die wichtigsten und bekanntesten Vorrichtungen von diesen, die in allen Lehrbüchern der Physik beschrieben werden, wurden von Grove, Daniel, Bunsen, Leclanchez und Anderen konstruirt. Im Allgemeinen besteht ein solches Element aus einem mit Säure gefüllten Gefäße, in dem sich zwei Metalle befinden. Verbindet man diese durch einen Draht, so durchfließt ihn ein elektrischer Strom von Metall zu Metall. Galvanische Elemente sind sehr bequeme Mechanismen, sie haben aber die Fehler, daß sie für technische Zwecke zu theuer sind, daß ihre Kraft relativ schnell abnimmt und daß sie zum Theil schädliche Gase entwickeln. Dennoch waren die galvanischen Elemente lange Zeit hindurch die Quelle für die Ströme, die in unseren Telegraphen kreisen.

Durch eine zufällige Beobachtung wurde der französische Physiker Planté im Jahre 1860 auf die Konstruktion von Accumulatoren geführt. Planté stellte zwei Bleiplatten in eine Lösung von verdünnter Schwefelsäure und verband jede dieser beiden mit dem Pol eines galvanischen Elementes. Er entfernte dann nach einiger Zeit die Batterie und verband nunmehr die beiden Bleiplatten durch einen Kupferdraht. Es zeigte sich jetzt, daß ein neuer Strom von Bleiplatte zu Bleiplatte floß, aber in der dem primären Strom entgegengesetzten Richtung. Der Erfinder nannte seine Vorrichtung eine sekundäre Batterie und die durch sie hervorgerufene Bewegung den sekundären Strom. Der praktische Erfolg mit der neuen Batterie war anfangs nur ein sehr geringer und Planté stellte deshalb damals seine Bemühungen ein. Er nahm die Untersuchungen erst wieder auf, als mit der Erfindung der Dynamomaschine starke Ströme billig zu erhalten waren. Im Jahre 1879 erschien das sekundäre Element in vollendeter Form auf dem Markte.

Der Gesammtvorgang bei der Ladung des Plantéschen Apparates ist im Großen der folgende: Wiederum stehen zwei Bleiplatten in einer Lösung von ver-

dünnter Schwefelsäure. Die eine ist mit dem positiven, die andere mit dem negativen Pol der Dynamomaschine oder einer anderen stromerzeugenden Vorrichtung verknüpft. Der Strom, der die Kombination durchdringt, zersetzt das Wasser der Lösung in seine zwei Bestandtheile, den Sauerstoff und den Wasserstoff. Wie man leicht sehen kann, entwickelt sich der Sauerstoff an der positiven und der leichte Wasserstoff an der negativen Platte der Vorrichtung. Nach den Gesetzen der Chemie verbindet sich der Sauerstoff mit dem Blei der Platte und erzeugt eine blauschwarze Masse, die man als Bleiüberoxyd bezeichnet. Die Oberfläche der negativen Platte dagegen bildet sich zu einer aufgelockerten schwammartigen Masse um, die Bleischwamm genannt wird. So schnell allerdings, wie es nach dieser Schilderung erscheint, vollzieht sich der Vorgang nicht. Planté mußte vielmehr, um Das zu erreichen, sich eines eigenthümlichen Kunstgriffes bedienen. Nachdem der Strom der Dynamomaschine den zukünftigen Accumulator einige Wochen durchflossen hatte, schaltete er den Strom aus und ließ die Vorrichtung ruhen. Nach dieser Pause wurde von Neuem ein Strom durch die Kombination gesendet, der aber jetzt nach der entgegengesetzten Richtung floß. So mußte mehrere Jahre hindurch und mit entsprechenden Ruhepausen die Batterie beschickt werden. Ist Das geschehen, hat der Apparat das vorhin geschilderte Aussehen erhalten, dann ist er zum Gebrauche fertig. Er giebt nun einen sehr gleichmäßigen Strom, der nach einer Richtung fließt, bis durch weitere chemische Umsetzung die Batterie erschöpft ist und von Neuem ihre Ladung empfangen muß.

Der eigentliche Vorgang bei der Ladung der Accumulatoren besteht also darin, daß auf den Bleiplatten chemische Veränderungen hervorgerufen werden; und diese chemische Arbeit wird bei der Entladung in Elektrizität umgewandelt. Im Accumulator besitzen wir demnach ein vorzügliches Beispiel für das universelle Gesetz von der Erhaltung der Kraft, nach dem in der weiten Welt nirgends und niemals Energie verloren geht, sondern nur Energieverwandlungen stattfinden.

Die lange Zeit, die zur Formation eines Accumulators nach dem Planté'schen Verfahren nothwendig ist, macht ihn nun aber zu kostspielig, als daß man ihn in der Praxis allgemein verwenden könnte. Es gelang Faure, eine Methode zu ermitteln, durch welche die Formirung bedeutend beschleunigt wird. Dieser Techniker trägt nämlich die Masse, die beim Planté-Verfahren sich langsam bildet, gleich fertig auf die Bleiplatten auf. Als ganz vorzüglich geeignet hierfür wählte der Erfinder Mennige, eine Sauerstoffverbindung des Bleis, die auch sonst vielfache technische Verwendung findet. Trägt man diese Masse auf die beiden Bleiplatten auf und läßt den Strom hindurchgehen, dann bildet sich schon nach Verlauf weniger Stunden auf der positiven Platte Bleioxyd, auf der negativen Bleischwamm. Nach Verlauf einiger Tage ist ein Faure'scher Accumulator bereits vollständig entwickelt. Unterwirft man die positiven Platten der Accumulatoren, die nach dem Planté- und Faure-Verfahren konstruirt sind, einer genauen Untersuchung, dann erkennt man den tief einschneidenden Unterschied. Bei der Planté'schen Vorrichtung geht das Bleiüberoxyd durch die Poren des Bleis in die Platten selbst hinein und ist gleichsam mit diesen verwachsen. Beim Faure-Accumulator liegt die Masse hingegen nur ganz oberflächlich auf.

Seitdem wurden viele neue Accumulator-Formen veröffentlicht, die sich aber fast sämmtlich den von Planté oder Faure angegebenen Methoden mehr oder minder nähern. Eine der interessantesten dieser neuen Einrichtungen, die

beide Grundmethoden mit einander vereinigt, ist der im Jahre 1882 patentirte Tudor-Accumulator. Der Erfinder läßt nach dem Plantéverfahren zwei bis drei Monate den Strom zunächst durch die beiden Bleiplatten hindurchgehen. Hierdurch werden diese in eigentümlicher Weise vorbereitet. Nunmehr werden die so präparirten Platten mit Mennige bestrichen und etwa zwei Wochen nach der Faure-Methode behandelt. Zur Vollendung der Tudor-Accumulatoren gehört etwa ein Vierteljahr, und sie haben die Haltbarkeit wie die nach dem Planté-Verfahren erzielten. Vor Kurzem ist eine neue Form unserer Vorrichtung auf dem Markte erschienen, der Bleistaub-Accumulator, über dessen Eigenschaften die Meinungen der Techniker noch recht getheilt sind; während Einige darin den vollendetsten Energiesammler erkennen wollen, zweifeln Andere überhaupt an seiner praktischen Brauchbarkeit. Der Bleistaub wird in der Weise gewonnen, daß man in ein Gefäß mit geschmolzenem Blei ein Saugrohr tauchen läßt. Ueberhitzte Dämpfe drücken das Metall durch das Rohr hindurch in ein luftleeres Gefäß, wo es als Staub niederfällt. Durch hohen Druck ist man im Stande, aus dem Staub feste Platten herzustellen, die nach Angabe der Erfinder an der haltenden Platte gut haften sollen. Neuerdings gehen mehrere Firmen, die sich mit der Herstellung von Accumulatoren beschäftigen, von der Formirung mit Bleiplatten ganz ab. An erster Stelle ist hier die Aktiengesellschaft in Hagen, die Besitzerin der Tudorpatente, zu nennen. Sie hat zum Betriebe von elektrischen Bahnen einen in Amerika patentirten Accumulator übernommen, dessen eine Platte aus verzinktem Eisenblech, die andere aus einem Gewebe von Kupferdrähten besteht.

Die Anwendung der Accumulatoren ist sehr mannichfaltig. Schon ehe der Accumulator als praktisch durchgearbeiteter Apparat auf dem Markt erschien, beschäftigte er nicht nur die Phantasie der Erfinder. In den Romanen Jules Vernes tritt er als Universalinstrument auf, durch das die fabelhaftesten Leistungen zu erreichen sind, und bald schien es, als sollten die Mechaniker den Dichter übertreffen. Eine besonders große Rolle spielte der Accumulator bei allen Leuten, die sich mit der Herstellung lenkbarer Luftschiffe beschäftigten. Dem ersten Sturme folgte allerdings sehr bald die Ernüchterung. Es ist ja zweifellos, daß es bei der Entwickelung der heutigen Technik nur einer sehr kräftigen und leichten Kraftmaschine bedarf, um ein lenkbares Luftschiff zu schaffen. Aber Das ist jetzt noch nicht erreicht und alle die Versuche, die mit so großen Hoffnungen dem Publikum bisher vorgeführt wurden, sind gescheitert; die Accumulatoren sind gegenwärtig noch zu schwer.

Als Planté bemüht war, im Accumulator eine neue Kraftquelle zu schaffen, hatte er im Sinn, eine bessere Stromquelle für die Telegraphie zu ermitteln, als man sie in den gewöhnlichen galvanischen Batterien bereits besaß. Jedoch sind die Accumulatoren für diesen Zweck erst in den letzten Jahren wirklich reif geworden; und Das verdanken wir zumeist den Untersuchungen der Ingenieure der Reichspost. Der Betrieb mit Accumulatoren ist bedeutend einfacher und sehr viel billiger als der mit galvanischen Batterien. Auch für die Erzeugung des elektrischen Lichtes ist jetzt der Sammler von hervorragender Bedeutung geworden. Gerade in der letzten Zeit haben beispielsweise die vielen Unglücksfälle, die bei den Bahnzugbränden entstanden sind, klar gezeigt, wie unpraktisch die bisherige Waggonbeleuchtung ist. In Amerika sind längst fast alle Züge durch elektrische Glühlampen erleuchtet, die den speisenden Strom durch Accumulatoren empfangen. Man bemüht sich jetzt viel-

ach auch in Deutschland, solche Sammler zu schaffen, die sich für diesen Zweck besonders eignen. — Auch in den großen Centralen zur Erzeugung des elektrischen Lichtes bedient man sich rein aus ökonomischen Rücksichten des Sammlers. Die Großmaschinen, die hier arbeiten, sind nur dann nutzbringend, wenn sie ihre Thätigkeit mit höchster Belastung vollführen. Nun ist aber die Inanspruchnahme im Laufe des Tages eine sehr verschiedene. Aus diesem Grunde laden beispielsweise die Berliner Elektrizität-Werke während der Vormittagsstunden eine nur mit Accumulatoren ausgerüstete Station im Thiergartenviertel, und diese spendet ihre so erhaltene Kraft während der Abend- und Nachtstunden. Ueberhaupt hat sich die Möglichkeit herausgestellt, durch Vereinigung der sehr hoch entwickelten Gasmaschine und der Accumulatoren ohne den Aufwand großer Kapitalien überall da das elektrische Licht einzuführen, wo eine Gasanstalt vorhanden ist. Dadurch kann fast jeder Ort sich die modernste Beleuchtung verschaffen. Uebrigens laden im Interesse der Landbewohner seit etwa Jahresfrist große Centralen Accumulatoren, die sie dann billig versenden. Voran ging hierbei die Firma Siemens & Halske in Wien. Die Accumulatoren, die in bewegten Räumen Aufstellung finden sollen, bereiten dadurch Schwierigkeiten, daß die flüssige Masse fest einzuschließen ist und daß die poröse Masse auf den Platten leicht zerbröckelt und abfällt. Man fabrizirt jetzt Apparate, die eine gelatinöse Masse enthalten. Eine sehr erprobte Kombination dieser Art (von Schoop) besteht aus Wasserglas, Schwefelsäure und Asbest. Diese neuen Kraftkästen eignen sich z. B. ganz vorzüglich zum Betriebe von Booten. Das hat sich recht deutlich auf der Weltausstellung zu Chicago bei den neuen Reckenzaunschen Booten gezeigt. Uebrigens sind auch schon früher von großen Firmen elektrische Boote durch Sammler getrieben worden. Sie haben die Annehmlichkeit, daß sie ohne Rauch und Ruß und Hitze, wie sie ein Dampfkessel verbreitet, und ohne den unangenehmen Geruch des Petroleums oder Benzins fast geräuschlos dahingleiten.

Nachdem man es zu Stande gebracht hat, widerstandsfähige Accumulatoren zu bauen, tritt auch die Frage, ob es ökonomisch sei, Straßenbahnen mit ihnen zu betreiben, wieder in den Vordergrund. Besonders die neuen Eisenblech-, Zink- und Kupfer-Elemente der schon erwähnten Aktiengesellschaft in Hagen haben in New-York zu guten Resultaten geführt. Die oberirdische Stromzuführung ist dort seit einiger Zeit verboten. Dieses Verbot zwang die Bahngesellschaft, sich der Accumulatoren zu bedienen. — Aber auch unter der Erde begegnen wir dem Sammler. Es ist bekannt, daß trotz der Davyschen Grubenlampe durch den Leichtsinn der Knappen die Gefahr einer Zündung der schlagenden Wetter in den Bergwerken heraufbeschworen werden kann. Vor Kurzem sind nun durch Vorster in Jena Grubenlampen konstruirt worden, die der Hauptsache nach aus leichten Sammlern von parabolischer Form bestehen, in deren Vertiefung sich kleine Glühlampen befinden. Der Apparat ist nicht zu schwer und funktionirt vortrefflich.

Damit ist die Anwendung der Accumulatoren noch keineswegs erschöpft. Arbeitmaschinen aller Art, in der Werkstatt wie in der Häuslichkeit, finden in diesem wahrhaft modernen Zauberkasten eine immer bereite Betriebskraft. Leider ist auch jetzt noch der Preis zu hoch, als daß man den Apparat mit Vortheil überall benutzen könnte. Franz Bendt.

Der Lustmörder.

„Mama, was ist denn ein Lustmörder?“ An einer Straßenecke hörte ich, wie ein nett geputztes Mädchen von neun, zehn Jahren — griechischer Knoten natürlich, Korsett und höchst neugierige Augen — die Mutter danach fragte, die ein Extrablatt in den Händen hielt. Irgend ein Annoncenpolitiker hatte, um für sein Blättchen rasch und billig eine Reklame zu machen, in einer besonderen Ausgabe dem Publikum mitgetheilt, daß ein wüster Geselle, der im Grunewald ein armes Mädchen überwältigt und abgeschlachtet hatte, von der Polizei eben schon aufgegriffen sei, und der feuchte Fetzen wurde den Vertheilern gierig auf allen Straßen nun aus den Fängen gerissen. Ich habe nicht mehr gehört, wie die befragte Mama sich aus der Verlegenheit geholfen hat; einen sehr unangenehmen Nachgeschmack aber habe ich von dem an der Ecke Erlauschten doch mitgenommen, und als ich im Kaffeehause bald darauf einen Zeitungstoß vor mir hatte und überall, in feudalen und demokratischen, in frommen und unfrommen Blättern, immer wieder die durch Sperrdruck kenntlich gemachten Geschichten vom Lustmörder fand, da stieg ein heißer Ekel mir auf und nun mußte ich fragen: Wer giebt dieser Sippe, die täglich sich ihrer volkserzieherischen Leistungen rühmt und die sittlich entrüstet ist, wenn ein Schuft öffentlich ein Schuft genannt wird, das Recht, jeden blutrünstigen Quark breitzutreten, nur um die Spalten zu füllen, und den verbrecherromantisch lockenden Kitzel den Familien in die Häuser zu tragen?

Ein Maurer, so scheint es, hat einer Diakonissin Gewalt angethan und die um Hilfe Jammernde dann getötet. Bloße Brunst kann zu solcher Schandthat nicht führen, denn die findet auch außerhalb der westafrikanischen Zone für ein paar Pfennige leicht Befriedigung; in allen Preislagen bietet die gute bürgerliche Gesellschaft dem Hungernden die Prostitution und an der Peripherie der Hauptstadt ist der Tarif selbst für einen Maurer niedrig genug. An eine konträre Sexualempfindung, wie in schwelgendem Beharren sie Krafft-Ebing als Sadismus und Masochismus beschreibt, ist auch nicht zu denken, denn die pflegt erst mit der Hyperästhesie sich einzustellen, mit dem von der geschlechtlichen Ueberreiztheit und von der brünstig kränkelnden

Phantasie gepeitschten Drang, im sexuellen Affekt Schmerz zuzufügen oder Schmerz zu erleiden. Den müden Marquis de Sade konnte die Lust peinigen, an Justines gräßlich blutenden Reizen die erschlafften Nerven gewaltthätig aufzurütteln, und Rousseau, den Binet sehr fein einen rhetorischen Flagellanten nennt, konnte sich effeminiren, um im geheimsten Genuß selbst noch sich als einen geknechtet im Staub Kriechenden zu empfinden. Bei einem Maurer, der an der Tafel galanter Genüsse gewiß nur die derbsten Gerichte gekostet hatte, müßte eine verbrecherische Perversität, die Zola an seinem Jacques durch die Vererbung und durch ein Milieu zu erklären versucht, mindestens ungewöhnlich erscheinen. Eher noch kann man an eine andere Möglichkeit denken: an die durch schlechte Zeitung- und Roman-Lecture vergiftete Phantasie, die den Taumel erzeugt und das unwiderstehliche Gelüsten loskettet, in einem dumpfen, dämmernden Dasein einmal wenigstens von den Genüssen den außerordentlichsten zu umklammern. Ein Maurer ist ohne Arbeit und Lohn; er hat mehr Zeit als sonst, in Pfennigblättern und Kolportageromanen sich satt zu schmökern; sein Geld geht zu Ende und Triebe, die lachend sonst an der nächsten Ecke befriedigt wurden, melden sich mahnend im Blut; müßig durchstreift er abgelegene Wege, um am Anblick arbeitender Kameraden nicht den nagenden Neid zu stacheln, und im unbeschäftigten Sinn regt sich, mählich erwachend, die lüstern kratzende Erinnerung an allerlei blutig lockende Gräuel, die er mit suchenden Sinnen verschlungen hat, um mit ihrem schwülen Duft den wilden Geschlechtshunger zu betäuben. Er überfällt ein argloses Mädchen und schlachtet die Aermste, die er ohne Genuß, nur in dem triumphirenden Gefühl, ein interessanter Verbrecher geworden zu sein, besitzt; denn davon hat er irgendwo einmal Etwas gelesen; er taumelt weiter und schändet eine zweite Frau, um sich selbst vorzuprahlen, daß er ein Kerl ist, der nach solcher That noch frischweg zu genießen vermag; dann kriecht er in seine Schlafstelle zurück, verfolgt mit schmunzelnder Gier, wie das Ding, das er in seiner Beschränktheit für die öffentliche Meinung der Hauptstadt hält, eine Woche lang sich mit dem Geheimniß seines Vollbringens beschäftigt, liest eifrig, was darüber gedruckt wird, und findet sich pünktlich ein, als die Leiche der Geschändeten zur Schau gestellt wird. Ein Kapitelschluß fällt ihm ein, wo der Mörder kalt lächelnd und unbekannt unter der trauernden Menge an der Totenbahre seines Opfers stand; auch davon hat er irgendwo einmal Etwas gelesen. Vielleicht muß er den wüsten Mordwahn einer trunkenen Stunde auf der Richtstätte büßen, — vielleicht; jedenfalls aber wird er ein besonders interessanter Verbrecher sein und alle Zeitungen werden von ihm berichten, — von ihm, dem armen Maurer, den so lange Niemand kannte, Niemand beachtete.

Und er täuscht sich nicht. Die Presse begnügt sich nicht, knapp und nüchtern, nach dem Polizeibericht, die traurige Thatsache zu melden, sie greift hastig nach dem sensationellen Stoff und erschöpft sich in pikanten Einzelnheiten: wie die Kleider der Ermordeten lagen, welche Eigenthümlichkeit der Körperstellung auf einen Lustmord deutet und wie der Mörder auf seinem Opfer knieend gesehen wurde; nicht die Verwandten der Toten nur bis ins vierte Glied, nein, auch die Familienverhältnisse der zweiten, der lebenden geschändeten Frau werden, sicher zur Freude des Mannes und der Kinder der Unglücklichen, ausführlich geschildert und kein widrigstes Detail wird unterdrückt, denn der Sommer ist vor der Thür, der Stoff fängt an, knapp zu werden, Kiderlen ist mit Waschzetteln auch vorsichtiger geworden, mit vernünftigen Dingen fängt man keine Abonnenten und —: wenn wirs nicht bringen, bringts der Konkurrent nebenan und der kann beim Quartalsschluß dann uns gefährlich werden. Das freie Spiel der Kräfte regt sich, Keiner will hinter dem Anderen zurückstehen, die billigsten Blätter sind, wo die hohe Politik und die lokalen Machthaber nicht in Frage kommen, immer die eifrigsten und ein besonders findiger Mann macht rasch gar ein Extrablatt. Nun beginnen die Personalbeschreibungen des Mörders: wie er aussieht, ob er muthig, gefaßt, brutal vergnügt ist oder in Reue zusammenknickt, wie er die erste und dann die zweite Frau überfallen hat, — und so weiter, bis der rothe Dunst in die Wohnstuben und in die Küchen dringt, die Phantasie der Kinder umnebelt und manchem Erwachsenen fast eine Bewunderung für den Kerl suggerirt, der zweimal so Ungeheuerliches vollbracht hat. Sexualkitzel und Blutdurst, Wollust und Grauen vereinen sich und strömen ein wundervoll gräßliches Aroma aus; die Literatur, pfui! die muß anständig sein, gut bürgerlich und sittenrein, die darf von den Nachtseiten des Lebens nichts wissen, in verdüsterte Seelen schlimmer Sittengesetzesbrecher nicht hinabtauchen, aber im Lokaltheil, lieber Gott, da müssen wir doch bringen, was unser Publikum interessirt, und der Lustmörder ist heute in Berlin der interessanteste Mann. Und verliebte Paare pilgern hinaus, den oft beschriebenen Platz des Verbrechens an schönen Sonntagen gerührten Herzens sich zu betrachten.

Eben lese ich, daß im Grunewald wieder geschändet worden ist. Vielleicht ists nicht wahr, denn es steht in der Zeitung; zum Verwundern aber wäre es nicht. Unsere Einrichtungen sind so, daß sie Manchen verlocken können, ein unnützliches, ein werthloses Leben an eine Minute grauenvollen Genusses zu setzen, der vielleicht zum Abschied von diesem Leben zwingt, ganz sicher aber der Eitelkeit den Kitzel gewährt, in der papiernen Welt mindestens eine Woche lang interessant zu sein und nett geputzte Mädchen zu der Frage zu stacheln: Mama, was ist denn ein Lustmörder? M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. April 1894.

Ordalien.

Als zwischen der latinischen Stadt Albalonga und der stolz aufgeschossenen Tochter Roma, die der allen Gymnasiasten unausstehliche Tullus Hostilius damals beherrschte, von schlimmer Eifersucht eine wilde Fehde entfacht war, wurden aus beiden Städten stattliche Drillinge ausersehen, im Einzelnkampf den nimmer rastenden Streit der Rivalinnen zu beenden. In hartem Anprall maßen die Curiatier aus Latium mit den römischen Horatiern die Kräfte, und da die latinischen Drillingsbrüder im Kampf unterlagen, mußte die Mutter Albalonga seufzend ins Joch der Herrschaft Romas sich fügen. Der von der Sage rühmend weitergetragene Dreimännerkampf war nur die vereinfachte, die beschleunigte und minder grausame Form einer Kriegführung, deren Erfolg auch sonst damals noch von dem Maß ganz persönlich aufgewendeter Tapferkeit abhängig war. Die Kommunalherrscher zeigten im Verbrauch von Menschenleben eine für diese frühe Kulturepoche besonders löbliche Sparsamkeit: sie hatten den sehr vernünftigen Einfall, anstatt der misera plebs die Edelsten der Nation den Strauß ausfechten zu lassen, und ihr aristokratischer Glaube mußte sie zu der Annahme führen, daß der Stadt, deren vornehmste Kämpfer den Sieg erstreiten würden, auch die Herrschaft gebühre. An ein Gottesurtheil dachte die romanische Anschauung wohl kaum; die antike Welt mußte erst in Trümmern liegen, das Christenthum mußte in frühen Formen sich die Erde erobern, ehe mit dem Heraufkommen der

Germanen, die streitbar blieben und doch christgläubig wurden, solcher Gedanke allmählich aufdämmern konnte. An die Stelle lustig lebender und leben lassender Götter, die nach Gunst und Laune, ganz wie ein absoluter König, belohnt oder gestraft, ihren Beistand gewährt oder versagt hatten, trat ein ernster, gerechter und öfter noch strenger als milder Gott, der, wie ein konstitutionell regirender Herr, nie an ein rasches persönliches Gelüsten sich verlor und gewissenhaft immer in den Schranken der Verkündigung blieb. Diesen gerecht richtenden Gott konnte in Nöthen der Glaube anrufen, ihm konnte geruhig er in zweifelhaften Fällen den Schiedsspruch anvertrauen, und so entstand im Laufe der Zeit die Sitte der Gottesurtheile, die von dem angelsächsischen ordâl den Namen Ordalien empfingen. Das Kreuzgericht, das Bahrrecht, die Proben des Feuers, des Wassers und des heiligen Bissens kamen auf und schließlich fand man im Zweikampf das geeignetste Mittel, die Stimme des richtenden Gottes vernehmbar zu machen. Mit gleichen Waffen traten annähernd gleich tüchtige Kämpfer einander gegenüber, nicht mehr, um als Vertreter der Allgemeinheit um die Herrschaft zu ringen, sondern, um beim Waffengang vom höchsten und weisesten Richter ihren Zwist entscheiden zu lassen.

Mit dem Brauch pflegt bald auch der Mißbrauch sich einzustellen. Fanatismus und Schlauheit verstanden sehr gut, bei Hexenprozessen und Ketzergerichten den blinden Glauben an Gottesurtheile sich dienstbar zu machen: man half dem unsichtbaren Richter etwas nach, man wußte unbequemer Gegner sehr geschickt dadurch sich zu entledigen, daß man sie solchen Proben unterwarf, die kein sterblicher Mensch zu ertragen vermag, und da in dem beliebtesten Mittel, im Zweikampf, noch immer einige Gefahren sich bargen, ließen gewaltthätige Naturen von der Art der Malatesta und Medici die Gottesgerichte der Sicherheit wegen von gedungenen Mördern vollziehen. Je mehr nun der Glaube an die Bereitwilligkeit eines Gottes, der als ein mild, ohne Blutgier und Rachsucht, Waltender mählich begriffen wurde, zur Schlichtung jedes häßlichen Haders als ein Aberglaube erkannt werden mußte, desto mehr wich auch die Gewöhnung an die entscheidende Wunderkraft der Ordalien. Der Zweikampf verlor die mystische Bedeutung, er galt nur noch als ein äußerstes Mittel persönlichen Schutzes persönlicher Ehre, als eine blutige Reinigung von erlittenem und auch von angethanem Schimpf; denn da nun der Glaube an ein über-

irdisches Eingreifen entschwunden und an seine Stelle eine resignirte Hinnahme des zufällig waltenden Glückes der Waffen getreten war, mußte man auch den im Kampf Unterliegenden, den Beleidiger wie den Beleidigten, für gereinigt erklären. Solche Auffassung konnte nur aus germanischem Empfinden erwachsen; dem Römer war unser Ehrbegriff fremd, er kannte nur sein fest umgrenztes Bürgerrecht, das die Gesammtheit allein ihm verleihen und wieder entziehen konnte, er war gegen wörtliche Ehrenkränkung unempfindlich und die zwölf Tafeln wie die spätere Gesetzgebung der Kaiserzeit bedrohten mit harter Strafe nur die libelli famosi, ohne für die Beleidigung, wie wir sie heute verstehen, irgend welche Vorsorge zu treffen. Den persönlichen Ehrbegriff brachten erst die Germanen mit in das Recht und sie suchten für diesen empfindlichsten Punkt ihres Fühlens die verschiedensten Schutzmittel; für jedes Schimpfwort wurde eine bestimmte Buße festgesetzt, dem Spruch der Genossen wurde eine reinigende Kraft zugewiesen und als letztes Mittel wurde das Schwert erwählt, das Blut fließen läßt und im Blut die Beleidigung fortspült. Die Zeit der Gottesurtheile war vorbei, aber die Sitte des Ausheischens zum Zweikampf bürgerte sich ein und sie nahm bald so überhand, daß gegen gewaltthätige Durchbrechungen der Rechtssicherheit gerichtliche Verbote und Strafandrohungen erlassen werden mußten. Das Individualrecht auf die selbstherrliche Wahrung der persönlichen Ehre, das den Quiriten unverständlich geblieben war, hatte sich eine so breite Gasse gebrochen, daß nun wieder das im Staat vertretene Gesammtinteresse schützende Mauern aufführen mußte. Seitdem hat die Beurtheilung des Zweikampfes unaufhörlich geschwankt; strenge Duellverbote sind, namentlich in Oesterreich, schon im Mittelalter ergangen, Friedrich und Joseph der Zweite haben den Zweikampf mit schweren Strafen bedroht und Savigny wollte die Duellanten gar mit entehrender Verurtheilung treffen. Heute ruht bei den Verständigen längst der Streit; die Gesetzgebung hat mit der Sitte sich abgefunden, sie konnte in den Ländern der allgemeinen Wehrpflicht nicht daran denken, im bürgerlichen Leben mit entehrenden Strafen einen Brauch zu bedrohen, dessen Befolgung in der militärischen Sphäre als ein unabweisbares Gebot gilt, und sie mußte sich damit begnügen, durch gelinde Bußbestimmungen gegen die Gefährdung eigenen und fremden Lebens zu protestiren. Auch ein aufgeklärter Sinn, der mit Franz von Liszt den Zweikampf in systematischer Beziehung auf eine

Stufe mit dem Glücksspiel stellt, muß zugeben, daß da, wo die Gesetzgebung versagt, der Versuch der Selbsthilfe unter gewissen Umständen zu dulden und ganz sicher zu begreifen ist.

Aber auch nur da. Es ist verständlich, daß man die Ehre einer Frau, einer Familie, nicht dem Spießruthenlauf durch einen unbeschränkten Wahrheitbeweis aussetzen will, und es sind auch Fälle denkbar, wo in zwei Menschen die Empfindung wach wird, daß nur für einen von ihnen auf dieser Erde noch Raum ist. Fragen von so delikater und ganz persönlicher Bedeutung sind mit einer starren Formel nicht zu beantworten. Nur Das darf man mit unbedingter Sicherheit behaupten, daß überall da das Duell nicht allein ein Vergehen gegen das staatlich geregelte Recht, sondern auch ein soziales Verbrechen wird, wo andere Mittel der Reinigung sich bieten. Ein Mann, der in seiner Berufsthätigkeit oder in seiner menschlichen Ehre öffentlich angegriffen wird, hat zwei Möglichkeiten der Abwehr: er kann öffentlich die Unwahrheit der beleidigenden Behauptungen nachweisen oder, wenn er sich stark und in seinem Ansehen sicher genug fühlt, die Angriffe ignoriren. Hält er den Beleidiger für unehrenhaft, dann wird dessen Meinung ihm gleichgiltig sein und er wird das Urtheil getrost den verständigen Zuschauern überlassen; hält er ihn aber für ehrenhaft, dann wird er ihn von der Unhaltbarkeit seiner Behauptungen überzeugen und in der schon vom alten germanischen Volksrecht vorgesehenen Ehrenerklärung sich die wirksamste Genugthuung verschaffen. Wer für formale Beleidigung gerichtliche Sühne sucht, beweist, daß er für den vielleicht etwas hitzigen Ausdruck einer sachlich unbestreitbaren Ansicht Rache zu nehmen wünscht. Wer auf öffentlich ausgesprochene beleidigende Behauptungen mit einer Herausforderung zum Zweikampf antwortet, beweist erstens, daß er die Person des Beleidigers als untadelhaft und zur Satisfaktion fähig anerkennen muß, und zweitens, daß er die konventionelle Reinigung durch den Zufall des Waffenglückes einer öffentlichen Aufhellung des Thatbestandes vorzieht.

Dieses nicht allzu erfreuliche Schauspiel hat einer der Gekränkten von den Marschall-Inseln eben uns vorgeführt. Der Geheimrath von Kiderlen-Wächter hat, ungefähr drei Monate, nachdem im Kladderadatsch die bekannten Angriffe gegen den Austernfreund und das Spätzle begonnen hatten, Herrn Polstorff, dem Redakteur des Witzblattes, eine außerordentlich schwere Pistolenforderung zugeschickt. In den Zeitungen

wird jetzt über die Frage gestritten, welcher Privatbrief des Redakteurs den äußerlichen Anlaß zu dem Duell gegeben hat; die Beantwortung dieser Frage ist aber ganz gleichgiltig, denn dem Suchenden bietet in solchen Dingen sich immer ein Anlaß. Die Veröffentlichung des Polstorffschen Privatbriefes war ein bemerkenswerthes Stück publizistischer Unanständigkeit, den geärgerten Herren der Wilhelmstraße aber wurde damit ein jeden Dankes werther Dienst geleistet. Ganz schlau begann man die von den Gegnern leider vernachlässigte Taktik des Isolirens: nicht Herr Polstorff nur, sondern auch sein bekannterer Kollege Trojan rief laut und anhaltend nach einem Gerichtsverfahren, das ihnen die Möglichkeit geben sollte, für ihre Behauptungen den Beweis zu erbringen; aber die Batterien wurden nur gegen Herrn Polstorff gerichtet und der Theil unserer Presse, der entschlossen ist, um jeden Preis und unter Opferung aller sonst noch so laut ausgebrüllten Prinzipien das lebende Inventar des Caprivihofes zu vertheidigen, erschöpfte sich in Schmähungen gegen einen Mann, der vielleicht unvorsichtig und ungeschickt, aber sicher nicht unehrenhaft gehandelt hatte. Es ist interessant, sich jetzt zu erinnern, daß Herr Polstorff von den offiziösesten Blättern zu den erbärmlichsten Verleumdern und zum Abschaum der Menschheit geworfen wurde, während der Dirigent des offiziösen Chores den so Beschimpften doch einer persönlichen Satisfaktion für fähig hielt. Nur die wüste Preßhetze konnte Herrn Polstorff hindern, bis nach der gerichtlichen Erledigung der Sache sich der Forderung des schwäbischen Herrn zu entziehen; hätten die Zeitungleute sich objektiv verhalten und, wie es ihre Pflicht war, ohne für den einen oder den anderen Theil Partei zu ergreifen, den Wunsch nach unzweideutiger Klärung des Thatbestandes ausgesprochen, dann wäre der Zweikampf unnöthig gewesen. Jetzt ist Herr Polstorff nicht unerheblich verwundet worden und, siehe da, das Wuthgeheul, das in der liberalen Presse sonst jedem Duell zu folgen pflegt, läßt nun als ein schüchternes Zirpen höchstens sich irgendwo vernehmen. Ein Beamter hat, ohne dazu genöthigt zu sein, sich eines eklatanten Rechtsbruches schuldig gemacht und einen Familienvater, der ihn öffentlich, unter Anbietung des Beweises, in seiner Amtsthätigkeit angegriffen hatte, wahrscheinlich für Monate seinem Beruf entzogen. Wenn man bedenkt, welche Koramirungen, welche einstweilen nur an gewissen Symptomen erkennbaren Vorgänge schon

vorher sich abgespielt hatten, dann wird der Zweikampf erst recht interessant. Irgend eine offizielle Erklärung ist bis jetzt noch nicht erfolgt, und was an offiziösen Beschwichtigungen geleistet wurde, hat seine Wirkung verfehlt. Im Reichsanzeiger wurde zuerst verkündet, die Angriffe des Kladderadatsch seien nichts als „der Ausfluß einer unbekannten persönlichen Gegnerschaft" und es genüge, sie „hiermit zu charakterisiren." Das scheint dann aber doch nicht genügt zu haben; denn, obgleich im Reichsanzeiger später geleugnet wurde, daß vom Auswärtigen Amt jemals in der Angelegenheit ein geheimer Missionar abgesandt worden sei, ist das Witzblatt zweimal gebeten worden, seine Angriffe einzustellen: zuerst, auf Wunsch des Grafen Caprivi, vom Kammergerichtsrath Wichert, und dann, auf Veranlassung des Auswärtigen Amtes, vom Generalmajor Spitz. Als diese Missionen ergebnißlos blieben, hat Herr von Kiderlen-Wächter Herrn Polstorff vor die Pistole gefordert. Inzwischen hatte das Reptiliarien-Orchester das ihm vorgeschriebene Programm tapfer heruntergespielt und durch dreiste und dumme Lügen den Sachverhalt so wirksam entstellt, daß man noch jetzt in russischen Blättern, die mitunter noch thörichter und schlechter bedient als unsere sind, die allerliebste Behauptung lesen kann, den ganzen Unfug habe der bösartige Bismarck angestiftet und der Kaiser habe ein gerichtliches Vorgehen verboten, um den Mann in Friedrichsruh vor einer schmählichen Verurtheilung zu bewahren.

Mit dem Knalleffekt aber, der jetzt diese lieblichen Weisen unterbrochen hat, ist die Sache durchaus nicht beendet. Es kann uns gleichgiltig sein, wie Herr von Kiderlen seine amtliche Thätigkeit gegen Angriffe schützen zu müssen glaubt; wichtig ist nur, daß er durch die Art dieses Schutzes die Ehrenhaftigkeit des Angreifers über allen Zweifel hinaus festgestellt hat. Damit gewinnen diese Angriffe eine wesentlich erhöhte Bedeutung und es wird nöthig sein, nun namentlich von der Thätigkeit des Hauptbeschuldigten, des Herrn von Holstein, jeden befleckenden Verdacht zu entfernen. Ein Schuß beweist gar nichts, da wir an die mystische Wunderwirkung der Ordalien schon längst nicht mehr glauben. Und wenn die Uebermenschen des Auswärtigen Amtes, nach dem Vorbilde der Horatier, Mann für Mann selbst mit den Gelehrten des Kladderadatsch kämpfen wollten, so bliebe trotzdem die Frage immer noch unbeantwortet, ob auf den Marschall-Inseln wirklich die Brunnen vergiftet worden sind.

❧

Weltbritannien und Lord Rosebery.

Mit der Annahme des russischen Handelsvertrages ist die deutsche Handelspolitik bis zum Jahre 1904 „festgelegt“. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist daher ganz dazu angethan, um unter weitestem Horizont, das Auge fest auf die großen, entscheidenden Faktoren und Konjunkturen der internationalen Handelspolitik gerichtet, eine Rückschau auf die handelspolitischen Vorgänge der letzten vier Jahre und eine eben solche Ausschau ins nächste Jahrzehnt zu richten, um zu prüfen, ob wir mehr gewonnen oder ob wir mehr verloren haben, um zu erkennen, was wir weiterhin zu hoffen oder was wir zu befürchten haben. Hierbei werden die englischen Pläne eines „weltbritischen Präferentialzollbundes“ und die durch den Grafen Caprivi jüngst in Danzig verlautbarten Gedanken, welche unser Kaiser in Beziehung auf festeres Zusammenstehen europäischer Staaten im zwanzigsten Jahrhundert bereits zu hegen scheint, sich ganz von selbst in den Vordergrund schieben. Diese Zukunftsfragen braucht man nur ruhig ins Auge zu fassen, um eher Trost als Schrecken daraus zu schöpfen und zur Einsicht in die letzten Ursachen der handelspolitischen Wirren letzter Zeit, zur Einsicht in die Mittel ihrer künftigen Verhütung sich zu erheben.

Zieht man nun die Bilanz der jüngsten Handelspolitik, so werden selbst Diejenigen, welche den Verträgen seit 1891 zugestimmt haben, weil ihnen der drohende Zollkrieg aller gegen alle Staaten, der Mangel an jeder „Stabilität“ und Berechenbarkeit des internationalen Verkehrs mit Recht oder Unrecht ein unerträglicher Gedanke gewesen ist, sich nicht verhehlen können, daß der Gewinn auf unserer Seite der größere nicht gewesen ist. Man kann die Frage, ob wir Oesterreich, der Schweiz, Belgien und Italien gegenüber mehr eingeräumt haben, als wir eingeräumt erhielten, jetzt auf sich beruhen lassen; die sich hierüber entgegenstehenden Meinungen werden nicht unter einen Hut zu bringen sein. Dagegen kann kaum ein Zweifel bestehen, daß wir gegenüber jenen großen Ländern, die uns seit Jahren die Daumschraube einer für unsere Exportindustrie ruinösen Prohibitionspolitik in brutaler Weise aufgesetzt, jenen Reichen, welche die mitteleuropäischen Staaten in einer handelspolitischen Zwangslage festzuhalten verstanden haben, Alles in Allem gerechnet, den Kürzeren gezogen haben. Nordamerika hat heute noch seinen Mac Kinley-Tarif und hat dennoch alle Vortheile unserer Verträge von 1891 ohne positive Aequivalente an sich gerissen. Rußland aber ist trotz der Tarifherabsetzungen und Tarifbindungen des jüngsten Vertrages nicht einmal so weit zurückgegangen, daß das handelspolitische Verhältniß, welches nun auf zehn Jahre zwischen ihm und uns bestehen wird, auch nur als ein mittlerer Zustand zwischen Prohibi-

tionismus und Freihandel, auch nur als ein bloßes Schutzsystem bezeichnet werden darf; der russische Industrietarif für unsere Exportartikel ist noch immer hochschutzzöllnerisch, theilweise prohibitiv. Jedenfalls Rußland und den Vereinigten Staaten gegenüber haben wir, wenn wir uns nicht selbst täuschen wollen, eine handelspolitische Unterbilanz uns einzugestehen.

Wie ist Das gekommen? wie konnte es und mußte es so kommen? Darauf läßt sich einfach antworten: durch die absolut freihändlerische Passivität Englands allem Zollkrieg der amerikanischen und der russischen Handelspolitik gegenüber. Ob wir Deutsche durch Retorsionen hätten allein Einiges ausrichten können, darüber kann gestritten werden. Viel war sicherlich nicht zu erreichen, da England, im buddhistischen Gleichmuth der Freetrade-Orthodoxie alle Püffe ruhig aushaltend, den Amerikanern und den Russen den freien Weltmarkt für ihre hauptsächlichen Produkte offen hielt und sicherte. Zu dieser Auffassung gelangt auch die beste Studie, welche wir in der deutschen Literatur über die englische Handelspolitik der letzten dreißig Jahre besitzen, die Arbeit von Fuchs.*) Hätten die Engländer gegen die große Republik im Westen und gegen das Zarenreich im Osten sich in Kampfstellung geworfen, statt alle Unbilden im Namen des allein selig machenden Manchesterglaubens geduldig einzustecken, so hätten die Amerikaner und die Russen nicht erreicht, was sie erreicht haben. Namentlich dann nicht, wenn England und die mitteleuropäischen Staaten einander sekundirt haben würden. Man klagt den festländischen Hochschutz als den Herausforderer der amerikanischen und russischen Prohibition-Zölle an. Viel mehr müßte man den englischen Freihandel wegen seines alle Provokation gelassen hinnehmenden Verhaltens verantwortlich machen.

Unter den Folgen der Passivität der orthodoxen Freihandelspolitik Englands wird nun allerdings England selbst auf längere Zeit zu leiden haben; denn trotz aller vorübergehenden Anwandlungen gegen den Mac Kinley-Tarif werden die Vereinigten Staaten in absehbarer Zeit vom künstlichen Emportreiben einer amerikanischen Großindustrie nicht ablassen, und noch viel weniger ist zu erwarten, daß Rußland nach zehn Jahren sich auch nur einem gemäßigten Schutzsystem hingeben werde, ohne vorher starke Retorsionen erlitten zu haben. Auf Beide wird man einigen Eindruck nur dann zu machen vermögen, wenn England aus seiner Passivität heraustritt und wenn wir selbst uns davor hüten, auf den vermeintlichen oder wirklichen Lorbeern unserer jüngsten Handelspolitik nun in zehnjährigem Schlafe auszuruhen. Vielmehr gilt es jetzt erst recht, das Auge über die Handelspolitik der ganzen Welt offen zu halten und sich bewußt zu bleiben, daß ganz Mittel- und Westeuropa, soweit es nach seiner

*) Leipzig, Duncker & Humblot.

Bevölkerungdichtigkeit theilweise auf Import von Bodenprodukten und auf Ausfuhr von Industrie-Erzeugnissen angewiesen ist, also England inbegriffen und sogar oben an, gegenüber den aufstrebenden Riesenreichen mit handelspolitisch maßgebendem Export von Bodenprodukten ein solidarisches Interesse hat.

Dabei stößt man nun in England selbst auf eine gewaltige Bewegung, die als der Niederschlag der letztzwanzigjährigen protektionistisch-prohibitionistischen Tarifkriege auf die öffentliche Meinung Englands anzusehen ist, eine Bewegung, die leicht dazu führen kann, daß die absolute, gegen alle fremde Tarifunbill unempfindliche Handelspolitik des großen Inselreiches aus ihrer Passivität für die nächstkommende Epoche der Welthandelspolitik herausgerissen wird. Es ist die Bewegung für den Zusammenschluß von England mit allen seinen Kolonien zur Einheit der Vertheidigung und zu einem irgendwie gearteten Zollbund, die starke Bewegung, aus Great-Britain ein Greater Britain, ein Weltbritannien, zu machen, — einen Bund, einerseits der Wehrgemeinschaft und der Verkehrsmittelgemeinschaft unter dem Namen der Imperial Federation, andererseits einen Zollbund oder Zollverein (Commercial Union) für das ganze britische Weltreich herzustellen. Diese Bewegung kann, wenn sie durchdringt, für Deutschland zu großem Schaden oder zu großem Nutzen werden, je nach der Richtung, die sie annimmt und die man ihr im Zusammenwirken der mitteleuropäischen mit der englischen Handelspolitik zu geben verstehen oder auch nicht verstehen wird. Eben jetzt nimmt diese Eventualität eines weltbritischen Wehr- und Nährbundes eine sehr aktuelle Bedeutung an. Der alte Gladstone, der als Cobdenit vom reinsten Wasser sich ablehnend verhielt, ist vermuthlich für immer vom Schauplatz abgetreten, um dem Manne zu weichen, der zwar noch nicht zum gesammtbritischen Zollverein sich bekennt, aber an der Spitze der Imperial Federation League, der Wehrbundbewegung, Jahre lang gestanden hat: dem Lord Rosebery. Sollte dieser Mann weiter zum Anhänger auch der gesammtbritischen Zollunion sich unter dem Antrieb nöthigender hochpolitischer Interessen entpuppen, so würde eine welthandelspolitische Verschiebung von gewaltigster Tragweite sich einstellen. Die Eventualität des Greater Britain ist durch Lord Roseberys Erhebung zum leitenden Staatsmanne Englands eine politische Frage von hoher, von unmittelbarer Aktualität geworden. Zur Beurtheilung dieser Eventualität hat das schon erwähnte Buch von Fuchs alles erforderliche Material herbeigeschafft.

Den Anstoß zum Betreiben großbritischer Zolleinheit hatte schon im Anfang der achtziger Jahre die neue Partei für eine Politik der wechselseitig anständigen, nicht abstrakt und einseitig freihändlerischen Handelspolitik,

für eine Politik des sogenannten „fair trade“, gegeben. Die fair trade-Partei hatte damals zusammen mit einzelnen Freihändlern den Zusammenschluß zu interbritischem Freihandel innerhalb des Weltreiches gefordert. Diese fair trade-Richtung war aber der erste Rückschlag gewesen, den die Umkehr des Festlandes von der Freihandelspolitik der Periode von 1865 bis 1879 in England wachgerufen hatte, die erste in der Literatur seitdem erheblich weiter fortgeschrittene Abkehrung vom altrechtgläubigen Cobbenismus, vom reinen free trade.

Der erste Agitationverein für weltbritische Wehrgemeinschaft galt jedoch nicht zugleich der Zollvereinigung zwischen dem Mutterland und den Kolonien. Das war die am 10. November 1884 begründete „Imperial Federation League“. Aber auch dieser Gedanke lag damals in der Luft. War doch schon bei der weitesten Einräumung von Selfgovernment an die Dominion of Canada (1867), an die Capkolonie (1876) und an die australischen Kolonien eine bedeutende finanzielle Entlastung des Mutterlandes durch Zurückziehung der englischen Truppen aus diesen Kolonien und die Vertheidigung der Kolonien zu Lande und in den Häfen vom Lande aus durch Territorialtruppen, welche von dem Tochterlande erhalten werden (Kanada 36 000 Mann, Australien 40 000 Mann), durchgesetzt worden. Es galt nun weiter, die Sicherung der Kolonien und des Handels mit ihnen durch Verstärkung der Flotte und durch die Mehrung und Verstärkung der Kohlenstationen zu erreichen. Dem britischen Steuerzahler war Imperial-Federation dieses Inhaltes naturgemäß sehr sympathisch. Zweigvereine in den Kolonien wurden gegründet. Die Liga schuf sich ein eigenes Organ, die Zeitschrift „Imperial Federation“. Doch wich sie Jahre lang bestimmt formulirten Federationvorschlägen aus und drückte sich um Zoll- und Handelseinigung ganz herum.

Inzwischen hatte die Londoner Handelskammer auf energisches Betreiben ihres Sekretärs K. B. Murray auf die Seite der Zollverband-Forderung sich gestellt und im April 1885 eine Adresse an den Staatssekretär der Kolonien gerichtet, worin sie lebhaft die Reichsföderation auch in handelspolitischer Beziehung betonte und von der Regirung eine Sondirung der Kolonien über diesen Gegenstand verlangte. Im Sommer 1886 wurde aus Anlaß der großen Kolonialausstellung ein stark beschickter Kongreß der Handelskammern des ganzen britischen Reiches zu Stande gebracht, die öffentliche Meinung erfolgreich bearbeitet, und nun gab noch im selben Jahre die Thronrede dem allgemeinen Wunsche nach engerer Verknüpfung der Kolonien mit dem Mutterlande Ausdruck. Der neue Kolonialminister des konservativen Kabinets, Stanhope, erließ schon im November 1886 ein Rundschreiben an die Gouverneure der selbständigen

Kolonien und der Kronkolonien mit der Einladung zur Beschickung einer in London abzuhaltenden Konferenz.

Das Programm für diese Konferenz war offen gelassen. Dennoch waren zwei Punkte, nämlich die gemeinsame Vertheidigung des britischen Reiches und die einheitliche Entwickelung des Post- und Telegraphenverkehrs, besonders bezeichnet. Die Konferenz wurde zahlreich beschickt und tagte vom zweiten April bis zum neunten Mai 1887. Es kam jedoch nicht nur zur lebhaften Erörterung eines auf Kosten der Kolonien zu erhaltenden Stationsgeschwaders für die australischen Gewässer und zur Erörterung des Post- und Telegraphenverkehrs, eines internationalen Handels-, See- und Prozeßrechtes, des Werthpapierverkehrs, des Handelsmarken- und Patentrechtes, sondern es wurde auch, da der Gegenstand zu den Instruktionen mehrerer Delegirten, namentlich derjenigen des Kapstaates, gehörte, die handelspolitische Union des britischen Reiches zur Sprache gebracht. Und zwar theils finanzpolitisch als Mittel zur Deckung der Vertheidigunglast, theils unter rein handelspolitischen Gesichtspunkten. Als erstes Ziel wurde durch den Premierminister von Queensland, Samuel Griffith, eine wechselseitige Begünstigung aller Theile des britischen Reiches durch Differentialzölle, also unter Beibehaltung gesonderter Zollsysteme, in Vorschlag gebracht.

Diesen Gedanken nahm der Führer der Afrikanderpartei im Kapstaat, Jan Hendrick Hofmeyr, in der Konferenz auf, formulirte ihn jedoch eigenthümlich. Im ganzen britischen Reich sollte ein einheitlicher Reichszuschlagszoll von allen aus fremden Ländern kommenden Waaren erhoben und dessen Ertrag für den Unterhalt der britischen Flotte verwendet werden. Die Einnahmen aus diesem allgemeinen Reichszuschlagszoll wurden bei nur zweiprozentigem Ansatz auf 7 Mill. L. St. berechnet, wofern die Einfuhr aus fremden Ländern mit 286 Mill. L. St. ins Mutterland und 66 Mill. L. St. in die Kolonien, zusammen 352 Mill. L. St., nicht wesentlich zurückginge. Der Gedanke fand ganz überwiegend lebhaftesten Anklang und selbst ein fünfprozentiger Reichszuschlagszoll zur finanziellen Fundirung gemeinsamen Seeschutzes, also mit etwa 10 bis 15 Mill. L. St. Ertrag, fand mehrfach Billigung.

Ohne Zweifel bildet die „Colonial Conference" von 1887 einen bedeutenden Wendepunkt in der Geschichte der britischen Handelspolitik, vielleicht, ja sogar wahrscheinlich den Anfang einer neuen Entwickelung der Welthandelspolitik. Unter großer Theilnahme der öffentlichen Meinung des Mutterlandes hatten sich die bedeutendsten Staatsmänner der Kolonien in regem Gedankenaustausch über große Ziele geeinigt. Das treue Festhalten am Mutterland hatte die als selbstverständlich acceptirte Grundlage der Verhandlungen gebildet. Zwar machte im Mutterlande der alte

orthodoxe Freihandel nochmals gegen einen Zollbund mit Bevorzugungszöllen des interbritischen Verkehrs (preferential customs) mobil. Der Hofmeyrsche Gedanke des Reichzuschlagszolles auf fremde Waare für Seevertheidigungzwecke kam deshalb im Mutterland während der nächsten Jahre auch nicht weiter vorwärts. Um so kräftiger wirkten in den Kolonien die Anregungen fort und namentlich von Kanada aus wurde das Eisen warm gehalten. Kanada war durch den Mac Kinley-Tarif 1890 schwer bedroht gewesen. Der Zollverein mit den Vereinigten Staaten hatte daselbst eine starke Partei gefunden. Nur die ungewöhnliche Energie des Führers der kanadischen Konservativen, des Premierministers Macdonald, hatte diesen Plan durch Auflösung des Bundesunterhauses zu vereiteln vermocht. Unter dem Feldgeschrei nach einem engeren handelspolitischen Verhältnisse zum Mutterlande, mit Zollbegünstigungen zwischen Mutterland und Kolonien, hatte darauf in den Wahlen die konservative Partei gesiegt und war der Zollverein mit den Vereinigten Staaten hiermit beseitigt worden.

Die Kolonialereignisse brachten es nun zu Stande, daß auch im Mutterland selbst die Idee eines Zollverbandes des britischen Reiches mit Präferentialzöllen, die Idee eines weltbritischen Zollverbandes, mehr und mehr an Boden gewann. Obwohl Macdonald den Aufregungen des Wahlfeldzuges erlegen war, hatte doch das kanadische Parlament einstimmig die Adresse angenommen, welche wegen der einem interbritischen Zollbund im Wege stehenden Meistbegünstigungklauseln der Handelsverträge mit Belgien von 1862 und mit Deutschland von 1865 um Kündigung dieser Verträge bat. Dieser Beschluß fand jetzt im Mutterlande lebhaften Wiederhall und die Londoner Handelskammer nahm trotz ihrer freihändlerischen Mehrheit zu Gunsten der Zoll- und Handelsunion mit den Kolonien Stellung. Die Seele der Bewegung war der schon genannte Sekretär dieser Handelskammer Murray, — der, obwohl Freihändler und daher dem künftigen Beitritt fremder Staaten entschieden zugeneigt, von der Nothwendigkeit der Schaffung eines interbritischen Zollbundes mit Präferentialzöllen, in der Richtung auf einen großbritischen Zollverein als Endziel, aufs Wärmste durchdrungen ist. Ein im Sommer 1892 veranlaßter zweiter Kongreß der Handelskammern des britischen Reiches in London nahm im September einstimmig den Antrag an, „Maßregeln zu treffen, welche geeignet wären, zu einer engeren handelspolitischen Verbindung zwischen dem Mutterlande und den Kolonien zu führen". Dafür votirte im November desselben Jahres mit großer Mehrheit auch die Jahresversammlung des Verbandes der Vereine der konservativen Partei (National Union of Conservative and Constitutional Associations), unbekümmert um die andauernde Zurückhaltung des Parteileiters, des Premier

Salisbury. Von Kanada ging noch im Jahre 1892 ein weiterer Vorstoß für den Präferentialzoll-Bund aus, indem das Parlament dieser Kolonie sich bereit erklärte, eine wesentliche Herabsetzung der kanadischen Zölle auf britische Manufakturen eintreten lassen zu wollen, wofern das Mutterland kanadischen Produkten Zollvergünstigungen einräumen würde. Die betreffende Resolution des kanadischen Parlamentes wurde in England sogar von den „Times" beifällig aufgenommen, „selbst auf die Gefahr einigen Abweichens von der strengen Freihandelsdoktrin". Im englischen Oberhaus empfahl am 27. Mai Earl of Dunraven nachdrücklichst die von Kanada angebotene Handelspolitik mit allen Konsequenzen, auch derjenigen eines mäßigen Zolles auf fremdes Getreide. Diesen Antrag lehnte die Regirung zwar noch ab, doch hielt Lord Salisbury, der kaum erst die Segnungen des reinen Freihandels in einer großen Meetingrede gepriesen hatte, am 18. Mai zu Hastings eine sehr scharfe Rede gegen den orthodoxen Freihandel der Cobdeniten und gegen deren „Rabbis", empfahl — Getreide und Rohstoffe allerdings ausgenommen — Retorsionzölle für die übrige Einfuhr aus schutzzöllnerischen Ländern, um England wieder eine starke Waffe gegen die exklusive Handelspolitik anderer Staaten in die Hand zu geben

Inzwischen war auch der Gedanke des engeren wehr- und verkehrspolitischen Zusammenschlusses zwischen England und seinen Kolonien, der Gedanke der Imperial Federation League, deren Präsident Lord Rosebery Jahre lang gewesen ist, zu ganz bestimmten Vorschlägen gelangt. Nach diesen Vorschlägen soll ein Reichsbundesrath (Imperial Council) aus Vertretern des Mutterlandes, der selbständigen Kolonien und der Kronkolonien (für diese in den Personen der englischen Minister für die Kolonien und Indien) gebildet werden. Dieser Bundesrath soll bei allen Fragen der auswärtigen Politik, welche das ganze Reich betreffen, eine verfassungrechtliche Mitwirkung haben, die gemeinsame Vertheidigung des Reiches, den Schutz des Handels und die finanzielle Belastung der Kolonien für solche Zwecke regeln. Zur Erörterung dieser letzten Frage soll nach dem Verlangen der Liga eine neue Kolonialkonferenz einberufen werden. Diese Vorschläge haben nun in der mutterländischen Presse der verschiedensten Schattirungen, wie Fuchs bemerkt, „eine überraschend einstimmige, günstige Aufnahme" gefunden.

So weit war die Bewegung für die zwei finanziell zusammenhängenden Ziele, für den Wehr- und für den Zollzusammenschluß Englands mit seinen Kolonien, für „Imperial Federation" und für „Commercial Union", gediehen, als das Kabinet Salisbury fiel. Der heiße Wahlkampf, der vorausgegangen war, hat beide Gegenstände aus dem Vordergrund des öffentlichen Interesses zwar wieder verdrängt. Der siegreich aus dem

Wahlkampf hervorgegangene hartgesottene Freihändler Gladstone war ans Ruder gelangt, mit ihm freilich auch, und zwar als auswärtiger Minister, der langjährige Vorstand der Imperial Federation League, Lord Rosebery. Die Home-Rule Gladstones hat seitdem alles politische Interesse verschlungen. Allein nun ist ja Gladstone durch sein Augenleiden wohl für immer von der Führung der Geschäfte verdrängt, Home-Rule bei Seite geschoben, Lord Rosebery aber Premierminister Englands und als solcher vielleicht der providentielle Mann einer großen Wendung für die ganze Welthandelspolitik geworden.

Darum spitzt sich gerade in diesen Tagen die große Frage persönlich so zu: was will Lord Rosebery in Hinsicht auf die Herstellung eines Weltbritannien, eines Greater Britain? Wozu wird er, wozu kann er oder ein Nachfolger in dieser Richtung gedrängt werden? Lord Rosebery will entschieden die festere Wehrverknüpfung Englands mit den Kolonien. Ist er doch von der Spitze der Imperial Federation League hinweg zur obersten Stellung im britischen Weltreich gelangt. Lord Rosebery will aber bis jetzt entschieden **nicht** die engere Zollgemeinschaft, keinesfalls die eigentliche Zolleinigung, wahrscheinlich auch immer noch nicht den Präferentialzoll-Bund im Sinne des Homeyrschen Gedankens. Und so stellt sich obige Frage dahin: wird Lord Rosebery, um die Kolonien dem Mutterlande politisch zu erhalten und um seine politische Imperial Federation durchzusetzen, nicht dennoch trotz aller in England noch vorhandenen Widerstände dem Drängen von den Kolonien her nachgeben und sein Greater Britain auch als einen Nähr- nicht blos als einen Wehrbund annehmen? Das bedeutet die Erfüllung oder Nichterfüllung einer der größten weltgeschichtlichen Missionen, die je einem englischen Staatsmanne gestellt gewesen sind. Die gewaltige Bedeutung der Sache für die deutsche Politik werde ich in einem weiteren Artikel hervorheben, wenn erst die eben gestellte Frage beantwortet ist.

Der kühlen Erwägung drängt sich zuerst die bestimmte Ansicht auf, daß Lord Rosebery die Wehrbunds- und die Wehrbundskostengemeinschaft, also Imperial Federation, leichter durchsetzen werde, wenn er den Kolonien den Präferentialzoll-Bund mit oder ohne die Endabsicht einstiger völliger Zolleinigung verschafft. Viel eher ist handelspolitischer Zusammenschluß ohne finanz- und verfassungpolitische Einigung als diese ohne jenen möglich. Ein Reichsbundesrath für sich allein kann den Kolonien kaum behagen. Ein solcher verschafft den Kolonien sehr problematische Rechte, auf deren Kehrseite eine Einbuße an politischer Unabhängigkeit stünde; der bloße Wehrbund würde den Kolonien bedeutende Lasten auflegen, während die Kolonien bisher den Schutz und das Weltansehen des Mutterlandes fast umsonst genießen. Entginge ihnen selbst in einem Kriege des Mutterlandes

dieser Schutz, so könnten sie durch Abfall von England jederzeit den Frieden mit englandfeindlichen Mächten haben. Nur mit einer starken materiellen Zuthat reciproker Begünstigung der Einfuhr, d. h. mit Präferentialzoll-Gemeinschaft, scheint also jene politische Einigung zu Stande kommen zu können, welche im Mutterland so viele platonische Anhänger unter der bisherigen Führung Lord Roseberys aufweist. Ohne solche Beigabe wird Kanada dem Zug zur Zollunion mit den Vereinigten Staaten dennoch erliegen und Kapland und Australien werden dem Emanzipationstreben sich vielleicht auf die Dauer auch nicht entziehen!

Also entweder Greater Britain mit handelspolitischem Zusammenschluß oder Greater Britain überhaupt nicht! So scheint es. Und doch könnte die endgiltige Lösung auch in der Anschauung liegen, die Lord Rosebery bisher vertreten hat, in bloßer Imperial Federation mit aktiver Theilnahme der Kolonien an der Welthandelspolitik des Mutterlandes, mittelst eines weltbritischen Reichsbundesrathes. Diese für Deutschland und ganz Mitteleuropa wünschenswerthere Eventualität soll in einem zweiten Artikel ihre besondere Würdigung finden. Doch darf schon hier nicht verschwiegen werden, daß eine aktive Handelspolitik, welche die Retorsionkraft des zollverbündeten britischen Weltreiches gegen den Prohibitionismus anderer Weltreiche in Bewegung setzen und hierdurch noch mehr als durch allgemeinen Reichszuschlagszoll oder besonderen Präferentialzoll auch die Kolonien beim Mutterlande festhalten würde, noch größere Vortheile dem britischen Gesammtreich und bedeutende Segnungen für die ganze internationale Handelspolitik zu Folge haben könnte. Fair trade in der ganzen Welt, nach den besonderen Bedürfnissen jedes großen Welthandelsgebietes in jeder Epoche, in billigem Entgegenkommen aller Völker gegen einander, eines jeden nach seiner Individualität und nach seiner Entwickelung, würde auch für alle Theile des britischen Welt-Reiches doch noch mehr bedeuten als free trade und Präferentialverkehr innerhalb des britischen Reiches allein. Wenn Lord Rosebery dahin steuerte wenn sein bisheriger Widerstand gegen Zolleinigung und seine Begeisterung blos für Imperial Federation so zu deuten wären, wenn er ein handelspolitisches Weltgleichgewicht auf dem Boden des fair trade, unter Abstreifung der bisherigen free trade-Passivität, wenn er eine handlungfähige Zusammenfassung aller Theile des Reiches zu einer aktiven Handelspolitik herbeizuführen verstände, so wäre dieser Versuch doch das weit höhere und dasjenige Streben, welchem Deutschland und Mitteleuropa vollauf, ohne Preisgebung der handelpolitischen Individualität und Unabhängigkeit, sich anzuschließen nach ihren Lebensinteressen nicht umhin könnten.

Stuttgart. Dr. Albert Schaeffle.

Esoterischer Buddhismus.

II.*

Wenn wir uns einmal näher ansehen, was die Träger der Urweisheit, die Mahâtmas von Tibet und vom heiligen Ganges, Madame Blavatsky gelehrt haben sollen, so finden wir keinerlei Geheimnisse, nichts besonders Neues, nichts besonders Altes, sondern einfach einen Mischmasch von wohlbekannten, aber auch fast immer mißverstandenen brahmanischen und buddhistischen Lehren. Wer mich fragt, was Madame Blavatskys Esoterischer Buddhismus in Wirklichkeit ist, dem antworte ich: falsch aufgefaßter, verzerrter, karikirter Buddhismus. Er enthält nichts, was nicht schon bekannt gewesen wäre, namentlich aus heute veralteten Büchern. Die allergewöhnlichsten Ausdrücke sind falsch geschrieben und falsch erklärt. Mahâtma z. B. ist ein wohlbekanntes Sanskritwort, das von Männern gebraucht wird, die sich von der Welt zurückgezogen, die mittels einer langen asketischen Schulung die Leidenschaften des Fleisches sich unterworfen und sich den Ruf der Heiligkeit und Weisheit erworben haben. Es ist vollständig richtig, daß diese Männer fähig sind, die erstaunlichsten Dinge zu thun und die schrecklichsten Qualen auszustehen. Ein paar von ihnen, nicht viele freilich, zeichnen sich auch als Gelehrte aus, und zwar so sehr, daß Mahâtma, wörtlich der Groß-Beseelte, ein Ehrentitel geworden ist. Ich habe selbst die Ehre gehabt, in vielen in Sanskrit geschriebenen Briefen so angeredet zu werden, die mir von Benares nach Oxford gesandt worden sind, — allerdings nicht durch die Luft, sondern durch das allgemeiner übliche Postamt. Daß es unter diesen sogenannten Mahâtmas auch Betrüger giebt, wissen Alle, die in Indien gelebt haben. Ich will daher recht gern glauben, daß Madame Blavatsky und ihre Freunde sich von Leuten haben anführen lassen, die sich für Mahâtmas ausgaben, obgleich es noch immer nicht aufgeklärt ist, in welcher Sprache sie ihren Esoterischen Buddhismus ihrer europäischen Schülerin hätten vortragen sollen. Madame Blavatsky war, wie sie selbst zeigt, völlig außer Stande, die Kenntnisse dieser Männer zu beurtheilen oder ihre Ehrlichkeit zu prüfen.

Daß es in Indien Männer giebt, die ein gewisses Maß Sanskrit und ein Bischen Englisch können und zu Allem, was man sie fragt, ja sagen, weiß ich aus eigener trauriger Erfahrung, und es wäre sehr ungerecht, behaupten zu wollen, daß es solche Schwächlinge nur in Indien giebt. Wer sich betrügen lassen will, findet immer und überall Jemand, der gern dazu bereit ist. Dies ist wohl noch die christlichste Auslegung, die wir den Anfängen der außergewöhnlichen Bewegung geben können, die

*) S. Nr. 29 der „Zukunft".

unter dem Namen des Esoterischen Buddhismus geht, ja die, sich die Aehnlichkeiten zwischen Buddhismus und Christenthum zunutzemachend, an einigen Orten den Namen des Christlichen Buddhismus für sich in Anspruch nimmt. Ueber diesen sogenannten christlichen Buddhismus und die wirklichen Aehnlichkeiten zwischen Buddhismus und Christenthum habe ich vielleicht ein ander Mal ein Wörtchen zu sagen. Augenblicklich habe ich nur die Absicht, zu zeigen, daß, mehr als irgend eine Religion, der Buddhismus von esoterischen Lehren frei ist. Im Buddhismus hat es nie Etwas wie ein Geheimniß gegeben. Im Ganzen scheint mir das Geheimniß mehr eine moderne Erfindung zu sein als eine solche des Alterthums. Selbst im Brahmanismus giebt es keine wirklichen Geheimnisse; denn auf Lehren, die nicht Jedermann mitgetheilt wurden, sondern nur Leuten, welche eine gewisse vorbereitende Schulung durchgemacht hatten, ist diese Bezeichnung kaum anwendbar. Das ganze Leben eines Brâhman im alten Indien stand unter gewisser Kontrole. Es theilte sich in vier Stufen: die Schule, den Hausstand, den Wald und die Einsamkeit. Bis zum Alter von 27 Jahren hatte ein junger Mann zu lernen in dem Hause eines Guru. Dann hatte er zu heirathen und einen Hausstand zu gründen und alle religiösen Handlungen vorzunehmen, die in den Veden vorgeschrieben sind. Wenn er dann seine Kindeskinder gesehen hatte, sollte er sich aus seinem Hause zurückziehen und entweder allein oder mit seinem Weibe im Walde leben, befreit von sozialen und religiösen Pflichten; ja, der größten Freiheit philosophischer Spekulation durfte er sich dann erfreuen.

Nun ist es gewiß wahr, daß die Aranyakas, die Waldbücher, und die Upanishads, in denen diese philosophischen Spekulationen enthalten sind, manchmal Rahasya, d. h. geheim, genannt werden. Sie sollten jungen Leuten und auch dem verheiratheten Besitzer eines Hausstandes noch nicht mitgetheilt werden, und zwar aus begreiflichen Gründen; denn sie lehrten, daß die Götter, an die die jungen Männer und die verheiratheten Hausstandsbesitzer geglaubt hatten, gar keine Götter seien, sondern einfach verschiedene Namen für das Unbekannte, das hinter der Natur stehe, und daß man von dem Großen Geist oder Brahma nichts aussagen könne als: sat, daß er sei; kit, daß er wahrnehme und denke; und ânanda, daß er gesegnet sei; warum er auch oft Sakkidânanda genannt wurde. Opfer und alle äußerliche Verehrung, die vordem als nothwendig für die Erlösung des Menschen dargestellt worden waren, wurden nunmehr nicht nur als nutzlos, sondern als geradezu schädlich bezeichnet, wenn man sie veranstalte in selbstsüchtigem Hinblick auf Belohnung in einem anderen Leben. Während der ganze Veda vordem als übermenschlich, als eingegeben und unfehlbar dargestellt worden war, wurde nunmehr ein Theil davon, der Karmakânda, der

praktische Theil, der aus den Hymnen und den Brâhmanas, den liturgischen Büchern, bestand, bei Seite geschoben und nur der Gñânakânda, der philosophische Theil, beibehalten, d. h. Dasjenige, was von dem Brahman und seiner Beziehung zur Einzelnseele handelte. Einzig Dies, und insonderheit die Upanishads, wurden auch jetzt noch weiter als wirklich nothwendig zur Erlösung betrachtet. Denn Erlösung gab es nur durch Erkenntniß oder, wie wir es ausdrücken würden, durch den Glauben und nicht durch Werke.

Das höchste Ziel dieses beschaulichen Waldlebens war das Finden der eigenen Seele, das Retten der eigenen lebendigen Seele, die Entdeckung des Âtman, des Selbst und nicht nur des bloßen Ich. Das war nichts Leichtes. Selbst in jenen frühen Tagen war die Existenz einer Seele bestritten worden. Einige hielten Leib und Seele für identisch; Andere meinten, der Athem sei die Seele; wieder Andere, das Ich sei es oder der Geist mit allen seinen Erfahrungen, mit seinen Wahrnehmungen, Vorstellungen und all dem Anderen. Wenn die Waldeinsiedler sich alle Leidenschaften des Leibes dienstbar gemacht und sich allen seinen Fesseln entrafft hatten, so hatten sie nun zu lernen, daß die Seele ihrer Natur nach unsichtbar, unhörbar, unwahrnehmbar sei, also anders als die sichtbare und vernichtbare objektive Welt. Denn sobald sie wahrnehmbar wurde, mußte sie sofort etwas Objektives, etwas von dem wahrnehmenden Subjekt völlig Verschiedenes werden. Sie würde nicht mehr Seele sein. Das nie geschaute und unwahrnehmbare Etwas, was bisher Seele genannt worden war, erhielt nun den Namen des Selbst, Âtman. Von ihm ließ sich nichts aussagen, als daß es sei, wahrnehme und denke und daß es zu segnen sei. Wenn sie einmal entdeckt hatten, daß das Âtman, das Selbst in uns, seine einzig möglichen Prädikate mit dem Brahman, dem unsichtbaren Selbst, das hinter der Natur und hinter den sogenannten Naturgöttern stand, gemeinsam hatte, dann war der nächste Schritt leicht genug, nämlich die Entdeckung der ursprünglichen Identität des Selbst und des Brahman, der ewigen Einheit von Mensch und Gott und der Wesensgleichheit des Menschlichen und des Göttlichen. Diese Gleichheit durch Beseitigung des Dunkels der Unwissenheit, die sie verhüllt hatte, wieder herzustellen oder, wie wir sagen würden, Eins mit Gott zu werden, oder noch besser: unser Selbst zu verlieren und es in Gott wiederzufinden, Das war fortan das höchste Ziel des Greises für die Jahre des Waldlebens, die ihm noch blieben. Wars nicht nur natürlich, daß diese Lehren, die in den Upanishads enthalten sind und die später in den Vedântasûtras bis ins Kleinste ausgearbeitet wurden, vor der Jugend und vor Denen, die noch die praktischen Pflichten des Lebens zu erfüllen hatten, geheim gehalten wurden? Und es war auch gar nicht schwierig, sie geheim zu

halten. Denn da es im alten Indien keine Bücher gab und alles Lehren ein mündliches war, so mußte man sich stets erst einen Lehrer suchen, der einem die Lehren der Upanishads mittheilte, und wenn kein höheres Motiv, so hätte ihr Lebensinteresse die Lehrer schon davon abhalten müssen, diese sogenannten Geheimnisse preiszugeben. Wer jedoch geeignet war, sie aufzunehmen, hatte das Recht, in seinem Alter noch einmal ein Schüler zu werden, und so waren die Upanishads in keinem anderen Grade Geheimnisse als jedes andere Buch, das sich nicht zur Lecture für junge Leute eignet. Trotzdem haben die Upanishads das Schicksal aller Geheimnisse getheilt.

Nicht, daß die Jugend den Wunsch gehegt hätte, an dem asketischen Leben der Alten theilzunehmen, oder die müßige Neugier, zu entdecken was diese weisen Einsiedler befähigte, sich eine solche Heiterkeit des Geistes, solche Wunschlosigkeit, solches vollkommene Glück in dem letzten Abschnitt ihres Lebens zu bewahren, den sie in dem friedvollen Schatten des Waldes zubrachten, — aber es kam die Zeit, wo Diejenigen, die alle die Prüfungen und die Trübsal des Lebens durchgemacht und nach stürmischer Fahrt Unterkunft im Hafen wahrer Philosophie gefunden hatten, deren Anker nicht mehr schleiften, sondern sicher auf dem Felsen der Wahrheit ruhten — es kam die Zeit, wo diese Männer selbst, eingedenk des Segens, dessen sie sich erfreuten, sich sagten: „Was nützt dieses traurige Warten, all die Mühsal der Jugend, all der Lebenskampf, all die Mühen des Opfers, all die Schrecken der Religion, wenn es diese wahre Erkenntniß giebt, die uns mit einem Zwinkern des Auges verwandelt, uns unsere wahre Natur, unser wahres Heim, unseren wahren Gott zeigt?“ Dieser Gedanke — nicht der Glaube an eine Vereinigung des Menschlichen mit dem Göttlichen, sondern die Ueberzeugung, daß die Vorbereitungzeit des Schullebens und des Ehelebens nutzlos und daß es besser sei, der Wahrheit gleich von vorn herein ins Gesicht zu sehen — ist mir immer als der wahre Ausgangspunkt des Buddhismus als geschichtlicher Religion erschienen. Das Wort Buddhismus hat so viele Bedeutungen bekommen, daß michs immer überläuft, wenn Jemand sagt, der Buddhismus lehre Dies oder Jenes. Gewiß hat der Buddhismus seinen geschichtlichen Ursprung im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gehabt, doch der Ursachen, die zu seinem reißenden Wachsthum in dieser Zeit führten, sind viele. Aber von dem sozialen Gesichtspunkt aus bestand der erste und der entscheidende Schritt darin, daß Buddha das Thor des Waldlebens allen Denen aufthat, die einzutreten wünschten, in welchem Alter sie auch stehen, was für einer Kaste sie auch angehören mochten. Dieses Waldleben bedeutete ihm jedoch nicht mehr das Selbe, was es in früherer Zeit bedeutet hatte: ein wirkliches Sichzurückziehen aus dem Dorfe, ein

Flüchten in die Waldeinsamkeit, sondern nur ein Zurückweichen von den Sorgen der Welt, ein Leben in der Brüderschaft und die Erfüllung der Pflichten, die der Brüderschaft von dem Stifter des Buddhistenordens, dem jungen Fürsten von Kapilavastu, Namens Gautama, Buddha, Sâkyamuni, Siddhârtha, Mahâsramana u. s. w., auferlegt worden waren. Dieses Ausscheiden aus der Welt, ehe man die Pflichten des Lernenden und des Familienvaters erfüllt hatte, war das große Verbrechen des Buddhismus in den Augen der Brahmaner, denn es beraubte sie ihrer ausschließlichen sozialen Stellung als Lehrer, Priester, Führer und Berather. In diesem Sinne kann man Buddha einen Häretiker nennen und sagen, daß er das Kastensystem, die Autorität des Veda und das ganze Bildung- und Opferungsystem, wie es sich auf den Veda gründete, verworfen habe. Daß er sich das Recht zu lehren angemaßt hatte, welches das ausschließliche Vorrecht des geborenen Brâhman war, war ihm niemals zu vergeben. Das entscheidende Ereigniß in Buddhas Leben selbst war in Wirklichkeit sein Fortgehen von Vater, Mutter, Weib und Kindern und sein Zurückziehen in den einsamen Wald. So sagt er von sich selbst: „Und ich, ihr Schüler, ging, noch jung, kräftig und mit dunklem Haar, in fröhlicher Jugend, in der Blüthe der Mannheit gegen den Willen meiner Eltern, die um mich weinten und klagten, fort mit verschnittenem Haar und rasirtem Bart, in die gelbe Tracht (die Tracht der buddhistischen Bettelmönche) gekleidet. Aus meinem Heim ging ich in die Heimlosigkeit."

Aber obgleich Das in den Augen der Brahmaner Häresie und Rebellion war, dürfen wir doch nicht denken, daß der Buddhismus, wie man oft angenommen hat, von allem Anfang an eine neue Religion gewesen sei, unabhängig vom Brahmanismus, ja in offenem Gegensatze zu diesem. In der ganzen Weltgeschichte hat es niemals eine völlig neue Religion gegeben, die man mit Recht so nennen könnte. Jede Religion, die wir kennen, setzt eine andere Religion voraus, wie jede Sprachstufe eine vorausgehende Sprachstufe. Ja es scheint fast undenkbar, sich die Möglichkeit einer völlig neuen Religion vorzustellen, ganz wie die einer völlig neuen Sprache. Der Muhammedanismus setzt das Christenthum, das Judenthum und einen Volksglauben unter den arabischen Stämmen voraus; das Christenthum Judenthum und griechische Philosophie; das Judenthum einen früheren und weit verbreiteten semitischen Glauben, von dem sich auf den Inschriften Babylons und Ninives Spuren finden. Jenseits der Religion der mesopotamischen Königreiche scheint es eine accadische Religion gegeben zu haben, und jenseits von dieser steht unser Wissen an seinem Ende. Die alte Religion Zoroasters setzt wiederum die vedische Religion voraus, und die vedische Religion weist auf einen noch älteren indoger-

manischen Hintergrund. Was hinter dieser gemein indogerman chen Religion liegt, fällt außerhalb des Bereiches der Geschichte, ja selbst der Rekonstruktion. Aber man darf sicherlich sagen, wie man noch keinen Menschenstamm völlig ohne jede Sprache gefunden hat, wir auch keinen Menschenstamm ohne Etwas wie eine Religion kennen, ohne jegliches Zutagetreten einer Vorstellung von einem Jenseits oder von dem Unendlichen unter dem Endlichen, welche der wahre Urquell aller Religion ist.

So sehr sich auch der Buddhismus in seiner späteren Entwickelung vom Brahmanismus unterscheidet, so wären doch Buddhas Lehren ganz unverständlich ohne das vorhergehende Aufkommen des Brahmanismus. Das wird zu oft außer Acht gelassen; und viele Worte und Begriffe, die den Brahmanern ganz vertraut waren, werden als ausschließliches Eigenthum des Buddhismus betrachtet. Allerdings hat ihnen Buddha in vielen Fällen eine neue Bedeutung gegeben, aber den Kern hat er doch von Denen entlehnt, die die Lehrer seiner Jugend gewesen waren. So wird z. B. allgemein angenommen, das Nirvâna, über das so viel geschrieben worden ist, sei ein von Buddha geprägtes Wort. Aber Nirvâna kommt schon in der Bhagavadgîtâ und in einigen der Upanishads vor. Es bedeutete ursprünglich das Ausblasen oder Auslöschen aller Leidenschaft, die Ruhe nach dem Sturm, die endgiltige Befreiung und die ewige Seligkeit, die Wiedervereinigung mit dem höchsten Geiste (Brahma-Nirvâna), bis es in einigen Buddhistenschulen, aber keineswegs in allen, zur Bezeichnung der vollständigen Austilgung und Vernichtung gebraucht wurde. Welche Bedeutung Nirvâna aber auch am Ende angenommen haben mag, darüber, was es im Anfang bedeutet hat, kann kein Zweifel sein; die Ertötung der Flamme der Leidenschaft. Aber dieser Anfang liegt außerhalb der zeitlichen Grenzen des Buddhismus; er fällt noch in das alte Herrschaftgebiet des Brahmanismus.

Eben so ist der Name, mit dem Buddha und seine Anhänger sich bezeichneten und unter dem sie zuerst den Griechen und anderen Völkern bekannt wurden — Samana — gleichfalls brahmanischen Ursprungs. Es ist das Sanskritwort Sramana, Asket oder Bettelmönch, abgeleitet von dem Worte sram, sich mühen, sich plagen. Buddha wurde oft Samano Gotamo, der asketische Gotamo, genannt, obgleich er es war, der die schrecklichen Qualen unterdrückte, die sich brahmanische Asketen auf der dritten Stufe ihres Lebens, der Zurückgezogenheit in den Wald, auferlegten. Bei den Buddhisten konnte jeder ein Samana werden, der Haus, Heim, Familie verließ, zu welcher Kaste er auch vorher gehört hatte, aber das Wort bekam bald den allgemeineren Sinn eines Heiligen, so daß man selbst Jemand Samana nennen konnte, auch wenn er das niedrige Asketengewand nicht angenommen hatte. So lesen wir in den Dhamnapads 42: „Wer, mag

er auch in ein feines Gewand gekleidet sein, Gemüthsruhe beweist, still, unterwürfig ist, sich in Schranken hält, keusch ist und aufgehört hat, mit anderen Wesen zu hadern, der ist wirklich ein Brahmana, ein Sramana (Samana), ein Bhikshu."

Hier sehen wir zugleich, welche hohe Vorstellung Buddha, der in der Regel als der Feind der Brahmaner und des Brahmanismus hingestellt wurde, mit dem Namen Brâhmana verbindet und wie völlig er ein Kind seiner Zeit bleibt. Ihm bedeutet ein Brahman einen Heiligen und ein Bhikshu einen Bettelmönch, der einem Heiligen nicht sehr fern steht. Die Griechen änderten Samana in Samanaioi und manchmal in Semnoi. Der tungusische Name für einen priesterlichen Zauberer Shaman kommt jedoch nicht von Samana, sondern ist tungusischen Ursprungs. Noch zahlreiche Worte könnte ich anführen, die uns buddhistisch scheinen, die aber wirklich brahmanische Werkstücke sind. Thatsächlich giebt es nur wenige buddhistische Worte und wenige buddhistische Begriffe, die, wenn wir sie geschichtlich behandeln, uns nicht ihre brahmanischen Vorgänger verrathen, die durch die späteren Buddhistenschulen mehr oder weniger umgestaltet worden sind. Eben fangen die Forscher an, einzusehen, daß, wie wir Pâli, die heilige Sprache des Buddhismus, ohne die Kenntniß des Sanskrit nicht voll würdigen können, wir auch Buddhas Lehren ohne Kenntniß der vorausgehenden Epochen brahmanischen Denkens nicht völlig zu verstehen vermögen.

Selbst als Buddha, der junge Prinz von Kapilavastu, sich entschloß, eine Familie, Weib, Sohn, Vater und Freunde zu verlassen und in den Stand der Heimlosigkeit einzutreten, folgte er dem Beispiel, das ihm die brahmanischen Sramanas boten, und unterzog sich all den grausamen Qualen, denen sich zu unterwerfen die Waldsiedler für recht fanden. Er brauchte mehrere Jahre, um endlich ihre völlige Nutzlosigkeit, ja ihren unheilvollen Einfluß einzusehen. Da ergriff er ein der Vernunft gemäßeres Leben, das er die Mittelstraße nannte: von der äußersten Asketik und dem Sichgehenlassen gleich weit entfernt. In Alledem war nichts Verborgenes, nichts Esoterisches, kein Geheimniß. Im Gegentheil wurden alle Geheimnisse, die es unter den brahmanischen Waldsiedlern gegeben haben mag, nun von den Mönchen, welche die wirkliche buddhistische Brüderschaft inmitten einer sehr unabhängigen Laienschaft bildeten, aller Welt verkündigt. Wenn je eine Religion gründlich volksthümlich, gründlich rückhaltlos gewesen ist und keinerlei priesterliche Vorrechte zugelassen hat, so war es die ursprüngliche Religion Buddhas. Der Brahmanismus benutzte das Sanskrit als seine heilige Sprache; Buddha wählte die gewöhnlichen Dialekte, die das Volk sprach, damit Alle seinen Lehren folgen könnten.

Oxford. Professor F. Max Müller.

Sittlichkeit oder Gesittung?

Der Realismus und Naturalismus unserer Zeit bethätigt sich auf dem wissenschaftlichen Gebiet der Ethik dadurch, daß er an Stelle der Sittlichkeit die Gesittung setzt und dadurch eine fundamentale Umwälzung vollzieht. Diese besteht vor Allem darin, daß das charakteristische Merkmal des sittlichen Menschen, daß er der Träger des gutgearteten Willens sei, fallen gelassen wird und eine charakterlose Verwischung an Stelle einer scharfen Präzision dieser Bestimmung tritt. Die scharfe Präzision macht aber in diesem Fall Alles aus. Es kommt darauf an, sowohl mit dem Ausdruck „Träger des Willens" als mit der Zueignung von „gutgeartet" an den Willen exakt zu verfahren, sonst bleibt von der ganzen Bestimmung nur der Schein übrig, und während die res in nomine verloren geht, tritt ein Falsifikat an Stelle des echten Werthgehalts. Die erste Anforderung, die zu erheben ist, ist die, vor Allem an zwei Punkten als Kompaß festzuhalten; und daß der ethische Naturalismus oder die naturalistische Ethik Das meistens nicht thut, macht eben ihre Schwäche aus. Hat der Mensch keinen eignen, ihm angehörigen Willen, sondern nur einen, der ihm auferlegt worden ist, so ist nicht er der Träger seines Willens und es ist alsdann gleichgiltig (in Bezug auf die angeblich ihm zukommende Sittlichkeit), wie gutgeartet dieser sich verhalten möge, da der Träger des Willens in seiner Person ohnehin nicht vorhanden ist. Und andererseits: zielt der Wille nicht einzig darauf ab, sich gutgeartet zu erweisen, sondern darauf, sich durch solches Erweisen einem anderen, von ihm begehrten Ziel zu nähern, so ist er nicht gutgeartet, wie sehr er auch — nach Wirkung und äußerem Aussehen — so erscheinen möge. Auch hier ist also das Sittliche als Träger eines gutgearteten Willens nicht vorhanden, da es nicht echt, sondern nur unecht vorhanden ist. Es handelt sich bei dieser Unterscheidung, wie hier zum Ueberfluß noch eingeschaltet werden möge, also nicht um eine Wesensbestimmung des „gutgeartet", mit anderen Worten: um eine Definition von „sittlich", sondern nur darum, daß, was immer diese Wesensbestimmung auch sein möge, sie doch nur dem Willen zugesprochen werden darf, dessen Tendenz kein anderes Ziel verfolgt als das: sich gutgeartet (oder sittlich) zu erweisen. So wenig wie Jemand tapfer genannt werden kann, dessen Herz und Wille nicht tapfer geartet sind und demgemäß empfinden und streben, sondern der sich nur um irgend eines Zwecks willen wie ein Tapferer ver-

hält, so wenig kann im gleichen Fall Derjenige als sittlich wollend anerkannt werden, der sich aus einem Nebenzweck nur wie der Sittliche verhält. Leider sind diese einfachen, aber grundlegenden Bedingungen in neuerer Zeit in der Ethik mehr und mehr in Vergessenheit gerathen.

Für die eigenthümliche Entwerthung des Sittlichen, die sich in der Ethik, so weit sie der sogenannten naturalistischen Richtung folgt, vollzogen hat und die namentlich einen vollständigen Abfall von Kant bedeutet, ist vielleicht nichts so bedeutsam geworden wie die Nähe, in die man (und besonders Kant selbst) die Sittlichkeit mit der Freiheit, metaphysisch verstanden, gebracht hat. Unmetaphysisch bedeutet Freiheit ursprünglich im Grunde nichts als Kraftbesitz, bedeutet der Freie nichts als den Kraftträger, der in Folge seiner Kraft jeglichen Zwang abwehren kann und abwehrt. Denn zwanglos und frei fällt für den Sinnenmenschen, der nach dem Sinneneindruck Sinn und Meinung bestimmt, der Bedeutung nach zusammen. Diese ursprüngliche Bedeutung verfeinert sich im Lauf der Zeit, aber sie verbleibt trotzdem auf ihrer wesentlichen Grundlage.

Wenn der Freie als Kraftträger Denjenigen darstellt, der nicht beherrscht wird, sondern der herrscht, so bedarf es, wie ersichtlich, nur einer Verfeinerung in der Erfassung der Beziehungen und einer ethischen Vertiefung, aber nicht einer Wandlung, um von dem ursprünglichen, auf derb sinnlicher Unterlage auferbauten, nach außen gerichteten Freien bei Demjenigen anzukommen, der sich selbst beherrscht.

Ganz anders auf metaphysischem Gebiet. Hier ist der Mensch als frei nicht sowohl der Kraftträger als der Kraftschöpfer. Hier ist Freiheit des Geistes, positiv gefaßt, nur etwa so zu verstehen, daß der Geist, um in seinen Aeußerungen, in Dem, was seinen wechselnden Inhalt ausmacht, der konsekutiven Reihenfolge von Ursache und Wirkung enthoben zu sein, selbstschöpferisch sich sebst ins Leben ruft und bestimmt. Dann hat er den „Naturbegriff, nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet" allerdings unter sich, was eben das Postulat bildete, nur das Wie ist nie zu verstehen gewesen und die Thatsache ist stets nur behauptet und geglaubt oder (wie bei Kant aus dem Gewissen) abgeleitet worden, ohne dadurch begreiflich zu werden.

Indessen, ich will hier nicht das Gebiet der Metaphysik betreten. Nur Das sei im Zusammenhang mit dem Erwähnten hervorgehoben, daß die empirisch verfahrende naturwissenschaftliche Forschung, sie, die ganz darauf angewiesen ist, dem Zusammenhang in der Erscheinungwelt nachzuforschen, die Ableitung des Einen aus dem Anderen klarzulegen, sich unmöglich mit einer Auffassung befreunden konnte, die eben die Ableitung, die Be-

dingtheit aufhebt und die Unbedingtheit, die Spontaneität anerkennt. Für sie giebt es also keine Freiheit im Sinne des unverursachten Geschehens, der Schöpfungthat, auch nicht für den Geist, sondern nur Determinismus, Produktion aus und gemäß den gegebenen Voraussetzungen.

Die naturwissenschaftliche Anschauung ist aber von einem nahezu maßgebendem Einfluß auf unsere gesammte Vorstellungwelt geworden. Auch die Geisteswissenschaft, speziell die Ethik, konnte sich ihr nicht entziehen. In dem Gedränge, in das sie dabei mit ihrer Auffassung der Freiheit gerieth, erging es ihr, wie es oft im Gedränge ergeht, daß sie nicht ganz heil und unversehrt davon kam. Mit anderen Worten: von der Freiheit, die man namentlich wegen der auf sie zu gründenden Verantwortlichkeit nicht fahren lassen mochte, blieb der Name und die Außenseite, während der Inhalt sich verflüchtigte, da hierin die naturwissenschaftliche Auffassung als zu Recht bestehend anerkannt wurde. Das Mehl, welches diese Zwickmühle lieferte, war nun unvermeidlich ein nicht allzu fein gesiebtes, ein nicht allzu reinliches Gemenge. Der unvermeidliche Widerspruch ward nur verschleiert. So lesen wir z. B. bei Kuno Fischer von der „Freiheit des Willens", gleichwohl aber muß, um der naturwissenschaftlichen Auffassung zu genügen, ein Stammbaum des Willens da sein, die Selbst-Schöpfung wird gestrichen. Wie löst sich nun das Räthsel? Ganz einfach: man nennt den Stammbaum des Willens die Freiheit, dann ist er abgeleitet und dabei doch frei.

Indem der Freiheitbegriff auf diese Weise einer Entwerthung anheimfiel, wurde aber auch die Sittlichkeit selbst mit fortgerissen. Sie verfiel einem ähnlichen Schicksal. Man gerieth hier gewissermaßen von einem Extrem ins andere. Hatte die ältere Auffassung Anstoß daran genommen, sich den Menschen als Produkt seiner Abstammung und der auf ihn während seiner Lebenszeit einwirkenden Umstände vorzustellen und ihn über den Naturbegriff zu halten gesucht, um ihn gegebenen Falls für sittlich (und damit für verantwortlich) erklären zu können, so nahm man jetzt keinen Anstoß daran, den Menschen, der sich dem Sittengesetz gemäß verhielt, auch dann für sittlich zu erklären, wenn ihm dies Verhalten nur äußerlich auferlegt und aufgedrungen war. Hierzu trat ein Anderes, in der Wirkung aber völlig Gleichartiges. Kant hatte gelehrt (obwohl er die Unbegreiflichkeit zugab), daß in dem Thun des sittlichen Menschen das Lustgefühl völlig ausgemerzt und jede Bestimmung durch dieses Gefühl aufgehoben sei, — nur die Vernunft bestimme. Dieser Auffassung entschwand, je weiter die Kantsche Periode zurück trat, im Bewußtsein der ihm nachfolgenden Generation allgemach der Boden. Der einfache, völlig ausreichende und unzweifelhafte Benthamsche Ausspruch: „Man kann auf den Willen nur

durch Motive einwirken, und wer von Motiven spricht, spricht von Lust und Unlust" brach sich Bahn und fand eine immer allgemeinere Zustimmung. Aber auch hier wieder der selbe Uebergang von einem Extrem zum anderen. Hatte die ältere Auffassung Anstoß genommen an der Lust überhaupt und die Pflichterfüllung gewissermaßen zu verunreinigen geglaubt, wenn sie ein Lustmotiv dabei zuließ, so nahm man jetzt keinen Anstoß daran, auch die Pflichterfüllung als solche anzuerkennen und ihr einen entsprechenden Grad von Moralität zuzurechnen, welche die Lust nicht an der Pflicht als solcher, sondern erst an einem durch die Pflichtleistung sich ergebenden lustbringenden Etwas, gleichviel worin dies bestehe, also erst an dem Ertrag der Pflichtleistung findet. Hier war man nun im Wesentlichen bei dem englischen Utilitarismus angelangt, der nicht darin irrt, daß er sich zur Lust bekennt, sondern darin, daß er diese an eine falsche Stelle setzt und sie in den Ertrag der sittlichen Handlung statt in diese selbst verlegt.

Die idealistische Philosophie Kants hatte die Basis der ethischen Spekulation durch die Ausmerzung des Lustmotivs u. s. w. gewissermaßen zu hoch gehoben und damit eine geneigte Fläche hergestellt. Auf einer geneigten Fläche aber geht es geschwind bergab. So sehen wir denn plötzlich an Stelle des früheren Griffs über den Naturbegriff hinaus die Spekulation und Forschung sich unter diesen Begriff hinab und in die durchschnittliche Erfahrung hinein begeben. Die durchschnittliche Erfahrung im Menschenbereich, die für den Evolutionismus und die Biologie den wünschenswerthesten Stoff liefert, lehrt u. A., daß aus dem zweckmäßig strebenden Instinkt als Grundlage die „Sitte" hervorwächst, daß „der Sitte gemäß zu leben" die Pflichtvorstellung ausmacht. Hierbei geht die Sittlichkeit nun schon unvermeidlich in die Gesittung über. Dem ersten Erforderniß, daß als sittlich nur Der anzuerkennen sei, bei dem die als sittlich zu rechnende That auch aus sittlicher Gesinnung hervorgehe (was, eudämonistisch genommen, nichts Anderes heißen kann als aus einem mit der Pflichtthat unmittelbar zusammen hängenden Lustmotiv), wird nicht weiter nachgefragt, da das „der Sitte gemäß leben", welches von der Pflichtvorstellung auf den Pflichtinhalt übertragen und als Sittlichkeit gerechnet wird, dabei natürlich aus einem Gemisch der verschiedenartigsten Motive abgeleitet werden kann.

Die durchschnittliche Erfahrung lehrt aber ferner auch, daß die Kultur, und mit der Kultur die Gesittung, die Anpassung der Individuen an gewisse Normen, die das Leben und Lebenlassen-Prinzip bedingt, auf einem durch Gewaltthaten aller Art gedüngtem Boden erwachsen ist. Folglich — wenn man zwischen Sittlichkeit und Gesittung nicht mehr ganz prinzipienscharf unterscheidet — scheint auch die Sittlichkeit auf dem gleichen Boden, auf

dem Boden des Zwangs, erwachsen zu sein und man liest, in Bestätigung Dessen, bei einem der namhaftesten neueren Schriftsteller über Ethik (Jodl, Geschichte der Ethik) als bedeutungvolle Thatsache verzeichnet, daß das Werthvolle den natürlichen Instinkten der Einzelnen habe abgenöthigt und aufgezwungen werden müssen und daß fast alle schätzenswerthen Eigenheiten der Menschheit „durch die mühsamsten Veranstaltungen der Gesammtheit dem Naturmenschen haben angezüchtet werden müssen." Da aber das Gewissen als ein Grundverhältniß, eine Elementarkraft der menschlichen Natur (wenn auch eine solche, die von anderen Elementarkräften überwältigt werden kann) zu diesem reinen Anzüchtung-Prozeß nicht recht paßt, so liest man bei dem selben Schriftsteller (Philos. Monatshefte 93. VI) daß die „heutige Wissenschaft" es als ein „absterbendes Phantom" ansehe und daß „man so ziemlich übereingekommen sei, den Begriff des Gewissens als eine ehrwürdige Antiquität den Theologen zu überlassen."

Vergessen oder mindestens nicht nach Gebühr gewürdigt wird dabei, daß die schönsten Prügel nie Gesinnung ergeben, daß aber auch alle blos mechanische Gewöhnung keine Gesinnung ergiebt und daß ohne Gesinnung wiederum der Ursprungsquell der echten That fehlt.

Alle Surrogate helfen und wirken da nichts. Wenn Stuart Mill den Willen gewissermaßen abzurichten vermeinte und zwar dadurch, daß man, um den Anfang „sittlicher Bildung" zu erzielen, das Rechtthun immer mit Lust, das Unrechtthun mit Schmerz verknüpfe, so ergiebt Das Alles, nur keine ethische Kultur. Indem man die mechanische Gewöhnung der Assoziation derart anhäuft, wird — im günstigsten Fall — doch nichts erzielt, als daß der Wille deren reinem Schwergewicht wie ein stummer Diener folgt. Hier ist das Abnöthigen und Aufzwingen nur verschleiert und deshalb das Anstößige weniger auffällig. Genau wo das Gebiet des Mechanischen aufhört und das auf Assimilirung, gewissermaßen auf Transsubstantiation, ruhende Gebiet des Organischen beginnt, genau da beginnt auch, wie jeder Pädagoge weiß, die Gesinnung und also — der Möglichkeit nach — die Sittlichkeit. Für diese Auffassung ist es aber völlig gleichgiltig, ob dies organische Fundament, diese Säftemischung im ganzen Menschen ursprünglich schon vorhanden war oder ob sie durch Zuführung des stoffbildenden Materials, das geeignet, ist die sittliche Säftemischung zu pflegen, erst erzeugt worden ist. Es ist nicht wahr, daß „das Sittliche" nur als Entwickelungprodukt begreiflich sei. Dieser ohnehin schiefe Ausdruck läßt sich kaum anders verstehen, als daß ein sittlich veranlagter und nicht erst durch einen Entwickelungprozeß gezüchteter Mensch undenkbar sei. Es wird sich aber wohl schwerlich ausmachen lassen, wann der erste sittliche Mensch auf Erden gewandelt ist — auch der Evolutionismus kann uns den Nach-

weis nicht liefern —, und es ist nicht abzusehen, warum dieser Erste nicht auf sich selbst, d. h. auf seiner guten Naturanlage geruht haben soll, statt ein Entwickelungprodukt zu sein. Ist Das aber der Fall, dann hat er sich jedenfalls nicht aus einer mechanischen Dressur heraus entwickelt.

Die bedenklichste Seite an der hier gewürdigten Erscheinung ist die, daß sie den Maßstab der Sittlichkeit erniedrigt, d. h. in die Mittelmäßigkeit, die ihr nicht gewachsen ist, hinabdrückt. Es ist Sache einer umfassenderen Untersuchung, die ich in meiner „Trieblehre"*) zu geben versucht habe, nachzuweisen, wie sich das Lustverhältniß zu der Pflichtleistung in dem Fall gestaltet, wo diese Opfer erheischt, nachzuweisen, daß es auch da und dann nicht aufgehoben zu sein braucht, wo diese Opfer ein äußerstes Maß erreichen und wie diese Verkettung in dem Seinsverhältniß der menschlichen Natur begründet ist. Aber es ist auch in dieser Begründung schon der Nachweis enthalten, daß nur eine tiefere, intensiv veranlagte Natur in dies ganze Verhältniß einzugehen im Stande ist, während die flachere sich zu diesem Lustmodus nicht aufschwingen kann, sondern unvermeidlich dazu gedrängt wird, ihre Schadloshaltung für das ihr auferlegte Opfer aus dem Ertrag der Pflichtleistung, wo ein solcher zu ermöglichen ist, zu beziehen. Wo dieser absolut nicht zu ermöglichen ist, fällt dann eben die Pflichtleistung als sinnlos geworden zu Boden, — falls sie nicht etwa durch Gewöhnung und Dressur aufrecht erhalten wird. Diese Art der Aufrechterhaltung trifft aber wiederum die flacheren, untergeordneten Naturen, die mittleren Begabungen. Denn es ist das charakteristische Merkmal gerade für dieses Mittelmaß, daß ihm nur mechanisch beizukommen ist, daß ihm, in größerem oder geringerem Maße, die Assimilirungskraft, die Etwas zum lebendigen Eigenbesitz erwirbt, abgeht. Dieses Mittelmaß ist deshalb noch nicht das Gegentheil von sittlich, es ist ja vielmehr „gesittet", aber eben als gesittet steht es unter dem Horizont der Sittlichkeit.

Die hohe Fassung des Sittlichkeitbegriffs und ein demgemäß gerichtetes Streben sind gerade für uns Deutsche immer ein Wahrzeichen unseres besten Vermögens, unserer Idealkraft, gewesen. Wenn wir sie erniedrigen, d. h. der Mittelmäßigkeit verfallen lassen, dann, fürchte ich, ergeht es uns beinahe wie jenem alttestamentlichen Helden, dem, als sein Hauptschmuck fiel und seine Kraft von ihm wich, das Schmähwort zugerufen wurde: „Philister über dir, Simson!"

Dresden. Dr. Julius Duboc.

*) Grundriß einer einheitlichen Trieblehre vom Standpunkt des Determinismus. Nebst Einleitung. Leipzig. O. Wigand. 1892.

Die Rechtsanwaltsenquete.

Gaudeatis Advocati
Quam felices, quam beati
Eritis in posterum . . .

Kürzlich wandte sich an mich ein guter Bekannter mit der Anfrage, was es mit den neuen Rechtsanwaltsgeschichten sei, er wisse nicht, was eigentlich „los ist", aber es ist Etwas, — und Dies ist ungefähr der Standpunkt, den das große Publikum gegenüber der Verfügung des preußischen Justizministers vom neunzehnten März an die Präsidenten der Oberlandesgerichte einnimmt, — einer Verfügung, die die Axt selbst an diejenige beschränkte Freiheit zu legen droht, welche der Advokatur in Deutschland durch die Rechtsanwaltsordnung eingeräumt ist. Erfährt man aus dieser Verfügung, daß der Minister Beklemmungen über die Zunahme der Anwälte, zumal in den größeren Städten (beispielsweise in Berlin mit 611 Rechtsanwälten gegenüber der altpreußischen auf staatlich regulirter Anstellung beruhenden Zahl von 93 im Jahre 1878) empfindet, ferner darüber, daß „junge Juristen alsbald nach bestandener Staatsprüfung, ohne genügende Bekanntschaft mit den Verhältnissen des Lebens, ohne hinreichende praktische Durchbildung und ohne eingehende Selbstprüfung in Bezug auf den zu wählenden Beruf, die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft nachgesucht und erlangt haben", und daß zur Aufrechterhaltung des Ansehens des Rechtsanwaltsstandes ein Einschreiten im Wege der Gesetzgebung ventilirt wird, wobei denn an Abhilfsmitteln in Erwägung kommen 1. der sog. numerus clausus, d. h. die staatliche Feststellung einer Maximalzahl der bei einem Gericht zuzulassenden Rechtsanwälte, 2. ein etwa zweijähriger weiterer Vorbereitungdienst nach bestandener letzter Prüfung, 3. die Fernhaltung von den Landgerichten durch eine vorherige mehrjährige obligatorische Thätigkeit beim Amtsgericht und eine arbiträre oder an ein gewisses Dienstalter gebundene Zulassung bei den Oberlandesgerichten, — erfährt man Dies, so muß man staunen über die sowohl in der Kennzeichnung der Uebel als in der Andeutung der Heilmittel zu Tage tretende Aermlichkeit. Prischl, dem ich beipflichte, hat in seiner 1888 erschienenen Schrift „Advokatur und Anwaltschaft" als auf den eigentlichen Krebsschaden der deutschen Rechtsanwaltschaft bereits mit leidenschaftlicher Energie hingewiesen auf die Denaturirung der Advokatur durch die mit ihr gegen alle Theorie und geschichtliche Erfahrung in Rom, England und Frankreich verschweißten subalternen Funktionen der bloßen Geschäftsagentur und des mechanischen Prozeßbetriebes, — Funktionen, die der barrister und avocat dem solicitor und avoué überlassen. Woraus denn folgt, daß jene hohe gerichtliche und gesellschaftliche Achtung, die der reinen Advokatur in der edlen Fürsprecherschaft vor Gericht und der wissenschaftlichen Konsiliarthätigkeit außerhalb des Gerichts den Charakter eines Ehrenstandes par excellence verleiht, völlig herabgedrückt wird durch die

dem bloßen Gelderwerb bis in seine undelikatesten Formen dienende Schreiber- und Exekutorthätigkeit, durch die Geschäfts-Routine und eigennützige Polypragmosyne der Prokuratur.

Zwar hat der Ehrengerichtshof zu Leipzig sich dahin ausgesprochen: „die Rechtsanwaltschaft sei kein freies Gewerbe, sondern ein staatsseitig geordneter wissenschaftlicher Beruf im Dienste des Rechtes und der Rechtspflege". Aber man lieset nicht Feigen von den Dornen, auch so lieset man nicht Trauben von den Hecken, und wenn die Berufsarbeit der deutschen Rechtsanwälte zu drei Vierteln aus jenen niedern geschäftlichen Dienstleistungen besteht, so ist es denn auch nicht anders möglich, als daß diesem Niveau der Berufsthätigkeit der Berufscharakter entspricht. Das Aeußerste, was die deutschen Anwaltskammern mit aller Standesinteressenwahrung, mit Ehrengerichten, Verweisen und Strafen bis zum Ausschluß, zu leisten im Stande sind, ist denn auch anerkanntermaßen keine positiv veredelnde Wirkung, sondern bestenfalls eine die räudigsten Schafe beseitigende Aufrechterhaltung der „landläufigen Wohlanständigkeit". Mochte nun bei der für den größten deutschen Bundesstaat immerhin wichtigen Neuerung der Freigabe der anwaltlichen Praxis für Jeden, der die zweite Staatsprüfung bestanden hat — gegenüber der altpreußischen Anstellung der staatlich als geeignet erscheinenden Persönlichkeiten —, eine Hereinziehung derartiger Probleme verfrüht und ein Uebergangsstadium geboten erscheinen, ehe radikalere Aenderungen in Angriff genommen wurden, so durfte man bei einer Aufrollung der Grundfrage der Standesqualität nach fünfzehnjähriger Dauer der reichsgesetzlich zunächst geschaffenen Organisation allerdings etwas Anderes erwarten als diese Wassersuppe. Gilt doch buchstäblich das Selbe hier, was kürzlich eine Autorität im Reichsgericht dem so kurzsichtigen Entwurfe der Novelle zur Strafprozeß-Ordnung entgegenzuhalten für erforderlich ansah: „Daß freilich diese Reform nicht in einer Verbesserung des Gebotenen, sondern nur in der Rückkehr zum Alten, kaum Verlassenen gesucht wurde, giebt der Produktivität der Juristen kein rühmliches Zeugniß. Es beweist vielmehr nur, daß das Gedächtniß der Juristenwelt eben so schwach ist wie das der Tageserscheinung, welche man ohne alle Standesbeschränkung als öffentliche Meinung zu bezeichnen pflegt. Heute ist man einig, daß eine Einrichtung nichts tauge, man reformirt. Morgen überzeugt man sich, daß die Reform keinen idealen Zustand geschaffen habe, und sofort ertönt der Ruf nach Rückkehr zum alten, aber gewohnten Schlechten, statt durch Verbesserung der Reformeinrichtung sich dem Ideal so weit zu nähern, als die menschliche Schwäche Dies gestattet." — Denn was jetzt als Heilmittel geprüft werden soll, ist ganz das Selbe, was im Jahre 1878 in den Motiven zum Entwurfe der Rechtsanwaltsordnung mit den präzisen, eben so einfachen wie schlagenden Sätzen bereits beseitigt worden ist: „Wer befähigt ist, ein Richteramt zu bekleiden, einem Amtsgerichte vorzustehen oder bei einem Landgerichte, sei es in erster oder zweiter Instanz, zu entscheiden, muß auch als befähigt erachtet werden, Rechtsanwalt zu sein. Wenn zur Begründung der entgegengesetzten, von Rechtsanwälten selbst befürworteten Auffassung darauf hingewiesen wird, daß auch dem theoretisch völlig ausgebildeten Juristen diejenige praktische Erfahrung meistens fehlen werde, welche erforderlich sei, um eine Sache von dem Standpunkte des Anwalts mit Umsicht anzugreifen und in die richtigen Wege zu leiten — ein Mangel, der bei dem Richter sich in viel geringerem Grade fühlbar machen werde —, so soll die Richtigkeit

dieser Erwägung in thatsächlicher Beziehung nicht ganz in Abrede gestellt werden. Daraus würde aber nur die Folgerung abzuleiten sein, daß die Rechtsuchenden Bedenken tragen werden, solche Sachen, bei welchen außer der theoretischen Rechtskenntniß besondere praktische Erfahrung nöthig ist, ganz jungen Rechtsanwälten zu übertragen; aber keineswegs wird daraus für den Gesetzgeber ein Grund herzuleiten sein, Rechtskundige, welche die Qualifikation zum Richteramt erlangt haben, zeitweise von der Rechtsanwaltschaft auszuschließen, und am Wenigsten würde eine zweijährige Vorbeschäftigung bei Staatsstellen, als Richter oder Staatsanwalt, zur Vorbedingung für die Zulassung als Rechtsanwalt aufgestellt werden dürfen —" und: „Wenn der Entwurf davon ausgeht, daß die Rechtsanwälte nicht als Beamte anzusehen sind, so folgt daraus, daß nicht von einer Anstellung im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern nur von einer Zulassung die Rede sein kann. Vom Standpunkte des Anwaltzwanges erscheint es ferner im Interesse des rechtssuchenden, in gewissen Sachen zu eigener Vertretung nicht berechtigten Publikums, daß ihm eine thunlichst große Auswahl ermöglicht und dem Zwange dadurch das Bedenkliche und Hemmende genommen werde. Der Entwurf hat daher den Grundsatz, die Zahl der Rechtsanwälte in einem bestimmten Gerichtsbezirk oder bei einem bestimmten Gerichte zu beschränken, nicht angenommen". Da ist Herr von Schelling schon widerlegt. Allerdings haben bereits vor Jahren Vorsitzende von Anwaltskammern über die angebliche Ueberfüllung des Berufes geklagt, die dazu führe, „daß viele Anwälte nicht mehr zu einem entsprechenden Einkommen gelangten; dieser Umstand habe zur Folge, daß die wirthschaftliche Nothlage zu einer die Standesehre schädigenden Ausübung des Berufes führe, welche ihrerseits den Anwaltsstand herabsetze und schließlich der Rechtspflege selbst Eintrag thun müsse; bereits würden die Dienste einzelner Anwälte in öffentlichen Blättern angeboten, zur Gewinnung von Praxis würden mit Winkel-Advokaten Geschäftsverbindungen angeknüpft, die Rechtsanwaltsschilder würden mehr in die Augen fallend, Geschäfte würden aufgesucht, welche der Rechtspflege fremd wären und in den Kreis von Agentengeschäften gehörten. Wären damit auch nur vereinzelte Auswüchse nicht anständiger Geschäftsgebahrung gekennzeichnet, so dürfte man bei der stetig steigenden Anwaltszahl vor den andringenden Gefahren die Augen nicht verschließen." (Werner, „Die freie Anwaltschaft in Preußen"). Aber was hier als Auswuchs bezeichnet wird, zum Theil übrigens nicht einmal Dies, sondern nur des bureaukratischen Vornehmthuns entkleidete Bethätigung der gegebenen und für das Leben nicht entbehrlichen Subalternfunktionen ist, würde ja sehr wohl durch die ehrengerichtliche Disziplin ausgemerzt werden können. Die jetzige Verfügung spricht ohne jede nähere Erläuterung von Gefahren, die von der durch die Reichsgesetzgebung eingeführten unbeschränkten Freizügigkeit der Rechtsanwaltschaft für den Anwaltsstand und damit zugleich für die gesammte Rechtspflege befürchtet werden könnten. Hiernach dürfte der Uneingeweihte zunächst glauben, daß die Rechtsanwaltsbefähigung in Deutschland zu einer beliebigen gerichtlichen und außergerichtlichen Anwaltsthätigkeit berechtige, während die gesetzliche Lokalisirung des Anwaltes bei dem Gericht seiner Zulassung, die ohne jede Erzwingbarkeit dem behördlichen Belieben anheim gestellte Zulassung in einem anderen Bundesstaate als demjenigen der bestandenen zweiten Prüfung, die Erschwerung einer Veränderung des ursprünglich gewählten Gerichtes in gewissen Fällen, in Verbindung mit der Zer-

splitterung des materiellen Rechtes in Deutschland in Wirklichkeit alles Andere eher bieten als das Bild einer unbeschränkten Freizügigkeit. Aber die Verfügung wendet sich auch nicht an das Publikum, sondern an die mit allen diesen Dingen bekannten Präsidenten der Oberlandesgerichte. Trotz der verdächtig suggestiven Form möge denn also eine Mißdeutung hier als ausgeschlossen gelten.

Wahr ist, daß unsere Rechtsanwaltschaft erfüllt ist von einem mittelmäßigen „Geist der Kleinheit und Pointille", dem ihre besonders in oratorischer Hinsicht mangelhaften Leistungen entsprechen. Noch heute harrt das neue Deutschland einer forensischen Kraft, die, unabhängig von dem Gelderwerb, ausgerüstet neben dem fachmännischen Wissen mit Universalität der Bildung und Rednergabe, ohne Menschenfurcht und soziale Vorurtheile, den Deutschen durch ein großes Beispiel das Ideal aufrichtete, wie es der englischen und französischen Advokatur niemals gefehlt hat und wie es in den Worten des Kanzlers d'Aguesseau „L'ordre des avocats est aussi ancien que la magistrature, aussi noble que la vertu, aussi nécessaire que la Justice" sich spiegelt. Ist in Deutschland doch nach völliger Beseitigung der auch dem altdeutschen Gerichtsverfahren eigenen Trennung der Advokatur von der Prokuratur jenes Ideal erstickt, und an Stelle dessen das sehr niedrig gesteckte Ziel eines geräuschlosen, ehrlichen, pünktlichen, leidlich reinlichen, aber aller höheren Anschauung baren Prozeß- und Geschäftsbetriebes getreten, bei dem denn neuestens in Hinsicht der Delikatesse übrigens der Unterschied, den der Römer gegenüber dem Handel machte, erheblich mitspricht: mercatura si parva est sordida est: Was im Kleinen als unanständig gilt, ist im Großen in Gestalt von Konsortial- oder Aufsichtsrathsbetheiligungen, Konkurs- und Testamentsverwaltung-Honoraren und Syndikalpfründen durchaus geruchlos. Und soweit reicht diese Verdunkelung des Ideals selbst in Anwaltskreisen, daß in einem Aufsatze in der „Nation" einer der angesehensten Berliner Anwälte die Plaidirthätigkeit des Advokaten, also den wichtigsten Theil der höheren Berufsfunktionen, ja man kann sagen den Gipfel und die Blüthe der Berufsausübung, als Aufgabe des „Prozeßkünstlers und Vertheidigers" für eine vorgeschrittene Auffassung von den Aufgaben des Standes als nicht maßgeblich erklären und als jene Aufgaben die Spezialisirung für internationale Fragen des öffentlichen und des Privatrechtes, für Seeangelegenheiten, Steuersachen, Bausachen, Gewerbesachen, Patentsachen, Enteignungsachen, Streitigkeiten der Armenverbände, Verwaltungstreitigkeiten u. Dgl. m., sowie die konsultative Thätigkeit für Aktiengesellschaften, Genossenschaften, gemeinnützige Vereine, politische, kommunale, religiöse und soziale Vereinigungen, dieses mixtum compositum von Aufgaben des Standes aber sogar als Rückgrat des Rechtsstaates bezeichnen konnte, — wahrlich ein bedenklich rachitisches Rückgrat!

Daß das in dem aufgestellten Ideal gesteckte Ziel einer Erhöhung der Berufsleistungen auf dem Wege der ministeriellen Verfügung nicht liegt, bedarf an und für sich keines Wortes; wir haben darin nur einen jener Versuche mehr vor uns, „die neuerdings unter dem tönenden Namen der Hebung bald dieses, bald jenes Standes in Mode gekommen sind, um die Angehörigen eines Berufes mehr durch Ansprüche, die sie an die Gesellschaft, als durch solche, die sie an sich machen, zu höheren Leistungen zu befähigen."

Hamburg. Rechtsanwalt Dr. A. Berthold

Reform der Universitäten.

Geehrter Herr Harden,

Einer Ihrer Mitarbeiter hat neulich in einem Aufsatz über die Universitäten einige wunde Punkte berührt, die in unserm akademischen Leben sicher der Abhilfe bedürfen; aber er hat dabei auch einige Ansichten geäußert, die nicht ohne Widerspruch bleiben dürfen. Das Wörtchen „Reform" hat in den letzten Jahren einen häßlichen Beigeschmack gewonnen; man denkt dann gleich an Schulreform und wird geschreckt durch den Geist einer Universitätferienordnung, der vor einiger Zeit umging und das akademische Leben schwer zu verwunden drohte. Dieser scheint gebannt. Aber wir sind in einem sehr nervösen Zeitalter; noch immer kann man in keine Gesellschaft treten, nicht in einem Eisenbahncoupé fahren, ohne daß in irgend einer Ecke ein Reformer auftritt, der Gott und die Welt neugestalten will, nur sich selber nicht. Die Universitäten sind die bevorzugte Zielscheibe der Reformer. Dem Einen stehen sie nicht mehr auf der Höhe, dem Andern zu wenig im Leben, dem Dritten sind sie zu wissenschaftlich, dem Vierten taugt die Lehrmethode nichts und der Fünfte sieht nur lauter Zöpfe. Man streiche aber einmal diese Universitäten mit allen ihren Fehlern aus unserm geistigen Leben, denke sich all die Arbeit der Professoren weg aus unsern Bibliotheken — und ich bin gespannt, wie viel da übrig bleibt. Daß ein „tüchtiger" Privatdozent immer dem „Ordinarius" gegenübergestellt wird — der dann natürlich auch immer der veraltete und unfähige sein muß —, ist eine beliebte Wendung. Die Ordinarien sind so die eigentlichen Feinde des akademischen Lebens, die ziehen nur gefällige Schmeichler zu Privatdozenten heran, sie hindern die tüchtigen im Aufsteigen, die wahre Tugend steht abseits und bleibt verkannt. Ihr Herr Mitarbeiter ist ja selbst Dozent; ob Privatdozent oder Außerordentlicher oder einer von den schlimmen Ordentlichen, ich weiß es nicht. Aber er wird wissen, daß in akademischen Kreisen auch andere Ansichten bestehen, und ich möchte davon Einiges — nicht Alles — Ihrem Leserkreise vortragen, damit auch der „altera pars" ihr Recht werde.

I. Die Privatdozenten.

Ihr Mitarbeiter giebt zu, daß das Institut der Privatdozenten sich Jahrzehnte lang bewährt habe, für die heutige Zeit sei es aber völlig überlebt: „es ist fast ausschließlich eine Prärogative der Reichen geworden, zumal die Anforderungen, die an einen Privatdozenten gestellt werden, verhältnißmäßig geringe sind. Wer das nöthige Geld hat, wer es versteht, durch liebenswürdiges Wesen und ein Bischen Schmeichelei den Ordinarius des Faches für sich zu gewinnen, kann bald nach dem Doktorexamen auf Grund einer oft nur zwei Bogen kleinsten Formats füllenden, recht unbedeutenden Arbeit das Katheder erklimmen". Danach scheint also nur fraglich zu sein, wer dümmer ist, der Privatdozent oder der Ordinarius — dumm wären sie ja, bei dieser Lage der Dinge, alle Beide! Armes Vaterland, so sieht es auf deinen Universitäten aus!

Ich kenne und kannte sehr viele Privatdozenten; aber „das nöthige Geld" hatten sie fast alle nicht. Sie gehen den dornigen und unsicheren Weg mit festem Vertrauen, lediglich deshalb, weil es Gottlob noch nicht an jungen Männern fehlt, die Ideale haben. Ich erwidere mit einem andern Satz: wer die nöthige Entsagung besitzt und im Stande ist, sich durch gründliche Arbeiten als ein „Mehrer des Reiches" auszuweisen, der hat Aussichten, „das Katheder

zu erklimmen". Andere Fälle mögen vorkommen, sind aber nicht Regel, sondern Ausnahme. Die persönliche Liebenswürdigkeit hilft Keinem vorwärts; gar Mancher wird abgewiesen, der sich natürlich dann für ein verkanntes Genie hält und mit Vorliebe einen Artikel gegen das „sich breit machende, unfähige Professorenthum" (natürlich meint man immer die Ordinarien) losläßt.

Ist der Betreffende nun Privatdozent, so will er auch vorwärts kommen. Ihr Mitarbeiter stellt Das so dar: „Hat dann der junge Mann 4—5 Jahre in der Woche 2—3 Vorlesungen gehalten, einen kleinen Zeitschriftenaufsatz veröffentlicht, vor Allem aber das gesellschaftliche Leben der Universitätkreise eifrig mitgemacht, ist er vollends noch mit der Tochter eines Professors verheirathet oder verlobt, so setzen seine guten Freunde alle Hebel in Bewegung, um ihm eine Professur zu verschaffen". Der Herr Verfasser schwächt diesen schwersten Vorwurf zwar alsbald mit den Worten ab: „Das ist nicht übertrieben, es giebt solche Elemente, solche geschickte Faiseurs in genügender Anzahl", aber die Abschwächung ist nur scheinbar; er stellt doch als Regel hin, was höchstens Ausnahme ist. Die Verlobung oder Verheirathung mit Professorentöchtern spielt in der akademischen Laufbahn keine Rolle. Gerade von diesem Vorwurf ist das akademische Leben frei. Ich bin selbst nirgends durch Verwandtschaft irgend welcher Art an akademische Kreise gebunden, ich habe seit länger als einem Dezennium grade daraufhin beobachtet und nirgends einen Anstoß gefunden. Verlobungen dieser Art sind geradezu überraschend selten — überraschend, weil doch für akademische Dozenten die Universität sehr vielen und mannichfachen Verkehr bietet —, und wenn einmal eine Verlobung vorkommt, du lieber Himmel, dürfen denn diese Professoren nicht einmal mehr liebenswürdige Töchter haben?

Der Herr Verfasser findet es sehr schlimm, daß bei Neubesetzungen von Professuren fast ausschließlich auf die Privatdozenten zurückgegriffen wird. Ich finde Das sehr natürlich und diese andere Auffassung hoffe ich auch ausreichend zu begründen. Für einzelne Fälle hat man auf Männer aus dem praktischen Leben zurückgegriffen und wird es immer wieder thun. Man kann in den meisten Fällen sagen: wer außerhalb der Universität wissenschaftlich Etwas leistet und sich der akademischen Laufbahn zuwenden will, wird offene Thüren finden. Das Privatdozententhum hat aber seinen besonderen Vorzug. Wer im praktischen Leben steht als Schulmann, Jurist, Arzt, wird von den Aufgaben seines Berufes so in Anspruch genommen, daß er, ungeachtet aller Begabung, zu wissenschaftlicher Vertiefung, zu umfangreicher Lecture nur wenig Zeit haben und in den meisten Fällen froh sein wird, in seinen Mußestunden ein kleines Fleckchen seiner Lieblingswissenschaft zu bebauen. Ich spreche auch hier wie immer von der Regel, nicht von den Ausnahmen. Dagegen hat der Privatdozent seine ganze Zeit zur Arbeit frei, und wer unser jüngeren Kollegen kennt, weiß, daß sie ihre Zeit meistens nicht mit Kurzweil vertändeln. Nur so ist eine wirkliche Vertiefung und Konzentrirung möglich. In der Regel beginnt der Privatdozent mit kleinen, eng umschriebenen Vorlesungen, die dieses oder jenes Gebiet behandeln und sich schließlich zu größeren Kursen ausgestalten. Hierdurch gewinnt er, neben der schriftstellerischen Arbeit, einen Ueberblick über das ganze Gebiet seiner Wissenschaft, die ein noch so tüchtiger Praktikus, der seinem Beruf mit Liebe und Erfolg nachgehen will, nicht erwerben kann.

Der Herr Verfasser will die Habilitation (zum Glück) nicht abschaffen, aber sie erschweren. Sie scheint mir zwar schwer genug, zumal die Zulassung noch gar keine Aussicht auf Beförderung gewährt, sondern erst die wahre

Prüfungzeit für Viele beginnen läßt; aber im Prinzip: einverstanden! Seine positiven Vorschläge sind (und da kommt gleich die Schwierigkeit für alle Reformer) aber recht wenig einleuchtend. Bestimmte Regeln lassen sich, ohne zu schablonisiren, gar nicht geben; davon gleich ein Beispiel. Er schreibt vor: „Fünf Jahre Zwischenraum zwischen Doktorexamen und Habilitation, darunter mindestens zwei Jahre praktischer Thätigkeit als Geistlicher, Assessor 2c." Fünf Jahre zu warten, dazu werden Wenige sich bereit finden; schon ganz äußerlich betrachtet, geht ihnen die Anregung des persönlichen Verkehrs mit gleichgestimmten Dozenten, die akademische Luft, verloren. Wie dann aber, wenn der Betreffende zwar lange wissenschaftlich gearbeitet, aber erst spät promovirt hat? Oder was soll denn eine zweijährige praktische Thätigkeit, wenn der Bewerber ein Fach vertritt, das eine praktische Thätigkeit außerhalb der Universität gar nicht gestattet — z. B. Semitische Sprachen oder Anatomie? Die zwei Jahre werden dann einfach verloren sein. Also gleich sind Ausnahmen nothwendig. Daher ist es am Besten, wenn man wie bisher die Entscheidung den wissenschaftlichen Kollegien, die man Fakultäten nennt, überläßt und nicht Alles bis ins Einzelne regelt, womit man der Sache eher Schaden als Nutzen bringt.

II. Die Gehaltsverhältnisse der Professoren.

Hier treffen wir einen viel wunderen Punkt. Es ist erfreulich, daß diese Dinge im bayerischen Parlament zur Sprache gekommen sind und in ganz, ganz entfernten Umrissen auch in Preußen eine Aenderung am Horizont erscheint. Das preußische Abgeordnetenhaus kümmert sich nicht viel darum. Man kann als Privatdozent wohl sich einige junge Jahre hindurch nach der meist sehr kurzen Decke strecken; aber es ist nothwendig, daß am Ende dieser Zeit die Prüfung aufhört und dem sehr ausgetrockneten Boden eine Erfrischung zu Theil wird. Darüber ließe sich sehr viel sagen. Aber die gänzliche Aufhebung der Kolle.iengelder würde in großer Fehler sein, der das Wesen der Universitäten mehr, als es den Anschein hat, umgestalten würde — kaum zu ihrem Vortheil —, die einzigen selbständigen Einnahmen der Universitäten in dem tiefen Boden des Staatssäckels verschwinden und die Beamteneigenschaft der Universitätprofessoren und deren Abhängigkeit mehr hervortreten ließe. Gerade Das ist aber in keiner Weise zu wünschen. Abhängige Beamte haben wir doch wohl genug. Andererseits ist den Professoren, die eine große Anzahl von Stunden zu doziren haben, ein höheres Einkommen zu gönnen. Auf manche Ungerechtigkeit gegen jüngere Dozenten, Privatdozenten und Extraordinarien, die verstanden haben, einen größeren Kreis als Andere um sich zu versammeln, will ich nur im Vorübergehen hinweisen. Mit wenigen Worten lassen sich diese verwickelten Verhältnisse gar nicht abthun oder erklären. Der Uneingeweihte hat kaum eine Vorstellung von der tiefgreifenden Veränderung, die dieser Schnitt an dem Körper unsrer Universitäten hervorrufen würde. Aber Zweierlei muß gefordert werden: 1. daß viele Professoren, natürlich auch Extraordinarien, nicht mit unzureichenden Gehältern sitzen und, wenn sie kein Privatvermögen haben, in Sorgen leben, und 2. daß die Einkünfte nicht ein gewisses Maß überschreiten. Darin hat der Herr Verfasser ganz Recht. Der jetzige Zustand schafft, wie ein französischer Beobachter hervorhebt, innerhalb der selben Kollegien ungleiche soziale Verhältnisse. Mit 15–20000 Mark amtlicher Einkünfte kann auch in Berlin schon ein Mensch leben (viele haben weniger), kann ein Professor allen Anforderungen seines Berufes genügen. Was darüber ist, ist vom Uebel. Hier muß man kräftig schneiden. Vor Allem müßte der Etat ein übersichtlich

spezifizirtes Bild dieser Nebeneinnahmen gewähren; die Kollegiengelder sind Einkünfte, die aus der amtlichen Stellung fließen, und gehören eigentlich in den Etat. Denen, die keine oder wenig Kollegiengelder haben, wozu nicht nur Orientalisten, sondern jetzt auch Mathematiker und klassische Philologen gehören, muß in irgend einer Form ein auskömmliches Gehalt bewilligt werden. Etwas ließe sich schon innerhalb des gegenwärtigen Etats, ohne Aufwendung neuer Mittel, machen. Aber auf den Universitätetat, aus dem eine außerordentliche Begünstigung der Universität Berlin ersichtlich ist, will ich nicht weiter eingehen.

Der Herr Verfasser überschätzt den Unterschied zwischen außerordentlichen und ordentlichen Professoren. Den Studenten gegenüber, denen ja die Wahl des Dozenten völlig freisteht, besteht ein Unterschied überhaupt nicht, eben so wenig auf literarischem Gebiet, auf dem der Dozent sich sein eigentliches Ansehen erwirbt; der einzige Unterschied liegt in der (oft geringen) Gehaltsdifferenz und in der Nichtbetheiligung der Extraordinarien an Sitzungen, die sich mit Berufungen und ähnlichen Dingen beschäftigen. Daß hier die Kreise enger gezogen werden müssen, liegt in der Natur der Sache und wird auch von den Wenigsten verkannt werden. Diese Kreise werden natürlich meist aus den älteren Professoren bestehen. Die Fälle, in denen tüchtige Extraordinarien nicht berufen werden oder an Ort und Stelle aufrücken, stehen recht vereinzelt da. Manchmal aber haben die Herren an großen Universitäten gar nicht Lust, ihr warmes Extraordinariat gegen ein Ordinariat in der Provinz einzutauschen.

III. Prüfungen und Promotionen.

Allem, was zur Hebung des Ansehens der höchsten akademischen Würde, die besonders bei den Medizinern leider geringer als das Staatsexamen angesehen wird, geschehen kann, sei bereitwillig beigestimmt. Hier haben wohl die Mediziner viele Sünden aufgehäuft. Auf die Doktorgebühren, die bei den meisten theologischen, juristischen und philosophischen Fakultäten recht gering sind, wird die Mehrzahl gern verzichten, wenn ihnen nur auskömmliche Gehälter bewilligt werden. Dann überwälzt man aber eine Abgabe von den Interessenten auf die Staatskasse, was dieser, besonders in kleinen Staaten, nicht gleichgiltig sein wird. Auch hier liegt die Sache nicht so einfach, wie es dem Uneingeweihten scheint. Zu einer völligen Befreiung von den Gebühren ist gar keine Veranlassung. Wer unentgeltlich promoviren will, kann bei manchen Fakultäten sich die Berechtigung hierzu durch Lösung einer Preisaufgabe erwerben. Auch einige Widersprüche meine ich in den Ausführungen des Herrn Verfassers zu entdecken. Er spricht von den Dissertationen als „dünnen, inhaltslosen Heftchen, die die Wissenschaft nicht fördern", und andererseits davon, daß manche Dozenten mit Dissertationen „schwunghaften Handel" treiben. Wie ist denn Das möglich, wer kauft denn diese Heftchen, wenn sie dünn und inhaltslos sind? Und jeder Dozent bekommt doch nur ein Exemplar; woher dann ein „schwunghafter" Handel? Nicht zehn Mark jährlich könnte der Einzelne daran verdienen! Meist aber werden sie gegen Arbeiten anderer Universitäten eingetauscht.

Ich will nicht weiter opponiren. Der Herr Verfasser schließt sehr pomphaft mit den Worten: „Die Wissenschaft soll kein Geschäft sein; diese Forderung kann nicht scharf genug betont werden." Darauf will ich ihm erwidern: Wohlhabend werden von ihren Einkünften — außerhalb der medizinischen Fakultät — in Deutschland nur wenige Professoren, ein Theil ist froh, wenn er gerade auskommt, und viele müssen, um überhaupt auszukommen, in die eigene Tasche greifen.

Breslau. Professor A. Hillebrandt.

Prinz Taifal.

Was werd' ich heute beginnen? — so dachte der junge Prinz Taifal bei sich, als er, von seinen Dienern und Gesellschaftern für kurze Zeit verlassen, früh morgens in seinem von Prunkstücken verschiedenster Art erfüllten Gemache saß und zum Fenster hinausschaute.

Da traf ihn ein Sonnenstrahl — und siehe, der Sonnenstrahl zitterte vor seinen Augen hin und her; und jetzt glaubte Prinz Taifal den Sonnenstrahl sprechen zu hören.

„Was du heute beginnen sollst, lieber Prinz? Ei, du solltest einmal aufs geradewohl hinauswandern und inmitten der herrlichen Sommernatur dich erquicken und fühlen, um wieviel schöner es draußen, in des Waldes und all' der grünenden und blühenden Fluren Freiheit, ist als hier in dem engen, düsteren Schlosse." So sprach der Sonnenstrahl; und Prinz Taifal neigte sein Ohr hinab und lauschte.

„Verlassen" — hub er nun an — „verlassen sollt' ich das prächtige Schloß meiner Väter und hinauswandern ins Freie, wo die gemeinen Menschen sich tummeln und singen und allerlei thörichte Dinge treiben, die keines Prinzen und zukünftigen Königs würdig sind? Weshalb wär' ich Prinz Taifal, wenn ich nach solchen Freuden Lust verspürte?!"

Der Sonnenstrahl aber zitterte nach wie vor; und als Prinz Taifal schwieg, fuhr er in dem selben Tone wie vorhin fort: „Versuchs doch einmal, bester Prinz. Niemand beobachtet jetzt, was du thust — bist ganz dein eigener Herr — schüttle den Bann von dir ab, der dich befangen hält, und wandre hinaus in die freie, freundliche, bunte Welt. Ich hüpfe dir voraus — folge mir; und wenns dich reuen wird, so will ichs erleiden, daß ich nie mehr vor deinem edlen Angesicht erscheinen darf."

Prinz Taifal überlegte. Der Sonnenstrahl hatte nicht Unrecht. Von seiner alltäglichen Umgebung war jetzt Niemand zugegen; er konnte wohl einmal den Versuch wagen, zu sehen, wie es draußen in der freien Welt zuging. Ein Wenig Angst aber fühlte Prinz Taifal doch. Denn außerhalb des königlichen Schlosses war ihm Alles fremd; nur zuweilen hatten ihm seine Diener und Gesellschafter von dem Unbekannten erzählt; und nie war die Sehnsucht in ihm rege geworden, dieses Unbekannte, das nur für gemeine Menschen, aber nicht für königliche Wesen geschaffen sein sollte, kennen zu lernen.

„Nun, Prinz Taifal?" begann der lustig tänzelnde Sonnenstrahl wieder. „Was gedenkst du zu thun?"

„Hüpfe voraus, ich folge"; gab der Prinz nach kurzem Zögern zur Antwort.

Da kicherte der Sonnenstrahl vergnügt, hüpfte schnell durchs Fenster und setzte sich draußen in den Wipfel einer Akazie. Prinz Taifal aber schlich leise hinaus und gelangte, von Keinem bemerkt, ins Freie.

Die frische Luft schlug ihm zuerst betäubend gegen das Antlitz; ihm war, als ob sein ganzes Wesen plötzlich gelähmt würde. Denn er hatte die gemeine Luft noch nie so unmittelbar nahe gefühlt. Ihn verletzte die Frechheit, mit welcher diese gemeine Luft auf ihn eindrang, gleichsam, als ob er auch nur ein gemeiner Alltagsmensch und kein Prinz aus königlichem Geblüt wäre. Schon überfiel ihn ein Schauder und seine des Gehens auf den harten Steinen der

Straße nicht gewöhnten Füße begannen zu schwanken. Da glitt ihm der Sonnenstrahl sanft über die Stirn und flüsterte: „Das dauert nicht lange, lieber Prinz Taifal; du wirst schnell dich an das Neue gewöhnen. Fasse nur Muth; eine kurze, behagliche Strecke Weges, und wir sind im Walde, wo die Buchen und Erlen, die Birken und Eichen auf grünem blumigen Rasen stehen, wo die munteren braunen Eichkätzchen schelmisch herumhüpfen und mit meinen Brüdern, den andern Sonnenstrahlen, spielen, die sich durch die Wipfel der Bäume schlingen und über die Gräser des Waldbodens gleiten, wo die guten Vöglein singen, die Falter sich in den Kelchen der Blüthen schaukeln, die Käfer sich im duftigen Moose tummeln, wo nichts Anderes herrscht als Heiterkeit und Wonne. Fasse nur Muth, lieber Prinz Taifal; wir sind gleich im Walde."

Prinz Taifal faßte Muth; er zwang den Ekel hinab, überwand seine Schwäche, reckte sich hoch auf und sagte mit stolzer Würde zum unruhig hin und her tänzelnden Sonnenstrahl: „Hüpfe nur voraus — Wir werden dir folgen."

„O, du willst in Gesellschaft zu Walde gehen, lieber Prinz Taifal?" entgegnete der Sonnenstrahl.

„Nein — Wir werden ohne Gesellschaft zu Walde gehen. Aber sprich nur nicht viel — Wir lieben das nicht. Und nun hüpfe voraus; doch hübsch langsam, damit Wir im Stande sind, zu folgen."

„Was ist in Dich gefahren, bester Prinz Taifal, daß Du jetzt auf einmal so redest, als ob wenigstens ihrer Zwei mit mir zu Walde gehen möchten?"

Aber Prinz Taifal, der sein fürstliches Bewußtsein um so stolzer zur Schau zu tragen begann, je klarer es ihm wurde, daß er hier draußen eine sehr schlechte Figur machte — Prinz Taifal that, als ob er nichts hörte, reckte sich noch etwas höher und winkte gnädig herablassend mit seiner behandschuhten Rechten.

„Nun gut" — fuhr der Sonnenstrahl fort. „Ich verstehe, Königliche Hoheit. Wenn Hoheit also die Gnade haben wollen, mir zu folgen, so will ich freudigen Herzens voraushüpfen."

Prinz Taifal nickte nur ein ganz klein Wenig mit seinem blondgelockten Haupte. Der Sonnenstrahl verstand sich auf die wortlose Sprache, kicherte still vor sich hin und setzte sich dann sogleich in Bewegung.

Prinz Taifal schritt unlustig hinter ihm her.

„Wie weit ists denn bis zum Walde?" begann er nach einigen Augenblicken, mürrisch, weil ihm die Zeit zu lang wurde.

„Gleich werden wir dort sein, Königliche Hoheit," versetzte der Sonnenstrahl. „Sehen Hoheit jene breit sich hinziehende dunkle Wand?"

„Wir gewahren sie wohl" — sagte Prinz Taifal.

„Das eben ist unser Wald, Königliche Hoheit. Noch ein Viertelstündchen und wir stehen vor ihm. Aber ists nicht auch hier auf dem Feldwege schön?"

„Wir können es nicht finden," erwiderte Prinz Taifal. „Wenns im Walde nicht schoner ist, so müßten Wir bedauern, dem verlockenden Leichtfuß gefolgt zu sein."

Der Sonnenstrahl schwieg. Als er aber den ersten Baum des Waldes erreicht hatte, rief er: „So, Königliche Hoheit — jetzt sind wir zur Stelle. Nun empfehl' ich mich und wünsche viel Vergnügen, Königliche Hoheit." Er tänzelte noch ein paar Mal vor dem von Minute zu Minute trübsinniger werdenden Prinzen hin und her, kicherte spöttisch und schlüpfte dann ins Dickicht zu den andern Sonnenstrahlen, die sich gerade von zärtlichen Eichkätzchen und Schmetterlingen liebkosen ließen.

„Das ist also der Wald!" sagte Prinz Taifal verdrossen vor sich hin. „Am Besten wärs vielleicht, wenn ich umkehrte; denn da drinnen scheints dunkel zu sein." Er überlegte noch ein Wenig, dann aber trieb ihn die Neugierde vorwärts. „Ich will doch wenigstens wissen, wies da drinnen aussieht."

Er betrat nun das Gehölz. Doch von den Wundern, welche da zu schauen sein sollten, ward er nichts gewahr. Die Schauer des Waldes, die keusche, geheimnißvolle Stille, die nur zuweilen durch den zarten oder schrillen Ton eines Vogels unterbrochen wurde, das eigenthümliche, dämmerhelle Licht — all' Das beklemmte sein Herz noch mehr; ihm graute vor der Einsamkeit; und es verletzte seinen Stolz tief, daß die Bäume, die Vögel und Eichkätzchen, die Käfer und Schmetterlinge sich gar nicht um ihn bekümmerten.

Da stand er plötzlich vor einer mächtigen Buche, deren Wurzel sich wie ein großer Hügel aus dem Erdreich emporhob und weit nach allen Seiten ausbreitete. Prinz Taifal war müde geworden, er setzte sich auf einen Wurzelast und seufzte vor Bedauern darüber, daß er dem Sonnenstrahl gefolgt war. So hatte Prinz Taifal einige Minuten gesessen, als es im Wipfel der Buche seltsam zu rauschen begann. Prinz Taifal fuhr erschreckt zusammen und blickte furchtsam nach oben. Doch er konnte nichts und Niemand über sich entdecken.

„Wer bist du, Menschensohn, der du hier, inmitten der herrlichen Waldnatur, trauerst und kein Auge hast für das Wunderbare, das dich umgiebt? Sprich, unglückliches Geschöpf!" So klang es aus dem Buchenwipfel herab.

„Ich ein unglückliches Geschöpf?! Ich?!" rief Prinz Taifal entrüstet, indem er aufstand und sich stolz in die Höhe reckte. „Wer wagt es überhaupt, mich zu fragen? Wer wagt es, ungefragt mich anzureden? Gehört nicht auch dieser Wald zum Königreiche meines Vaters?"

„Im Walde herrscht Freiheit! Wer aber bist du, der du so stolz redest? Sprich, unglückseliger Jüngling."

Prinz Taifal begann vor Wuth zu zittern. Er warf einen drohenden Blick zu dem unsichtbaren Frager hinauf und rief: „Du willst wissen, wer ich bin? Vernimm denn: ich bin Prinz Taifal!"

Da fuhrs wie Sturm durch den Wipfel der Buche, daß alle Blätter und Aeste sich schüttelten, und ein lautes Lachen erscholl, das weithin hallte wie das Rollen des Donners. Aber kein Wort und keine Frage wurde mehr vernehmbar. Ergrimmt biß Prinz Taifal sich auf das fahlrothe Fleisch der dicken Unterlippe, wandte sich um und schritt wieder dem Ausgange des Waldes zu.

Da sprang ein Eichhörnchen über den Weg.

„Warum bleibst du nicht stehen und grüßest mich?" fragte Prinz Taifal mit gerunzelter Stirn.

Das Eichkätzchen aber kicherte, schielte nur ein Wenig seitwärts nach dem Prinzen hin und hüpfte weiter.

„Es ist über alle Begriffe" — sagte Prinz Taifal vor sich hin. Doch ihm war noch Traurigeres vorbehalten. Denn als er gerade den letzten Baum des Waldes erreicht hatte, ging ein Häuflein vergnügter junger Bürgerleute an ihm vorbei:

„Halt!" rief jetzt Prinz Taifal. „Wißt Ihr nicht, was sich ziemt?!"

Die Bürgerleute sahen ihn groß an; denn sie glaubten, mit einem Irrsinnigen zu thun zu haben.

„Wißt Ihr noch immer nicht, was sich ziemt?!" begann Prinz Taifal aufs Neue.

„Ziemen würde sichs allerdings für Euch, fremde Wanderer nicht mit albernen Fragen zu belästigen;“ gab Einer aus der Gesellschaft zur Antwort.

„Ist meine Frage vielleicht albern gewesen?“

„Albern oder unverschämt — Eines von Beiden.“

Da stieg dem Prinzen das Blut jäh zu Kopfe. „O Ihr Lotterbuben! Wißt Ihr nicht, wer vor Euch steht?!“

„Sags doch, Bürschchen —“

„Prinz Taisal, der erstgeborene Sohn Eures Königs und Herrn“.

Da lachten die jungen Leute laut auf; und Einer von ihnen versetzte: „Seit wann sehen Prinzen so dumm aus wie du? Seit wann gehen Prinzen allein durch den Wald? Zeig uns dein Gefolge, deine Dienerschaft, unglücklicher Narr!“

Schon wollte Prinz Taisal die Hand erheben, um den Frechen zu züchtigen. Doch da fielen die Gesellen über ihn her und prügelten ihn so tüchtig durch, daß er wie tot unter dem letzten Baum des Waldes liegen blieb.

Als Prinz Taisal nach einigen Stunden erwachte, befand er sich zu seiner Freude wieder in dem Zimmer, das er in der Frühe so vorwitzig verlassen hatte. Seine Diener standen um das Ruhebett, auf dem er ausgestreckt lag; und sein alter Hofmeister beugte sich zu ihm hinab und sagte: „Wie befinden sich Eure Königliche Hoheit?“

Prinz Taisal fühlte noch die Schmerzen, welche die Schläge der unverschämten Buben ihm bereitet hatten; aber er wollte sich nichts merken lassen und erwiderte: „Sehr gut, lieber Freund.“

„Wir waren Alle bereits in größter Angst, Königliche Hoheit. Niemand hatte Sie das Schloß verlassen gesehen; und wer weiß, was hätte geschehen können, wenn der Leibarzt Seiner Majestät nicht zufällig an dem Baume vorübergefahren wäre, wo —“

„Genug!“ — fiel ihm Prinz Taisal in die Rede. „Hat mein Vater Kenntniß davon, daß ich aus gewesen bin?“

„Wir haben es nicht gewagt, Seiner Majestät von dem Ereigniß Mittheilung zu machen.“

„Dann soll es auch ein Geheimniß für ihn bleiben.“

„Königliche Hoheit werden hoffentlich in Zukunft nicht mehr allein auf Abenteuer ausgehen.“

„Nein“ — versetzte Prinz Taisal. „Die Welt und ihr Treiben ist ja recht schön, und es hat mich auch mit hoher Befriedigung erfüllt, zu sehen, wie sehr man mich draußen liebt und verehrt und wie große Hoffnungen man auf mich setzt. Aber im Schlosse gefällt es mir trotzdem besser; denn die vielen Ehrenbezeigungen wurden mir schließlich doch lästig. Es ist meiner sehr viel würdiger, die Welt von hier aus zu betrachten; denn mein Beruf soll es werden, die Welt zu leiten; und man leitet sie nur dann recht, wenn man sich von ihr fern hält. Und nun laßt mich allein, — ich bedarf der Sammlung.“

Der Hofmeister war froh, daß die Sache noch einen so günstigen Verlauf genommen hatte, froher jedoch, daß der Prinz unverdorbenen Geistes und Herzens von dem Ausfluge zurückgekehrt war.

Der Prinz aber blieb ernst und schweigsam; und als am andern Morgen der Sonnenstrahl wieder den Versuch machte, durchs Fenster hereinzuschlüpfen, da schloß Prinz Taisal schnell die Läden. Eugen Reichel.

Börsenstille mit Zinsen.

Wenn ein deutscher Kapitalist in der Fremde einmal wieder ganz ausgeplündert wird und zufällig den täglichen Kurszettel bei sich hat, so könnte er sich in diesen einhüllen. Wäre es nur die Größe, der Flächenraum, so müßte man nach all den zahllosen Notirungen von „Brief" oder „Geld" auch den gegenwärtigen Effektenverkehr für bewundernswürdig lebhaft halten. Allein die wirkliche Börse setzt ihre Gesammtstimmung gar nicht aus jenen Mosaikstückchen zusammen, sondern aus großen Bilderbogen von Staaten, Bahnen und Banken; je solider, desto schlichtfarbiger; je zweifelhafter, desto prunkvoller.

Kein frischer Zug geht nun von den Spekulationwerthen aus und man hat allen Grund, diese Windstille als den Normalzustand der Börse und keineswegs als eine „hoffentlich" bald vorübergehende Phase anzusehen. Wird es besser, so profitirt davon die finanzielle Großindustrie, das Bankwesen, während die Einzelngeschäfte dann noch stärker den unaufhaltsamen Rückgang ihrer früher so blühenden Thätigkeit fühlen. In Berlin bilden doch die Mittelfirmen gewiß eine bemerkenswerthe Macht; wie viel Fleiß, Verstand und — was in Berlin selbstverständlich ist — Rücksichtlosigkeit hat man jetzt zur Aufrechterhaltung einer guten Tendenz ausgegeben, aber da die Handelsgesellschaft, soweit der russische Vertrag als Ausgangspunkt gilt, als keine überzeugte Anhängerin der Hausse erschien und da ferner im Hause Bleichröder statt der früheren Einheit manchmal eine Zweiseelentheorie herrscht, so blieben alle Anstrengungen nach oben schließlich im Sande stecken. Dabei hat man natürlich jenen ersten Faktoren gar nicht die richtigen Gründe untergeschoben. Das Kunstinstitut des Direktors Fürstenberg besitzt verschiedene Interessen, denen es augenblicklich seine Aufmerksamkeit ungetheilt widmen muß: vor Allem Serben; im Hause Bleichröder erwägt die eine oder andere Seele, ganz abgesehen von der Marktlage, auch so manche persönliche Privatmeldungen; die Thatsache also, daß die rührigsten Kursregisseure nicht im Vordergliede stehen, hat keineswegs etwa das zweite Glied vorrücken lassen, sondern eben nur eine Lücke erzeugt.

Unrichtig ist es gewiß nicht, daß die Erhöhung der Börsensteuer ebenfalls mitwirkt, da die Betheiligten wohl erst nach und nach herausklügeln werden, wo der Bankier oder der Kunde den Stempel zu tragen hat. In England hebt man jetzt gerade die dehnbaren Stempelsätze auf und schlägt eine allgemeine Steuer von ¼ pCt. auf alle Umsätze in fremden Effekten vor. Andererseits hat man sich bei uns auch vor der Parlaments-Debatte selbst gefürchtet, da alle heftigen Worte von vornherein als Keime zu neuen Gesetzeserscheinungen bangend vernommen wurden. Die Börse sieht eine Strömung gegen sich, die ihr um so mehr Sorge einflößt, als sie die Gegnerschaft nicht recht versteht. Es ist die alte Geschichte: die schönsten Gebäude und die höchsten Steuern erhalten alle Geschäfte erst, wenn ihre rentabelste Zeit vorüber ist.

Auf dem ganzen weiten Gebiete der Fonds kein größeres Leben! Die neuen 160 Millionen M. 3 proz. Reichsanleihe, mit deren Kurs man 3,42 pCt. macht, gegen nur 3 pCt. bei französischer Rente, werden eine befriedigende Zeichnung erleben; allein sind die neuen Konsols wirklich gut placirt, wenn unsere Banken zu ihrem Tagesbrauch sehr große Posten fest übernehmen? Voriges Jahr wenigstens, wo der erste Kurs 86,80 pCt. war, haben sowohl

Preußen wie das Reich später noch bis hinunter zu 83,60 abgeben müssen. Die eigenthümliche Bewegunglosigkeit unserer Staatspapiere — und hier giebt das Anlagepublikum ganz allein und unbeeinflußt den Ausschlag — bildet überhaupt ein weit trüberes Moment, als gewöhnlich gern zugestanden wird. Denn man kann als Ursache dafür gar nicht ausschließlich die anderweitigen Kursverluste anführen, — es kommt noch eine schwer definirbare Mißstimmung hinzu, ein Unbehagen an unseren Finanzen, schon lange bevor ein berühmter Sparer Namens Miquel seine Nachdunkelungen in den Budgetziffern begann.

Aehnliches behauptet man auch gegen einen andern Minister, nur mit dem Unterschiede, daß Herr Trikupis nicht in Berlin, sondern in Athen angestellt ist und daß seine Gewandtheit eigentlich nur in künstlich geschraubten Voranschlägen beruht: hoch, sobald er seiner Volksvertretung gefallen will, niedrig, sobald es die fremden Gläubiger gefügig zu machen gilt. Bisher hat aber der genannte Herr bei uns kein Glück gehabt, was ihn natürlich angesichts unserer bisherigen diplomatischen Energie nicht sehr aufzuregen braucht. Was hilft aller Fleiß, aller gute Wille, wenn der wirkliche Nachdruck fehlt? Thatsache ist, daß die Hochfinanz zu einem endlichen günstigen Arrangement keine allzu große Zuversicht hegt. Wie die Dinge heute liegen, sprechen die Freunde und Organe des Herrn Trikupis noch immer von einer „ingérence“ de l'étranger dans l'administration de nos finances publiques; ein Arrangement ließe sich überhaupt nur denken „sans froisser l'amour propre national“. Indessen so wenig man sich in Athen vor Berlin fürchtet, um so kummervoller blickt man nach Paris, wo der Ministerpräsident eine unsicheren Staaten höchst unangenehme Energie entfaltet.

Eigentlich hat Herr Casimir-Périer schon den Schwarzen Adlerorden verdient und sicher giebt es Träger dieses Ordens, die Geringeres für Deutschland geleistet haben. Man muß nur die Situation in Lissabon überdenken, die der französische Premier ganz allein gerettet hat. Graf Bray unterstützte mit größter Hingebung das unablässige Bemühen der deutschen Delegirten auf Wiederherstellung des Eisenbahnvertrags vom Oktober v. J., Graf Münster in Paris verhandelte ebenfalls nach besten Kräften: Alles vergebens. Die Portugiesen trauten uns eben keinen äußersten Schritt zu, sie berechneten Menschen und Verhältnisse in Berlin ganz zutreffend. Da ließ sich von Paris aus ein anderer Ton vernehmen, die Franzosen, die auf ihren Eisenbahnobligationen gar keine Vorzugsrechte wie die Deutschen besitzen, hatten plötzlich in ihrer Regirung den richtigen Beschützer gefunden. Und nun passirt etwas Merkwürdiges: der Vertrag vom Oktober, der ganz überraschend unseren Delegirten in Lissabon bewilligt wird, trägt dasselbe Datum wie die Abreise des französischen Gesandten von dort, das heißt also unumstößlich: die sich sehr morsch fühlenden portugiesischen Minister waren über den jähen Bruch mit Frankreich so niedergeschmettert, daß sie sich Deutschland in die Arme warfen. Man darf also ruhig fragen: Was wäre aus unserem Eisenbahnvertrag geworden, ohne die trefflicheren Maßnahmen unseres chauvinistischen Nachbars? Wie verkehrt jenes von Berlin inspirirte Zaudern war, geht besonders aus der geradezu komischen Verzweiflung der portugiesischen Minister hervor, die ja gar nicht glauben konnten, daß die Gläubiger einmal Ernst machten. Auch hat wohl nachher kein Mensch Etwas von einer franzosenfeindlichen Stimmung in Tajolande bemerkt. Die von der Sommation betroffenen Minister saßen so wenig fest, daß vorher auch keine deutschfeindliche

Stimmung aufgekommen wäre. Und sollte man dies Alles bei uns nicht gewußt haben? Hier an dieser Stelle wurde schon vor Monaten gesagt, daß in dem Augenblick, wo der deutsche und französische Gesandte auf dem Ministerium des Aeußern in Lissabon mit einem Ultimatum erscheinen würden, ein Nachgeben unfehlbar erfolgen müßte.

Herr Casimir-Périer ist bekanntlich Caprivi und Marschall in einer Person, denn er ist auch Minister des Auswärtigen. Was dieser Mann uns, abgesehen von Griechenland, auch noch in Serbien zu helfen hat, dürfte vielleicht schon die nächste Zukunft zeigen. Unsere Hochfinanz scheint zwar Serben bei ihrem heutigen Kurse für billig zu halten, da nach ihrer Behauptung die Berliner Handelsgesellschaft dieses Gebiet gründlich studirt habe und die ganze Aktion gegen den etwas störrigen Finanzminister sehr geschickt leite. Allein es ist hierbei doch der Parteikrieg unberücksichtigt gelassen, dem das junge Königreich mehr als nöthig anheimfallt. Nachdem Herr Petrovics ganz einfach 1 oder 2 Millionen Frcs. aus den für den Coupondienst reservirten Kassen genommen und somit das Mißtrauen gegen die halbasiatischen Administrationen noch geschärft hatte, machte er sich zunächst einer Beschimpfung Egyptens schuldig. Er wollte nämlich die fremde Kontrole mit der Wahrheit abwehren, daß Serbien nicht auf der Stufe des Nillandes stehe. Sehr richtig, denn die Werthe dieses Staates sind durch die vorzügliche Verwaltung Anlagen ersten Ranges geworden, während Serben ein zigeunerhaftes Aussehen gewonnen haben. Wenn nur die Herren in Belgrad den Muth, die Weisheit und, was die Hauptsache ist, die Ehrlichkeit besäßen, das von ihnen so niedrig behandelte Beispiel Egyptens nachzuahmen. Sicher ist bis heute, daß die vier Forderungen der Gläubiger: 1) die Doppelsperre der Banken, 2) die Einsicht in die Bücher, 3) die Uebergabe der Einkünfte des Tabakmonopols, 4) Errichtung eines Bankinstitutes in Belgrad seitens der interessirten Banken zur Uebertragung des Couponsdienstes, — nicht erfüllt wurden. „Auf andere Weise“ soll eine Verständigung erzielt worden sein, aber fragt mich nur nicht wie? So grün benahm sich der Finanzminister dabei, daß er die großen Summen ganz übersah, die von den 1893er Anlehen (44 Millionen Frcs.) noch gar nicht herausgekommen sind. Allerdings scheint er jetzt von dem Konsortium einen Vorschuß von 3½ Millionen glücklich erhalten zu haben, allein wer weiß, ob nicht Baron Leyssac als Mandatar der Bankengruppe doch noch klüger war als Herr Petrovics. Was von Paris aus gegenwärtig finanziell manipulirt wird, geschicht kaum ohne vorherige Uebereinstimmung mit dem dortigen Ministerpräsidenten. Sollte daher eines Tages die politische Laune Herrn Périer fallen und etwa Herrn Ribot an dessen Stelle treten lassen, so werden einige Spitzbuben in Lissabon, Athen und Belgrad freudig aufathmen.

Merkwürdig ist übrigens die nicht allzu große Festigkeit von portugiesischen Werthen, trotzdem sich die Zolleinnahmen bessern und vor Allem Brasilien wieder beruhigt erscheint. Von der Rückwirkung dieses Tochterlandes auf alle Verhältnisse Portugals macht man sich noch immer keine genügend große Vorstellung. Was Italiener betrifft, so beginnt das Anlagekapital sich in sein Loos langsam zu schicken. Eine wirkliche Erholung könnte nur von einem Handelsvertrag mit Frankreich ausgehen; aber stets, wenn die Annäherung etwas aussichtvoller zu sein scheint, kommen Manöver, Paraden oder sonstige glänzend uniformirte Ereignisse dazwischen. Mit den deutschen Bankengruppen steht Italien momentan durchaus nicht gut. Unsere Financiers trauen den Herren

in Rom eine viel größere Klugheit als sich selbst zu und Das ist für den Erfolg von Verhandlungen immer gefährlich. Ab und zu etwas Aufmerksamkeit ziehen Mexikaner auf sich, aber die Sache geht regelmäßig von Berlin aus und bedeutet doch nur Kursspekulation. Das ist deutlich genug aus den Gründen zu ersehen, die zur Begründung der Verkäufe herangezogen werden, so z. B. kürzlich ein angeblich ungünstiger Bericht des englischen Konsuls in Mexiko.

Von Eisenbahnaktien waren Staatsbahn („Franzosen") von geheimnißvoller Seite stark gefragt. Wenn es wahr ist, daß die Pariser Mitglieder des Aufsichtrathes der Oesterreichischen Bodenkreditanstalt dabei die Käufer vorstellten, so muß Dies Etwas zu bedeuten haben. Die Herren Charles Mallet und R. de Hottinguer können schon einen Posten zusammenkaufen, während Sonbehran Das nur von Mazas aus thun könnte.

Bei Diskontokommandit animirt man zuweilen mit russischen Geschäften, die noch erst abzuwarten wären, während die Börsensteuer, die wirklich nahende, starke Zurückhaltung auflegt. Kreditaktien werden natürlich, sobald die neue Goldrente kommt, wieder steigen, allein die Realisationen Wiens, dieses sonst so kräftigen Platzes, geben doch zu denken.

Am Interessantesten sieht es eigentlich auf dem Bergwerksmarkt aus, weil von dort noch die meisten Neuheiten gemeldet und womöglich fruktifizirt werden. Es kann kein Zweifel sein, daß die Eisenwerke und selbst die Stahletablissements sich in einer ausgesprochenen Besserung befinden, und die Frage: auf wie lange, könnte man keineswegs mit einem ganz kurzen Termin beantworten. In Oberschlesien, wo angesichts des benachbarten Ostens nicht so viel Phantasie wie an Ruhr und Rhein obzuwalten braucht, ist der Preis von Walzeisen 1891 einmal verändert worden, 1892 gar nicht, 1893 einmal und in den ersten 4 Monaten dieses Jahres bereits viermal und zwar (1894) immer nur nach oben. Feinbleche sind in diesem Jahre bereits dreimal gesteigert worden. Unsere westliche Stahlindustrie erlebt jetzt die Genugthuung, daß man auch in Stuttgart, Karlsruhe und München die belgischen Schienenofferten zurückweist; bei deren größerer Billigkeit gewiß ein Opfer ansehnlichen Umfanges. Belgien hat uns die gefährlichste Konkurrenz gemacht und seine acht Stahlwerke produzirten bereits im Vorjahre kaum den vierten Theil ihrer eigentlichen Leistungfähigkeit. Trotz all dieser guten Umstände liegen Kohlenwerthe doch verhältnißmäßig fester als Eisenwerthe; die ersten sind zwar nicht besser und nicht schlechter placirt als die zweiten, allein wenn Gelsenkirchener oder Harpener oder Hibernia zurückgehen, so sind weit ernstere Käufer da. „Kohle muß die Menschheit haben" sagen sich vorsichtige Großkapitalisten, „in Eisen drängen sich die Erfindungen zu stark, es ist kein so einheitliches Produkt". An sich ist aber überhaupt eine bedeutende Einschränkung des flottanten Materials zu merken, seitdem Bochumer, Laura, Dortmunder, Harpener &c. &c. auch in Süddeutschland eingeführt sind. Die Nachrichten vom Kohlenmarkt lauten ungünstig, mögen sie nun die vorläufig noch unaufgeklärte Animosität der niederländischen Bahnen gegen unsern Centralverkaufsverein betreffen oder den bedrohlich niederen Wasserstand des Rheines. Was die vielen Arbeiterentlassungen auf den Zechen betrifft, so fragt die Börse wohl weiter nicht danach, wo denn diese Menschen bleiben.

Das wäre so ein Bild des gegenwärtigen Effektenverkehrs; nur noch einen Schleier darüber, damit die Farben nicht etwa ganz unrichtig glänzen.

Pluto.

Haase und Rebhuhn.

In einem der vielen guten Bücher, die man heute nicht mehr liest, weil so unendlich mehr schlechte den Leser locken, in Fieldings Tom Jones kommt ein sehr ergötzliches Menschenkind vor, das auf den ungewöhnlichen Namen Rebhuhn hört, aber die gewöhnlichsten Durchschnittsansichten der breiten und breiigen Masse hat, über das Leben und über die Kunst. Mit diesem in seiner Gottähnlichkeit sehr behaglichen Philister geht Fieldings Findling eines Abends ins Theater. Hamlet wird aufgeführt und David Garrick ist der Dänenprinz. Tom Jones ist nun begierig, zu sehen, welchen Eindruck der gefeiertste Schauspieler Altenglands auf den Genossen machen wird; der aber läßt durch den Ruhm sich nicht verblüffen, bekämpft, wie immer die suffisante Mittelmäßigkeit thut, die nichts über die eigene Größe hinaus Ragendes anerkennen mag, kräftig den Autoritätkultus und meint, Garrick sei doch nur ein armer Schächer gegen den Mimen, der als König Claudius im Purpur sich spreizt. Denn erstens ist Garrick unansehnlich und klein und der Königsspieler ist stattlich und groß; zweitens spricht Claudius viel lauter und deutlicher als Hamlet; und drittens vergißt man bei dem König nie, daß er eigentlich ein Schauspieler ist, der sich Mühe giebt, zu gefallen, während der Prinz sich wie ein Mensch unter Menschen bewegt und vom Anblick des Gespenstes nicht entsetzt scheint, sondern entsetzt ist. Das aber, so urtheilt Herr Rebhuhn, kann doch keine Kunst sein, über ein Gespenst wie andere Leute auch zu erschrecken. Und der Hamburger Dramaturg, der von der Schauspielerkunst Einiges verstand und deshalb nicht lange darüber schrieb, fügt der Anekdote die Moral hinzu, daß die Rebhuhne niemals aussterben, die den Garricks einen Komoedianten von der gewöhnlichen Sorte vorziehen.

Ich glaube, ich habe die Geschichte früher schon einmal erzählt; aber — ich kann nicht dafür — sie fällt immer wieder mir ein, so oft ich Herrn Friedrich Haase auf den Brettern erscheinen sehe. Er ist eine Weltberühmtheit, ist ein verhätschelter Liebling des Publikums und so darf ich hoffen daß er höchstens verächtlich lächeln wird, wenn ich als meine unmaßgeblich subjektive Meinung ausspreche, daß er ein sehr schlechter Schauspieler und ein gefährlicher Geschmacksverderber ist. Ein schlechter Schauspieler, weil er weder Phantasie noch Empfindung noch Bescheidenheit hat, weil er den Dichter nicht respektirt und die Einheit, die selbst ein schwaches Drama noch sein sollte, in aufdringlich beleuchtete Einzelneffekte auflöst, weil er nicht Menschen darstellen, sondern nur ein Feuerwerk von Virtuosenblendern veranstalten kann. Und ein schlimmer Geschmacksverderber, weil er für seine beliebten Spezialitätenkünste sich möglichst leere Gebäude auszusuchen pflegt,

Theaterhandwerkereien, in die nie ein Hauch poetischer Schöpferkraft drang, weil er dem Urtheil des Publikums eine falsche Richtung gegeben und eine Schule von Nachahmern herangezüchtet hat, die längst nun mit leblosem Puppenkram die deutschen Bühnen bevölkern. Selten nur lächelt diesen Nachahmern wie ihrem Vorbild das Glück; immerhin haben wir erlebt, daß ganz talentlose Schauspieler als Haasekopisten zu Ehren gelangt sind, und wenn andere Mimen diese Ehre nicht erhaschen konnten, so lag Das weniger an der Schwäche ihrer Begabung als an den Mängeln ihrer äußeren Mittel. Herr Haase hat mit seinen siebenundsechzig Jahren noch eine jugendlich schlanke Gestalt, eine tadellos vornehme Haltung und ein ausdrucksvolles Gesicht; er bewegt sich wie ein Mann aus der besten Gesellschaft, zeigt nicht ohne Eitelkeit die soignirten Hände eines Diplomaten der alten Schule und hat seine ungeberdige Sprache so disziplinirt, daß er auch in den größten Schauspielhäusern bis in die hintersten Reihen sich verständlich machen kann. Für ein Kunsthandwerk, das im Urtheil der Masse zu drei Vierteln auf Aeußerlichkeiten gestellt ist, sind so einschmeichelnde Gaben nicht gering zu schätzen.

Mit diesen Gaben tritt Herr Friedrich Haase nun an seine Rollen heran, — an die Rollen, nicht an die Stücke; die interessiren ihn nicht besonders und er prüft sie nicht auf ihren Kunstwerth oder auf ihre Menschlichkeit: er erspäht nur, ob sie ihm reichlichen Raum für effektvolle Scherze, tragische und komische, bieten. Die Rolle braucht nicht groß zu sein, aber sie muß auffallen und es darf keine wirksamere ihren Glanz verdunkeln. Ist sie nach Wunsch gefunden, dann wird ein löblicher Fleiß aufgewendet. Zuerst wird eine möglichst merkwürdige „Maske“ ausgedacht, denn ein Mann, den Herr Haase spielt, darf nie aussehen wie irgend Einer, dem man auf der Straße begegnet. Dann wird ein besonderer „Ton“ gesucht, denn ein Mann, den Herr Haase spielt, darf nie reden wie irgend Einer, mit dem man gestern zu Mittag gegessen hat. Endlich müssen kleine Gewohnheiten ersonnen werden, ein chronisches Hüsteln oder Tänzeln, ein nie gesehenes Schlenkern oder Kratzen, eine besondere Art, sich zu verneigen oder sich hinzulümmeln, denn durch solche Eigenthümlichkeiten wird ein Mann, den Herr Haase spielt, „charakterisirt“. Diese fruchtbare Geistesthätigkeit dauert einige Wochen, manchmal auch länger, und heißt in der Schauspielersprache: eine Rolle studiren. Schließlich wird ein Homunkulus geboren, der bei Tageslicht nicht eine Stunde leben könnte, der zwischen bemalter Leinwand aber, zum Entzücken der staunenden Menge, trippelt oder stolzirt, sich niedlich oder auch schrecklich macht und allerlei höchst schwierige Kurzweil verübt. Zu den Entzücktesten gehören dann immer auch die begeistert klatschenden Schauspieler selbst, die in ihrer künstlichen Welt

jedes sichere Gefühl für die schlichte Bescheidenheit der Natur allzu leicht verlieren und denen ein schöner, schlanker Mann, der keine Wirkung verpaßt und viel Geld verdient, stets ganz unendlich imponirt.

Auch neulich wieder, als Herr Haase im Königlichen Schauspielhause gastirte, wo von einem unfähigen Regisseur mit guten Schauspielern unbeschreiblich schlechte Vorstellungen veranstaltet werden und wo der frühere Präsident des Sittlichkeitbundes bald einmal seines Richter-Amtes walten sollte, sah ich unter den eifrigsten Klatschern die Possenmeisterin Anna Schramm. Die, dachte ich, müßte nun eigentlich empört sein, denn der Herr da unten trieb so ziemlich das Gegentheil von Dem, was sie selbst in ihrer derb zupackenden Kunst erstrebt: sie geht, wie der Berliner sagt, aufs Ganze und schafft so komische Charaktere, er geht auf die Solowirkungen, zeigt bei jedem Schritt, daß er mehr Gage als seine Umgebung hat, und putzt eine eitle Virtuosendreistigkeit mit den Lappen eines zerfetzten Stückes. Aber Frau Anna Schramm klatschte, mit ihr klatschte das Publikum und am nächsten Morgen meldeten die jungen Männer fürs Feuilleton, denen Insterburg und Berlin die Theaterwelt bedeuten, Das sei die „alte" Schauspielkunst, die der funkelnagelneuen Modernität zwar nicht mehr genüge, die in ihrer Art aber immerhin noch vollendet sei. Und sie grüßten ehrerbietig die Meister von gestern, — ohne zu ahnen, daß Herr Haase in der alten, soliden, kräftigen, und bescheidenen Komoediantenzunft ein sehr viel geringeres Ansehen genoß als in der mit Emil Devrient beginnenden Zeit eines glitzernden Virtuosenthums. Zwischen Döring und Berndal war er verloren, neben Herrn Grube aber ist er noch interessant.

Um frühere Eindrücke zu kontroliren, ging ich dreimal hin. Narziß war erschütternd komisch; das alte Theatergespenst hat mich nie so amusirt; Herr Haase gab sich für einen genialen Zigeuner aus, aber ich mußte, als er so weltmännisch zwischen den bedenklich aussehenden Encyklopädisten und Marquisen herumtänzelte, an den schäkernden General denken, den der wüthige Marat bei Madame Talma in der Gesellschaft leichter Theatermädchen entdeckte. Dann kam natürlich der Königslieutenant, der ein etwas sentimentaler Krieger sein soll, dem Herr Haase aber die Manieren einer widerwillig alternden Kokette giebt; wundervoll, wie er nach zehn Jahren noch immer bei der selben Stelle den Ellenbogen aufstützt, daß die Spitzenmanschette herabfällt und man das feine Handgelenk sieht. Und endlich erschien der Marquis von Seiglière; schade, daß ich Sarcey nicht rasch herbeizaubern konnte; der hätte seine Freude gehabt, wenn ers erlebt hätte, wie man im Lande der Sauerkrautschlinger eine Rolle des Repertoire, Fèbvres Glanzrolle, verhunzen und in Fetzen zerreißen darf. Der alte Marquis ist keine üble Theaterfigur: ein Legitimist, der die Revolution nicht anerkennt, in

dem korsischen Parvenu einen vom Glück begünstigten Knirps sieht und in den leichtsinnig-heiteren Lebensformen des Feudalismus, modéré par des chansons, selbstzufrieden sich wiegt. Ich verzichte gern auf die Schilderung des unmöglichen und widrigen Narren, den Herr Haase daraus macht; er spielt, ohne um die Totalität der Figur sich zu bekümmern, Momente, er sorgt nicht für den inneren Zusammenhang des Charakters, überlegt nicht, ob dieses Temperament in diesem Augenblick sich so äußern kann; er sucht nur den einzelnen Effekt und weiß ihn zu finden und ein Moment gelingt ihm sogar vollkommen: das Frühstück. Wie ein feiner alter Herr Wein trinkt, mit kosend gespitzter Lippe: Das kann Herr Haase glaubhaft machen. Er kann Momente ausnützen, nicht Menschen gestalten.

Und woher kommt sein Erfolg, woher der seit vierzig Jahren nun angewachsene Ruhm? Er hat mit der Presse sich immer zu stellen gewußt; aber Das haben Andere auch verstanden und sind doch nicht so hoch geklettert. Die Erklärung ist einfach. Nach ungeduldigem Warten hatte Talma als Proculus den ersten großen Erfolg; er trug als Erster im Hause Molières die römische Toga und das Publikum war von dem Anblick des nackten Mannes entsetzt; als der Schauspieler aber die Zeichnung Davids aus dem Gewande zog, nach der er sich kostümirt hatte, da brach das Publikum in Jubel aus und ehrte den Mimen, der so löblichen Eifer bewiesen hatte. Das Publikum ist immer entzückt, wenn ein Schauspieler schwierige Sachen macht und ihm zeigt, wie er im Ueberwinden der Schwierigkeit sich bemüht, — das selbe Publikum, das in Spezialitätentheatern geigende Hunde und tanzende Ziegen bejubelt. Die Selbstverständlichkeit einer einfachen Kunst mag den Kenner erfreuen; um den Beifall der Masse zu gewinnen, muß der Künstler schwitzen, sich klein machen und mit einer artigen Verbeugung andeuten, daß er sich alle erdenkliche Mühe gegeben hat. Was Herr Haase macht, ist nicht einfach, nicht leicht, nicht bescheiden und gar nicht selbstverständlich; es ist keuchend ausgeklügelte Komoediantenarbeit, die gefallen will und deshalb gefällt. Die bescheidene Menschlichkeit der Garricks wird die Rebhuhne niemals in starres Staunen versetzen, und da in allen Schauspielhäusern den Rebhuhnen eine kompakte Majorität gesichert ist, wird Herr Haase mit seinen schwitzenden Spezialitätenkünsten bis an sein Lebensende immer ein gefeierter Liebling bleiben.

M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Bürenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. Mai 1894.

Das Heine-Denkmal.

Seit zwei Jahren etwa tobt durch das deutsche Gelände ein Streit, dessen Gegenstand eigentlich für die Allgemeinheit ohne jede Bedeutung ist, der aber mit einer beinahe schon komisch wirkenden Erbitterung ausgepaukt wird. Einige Bewunderer Heinrichs Heine haben sich zusammengethan, um in einer rheinischen Stadt dem Dichter ein Denkmal zu setzen. Die Stadt soll nur den Platz hergeben, das Denkmal wollen die Bewunderer bezahlen. In Düsseldorf stieß der Plan auf Widerspruch, in Mainz scheinen die Stadthäupter der Sache günstiger gesinnt zu sein. Das ist ihnen nicht zu verargen, denn allzu häufig werden deutsche Kommunalverwaltungen nicht mit Denkmalen beschenkt und der Wunsch, ohne Kosten der Stadt einen künstlerischen Schmuck zu erwerben, kann einen hochwohllöblichen Magistrat schon über mancherlei Bedenken hinwegtragen. Jedenfalls handelt es sich um eine durchaus interne Angelegenheit von Düsseldorf oder Mainz; und da in diesen Städten die Bürgerschaft geordnete Vertretungen besitzt, so darf man annehmen, daß sie auch ihre Wünsche geltend zu machen vermag, und es erscheint mindestens überflüssig, von Berlin, Frankfurt oder Wien aus den Düsseldorfern oder den Mainzern vorzuschreiben, ob ihnen ein Heine-Denkmal Freude oder Aergerniß bereiten soll. Das prächtig behängte Gerüst der bürgerlichen Selbstverwaltungen, mit ihren Karikaturen des wunderthätigen Parlamentarismus, ist doch nicht aufgeführt worden, damit von draußen dann

die Geistesrichtung bestimmt wird, die in der Kommune herrschen soll. Vielleicht findet in Berlin sich noch einmal ein Fähnlein sonderbarer Schwärmer zusammen, die Herrn Virchow, dem Gastspielreisenden für eine seit dem Funde des Sophokles-Schädels nicht mehr allzu ernst genommene Anthropologie, ein Denkmal setzen wollen; Geringeres träumt die unbegrenzte Eitelkeit dieses Mannes gewiß nicht, dessen Applausbedürfniß sogar der zweifelhafte Ruhm eines Vaters der heutigen Medizin nicht schreckt. Vom Magistrat und von den Stadtverordneten der Parvenustadt würde der Gedanke sicher mit heller Begeisterung aufgegriffen werden; aber auch andere Leute, die für die politischen Faseleien und die anmaßlichen Taktlosigkeiten des Herrn Virchow kaum noch ein mattes Lächeln haben, würden sich wundern, wenn etwa in Mainz oder in Düsseldorf über den Plan sich laute Entrüstung regte. Wir leben in dem angenehmen Zeitalter der Majoritäten, wir haben jeder Majorität sorgsam die Möglichkeit gesichert, mit bindender Kraft die dümmsten Beschlüsse zu fassen, also dürfen wir ihr auch nicht die Gelegenheit nehmen, auf eigene Faust sich im prallen Sonnenlicht zu blamiren.

So lange der Streit sich nur um die unbeträchtliche Frage drehte, ob in Düsseldorf oder in Mainz aus privaten Mitteln ein Heine-Denkmal errichtet werden soll, konnte er höchstens die Bewohner der betheiligten Städte interessiren. Da in der weiten Welt und im engeren Vaterlande augenblicklich nun aber die sensationellen Ereignisse selten geworden sind und man von Bombenattentaten, von der Gemeingefährlichkeit der Agrarier und von Lustmorden nicht jeden Tag erzählen kann, da sogar die immerhin wichtige Mittheilung des Berliner Tageblattes, daß bei Hofe jetzt Prosit gesagt wird, wenn der Kaiser geniest hat, nicht überall die gebührende Beachtung gefunden hat und da endlich die Presse auf ihre alten Tage sich doch nicht in die unbequeme Gewohnheit schicken kann, bedeutende vaterländische Interessen ernsthaft und sachlich zu besprechen, so hat man die Frage des Heine-Denkmals zur nationalen Angelegenheit gemacht. Nicht mehr Düsseldorf oder Mainz: das ganze Deutschland sollte es sein. Eine Volksabstimmung für oder gegen Heine wurde in Szene gesetzt, zu Haufen thürmten sich Leitartikel und Feuilletons, wirkliche oder vermeintliche Berühmtheiten wurden ausgefragt und die Antworten ergaben eine sehr amusante Speisekarte von

Ansichten und Sentiments. Bekanntlich werden Enqueten aber fast nie veranstaltet, um wirklich vorhandene Verhältnisse oder Stimmungen festzustellen, sondern fast immer, um erwünschte Antworten zu erhalten und einer schon vorher bestimmten Absicht einen Rückhalt zu schaffen. Die Veranstalter der Heine-Enquete scheinen nun nicht ganz vorsichtig gewesen zu sein, denn sie haben von Manchem, den man wohl zu den sicheren Männern zählen mochte, ein schrilles Nein zu hören bekommen. Für diese Enttäuschung wurden sie dann freilich entschädigt, als mit rasselnden Tritten Herr Ernst von Wildenbruch auf den Kampfplatz schritt. In dem Moniteur der weiland Freisinnigen Vereinigung, an der Stelle, wo in Paeanen sonst nur die große Individualität des Grafen Caprivi anerkannt und die niedrige Erbärmlichkeit seines Vorgängers aufgedeckt wird, trat Herr von Wildenbruch mit dem Pathos, das er kommandirt, für den Respekt vor der „geistig überlegenen Individualität" ein und der Dichter des „neuen Herrn" erklärte seinen Beitritt zu dem Ausschuß, der dem Dichter der „Schloßlegende" ein Denkmal setzen will. Das gab eine Ueberraschung und die nächste Folge war, daß Herr von Wildenbruch in den Blättern, die den starken Theatraliker wegen seiner mitunter merkwürdigen Verdichtung der Hohenzollerngeschichte sonst gern schmähten, jetzt als ein Vorkämpfer einer aufgekärten Humanität verherrlicht wurde. Denn inzwischen war von dem Szenenwechsel der Schleier gefallen; das Denkmal war zur Nebensache geworden und um Heine wurde wie um das Apostolikum und um die neue Synodalordnung gekämpft: für Heine hieß liberal, hieß modern, gegen Heine konnte nur ein verrannter Reaktionär und ein kulturfeindlicher Dunkelmann sein. Das ist des Liberalismus so der Brauch; wer nicht nach seiner Pfeife tanzen, die Freiheit, die er meint, nicht anbeten will, der ist dem Renommirliberalen ein Verräther, ein Volksfeind, ein Schurke und selbst der leiblich aufgeklärte Goethe wird von ihm zu den Junkern und Pfaffen geworfen, weil er gesagt hat, daß „nie etwas Größeres und für die Menschheit Wohlthätigeres erfunden worden ist als die Heilige Alliance". Heute wirkt der alte Brauch ganz besonders komisch, weil zum Schutz der Freiheit gerade die entschiedensten Liberalen auch nicht einen Finger rühren; ihr heiliger Zorn entbrennt nur noch, wenn ein ihnen gefälliger Machthaber angegriffen wird, und keine Strafe, die dann für solchen furchtbaren Frevel verkündet oder aus der Pistole geschossen wird, ist ihnen hart

genug. Von dem unerbittlichen Terrorismus, den wir unter der Herrschaft dieser Mannesseelen zu erwarten hätten, hat auch die Heine-Enquete eine recht lehrreiche Probe gegeben: wer nicht mit einer prompten Verbeugung dem neuen Geßlerhut Reverenz erwies, der wurde zerfleischt, zerrieben, zerstampft, als hätte er sich vermessen, am Ende gar den leitenden General nicht für den größten Staatsmann des Jahrhunderts zu halten. Wie einst der schlimme Alba, so meinen auch unsere voll und ganz Liberalen, Freiheit sei dann nur ein schönes Wort, wenn mans recht verstände: die Kirche soll frei sein, so lange dem sogenannten liberalen Gedanken der bestimmende Einfluß gesichert ist, und das Urtheil über einen Dichter soll frei sein, so lange es sich nicht erdreistet, von den Bahnen höchst liberaler Wünsche selbstherrlich abzuschweifen. Die deutsche Menschheit wurde also in zwei Klassen eingetheilt: zur Linken die hellen Lichtfreunde, die für Heine gestimmt hatten, zur Rechten die Finsterlinge, die Mucker und Pharisäer, denen der aristophanische Dichter ein Gräuel war.

Dabei wurde völlig vergessen, daß es sich eigentlich gar nicht um ein Urtheil über Heine handeln sollte, sondern um eine Antwort auf die Frage, ob im heutigen Deutschland die Stimmung einem Heine-Denkmal günstig ist, das nun nicht mehr die kommunale Angelegenheit einer rheinischen Stadt, sondern die nationale Angelegenheit des ganzen Volkes sein soll. Die Enquete und ihr Echo brachten allerlei mehr oder — meistens — minder verständige Aussprüche über die Begabung des Dichters, über seinen Charakter, seine Bedeutung und seinen sittlichen Werth; der arme Heinrich wurde abwechselnd vergöttert und in den tiefsten Sündenpfuhl verdammt; von einer reinlichen Scheidung der sehr verschiedenen Fragen aber, die vor der Entschließung zu erwägen wären, sah man nirgends die Spur. Und doch giebt es sicherlich eigensinnige Leute, die mit einem summarischen Ja oder Nein sich nicht begnügen können, die Heine, den ganzen Heine, mit allen Fehlern und Schlacken, nicht nur bewundern, nein, auch leidenschaftlich lieben und in denen trotzdem für den Denkmalsplan eine wildenbrüchige Begeisterung sich nicht regen will.

Jedes Denkmal hat mindestens eine gute Seite: ein Künstler erhält lohnende Beschäftigung und ein den Massen zugänglicher Ort gewinnt einen plastischen Schmuck, der, mag er auch noch so kümmerlich sein, die wenig entwickelten Kunstinstinkte des Volkes immerhin anzu-

regen vermag. Deshalb sollte man eigentlich jeden Denkmalsplan mit Freude begrüßen und in der Beurtheilung des Denkmalshelden nicht allzu wählerisch sein. Auch sind in Stein und Bronze sicher schon häufig Männer verewigt worden, die solcher Ehre viel weniger würdig waren als Heine. Nachdem die Sache aber einmal zur Haupt- und Staatsaktion gemacht worden ist, sind ganz andere Erwägungen hinzugetreten und es hat sich gezeigt, daß ein Heine-Denkmal das Empfinden sehr großer Schichten unserer Bevölkerung verletzen würde. Ob dieses Empfinden richtig oder falsch ist, darüber werden die Ansichten weit auseinander gehen; die Thatsache, daß es vorhanden ist, und durchaus nicht nur bei ungebildeten Fanatikern, sollte genügen, um im Kreise der Begeisterten Bedenken zu erwecken. Dem Dichter wird ein schlechter Dienst erwiesen, wenn man dem lange schon gegen ihn wühlenden Haß durch eine bronzene Herausforderung neue Nahrung giebt. Ein Denkmal ist ein Ausdruck des Dankes und der Anerkennung der herrschenden Klassen für die Leistungen des Gefeierten; Dank und Anerkennung beruhen häufig auf Unkenntniß oder ungenügendem Verständniß seines Wollens und Vollbringens, aber diese Gefühle sind vorhanden und suchen ein sichtbares Zeichen. Wo sie ganz oder zum Theil doch fehlen, da ist entweder die Zeit für eine monumentale Verewigung noch nicht erschienen oder der Persönlichkeit des Helden fehlen nothwendige Eigenschaften, ohne die eine wünschenswerthe Mehrheit nicht zusammenzubringen ist. Parteien sind nicht legitimirt, Denkmale zu setzen, und eine gewisse Einigkeit innerhalb der herrschenden Klassen ist erforderlich, wenn dieses höchste Symbol offizieller Anerkennung irgend welchen Werth haben soll. Diese Einigkeit ist für Heine nicht aufzubringen und deshalb ist er heute jedenfalls noch kein Denkmalsheld.

Ist er es überhaupt und kann er es jemals werden? Die Möglichkeit einer knappen Antwort wird erschwert, wenn man sich stellt, als sei jeder überragenden Individualität, jedem starken Talent, von vorn herein schon ein Denkmalsrecht gesichert. Davon kann ernstlich gar nicht die Rede sein. Eine so äußerliche Ehrung hängt auch von äußerlichen Umständen ab, von dem Maße der Anerkennung, die solche Individualität und solches Talent sich bei den herrschenden Klassen erworben hat. Kein vernünftiger Mensch wird leugnen, daß Karl Marx eine große, eine weithin wirkende

Persönlichkeit war, und doch würde der Plan, ihm ein Denkmal zu setzen, in der bürgerlichen Gesellschaft kaum besonders beifällige Aufnahme finden. Warum sollen andere Leute, die in Heine einen schlimmen Verderber der vielgerühmten Volksseele sehen, sich nicht gegen den Gedanken sträuben, im Namen der Nation ihm ein Denkmal zu setzen? Er hat den Dynastien, namentlich den Hohenzollern, sehr boshafte Ungezogenheiten gesagt, darum gilt er für einen Feind der Monarchie; er hat den Franzosen, namentlich dem Napoleon, in stürmischer Liebe gehuldigt und über das Deutschland Metternichs sehr schnöde Witze gerissen, darum gilt er für einen schlechten Patrioten; und er hat von dem Ministerium Guizot eine Jahresrente angenommen, darum gilt er für einen Söldling des Auslandes. Ist es wirklich so wunderbar, daß ein solcher Mann, der nebenbei auch noch ein arger Lasterrenommist war, selbst von ganz aufgeklärten und duldsamen Leuten nicht als ein vollwichtiger Denkmalsheld betrachtet wird? Das offizielle Deutschland müßte seine Traditionen opfern und sich selbst aufgeben, wenn es sich für ein Heine-Denkmal erhitzen wollte.

Nun giebt es freilich gutherzige Männer, die uns erzählen: Gewiß, der Heine war im Grunde ein schlimmer Patron, seine politischen Ansichten taugen nicht, mit seinem Christenthum wars nicht weit her und von seinem Lebenswandel wollen wir lieber gar nicht erst reden; aber er war doch ein großer Lyriker, er hat uns wundervolle Gedichte geschenkt und nur dem Dichter wollen wir ein Monument errichten. Von allen Ansichten, die sich hervorgewagt haben, ist diese ganz sicher die thörichteste: sie will eine Persönlichkeit, die wollüstig immer in schrankenloser Subjektivität schwelgte und überall sich selbst setzte, halbiren oder gar vierteln, um aus der etwas fleckigen Haut den reinen Lyriker herauszuschälen. An dem ganz irdischen Heine kann solcher Läuterungversuch nur spaßhaft wirken, denn Heine war immer Heine, ob er eine lyrische Stimmung nun plastisch gestaltete oder für die Allgemeine Zeitung über Thiers und Guizot schrieb, und man kann über die Bäder von Lucca nicht züchtig hinwegblinzeln, um dem Sänger der Loreley oder des Asra einen Lorbeer zu winden. Heine ist anzunehmen oder zu verwerfen, so wie er ist; er hat die glänzendste Prosa geschrieben, er hat die Nordsee für die Poesie entdeckt und als der Erste in der Fremde den Ruhm und das Verständniß Luthers, Kants und Hegels verbreitet; aber die Sümpfe, durch die er, scheinbar be-

haglich und wonnig watend, seine Gemeinde geführt hat, sind nicht zu überbrücken oder auszutrocknen, und wer ihn, nach der Romantiker-Schablone von sublime und grotesque, theilen will, der gleicht einem Kunstbarbaren, der aus einem Gemälde die Figuren herausschneiden läßt, die seinem Privatgeschmack zufällig behagen.

Die Gegner haben sich eine andere Taktik zurecht gemacht; sie sagen: Heine hat ein Halbdutzend hübscher Lieder hinterlassen, aber er war kein Charakter, er hatte keine Gesinnung, er war nichts viel Besseres als ein feiler Lump, der sich an den Meistbietenden verkauft und das deutsche Geistesleben verroht und verlüdert hat; und außerdem war er kein Deutscher, sondern ein sujet mixte, halb Jude und halb Franzose. Diese Behauptungen sind nicht neu, aber sie wirken noch immer, denn unter den Befehdern wie unter den Bewunderern sind nur Wenige, die Heine wirklich kennen, die sich die Mühe genommen haben, aus seiner Zeit und aus seinem persönlichen Schicksal heraus ihn verstehen zu lernen, und deren intellektuelle und phantastische Fähigkeit ausreicht, um eine künstlerische Erscheinung zu erfassen. Schon Börne, einer der frühesten „Zielbewußten", hat über Heines Gesinnunglosigkeit gezetert, in versteckten Andeutungen ihn der Bestechlichkeit geziehen und von diesem Juden hat der Antisemitismus gegen den heidnisch jauchzenden und doch von christgläubiger Sehnsucht umhergetriebenen Feind des Nazarenerthumes dann die wichtigsten Waffen entlehnt. Wenn die Herren etwas tiefer nachgraben wollten, würden sie gerade in Heines Werken eine sehr werthvolle Bereicherung des Antisemiten-Katechismus finden und sie könnten dann die eifernden Söhne Sems sehr lustig verhöhnen, die, frei nach Graetz, den Heinekampf jetzt zu einer Sache der gesammten Judenheit machen möchten. Nein, die Synagoge war nicht Heines Vaterland und unter den um Zions Fall Trauernden hätte er die merkwürdigste Rolle gespielt. Er wäre auch ohne Taufe immer ein verlorener Sohn Jakobs gewesen, denn aus der düsteren Enge der unbarmherzigen mosaischen Welt, wie er sie verstand, lockte und trieb es unwiderstehlich ihn zu heller, hellenischer Herrlichkeit. Was in seinem Stil und in seinem Empfinden jetzt, nachdem kleine Hausirer sein Erbe ausgeschachert haben, als jüdisch betrachtet und verdammt wird, Das stammt nicht aus Paläſtina, sondern aus Frankreich und Schwaben und aus dem Wunderland der Romantik. Hegel hat seinem Geist, Clemens Bren-

tano seinem Dichten den Stempel aufgedrückt und seine soziale Anschauung ist unter der Berührung mit Saint-Simon wach geworden. Der hamletisch leidende Mann, der geschaffen war, um als ein froher Anakreontiker durchs sonnige Leben zu scherzen, und den ein widriges Geschick mitten hinein in den Streit um politische Interessen stieß, hatte die unbequeme Gabe des Genies mit auf den Weg bekommen und die hinderte ihn, den Beifall der Zielbewußten sich zu erobern. Mit den Vollen und Ganzen konnte er niemals gehen, mit den Deutschthümlern nicht und nicht mit den Liberalen; er liebte die große Menschlichkeit und mußte den Gehorsam versagen, sobald ihm zugemuthet wurde, die menschliche Größe, die nicht von dem Parteivorstand geaicht worden war, zu verabscheuen. Er liebte sein Vaterland und kein Name schien ihm so schön wie der eines deutschen Dichters, aber das Vaterland stieß ihn aus und nahm ihm die Möglichkeit, ein kränkelndes Leben zu fristen. Er liebte die Freiheit, aber die Unentwegten wollten nichts von ihm wissen, denn er beugte sich nicht in ergriffener Ehrfurcht vor der schwieligen Faust und der Schweißdunst der Massen belästigte seine zärtlichen Nerven. Er sah früher als Andere das Herannahen einer neuen Hunnenschlacht, vor der die nationalen Gegensätze verschwinden und nur die Wälle übrig bleiben würden, die gegen die Hungernden immer die Satten aufthürmen, aber er zitterte vor dem Augenblick, wo jeder ruppige Lümmel ihn als gleichen Menschenbruder ansprechen könnte. In diesem Zwiespalt der Wünsche und der Empfindungen ward er umhergeworfen und er wäre verzweifelt, wenn ihm zu vielen anderen nicht eine tröstende Gabe geschenkt worden wäre: der Witz.

Um Heine verstehen zu können, muß man vorher das Wesen seines Witzes verstanden haben. Nicht die tigerhafte Grazie, auch die aristophanische Wildheit nicht, ist Heines Eigenthümlichstes, sondern der immer bereite Witz, der keine Rücksicht kennt und keine Scham. Voltaires Witz hatte gekratzt, Lessings Witz hatte klaffende Wunden geschlagen und der mörderische Hohn des Beaumarchais war wie ein blankes Stilet in die Flanken der trägen Gesellschaft gedrungen. Sie alle hatten den Witz als Waffe gebraucht; erst für Heine wurde er Selbstzweck, Trost, Glaube und eigentliches Lebenselement. Der viel Geliebte und viel Gehaßte wollte glänzen, wollte auf einem Gebiet wenigstens von Keinem übertroffen sein, und so griff er immer wieder zu dem stahlharten und

doch unendlich geschmeidigen Werkzeug, das ihm ganz allein verliehen war. Er verhöhnte nicht nur, was er haßte; sein Witz umklammerte wie ein lachender Panther auch, was im Innersten ihm auf der Welt doch das Liebste war: das Vaterland, den Glauben, sich selbst. Man ist nicht ungestraft witzig, wie man ungestraft nicht ein großer Lyriker ist; wo Beides in einem Menschenkinde sich vereint, da ist für Gesinnungstüchtigkeit das Klima nicht günstig.

Ein hehrer Sänger, der in segenden Gewittern mit rein gestimmter Cither dem Volke voranschreiten kann, war Heinrich Heine gewiß nicht. Er war allzumenschlich und in seiner Matratzengruft hätte er sich vor Lachen geschüttelt, wenn er den Versuch erlebt hätte, ihn zum Heiligen irgend einer Nation sittlich heranzuläutern. Noch weniger aber war er der feile Wicht, den eine verirrte Ueberspanung nationalen Stolzes jetzt aus ihm machen möchte. Es ist ungerecht, ihn aus einer völlig gewandelten Zeit heraus zu verurtheilen. Das Deutschland Heines war nicht das Reich Bismarcks, nicht einmal das Caprivis. Für Napoleon und für die Herrlichkeit der Franzosen schwärmte damals nicht nur der Judenknabe aus Düsseldorf, sondern auch Goethe und Wieland. Kosmopoliten nannten sich damals alle aufgeklärten Geister und im Patriotismus hatte selbst Lessing nur eine heroische Schwachheit gesehen. Warum soll gerade Heine der Prügeljunge für Anschauungen sein, die in der Zeit viel mehr als in der Persönlichkeit wurzelten? Warum schnüffelt man gerade in seinem Leben herum, da doch Goethe mit einer Sitte, die ihm nicht Sittlichkeit war, noch auf viel weniger vertrautem Fuße stand? Warum? Weil Heine mit seinen ärgerlich wirkenden Eigenschaften zu prahlen liebte, weil der Witzreichthum und die Eitelkeit ihn stachelten, lieber ein interessanter, ein abschreckender Sünder zu scheinen als ein langweilig tugendsamer Ehrenmann ohne Schuld und Fehle.

Mit solchen Gaben ist man der Bewunderung noch kein unwürdiger Gegenstand, wenn man vollbracht hat, was Heine vermochte. Unnöthig aber und anmaßend ist es, nun gleich alle Leute als Kulturfeinde an den Pranger zu stellen, die finden, daß Heines Werk heute sicher noch nicht mit der kühl abwägenden Ruhe betrachtet wird, wie allein sie einer historischen Gestalt gerecht zu werden vermag, und die für Heine sind, für den ganzen allzumenschlichen Menschen, und gegen das National-Denkmal, das eine Partei ihm errichten will.

Die evangelisch-sozialen Kongresse.

Nachdem der evangelisch-soziale Kongreß viermal in Berlin getagt hat, wird er in diesem Jahr am 16. und 17. Mai in Frankfurt a. M. stattfinden, und zwar zufällig an dem selben Tag und in dem selben Saal, in welchem vor 31 Jahren Lassalle in Frankfurt redete. Wie anders sind seit diesen 31 Jahren die Dinge geworden! Damals zuckte der erste Funke empor und jetzt brennt die Flamme auf der ganzen Linie. Die Frage der Arbeiter und der Arbeitlosen ist so groß geworden, daß auch die gesicherten Schichten des Volkes unruhig werden. Die obere Hälfte der Gesellschaft hört mit Interesse auf die Töne aus der Tiefe und die besten Elemente in ihr suchen die Ursachen des unterirdischen Donners zu ergründen. Verhältnißmäßig zeitig regte sich in kirchlichen Kreisen ein Verständniß der sozialen Lage, im Allgemeinen viel zeitiger und klarer als in derjenigen Masse der bürgerlichen Welt, die überhaupt keine geschlossene Weltanschauung besitzt. Der beste Beweis hierfür sind eben die verschiedenen christlich-sozialen Kongresse und Kurse auf evangelischem und katholischem Boden. Diese Versammlungen sind nicht so akademisch wie die Tagungen des Vereins für Sozialpolitik und nicht so politisch wie die Parteitage der verschiedenen alten und neuen Parteien. Sie wollen nicht Tagespolitik treiben, sondern nur die Aufgaben ihrer kirchlichen Position in dem Gewoge der heutigen Zeit prinzipiell feststellen. Ihr Verlauf ist auch für solche Beobachter interessant, die vielleicht persönlich der Organisation und dem Gedankenschatz der christlichen Kirchen ferner stehen, denn in ihnen spiegelt sich ein Stück Zeitgeschichte eigenartigsten Charakters. Wenn ich hier nur von den sozialen Kongressen auf evangelischer Seite spreche, so wird doch der katholische Leser leicht finden, daß die Erscheinungen auf dem Boden seiner Konfession manches Verwandte bieten.

Die Kongresse haben eine religiöse und eine sozialpolitische Bedeutung. Ihre religiöse Bedeutung zu verstehen, ist deshalb nicht ganz leicht, weil ja überhaupt das Leben der evangelischen Kirche so buntgestaltig, so verwirrend vielformig, so undurchdringlich für das flüchtige Auge ist wie nur sonst Etwas. Nur das Eine steht fest: die Bedeutung der evangelischen Grundgedanken an sich ist im Aufsteigen. Wer nur 20 Jahre zurückdenken kann, fühlt ohne Weiteres den Unterschied. Damals war die gebildete Welt so gesättigt mit neuer Naturwissenschaft, mit seichtem Naturalismus, mit neuem Reichspatriotismus, daß es ein Spaß zu sein schien, den alten Gott mit allem Glauben ins Gebiet überlebter Romantik hineinzuwerfen. Inzwischen hat mancher moderne Gedanke sich schneller abgelebt, als man ahnte, der Farbenschmelz neuester Errungenschaften ist etwas verblichen und

das Leben ist so ernst geworden, daß die Ohren viel eher bereit sind, Etwas vom Christenthum zu hören. Dazu kommt nun, daß sich inzwischen innerhalb der engeren Wände des evangelischen Christenthums ein Entwickelungprozeß vollzogen hat, der es diesem ermöglicht, in ganz anderer Weise an die großen Fragen der Zeit heranzutreten, als es früher der Fall war.

Der evangelische Geist in unserem Jahrhundert ist, soweit Deutschland in Frage kommt, durch zwei Männer wesentlich bestimmt worden. Die zwei größten Vertreter des evangelischen Christenthums in der ersten Hälfte des Jahrhunderts waren Schleiermacher und Wichern, von denen der zweite noch zwei Jahrzehnte über 1850 hinausreicht. Beide sind kräftige, frische Gestalten voll Geist und Weitsicht. Beide glauben mit ganzer Energie an die unvergängliche, centrale Bedeutung der Person Jesu für das Seelenleben des Volkes. Schleiermachers „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" zeigen den wiederkehrenden Muth, der die Wahrheit des Glaubens getrost in die neue Bildung hineinstellt, und Wicherns „innere Mission" ist in seinem Sinn der Drang nach dem selben großen Ziele: Durchdringung der heutigen Menschen mit dem Geist der Evangelien. Von Schleiermacher hat die wissenschaftliche Theologie ihre Aufgaben zugeschrieben bekommen und von Wichern sind die Pfade der kirchlichen Praxis vorgezeichnet worden. Beide waren in ihrer Art Propheten, denn sie fühlten voraus, was von Generationen langsam und mühevoll gethan werden mußte. Aber ihre Wege waren von vorn herein verschieden. Sie versuchen die Frage: was ist denn eigentlich Christenthum? in zweierlei Art zu beantworten. Schleiermacher ist wissenschaftlicher Denker und beginnt deshalb bei der historischen und philosophischen Bearbeitung des Begriffes. Das neue Element, das er hinzuträgt, ist die Festsetzung des subjektiven Glaubensbewußtseins als des Ausgangspunktes der Untersuchung. Von ihm her kommen die drei Hauptströmungen der evangelischen Theologie: die neue, mehr subjektive Durcharbeitung des vorhandenen historisch vererbten Glaubensgebäudes (moderne Orthodoxie), die philosophische und historische Kritik des selben Systems (liberale Theologie) und die Versuche, unter Benutzung beider Elemente einen relativ neuen Bau zu errichten (Ritschlsche Schule). Von ihm kommt die Anregung zur Erfassung des geschichtlichen Lebens Jesu als Quelle vertiefter religiöser Erkenntniß. Natürlich konnte die allmähliche Klärung dieser theologischen Probleme nicht ohne Gegensätze und Reibungen erfolgen und die evangelische Theologie mußte manchen Irrgang und manchen Nebenweg gehen, ehe sie ein nur einigermaßen befriedigendes Ziel erreichen konnte. Aber die fast endlose Mühe ist nicht vergeblich gewesen. Noch stehen sich zwar die verschiedenen Richtungen kämpfend gegenüber, aber der Gährungprozeß hat doch schon

festere Ergebnisse gezeitigt. Das Christenthum wird mehr und mehr als die Kraft des Lebens erkannt, die von Jesu Christo ausgeht. Es ist nicht Tradition, nicht Formel, sondern Seelenbewegung, deren Charakter eine Erneuerung des individuellen und sozialen Innenlebens ist durch den Glauben, wie er aus der Person Jesu herausfließt.

Es mag scheinen, als ob ich mit dem eben Gesagten den Lesern mehr Theologie dargeboten hätte, als es sich für ein Blatt mit allgemeinstem Leserkreis ziemt; aber hat nicht die redliche Arbeit der theologischen Wissenschaft schließlich den selben Anspruch auf allgemeines Interesse wie etwa das wissenschaftliche Ringen der Aesthetik oder der Biologie? Es ist doch nichts Kleines, wenn die Vorgänge und Voraussetzungen des religiösen Lebens, das doch nun einmal eine vorhandene Größe ist, genauer erkannt werden als bisher. Man begegnet vielfach der Theologie, als wäre sie nicht viel besser als die einst gepriesene, nun gesunkene Astrologie und Magie, eine zwecklose Systematisirung von Träumen und Einbildungen, aber man thut ihr damit sachlich Unrecht, denn der Stoff, den sie denkend bearbeitet, die glaubende Seele, ist vorhanden so gut wie das Silber oder die Elektrizität. Was mich aber hier nöthigte, in aller Kürze von der Entstehung der heutigen theologischen Richtungen zu reden, ist der Umstand, daß die Bedeutung der evangelisch-sozialen Kongresse erst von diesem Hintergrunde aus sich abheben kann. Theologische Richtungen sind ja nicht blos wie Meinungverschiedenheiten von Physikern oder Historikern, denn sie dringen aus den Studirstuben der Theologen in das Bewußtsein der Gemeinden sie werden zu Trennungen und Lähmungen der gemeinsamen Aktion, sie absorbiren unter Umständen ungeheuere Mengen von Kraft ohne merkbaren Fortschritt, sie entfremden die im Grunde verwandten Träger der christlichen Idee von einander, kurz sie sind bei aller ihrer theoretisch anerkannten Nothwendigkeit eine der größten praktischen Schwierigkeiten des religiösen Lebens. Die Frage, wie weit sich diese Schwierigkeiten überbrücken lassen, steht an der Eingangspforte jeder größeren christlichen Arbeit.

Indem nun die theologische Gedankenarbeit dazu übergeht, das Praktische am Christenthum hervorzuheben, nähert sie sich der zweiten evangelischen Strömung, an deren Spitze Wichern steht. Wichern beantwortet die Frage: was ist denn das Christenthum? von vorn herein praktisch. Es ist die Ausübung der Liebe, die dem Nächsten dient. Diese Liebe soll durch die That bewiesen werden. Wichern zog selbst mit zwölf armen Kindern in das dürftige kleine Heim, das sich allmählich zu der großen Anstalt des Rauhen Hauses erweiterte, er rief Hunderte von Kinderanstalten, Herbergen, Versorgunghäusern ins Dasein, er schickte seine „Brüder" in die Gefängnisse, er entwarf den weiten Plan Dessen, was heute die innere

Mission heißt. Von ihm stammen vier Arten praktisch christlicher Arbeit: die Vereine und Anstalten für barmherzige Zwecke, die Stadtmission und Evangelisation als Hilfe des Predigtamtes, die Bestrebungen zum Dienst der Gegenseitigkeit innerhalb der Kirchgemeinde und die christlich-soziale Thätigkeit. Diese ist in bewunderswerther Weise von Wichern vorausgeschaut worden. In seiner „Denkschrift" vom Jahre 1849 schreibt er, die erste Periode der inneren Mission sei die herablassende Hilfe für Hilfsbedürftige, die zweite Periode werde sein „die freie christliche Assoziation der Hilfsbedürftigen selbst für ihre sozialen Zwecke". „Begiebt sich die innere Mission erst ernsthaft an die Verwirklichung dieser Aufgabe, so ist der Grenzstein aufgerichtet zwischen der bisherigen und einer künftigen Epoche der christlich-rettenden Liebesarbeit, und sie tritt mit gleichen Waffen und gleicher Rüstung wie ihre Gegner auf den Kampf- und Tummelplatz der Bewegungen, die jetzt die Welt erschüttern." „Sollte es nicht möglich sein, unser christliches Volk für das Christlich-Soziale zu begeistern, wie es jetzt den Verführern möglich geworden, es für die Verwirrung der atheistischen und radikalen sozialistischen Schwärmereien zu fanatisiren?" So klar stand 1849 die weitere christliche Entwickelung vor Wicherns Geist. Er hat 1871 seine christlich-sozialen Gedanken, die sich theilweise mit denen Aimé Hubers decken, weiter ausgeführt, aber ihm selbst fehlte die Kraft und seinen Nachfolgern fehlte das Verständniß, um seine Wünsche in Thaten umzusetzen. Die Zeit war noch nicht reif für den christlichen Sozialismus. Stoecker war der Erste, der die Wichernsche Idee neu in Angriff nahm. Er hat reichlich ein Jahrzehnt ziemlich allein ausgehalten, bis um die Wende des Jahres 1890 die zweite Periode Wicherns sich an den verschiedensten Stellen des evangelischen Christenthums von selber meldete. Der Zeitpunkt für evangelisch-soziale Kongresse war durch die Thatsache gegeben, daß die Zahl der interessirten Vertreter des christlich-sozialen Gedankens für größere gemeinsame Tagungen hinreichte.

Die Hauptfrage war nun die: wird sich die Linie Schleiermacher mit der Linie Wichern vereinigen lassen, um ein gemeinschaftliches evangelisch-soziales Handeln zu ermöglichen? Natürlich hatten auch die Vertreter der Wichernschen Praxis eine Theologie besitzen müssen. Sie hatten, wie es praktischen Richtungen nahe liegt, sich fast ausschließlich derjenigen Theologie zugewendet, die das Meiste an festem Bestand zu bieten schien, der orthodoxen. Es bleibt die Ehre der Orthodoxie, daß sie in Hilforganisationen das Werthvollste geleistet hat. Sollte nun auch die zweite Periode diesen Verband zwischen praktischer Volksarbeit und Orthodoxie festhalten oder war es möglich, auch die anderen beiden von Schleiermacher herrührenden Bäche in den Wichernschen Strom einmünden zu lassen? Diese Frage

hat den ersten evangelisch-sozialen Kongreß 1890, wenn auch in etwas anderer Formulirung, beschäftigt. Man berieth, ob ein Zusammengehen von Positiven und Liberalen angesichts der schweren sozialen Aufgaben ausführbar sei. Theilweise wurde es zur Personenfrage: Können sich zwei so verschiedene Theologen wie Stoecker und Harnack zu diesem bestimmten Zweck die Bruderhand reichen? Man war sich der Tragweite der Verhandlungen völlig bewußt. Professor Harnack sagte: „Es handelt sich hier, meine Herren, um eine große Sache, so groß, daß wir sie nur einmal unternehmen können und daß, wenn sie uns dieses eine Mal mißlingt, wir unserer Kirche unermeßlich schaden können.“ Die große Sache ist nicht mißlungen. Die verschiedenen Theologien haben sich zur Erörterung der sozialen Noth geeinigt. Die Einigung hat vier Jahre sich erprobt und heute darf man getrost sagen: an dem einheitlichen Willen der Evangelischen, das Christlich-Soziale gemeinsam zu betreiben, können auch einzelne Verdrossene, Aengstliche und Mißgestimmte nichts mehr ändern. Diese Thatsache hat erst begonnen, ihre Wirkungen zu äußern, aber schon heute ist es klar, daß die Pfingsttage von 1890 einen Denkstein in der Geschichte des evangelischen Deutschlands bilden. Von den evangelisch-sozialen Kongressen geht eine Luft des geeinten Wollens aus, wie wir sie auf kirchlichem Gebiet vorher nicht geathmet haben. Der Theologenstreit ist in den Hintergrund gerückt vor dem Bewußtsein praktischer Pflicht.

Natürlich sind mit dem Entschluß des Zusammenarbeitens nicht auch mit einem Schlag die vorhandenen Gegensätze aus der Welt geschafft. Es bedarf beiderseits ziemlich großer Geduld. Dazu entstehen durch den Kongreß neue schwierige Aufgaben, an denen sich die Geister scheiden. Die neue Aufgabe lautet: wie verhält sich die Religion zur Wirthschaftordnung? Die zwei möglichen Lösungen sind im Grunde: entweder die Religion ist an sich neutral gegen den Wechsel der wirthschaftlichen Ordnungen oder die Religion fordert irgendwieweit bestimmte Formen des Wirthschaftlebens. Am Konsequentesten vertrat den ersten Gedanken 1891 Professor Hermann aus Marburg. Seine These: „Die wirthschaftlichen Ziele der Sozialdemokratie im Namen des Christenthums zu bekämpfen, ist unchristlich“, ist recht geeignet, die Sachlage klar zu stellen. Sie enthält zunächst etwas sehr Richtiges und Wichtiges, nämlich die Anerkennung, daß das Christenthum nicht an Das gebunden ist, was wir heute „alte Gesellschaft“ nennen. Als Christen haben wir gar kein religiöses Interesse an dem jetzigen Bestand der Gütervertheilung. Die Hypothekenordnung ist kein Gesetz Gottes, sondern ein Gemächte der Menschen. Das Erbrecht ist keine Offenbarung. Aber freilich: wie steht es, wenn etwa eine kollektivistische Zukunft die Familie lockern wollte, wenn sie die innere

Entwickelung der Einzelnperson hemmen müßte, — kann und darf da die Religion auch ihren Segen dazu geben? Wenn sie es nicht kann, so liegt darin, daß es wirthschaftliche Forderungen irgend welcher Art giebt, die aus dem Wesen des Christenthums heraus begründet oder abgelehnt werden können. Welche sind nun diese Forderungen? Hier entscheidet sich die Streitfrage, ob eine christlich = soziale Bewegung religiös berechtigt ist oder nicht. Hier öffnet sich prinzipielle Arbeit für lange Jahre. Bis jetzt war die Theologie gewöhnt, das Gebiet des praktischen Wirkens in der Welt als eine leichtere Seite ihrer Aufgabe anzusehen. Man debattirte lieber über die Erkennbarkeit des Uebersinnlichen als über die rechte Form der Christenliebe in dieser Zeit sozialer Massenerscheinungen. Das wird sich zusehends ändern. Theologische Theorie und christliche Volksarbeit beginnen sich zu verbrüdern. Das Resultat kann Niemand genau vorhersagen, aber ohne Zweifel bedeutet dieses neue Stadium einen Fortschritt. Es kommt wieder Lebenssaft, Ziel, Muth, Begeisterung in die religiösen Berathungen. Die theologische Jugend fühlt den Frühlingswind. Von den Theologen wird der neue Geist in die Gemeinden hineingetragen. Alter treuer Glaube eint sich mit frischem Streben. Die Religion wird dem Volke erhalten, nicht durch allerhöchste Wünsche und amtliche Dekrete, sondern durch eine Bewegung, die nicht überall die Weihe von Seiten der weltlichen und kirchlichen Regimente empfangen hat.

Leute, die selbst ohne tieferes religiöses Bedürfniß sind, unterschätzen leicht die Kraft religiöser Motive; die Geschichte aber lehrt, daß nichts so nachhaltig wirkt wie echter Glaube. Selbst bloße Kirchlichkeit hat sich oft zäher erwiesen, als es ihre Gegner annahmen. Der Kulturkampf könnte in dieser Hinsicht Viel lehren. Der Umstand, daß heute in ganz Westdeutschland religiös gestimmte Arbeitervereine auftauchen, wird auch manchem sorgfältigeren Beobachter der Zeit verwunderlich scheinen. Es wird gut sein, die Folgen der religiös-sozialen Strömung von vorn herein nicht zu gering anzusetzen. Ist eine Idee erst einmal bis auf die Kanzeln gedrungen, dann hat sie eine Vertretung erlangt, die auch im Zeitalter der Volksversammlungen und der Presse noch kräftig genug ist. Unter allen Stimmen, die dem Volke ins Ohr tönen, ist keine so gleichmäßig, so ernst, so bis zum Innersten dringend wie die Predigt der Kirche. Darum ist es ein wichtiger Gegenstand, wenn in Frankfurt Professor Cremer aus Greifswald über die soziale Aufgabe der evangelischen Predigt sprechen wird. Ihm zur Seite wird Professor Harnack aus Berlin das Verhältniß von Religion und Wirthschaftordnung in kirchengeschichtliche Beleuchtung stellen. Die alte Kirche, die sein spezielles Studiengebiet ist, war voll praktischer Triebe. Welche Form sucht sich der altkirchliche Brudergeist in der heutigen Welt?

Um die Form des christlichen Geistes für die heutige Welt zu finden, muß man die heutigen Lebensverhältnisse kennen. Die bloße Theologenarbeit ohne einen starken Beisatz volkswirthschaftlichen Studiums würde in den Wolken hängen bleiben. Deshalb ist es nöthig, auch von der ökonomischen Tendenz der evangelisch-sozialen Kongresse eingehender zu sprechen.

Vom Anfang an herrschte das konservative Element vor und allmählich vertieften und bereicherten sich die sozialistischen Neigungen. Auf dem ersten Kongreß 1890 stand man unter dem Eindruck der großen sozialdemokratischen Wahl vom 20. Februar und in Erwartung der Aufhebung des Sozialistengesetzes. Vielfach lebte man noch im Gedankenkreis der Bismarckschen Repressionpolitik. Man dachte noch, es gäbe ein Mittel, die Sozialdemokratie auf direktem Wege unschädlich zu machen. Damals sagte der Graf vom Hagen: „Der nächste uns Alle recht einmüthig erfüllende Gedanke ist wohl der: es muß gegen die Sozialdemokratie Etwas gethan werden. Heute gilt es, überall die Sozialdemokratie zu bekämpfen." Er stand mit dieser scharfen Frontrichtung nach unten hin nicht allein, aber er fand doch auch schon damals kräftige Entgegnung. Professor Adolf Wagner antwortete: „Es muß hier die Parole lauten: nicht blos Kampf gegen die Sozialdemokratie, sondern auch Kampf gegen die Fehler und Sünden der wohlhabenden und besitzenden Klassen. Auch der Sozialdemokratie gegenüber müssen wir suchen, was uns einen kann, und Das liegt vor Allem in dem wesentlichen Punkte, daß wir bekennen: wir haben den ungeheueren Fehler gemacht, zu wähnen, daß aus vollkommener Freiheit der wirthschaftlichen Bewegung das Heil komme, während wir doch mit möglichst festen Normen des Rechts und der Sitte den wirthschaftlichen Egoismus einengen müßten". Auf dieser Bahn ist der Kongreß dann geblieben, er vereinigt reformfreundliche Elemente der verschiedensten Schattirungen: Staatssozialisten, Genossenschaftmänner, Bodenreformer, Wohlfahrtfreunde. Er freut sich, eine größere Anzahl bürgerlicher Nationalökonomen zu seinen Referenten und Mitgliedern zu zählen, hütet sich aber, eine bestimmte volkswirthschaftliche Schule zu seiner Richtung zu machen. Von Jahr zu Jahr wächst die Akkuratesse des Studiums, die leichte Phrase verschwindet durch gemeinsame Mühe und die Jahresprotokolle werden zu wirklich nützlichen sozialethischen und sozialpolitischen Broschüren.

Als Erscheinungen von besonderer Wichtigkeit in wirthschaftlicher Hinsicht nenne ich aus den letzten vier Jahren:

1890 vertrat der durch seine Barmherzigkeitanstalten bekannte Pastor von Bodelschwingh aus Bielefeld den Satz: „Die ungleiche Vertheilung von Luft und Licht und von Grund und Boden ist eine schwere Ungerechtigkeit und zugleich eine überaus thörichte Vergeudung unseres

Nationalvermögens". Er forderte staatliche Unterstützung von Wohnung-Gesellschaften, Grunderwerbungen der Kommunen aller größeren Städte, Verpflichtung der Unternehmer zu Wohnungbauten und weitgehendes Entgegenkommen der öffentlichen Kreditinstitute bei allen Bestrebungen zur Linderung der Wohnungnoth.

1891 sprach Landesökonomierath Nobbe, der Vorsitzende des Kongresses, über die ländliche Arbeiterfrage. Ihn charakterisiren folgende Sätze: „Es muß auf das Kräftigste betont werden, daß der Grundeigenthümer, welcher in seinem Besitz nichts Anderes erblickt als ein kapitalistisches Gewinnmittel und welcher dem Staate stets nur die Aufgabe zuweist, ihn in diesem Besitz ungestört zu schützen und ihm den Genuß seiner Rente zu sichern, um keinen Deut mehr soziale Bedeutung für die bürgerliche Gesellschaft hat als der nackte Kapitalist, der von seinen Renten lebt und sich von jeder sozialen Pflicht lossagt. Lassen Sie uns niemals vergessen, daß die Liebe unserer Bevölkerung zu eigenem Grundbesitz, allerdings zu gesichertem und nicht gleich wieder in Schuldenlast verfallendem Grundbesitz, in den Dienst der Lösung der sozialen Frage gestellt werden muß, wenn wir sichere Zustände für die Zukunft anbahnen wollen."

1892 referirte Professor Adolf Wagner über das neue sozialdemokratische Programm. Man kennt seinen Standpunkt im Allgemeinen. Er kommt dem sozialistischen Gedanken weiter entgegen als die meisten akademischen Vertreter der Volkswirthschaft, schließt aber doch mit den Worten: „Ich wollte und mußte zeigen, daß dieses Programm durchaus utopistische Züge hat und daß der sozialdemokratische Zukunftstaat vor Allem eine psychologische Unmöglichkeit ist. Die einzelnen positiven, politischen und sozial- und wirtschaftpolitischen Forderungen, welche das Programm für ‚zunächst' aufstellt, stehen jedoch immer noch auf dem Boden der heutigen Wirthschaft- und Gesellschaftordnung und sind insofern alle diskutabel."

Natürlich können diese kurzen Andeutungen nur einen flüchtigen Eindruck von der sozialpolitischen Arbeit der Kongresse geben. Es bleibt abzuwarten, inwieweit das Mosaik allmählich zum einheitlichen Gebilde wird. Während die sozialdemokratische Strömung von vorn herein einen einzigen Lehrgang hatte, der in zahlloser Variation in die Köpfe hineingeprägt werden mußte, entspricht es dem Charakter der zweiten sozialen Richtung, eine Fülle von Details in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Auf die absolute Volkswirthschaftlehre folgt die empirische, auf die erste weite Fragestellung folgt Einzelnuntersuchung.

Ein sehr werthvolles Stück Detailarbeit wird bald der Oeffentlichkeit unterbreitet werden. Es ist die Enquete über die Lage der ländlichen Ar-

beiter. Nachdem der Verein für Sozialpolitik mit Hilfe der Arbeitgeber den betreffenden Verhältnissen näher getreten war, zeigte es sich als wünschenswerth, eine Darstellung zu versuchen, die von unbetheiligten Personen ausging. Niemand war dazu geeigneter als der Landgeistliche, der durch seinen Beruf das Leben der Tagelöhner, Instleute, Käthner u. s. w. bereits im Allgemeinen kannte und dem nun die sehr ausführlichen Fragebogen des Kongresses Veranlassung gaben, sich genaue Zahlangaben in jeder Richtung zu verschaffen. Es sind 1000 selbständige Beantwortungen eingelaufen, zum Theil ganz vorzügliche, umfangreiche, das kleinste Detail darstellende. Nach dem Urtheil des hervorragendsten Bearbeiters der Enquete des Vereins für Sozialpolitik stehen diese Antworten der Geistlichen hoch über den früheren Berichten der Arbeitgeber. Es hat sich gezeigt, daß die Theologen nicht so weltfremd sind, wie man ihnen vielfach zutraut. Das ganze weite Material ist nun vom Dr. Max Weber und vom Generalsekretär Paul Göhre gesichtet worden und soll in seinen Hauptergebnissen auf dem Frankfurter Kongreß vorgetragen werden. Gerade jetzt, wo alle Augen auf die Agrarerverhältnisse gerichtet sind, wird dieser Theil der Verhandlungen das größte Interesse beanspruchen. Man wird die nothleidende Landwirthschaft auch in denjenigen ihrer Glieder kennen lernen, die bis heute keinen öffentlichen Mund, keine Organisation, keine Presse und keine Partei haben. Mit dieser Enquete hat sich der evangelisch-soziale Kongreß, soviel wir sehen, einen Befähigungnachweis erworben.

Ein weiterer wichtiger Schritt war die Einrichtung eines sozialen Informationkursus im großen Stil. 500 Männer, zur Hälfte Geistliche, waren im Oktober zehn Tage im größten Auditorium der Berliner Universität versammelt, um Vorlesungen über Hauptgebiete der Volkswirthschaftlehre zu hören. Natürlich kann man in zehn Tagen keine fertige Weisheit erwerben, aber die Anregung zu weiteren Studien ist sehr nachhaltig gewesen. Es ist das Möglichste gethan, um den evangelischen Sozialismus über die Stufe oberflächlichen Dilettirens herauszuheben. Die Theilnehmer des Kursus stehen dem Gewirr des Wirthschaftlebens nicht mehr blind gegenüber, sie haben Etwas sehen und denken gelernt und werden die ökonomische Literatur nun zu benutzen wissen. An den großen Kursus in Berlin haben sich dann kleinere Kurse in verschiedenen Städten angeschlossen. Ueberall erwacht in christlichen Kreisen die Lust an der Vertiefung in das große Problem der Zeit.

Der evangelisch-soziale Kongreß als solcher ist nur eine Arena geistiger Arbeit, aber er weiß recht gut, daß die herrlichsten Erkenntnisse nichts wirken, wenn sie nicht in die Schalen der Organisation gegossen werden. Darum hat er, je länger, desto mehr, die Verbindung mit den

evangelischen Arbeitervereinen gepflegt. Am Tage vor dem Kongreß versammeln sich die Delegirten dieser Vereine und berathen ihre internen Angelegenheiten. Der Kongreß aber hat ihnen zu Liebe in diesem Jahr ein Thema aufgestellt, das in der Mitte der Arbeiterbewegung steht. Amtsrichter Kulemann aus Braunschweig spricht über die Gewerkvereine. Es ist nämlich für die christlich organisirten Arbeiter nicht ganz leicht, zu den vorhandenen sozialdemokratisch geleiteten Berufsorganisationen die richtige Stellung zu finden. Das gemeinsame Arbeiterinteresse verbindet und die, verschiedene Weltanschauung trennt beide Theile.

Verschiedene neue Interessen klopfen an die Thür des Kongresses. Zuerst erscheint hier die Frauenfrage. Gerade ein Kongreß, der den Zusammenhang des Sittlichen und Wirthschaftlichen hervorhebt, muß dem Schicksal der Frau die allerlebendigste Aufmerksamkeit schenken, Dieses aber ist nicht möglich, ohne daß man die Frau selbst zu Worte kommen läßt. Sie muß die christlich-soziale Bewegung mit tragen helfen, sie wird es können, denn in ihr glüht der Enthusiasmus für den Glauben oft wärmer als in den Männern, die man in Schule und Beruf langsam, aber sicher abgekühlt hat, bis sie kaum etwas Anderes mehr übrig haben als die öde Grundstimmung: was ist Gerechtigkeit, Wahrheit, Brüderlichkeit? es ist Wahn, Traum, Nichts! Die Frau empfindet die Noth der heutigen Menschen vielfach härter als der Mann, in ihr liegen die Keime zu einem Sozialismus, der nicht blos kritisirt, sondern hilft. Wie sich die Christlich-Sozialen zur Frau stellen wollen, muß im nächsten Jahr klar werden.

Eben so nöthig ist die Heranziehung der Schule. Die Schule geht nicht mehr als Levit hinter dem Priester her. Sie ist eine selbständige Größe und muß es sein, aber in aller Selbständigkeit soll und muß sie die Hüterin alles Dessen sein, was in dem großen Wort „Glaube“ umfaßt liegt. Sie muß theilnehmen an dem Werden und Wachsen des religiösen Lebens und so muß auch in sie Etwas von dem Frühlingshauche der christlich-sozialen Zeit hineinwehen. Und gerade der Lehrer wird vielfach offene Ohren haben für einen Sozialismus, der die geistigen Schätze der Vergangenheit retten und doch mit Ernst und Treue wirthschaftliche Neugeburt erstreben will denn seine eigene Lage läßt ihn den Kampf um die ökonomischen Güter als nothwendige Lebensäußerung des Volkes verstehen.

Es mehren sich die Ziele und die Kräfte. Der Grundton der evangelisch-sozialen Kongresse war bis jetzt Hoffnung. Das Wort Carlyles „arbeiten und nicht verzweifeln!“ ist seine Losung in Tagen, wo so viel Zerfahrenheit und Mattigkeit zu sehen ist, daß es zum Erbarmen ist. Wer arbeiten und hoffen will, den laden wir nach Frankfurt ein.

Frankfurt a. M. Pfarrer Friedrich Naumann.

Esoterischer Buddhismus.*)

Ich vermag die Ueberführung des Brahmanismus in den Buddhismus am Besten dadurch zu erklären, daß ich sage: der Buddhismus war die Popularisirung des höchsten Brahmanismus; alles Esoterische wurde in ihm beseitigt, die Priesterschaft wurde durch Mönche ersetzt und diese Mönche waren in ihrer echten Gestalt die Nachfolger und Vertreter der erleuchteten Waldsiedler früherer Zeiten. Die buddhistische Gemeinde bestand aus Mönchen (nicht Priestern) und Laien. Die Mönche waren, was die Asketen (Sramanas) gewesen waren. Nun brauchten sie nicht mehr die Vorstufen des Brahmakârin (Religionschülers) und des Grihastha (Hausstandsbesitzers) durchzumachen, obgleich sie wie Buddha wohl verheirathet und Familienväter sein konnten, wenn sie nur nach gewisser Zeit willig waren, Alles aufzugeben, was sie gewohnt gewesen waren, ihr Eigen zu nennen. Nichts hätte dem Geiste des Stifters mehr entgegen sein können, als eine von diesen Lehren geheim zu halten. Was für esoterische Weisheit es auch in anderen Religionen gegeben haben mag: in der Religion Buddhas gab es sicher keine. Was esoterisch oder geheim war, war ipso facto nicht Buddhas Lehre; und was Buddhas Lehre war, war ipso facto nicht esoterisch. Obgleich Buddha recht gut wußte, daß es einen Unterschied zwischen den Wenigen und den Vielen giebt und in jeder ehrlichen Religion immer geben muß, so billigte er doch keine anderen Schranken zwischen ihnen als die, die sie sich selbst errichteten. Mit offener Verachtung spricht er von dem Geheimhalten irgend eines Theiles der Wahrheit. So sagt er in einer seiner kurzen Predigten: „O Schüler, drei sind der Dinge, denen Heimlichkeit anhängt und nicht Offenheit. Was sind sie? Heimlichkeit hängt den Frauen an, und nicht Offenheit. Heimlichkeit hängt der Priesterweisheit an, und nicht Offenheit. Heimlichkeit hängt der falschen Lehre an, und nicht Offenheit. Diesen Dreien hängt Heimlichkeit an, und nicht Offenheit. Aber es giebt auch drei Dinge, die da leuchten vor aller Welt und nicht im Geheimen. Welche sind sie? Die Scheibe des Mondes, o Schüler, leuchtet vor aller Welt und nicht im Geheimen. Die Scheibe der Sonne leuchtet vor aller Welt und nicht im Geheimen; die Lehren und Vorschriften, die der vollkommene Buddha verkündigt, leuchten vor aller Welt und nicht im Geheimen. Diese drei Dinge leuchten vor aller Welt und nicht im Geheimen."

Dies ist keineswegs eine einzig dastehende Gelegenheit, bei der Buddha Alles verurtheilt, was wie ein Geheimniß aussieht in der Religion, oder was Esoterischer Buddhismus sonst bedeutet. Es giebt ein denkwürdiges

*) S. Nr. 30 der „Zukunft."

Zwiegespräch zwischen ihm und seinem Schüler Ânanda kurz vor seinem Tode, in dem er nicht nur das Geheime in einer Religion verurtheilt, sondern eben so jedes Sichberufen auf eine äußere Autorität, jeden Gehorsam gegen Etwas außer der Stimme im Menschen. In dem Mahâparinibbâna Sutta lesen wir:

28. Nun als der Gesegnete so in die Regenzeit eingetreten war (wo die Mönche sich in die Einsamkeit zurückziehen), da befiel ihn eine schreckliche Krankheit und heftige Schmerzen kamen über ihn, selbst auf den Tod. Aber der Gesegnete, achtsam und voll Selbstbeherrschung, trug sie ohne Klage.

29. Da kam dem Gesegneten dieser Gedanke: Es würde von mir nicht recht sein, aus dem Dasein zu scheiden, ohne meine Schüler anzureden, ohne von dem Orden Abschied zu nehmen. Laßt mich jetzt durch eine starke Willensanstrengung diese Krankheit noch einmal unterdrücken und mich am Leben festhalten, bis die bestimmte Stunde gekommen ist.

30. Und der Gesegnete unterdrückte durch eine starke Willensanstrengung diese Krankheit noch einmal und hielt sich am Leben fest, bis die Stunde käme, die er sich bestimmt hatte. Und die Krankheit ließ ab von ihm.

31. Nun begann der Gesegnete sich sehr bald danach zu erholen. Als er die Krankheit ganz los geworden war, ging er aus von dem Kloster und setzte sich hinter dem Kloster nieder auf einen Sitz, der dort aufgeschlagen war. Und der verehrungwürdige Ânanda ging zur Stelle, wo der Gesegnete war, und grüßte ihn und setzte sich achtungvoll an einer Seite von ihm nieder und redete den Gesegneten an und sprach: „Ich habe geschaut, Herr, wie der Gesegnete gesund war, und ich habe geschaut, wie der Gesegnete zu leiden hatte. Und obgleich beim Anblick der Krankheit des Gesegneten mein Körper schwach wurde wie eine Schmarotzerpflanze und der Gesichtskreis mir trüb wurde und meine Fähigkeiten nicht mehr klar waren, so sog ich trotzdem ein Wenig Trost aus dem Gedanken, daß der Gesegnete nicht aus dem Dasein scheiden würde, ehe er nicht mindestens Weisungen betreffs des Ordens hinterlassen hätte.

32. Was denn, Ânanda? (antwortete er). Erwartet der Orden Das von mir? Ich habe die Wahrheit gepredigt, ohne einen Unterschied zwischen exoterischer und esoterischer Lehre zu machen; denn hinsichtlich der Wahrheiten, Ânanda, hat der Tathâgata nichts Aehnliches wie die geschlossene Hand des Lehrers, der mit einigen Dingen zurückhält."

Darauf zieht er gegen den Gedanken los, daß seine Schüler sich nach seinem Tode von irgend etwas Anderem sollten leiten lassen als von dem Geist der Wahrheit in ihrer Brust.

„Sicherlich, Ânanda, (sagte er), wenn Jemand da sein sollte, der den Gedanken hegte: Ich bin es, der die Brüderschaft führen will, oder der Orden ist von mir abhängig, dann ist er es, der in irgendwelchen Dingen, die den Orden betreffen, Weisungen niederlegen soll. Nun denkt der Tathâgata nicht, o Ânanda, daß er die Brüderschaft leiten solle, oder daß der Orden von ihm abhängig sei. Warum also sollte er Weisungen hinterlassen in irgend welchen Dingen, die den Orden betreffen? Ich bin nun auch alt geworden und reich an Jahren; meine Reise neigt sich ihrem Ende zu; ich habe die Summe meiner Tage erreicht, ich werde achtzig Jahr alt, und gerade wie ein abgenutzter Karren nur noch mi

besonderer Sorgfalt fortzubewegen ist, so, däucht mir, ist der Leib des Tathâgata nur noch mit besonderer Sorgfalt in Gang zu erhalten. . . . .

33. Darum, o Ânanda, seid ihr selbst Leuchten für euch. Seid ihr selbst eine Zuflucht für euch. Vertraut euch keiner Zuflucht außerhalb an. Haltet fest an der Wahrheit als einer Zuflucht. Schaut nach Niemandem für eine Zuflucht als nach euch selbst. . . . . .

34. Und Diejenigen, Ânanda, die jetzt oder nach meinem Tode sich selbst eine Leuchte sein werden, und sich selbst eine Zuflucht, und sich keiner Zuflucht außerhalb anvertrauen werden, sondern die Wahrheit als ihre Leuchte festhalten, und sich fest an die Wahrheit halten als an ihre Zuflucht und sich nach Niemandem für eine Zuflucht umsehen werden als nach sich selbst — Diejenigen, o Ânanda, unter meinen Bhikshus sollen die höchste Höhe erreichen, wenn sie nur willig sind, zu lernen."

Kann Etwas deutlicher, entschiedener sein? Niemandem soll eine private oder geheime Weisung über die künftigen Vorschriften der Kirche gegeben werden, Niemand soll eine exceptionelle Autorität in Anspruch nehmen. Sondern der höchste Sitz der Autorität soll immer bei dem Menschen selbst sein und bei der Stimme der Wahrheit in seiner Brust.

Und Das ist die Religion, die von Madame Blavatsky unter allen als esoterische Religion erkoren worden ist! Buddha, der keinerlei Geheimnisse wollte, weder für die Laienschaft noch für seine geliebten Schüler, wird dargestellt, als habe er das zweischneidige Schwert der Erkenntniß der ungebildeten Bevölkerung vorenthalten und den innersten Winkel des Allerheiligsten im tiefsten Dunkel bewahrt. Kein Reiseroman ist je dreister und ungereimter gewesen als diese völlig falsche Darstellung von Buddhas Eigenart und seiner Lehre.

Ich wiederhole, daß ich nicht der Meinung bin, Madame Blavatsky habe den esoterischen Buddhismus erfunden. Ich will vielmehr ganz gern glauben, daß — wie bei ihrem ersten Bekanntwerden mit dem Brahmanismus in der Person von Satyânanda Sarasvatî — es ihr auch, als sie den buddhistischen Mahâtmas Auge in Auge gegenüberstand, gegangen ist wie Goethes Fischer, der von der Meermaid in die Wogen gezogen wurde: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin." So sank sie halb hin, und halb ward sie gezogen. Sie wurde von Leuten betrogen, die sahen, daß sie geradezu betrogen werden wollte und daß sie keinerlei Mittel besaß, um sich gegen Betrug zu schützen. Ich gehe sogar noch weiter und gestehe zu, daß sie selbst durch das verzerrte Bild vom Buddhismus, das sie gegeben hat, einiges Gute gethan hat, da sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf eine Religion richtete, die trotz allen ihren Mängeln unsere höchste Achtung und unser sorgfältigstes Studium verdient. Wenn ihre Anhänger nur die Idee aufgeben könnten, ohne Wunder sei keine Religion zu stiften, wenn sie nur lesen wollten, wie Buddha selbst alle Wunder außer einem an den Pranger

stellt, dann würden sie einsehen, daß, was sie Wunder nennen, das Verderben aller ehrlichen Religionen gewesen ist. Es ist ganz richtig, daß Buddha und seine Zeitgenossen, Anhänger wie Gegner, von gewissen Wundern sprechen, als ob sie alle Tage vorgekommen wären. Als Wunder der Zauberkraft erwähnt Buddha die Thatsache, daß ein Mensch als Viele erscheint, und Viele als Einer; daß Jemand unsichtbar wird; durch eine Wand geht wie durch die Luft; in der Luft in die Höhe steigt wie im Wasser; auf dem Wasser geht wie auf der Erde; gleich einem Vogel durch die Luft empor gehoben wird, so daß er den Mond und die Sonne erreicht, ja selbst die Welt Brahmans. Alle diese Wunder werden von Buddha als vollständig möglich angesehen, aber er bestreitet, daß sie mit der Wahrheit seiner Lehre irgend Etwas zu thun hätten, daß sie irgend eine Ueberzeugung schaffen oder Jemanden, der ungläubig und lieblos ist, in einen Gläubigen und Liebreichen verwandeln könnten. Buddha gesteht frei zu, daß manche Menschen die Fähigkeit besitzen, anderer Leute Gedanken zu lesen und sich ihres früheren Daseins zu erinnern; aber wieder bestreitet er, daß solche Dinge überzeugen können. Das größte Wunder bei Buddha ist das Lehren, durch das ein Ungläubiger thatsächlich in einen Gläubigen verwandelt wird, ein Liebloser in einen Liebreichen. Und als seine eigenen Schüler zu ihm kommen und ihn um die Erlaubniß bitten, die gewöhnlichen magischen Wunder thun zu dürfen, da verbietet er es ihnen, aber gestattet ihnen, ein Wunder zu vollbringen, das Jeder vollbringen könne, aber Niemand vollbringe, nämlich: seine Sünden zu bekennen, aber wiederum nicht im Verborgenen, in der Beichte, sondern öffentlich und vor der ganzen Gemeine.

Wenn Madame Blavatsky versucht hätte, das eine echte buddhistische Wunder zu vollbringen, wenn sie versucht hätte, freimüthig ihre kleinen Fehler und Indiskretionen zu bekennen, anstatt Gedankenlesen, Aufhebung der Schwere, das Schicken von Briefen durch die Luft von Tibet nach Calcutta und von Calcutta nach London zu versuchen, oder wenn Diejenigen, die sich von ihr absichtlich oder unabsichtlich täuschen lassen, freimütig auf alle jene kindischen Kniffe und Ungereimtheiten verzichteten, dann könnten sie noch viel Gutes thun und ein ungeheueres, vernachlässigtes Feld für eine neue reiche Ernte fruchtbar machen. Ich muß hier beifügen, daß einer von Madame Blavatskys größten Bewunderern, Oberst Olcott, in den letzten Jahren in eine viel gesundere Thätigkeitsphäre eingetreten ist, eine Sphäre, in der er und seine Freunde manches wirklich Gute thun können. Er hat zur Veröffentlichung authentischer Texte der alten brahmanischen und buddhistischen Religion ermuthigt und dazu geholfen. Er hat versucht, Brahmaner und Buddhisten mit Achtung für ihre alte Religion zu erfüllen, und hat ihnen in ihren heiligen Büchern manche Wahrheitstrahlen entdecken

helfen als Leitsterne für den Weg durch die tiefen Schatten des Lebens. Er hat ihnen gezeigt, wie ihre verschiedenen Sekten trotz vielen Unterschieden doch viel Gemeinsames haben und wie sie das Unwesentliche aufgeben und das Wesentliche als echtes Band für eine weite religiöse Verbrüderung beibehalten sollten. Für all Das hat er meine vollste Theilnahme. Aber weil ich Buddha liebe und die buddhistische Sittlichkeit bewundere, kann ich nicht schweigen, wenn ich seine edle Gestalt niedergezogen sehe auf das Niveau religiöser Charlatane oder seine Lehre falsch ausgelegt als esoterisches Gewäsch. Damit will ich nicht sagen, daß der Buddhismus niemals verderbt und gemein gemacht worden sei, als er die Religion wilder oder halbwilder Stämme in Tibet, China und der Mongolei wurde. Auch will ich damit eben so wenig leugnen, daß er mancherorts von Buben und Betrügern als etwas Geheimnißvolles, Esoterisches, Undurchdringliches und Unverstehbares dargestellt worden ist. Eben so ist es richtig, daß es besonders in dem sogenannten Mahâyâna-Buddhismus gewisse Abhandlungen giebt, die geheim genannt werden; aber sie sind geheim, nicht weil sie Jemandem vorenthalten werden, sondern einfach, weil sie die schwierigsten und dunkelsten Lehren enthalten. Selbst das „Geheimniß Hegels" ist kein Mysterium mehr, wie Hutchinson Sterling gezeigt hat, obgleich es ein gewisses Maß von Vorbereitung erfordert. Hätte Madame Blavatsky sich auf irgend ein kanonisches Buch der Mahâyâna-Buddhisten bezogen, dann hätten wir doch gewußt, was sie unter Esoterischem Buddhismus verstand. Wie die Sache steht, ist es unmöglich, irgend eine von den Lehren, die sie und ihre Anhänger dem Publikum als esoterisch darbieten, zu erörtern, weil sie uns für Das, was sie Buddhismus nennen, esoterischen oder exoterischen, in keinem Falle die nöthigen Nachweise gegeben haben.

Ich habe bereits die Schwierigkeit angedeutet, vom Buddhismus im Allgemeinen zu reden oder festzulegen, was für Lehren von Buddha und seinen zahlreichen Schülern und Anhängern als orthodox und nicht orthodox betrachtet worden seien. Der Buddhismus, Dessen müssen wir uns erinnern, war vom ersten Anfang an nur eins unter vielen philosophischen und religiösen Systemen, deren es in Indien zu allen Zeiten sehr viele gegeben hat. Wir wissen, daß die selbe Denkfreiheit, die Buddha für sich in Anspruch genommen hat, da er sich von den alten brahmanischen Ueberlieferungen lossagte, von mehreren seiner Zeitgenossen, die die Stifter neuer Schulen wurden, ebenfalls für sich beansprucht worden ist. In Buddhas Lehre war wenig von Dem, was wir Dogma nennen würden. Er erklärte, die Menschen vom Leiden zu befreien, indem er ihnen das unwirkliche und vergängliche Wesen der Welt aufwies. Hinsichtlich Dessen aber, was wir die Grundfragen der Religion nennen, der Existenz einer Gottheit, der

Wirklichkeit und Unsterblichkeit der Seele, der Schöpfung und Regirung der Welt, gestattete er die größte Freiheit; ja, es scheint sein Hauptzweck gewesen zu sein, gegen jedes positive Dogma über diese Fragen zu protestiren. So entstand in sehr früher Zeit eine große Anzahl von sogenannten Sekten unter den Buddhisten, aber diese scheinen schwerlich mehr als Philosophenschulen oder kleine Gemeinden gewesen zu sein, die sich zur Beobachtuug gewisser minutiöser Zuchtregeln verpflichteten.

In den Chroniken von Ceylon, dem Dîpavansa und Matâvansa, lesen wir von achtzehn Sekten, deren Ursprung in das zweite Jahrhundert nach Buddha verlegt wird. Obgleich dieses Datum zweifelhaft scheint, so ist es doch keine Frage, daß zur Zeit Asokas, im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, diese achtzehn Sekten vorhanden gewesen sind, und sechs sogenannte moderne Sekten außerdem noch. Wir kennen die Namen dieser Sekten, wie sie sich in Sanskrit-, Pâli-, tibetischen, chinesischen und mongolischen Urkunden erhalten haben, aber betreffs ihres Ursprungs und der Punkte, in denen sich eine Sekte von den anderen unterschieden hat, ist unser Wissen noch sehr ungenügend. Es ist seltsam, daß sich so Viel und doch so Wenig erhalten hat. Wir haben lange Namenslisten, aber sehr wenig außer Namen. In manchen Fällen waren die Punkte, in denen sich eine Sekte von der anderen unterschied, ungemein geringfügig, z. B. darin, ob man Salz länger als sieben Tage halten dürfe; ob es im Himmel Thiere gebe; ob man ein Kind vor seiner Geburt bekehren könne; ob die Gedanken eines Träumenden von Bedeutung seien; ob Buddha in allen Theilen des Alls geboren worden sei, und ob einige Buddhas besser seien als andere. In anderen Fällen hatten die Unterscheidungpunkte größere Wichtigkeit, wie z. B.: ob im Menschen eine Seele lebe; ob die Toten von Geschenken einen Nutzen hätten; ob Prophezeien möglich sei, ob durch Nachdenken eine Kenntniß von anderer Leute Gedanken erreichbar sei; ob ein Laie ein Arhat werden und Nirvâna erreichen könne; ob Buddha wirklich in der Menschenwelt geboren worden sei; ob Buddha Gnade besaß; ob er in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens übermenschlich war; ob Buddhas Lehre von den großen Versammlungen geändert und aufgefrischt worden sei. Die Anzahl dieser Sekten scheint immer noch im Zunehmen gewesen zu sein, und als im fünften und siebenten Jahrhundert chinesische Pilgrime Indien besuchten, war ihre Anzahl so groß geworden, daß man kaum verstehen kann, wie sich unter ihnen noch Einigkeit erhalten konnte.

Wenn alle diese Punkte und noch viele andere unter den buddhistischen Sekten als offene Fragen betrachtet wurden, so ist leicht zu verstehen, daß unter den Geschichtschreibern des Buddhismus so viel Uneinigkeit herrscht. Wir wissen, daß Buddha es in Rücksicht auf einige der allerwichtigsten

Punkte ablehnte, eine entschiedene Meinung auszusprechen, und in diesem Sinne hätte Madame Blavatsky ganz Recht, wenn sie sagt, wir wüßten nicht gewiß, was Buddha seinen Schülern und seine Schüler ihren Anhängern gelehrt hätten, die die Gründer dieser zahlreichen Sekten wurden. Aber, was wir von Buddha und vom Buddhismus wissen, Das müssen wir aus erster Hand zu wissen suchen, d. h. wir müssen gerüstet sein, dafür Kapitel und Vers in den kanonischen oder autoritären Büchern anzugeben; wir dürfen uns nicht auf Mahâtmas jenseits des Himalaya berufen. Verschiedene Male ist bereits der Nachweis versucht worden, daß der Kanon der Südbuddhisten, das sogenannte Tripitaka, die drei Körbe, jünger seien, als die Buddhisten selbst es hinstellen. Manche Forscher sind so weit gegangen, ihnen ein jüngeres Datum zu geben als dem Neuen Testament. Ich habe stets zugegeben, daß die Tradition, sie seien das Werk der unmittelbaren Schüler Buddhas von der ersten Versammlung, die im Todesjahre Buddhas abgehalten wurde, unhaltbar und in jedem Falle zweifelhaft sei. Aber ich habe niemals bezweifelt, daß auf der unter Asoka im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung abgehaltenen Versammlung ein wirklicher Kanon heiliger Texte festgestellt worden sei. Dieses Datum hat sich jetzt durch Inschriften bestätigt. Asokas wohlbekannte Inschriften beziehen sich nur auf einzelne Stellen des Kanon, aber Dr. Hultzsch hat nachgewiesen, daß in einer der kleineren Bharhutinschriften das Wort pakanekâyika vorkommt und einen Mann bedeutet, der die fünf Nikâyas kennt. Diese fünf Nikâyas sind die fünf Abtheilungen des Suttapitaka, und da die Inschrift aus dem dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung stammt, so können wir uns versichert halten, daß es zu dieser Zeit den buddhistischen Kanon, das Suttapitaka, gegeben hat in der Gestalt, wie wir es heute haben.

Wie Viel aber auch neuerdings für das Studium des Buddhismus gethan worden ist, so wird doch kein ehrlicher Forscher leugnen wollen, daß wir erst recht Wenig wissen, daß wir nur unklar durch die ungeheuere Masse seiner Literatur und durch das Gewirr seiner metaphysischen Spekulationen sehen. Das gilt noch ganz besonders von dem sogenannten Mahâyâna oder Nordbuddhismus. Noch giebt es einige anerkannt kanonische Bücher der Nordbuddhisten, die neun Dharmas, von denen noch keine Handschriften in unserem Bereich sind oder die selbst den geduldigsten Forscher durch ihre Masse erschrecken. In diesem Sinne hätte Madame Blavatsky ganz Recht, daß es noch ein großes Stück Buddhismus giebt, von dem die europäischen Forscher nichts wissen. Aber wir brauchen uns nicht an Madame Blavatsky oder an ihre Mahâtmas in Tibet zu wenden, um Das zu erfahren, und sicherlich haben wir ihren Büchern unsere Kenntniß der Mahâyâna-Literatur nicht zu entnehmen. Da hätten wir vielmehr an die Handschriften in unseren Bibliotheken zu gehen, selbst in der Bodleiana, um zu thun, was

alle ehrlichen Mahâtmas zu thun haben, nämlich die Handschriften abzuschreiben, zu kollationiren und zu übersetzen. In den Uebersetzungen der Heiligen Bücher des Ostens, welche die Universität Oxford mir zur Herausgabe anvertraut hat und denen ich die letzten sechzehn Jahre meines Lebens gewidmet habe, kann Jeder, der ein ernstes Interesse an der Religionwissenschaft nimmt, reichliches Material finden, und was noch mehr ist, wichtiges authentisches Material, übersetzt, so gut es sich heute eben von den besten Forschern Englands, Frankreichs, Deutschlands und Indiens übersetzen läßt. Wie tief verpflichtet ich mich auch der Universität Oxford und dem Staatssekretär für Indien fühle, daß sie mir die Muße und die nöthigen Mittel gegeben haben, um ein so großes Unternehmen auszuführen, so kann ich doch nur bedauern, daß es, wie alle Arbeit, die wir in diesem Leben unternehmen, unvollkommen bleiben muß. Allerdings ist eine Serie von achtundvierzig Bänden eine kleine Bibliothek für sich, aber, mit Dem verglichen, was zu thun wäre, ist es nur ein Anfang. Auch die vedische Literatur ist bisher noch sehr unvollständig vertreten. Aber die vedische Forschung befindet sich in einer Uebergangsperiode und kein Vedenforscher möchte sich zu mehr verpflichten, als er unbedingt muß. Jeder ist damit beschäftigt, hier und da ein Wort zu entziffern; Einige mögen es wagen, ein paar Verse oder ein paar Hymnen zu übertragen, aber eine vollständige Uebersetzung des Rig-Veda wird wohl schwerlich einen Theil unserer Fin de Siècle-Literatur bilden. Auch die Sanskritforscher müssen dem nächsten Jahrhundert noch Etwas zu thun lassen außer der Entzifferung der vielen jetzt noch unentzifferten egyptischen, accadischen, babylonischen, etruskischen, lycischen und Orkhon-Inschriften. Jetzt, wo meine Serie der Heiligen Bücher des Ostens abgeschlossen ist, kommen von vielen Seiten Hilfsanerbieten, für die ich vorher außerordentlich dankbar gewesen wäre. Mögen Andere, die jünger und kräftiger sind, die Arbeit da aufnehmen, wo ich sie abgebrochen habe. Ueber den Werth dieser Serie haben die berufensten Richter Zeugniß abgelegt. Nur Das darf ich wohl sagen, daß diese Sammlung der Heiligen Bücher des Ostens, geschaffen unter Mitwirkung der ersten Vertreter der orientalischen Sprachen, in Zukunft solche Verirrungen wie Madame Blavatskys Esoterischen Buddhismus unmöglich machen wird. Ich weiß, daß diese Sammlung fortleben und fort Gutes thun wird, so lange den Menschen Das am Herzen liegen wird, was ihnen bisher am Meisten am Herzen gelegen hat, nämlich die Religion, — nicht nur eine Religion, nicht nur diese oder jene Religion, die sie selbst ererbt haben, sondern Religion als eine universale Segnung, als das werthvollste erbliche Vorrecht der ganzen Menschheitsfamilie.

Oxford. Professor F. Max Müller.

Das Pferd in der Kunst.

Es ist eine merkwürdige, leider aber unbestreitbare Thatsache, daß selbst heutzutage noch, wo auch in der Kunst die technischen Hilfsmittel sich mehren und vielfach zur Verwendung gelangen, die Darstellung des Pferdes in der Malerei und der Plastik noch immer eine im Allgemeinen ziemlich mangelhafte und unvollkommene, wenigstens vom Standpunkt des Pferdekenners aus, geblieben ist. Der Grund dafür liegt allerdings ziemlich nahe —: der Künstler kennt das Pferd, seine Form, seine Art und Weise, seine Bewegung nicht genug, um es naturwahr wiedergeben zu können. Die Pferde-Wissenschaft umfaßt ein sehr weites Feld, das nicht theoretisch zu erlernen ist, sondern zu dessen Bewältigung auch ein sehr eingehendes praktisches Studium gehört, wenn der Pferdedarsteller das Pferd seinem wirklichen Wesen nach wiedergeben will. Die Kritik, die sich an Pferdedarstellungen macht, ist meist eine oberflächliche und aus guten Gründen oft wohlwollende, weil der Kritikus selbst nichts vom Pferde versteht und deshalb vielfach nur vom künstlerischen Standpunkt aus urtheilt. Befremdender aber ist es, daß Leute, die in Folge ihrer Fachkenntnisse ein lebendes Pferd bis auf die geringsten Details zu beurtheilen verstehen, oft mit nur sehr mittelmäßigen oder fehlerhaften Darstellungen sich ganz befriedigt erklären, wofür die meist recht mangelhaft illustrirten hippologischen Lehrbücher den Beweis liefern. Der Künstler stellt das Pferd bestenfalls dar, wie es ihm erscheint, aber nicht, wie es ist. Aber selbst eingehenderes theoretisches Studium hilft da noch nicht, denn wir wissen, daß unsere besten Pferdedarsteller meist Pferdebesitzer und gute Reiter sind oder waren, die daher das Pferd auch seinem Wesen nach und nicht nur in Bezug auf seine Knochen- und Muskellagen kennen und wiedergeben lernten. Es ist keineswegs der Zweck dieser Zeilen, dem Künstler damit ein vademecum für Pferdedarstellungen geben zu wollen, aber ich möchte doch die Binde der Selbstzufriedenheit von den Augen einiger Pferdedarsteller reißen, die sich allzu häufig in dem angenehmen Gefühl wiegen, etwas recht Vollkommenes geschaffen zu haben, weil sie genau nach dem Modell arbeiteten. Meist geben sie dann dem Thier eine recht malerische Pose, die in der Natur gar nicht oder nur unter besonderen Verhältnissen vorkommt, weil sie der Technik der Bewegung des Pferdes zuwiderläuft.

Es muß das Bestreben jedes Künstlers sein, in erster Linie Das wiederzugeben, was natürlich ist und was nicht absolut falsch wirkt. Dagegen wird zumeist bei der Bewegung des Pferdes verstoßen. Gewiß soll der Künstler nicht nur die Natur abschreiben, er kann idealisiren und Dasjenige auffassen, was sich als schön darstellt, — dazu aber muß er den Stoff vollkommen beherrschen, um dabei nicht über das in der Natur Vorhandene hinauszugehen, die in ihren Grenzen genügend Nachahmenswerthes bietet. Seit der Erfindung der Momentphotographie wissen wir allerdings erst genau, wie sich das Pferd, besonders in den schnelleren Gängen, bewegt, und wenn ich auch nicht beanspruche, daß das Pferd danach gerade so wiedergegeben werden solle, weil wir — besonders in der Carrière — nur eine Vorstellung von diesem Gange haben, die in der Darstellung zu einer Konvention geführt hat, so muß sich doch der Künstler so weit daran lehnen, um nicht zu so gänzlich verkehrten Darstellungen zu gelangen, wie sie z. B. oft englische Rennbilder zeigen, die weder möglich noch erklärlich sind. Man braucht sich nur den nächsten Moment,

den der Kontraktion, bei diesen gestreckt daliegenden Pferden zu denken, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß diese Darstellung falsch sein müsse. Dieser nächste Moment aber wäre das Auffußen der Vorderbeine und das Vorgreifen der Hinterbeine. In diesem faktisch unmöglichen Augenblicke würde also der Rücken des Pferdes eine Kurve mit den eng zusammen gestellten vier Hufen bilden, bei welchen — wenn man die Gewalt des Schwunges bedenkt — das Pferd stürzen und der Reiter weit über dessen Kopf hinweggeschleudert würde. Hier heißt es eben, die Technik des Ganges studiren und eine Kombination der Darstellung finden, die, sich an die Wirklichkeit anlehnend, doch die schnelle Bewegung erkennen läßt. Und wie unendlich monoton wirken diese englischen Rennbilder! Stets der selbe unmögliche Moment des Sprunges wird dargestellt, während doch der schnelle Galopp vieler Pferde ein ungemein fesselndes Bild gerade wegen der Mannichfaltigkeit der verschiedenen Bewegungen abgiebt.

Die Darstellungen sich bewegender Pferde früherer Jahrhunderte bis zu den ersten Dezennien des jetzigen waren fast so konventionell wie die der altegyptischen Kunst, und erst Professor Krüger hat uns davon erlöst, indem er sich dem eingehenden Studium der Bewegung des Pferdes hingab. (Bei der Carrière blieb auch er allerdings bei der Auffassung des gestreckt fliegenden Pferdes.) Von den älteren Meistern ist von allen Gangarten nur die des Trabers richtig, obwohl auch hier ein Moment gewählt ist, den wir jetzt nur seltener wählen, da er die Schnelligkeit der Bewegung nicht genügend zum Ausdruck bringt. Ich meine das Stehen mit zwei diagonalen Beinen auf dem Boden, während die beiden andern in der Vorwärtsbewegung begriffen sind, wie wir es z. B. an dem Denkmal des Großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen sehen. Diese Darstellung ist nun ein korrekter Moment des Trabes, der aber meist als Schritt gedeutet wird. Bei dem Schlüterschen Pferde ist diese Stellung jedoch weder Trab noch Schritt, sondern der sogenannte Schultritt, eine elevirte, abgekürzte Trabbewegung, die, zwischen dem Trab und dem sogenannten spanischen Tritt stehend, zu jener Blüthezeit der Reiterei des Paradirens wegen gern gezeigt und dem Pferde beigebracht wurde. War daher Schlüter berechtigt, diesen Gang, der, wie gesagt, so vielfach falsch verstanden wird, seinem Pferde zu geben, so war Das bei Rauchs Pferde Friedrichs des Großen ein Anachronismus, da zu jener Zeit diese Gangart nicht mehr geübt wurde. Als eine Darstellung des Trabes mit der Vorwärtsbewegung der diagonalen Beine wäre sie demnach korrekt, während, wenn sie Schritt darstellen soll, falsch ist, wie wir gleich weiter sehen werden. Auch der lange Schweif des Pferdes ist unzeitgemäß, eben so wie die Rasse. Im Schritt kommt also das Heben der diagonalen Beine nicht vor, wie man leicht an jedem Schritt gehenden Pferde auf der Straße beobachten kann, sondern dem vortretenden Fuße folgt der Hinterfuß der selben Seite. Die nebenstehenden Figuren 1, 2 und 3 machen Dies ersichtlich. Kurz vor dem Niedersetzen des Hinterfußes erhebt sich der Vorderfuß der selben Seite zum Weiterschreiten, so daß thatsächlich das Pferd einen Moment auf den Beinen der selben Seite steht. Der Charakter der ruhigen, gleichmäßigen Fortbewegung des Schrittes ist in der Darstellung daher von der des Trabes eben so verschieden wie in der Natur und würde sich passend so darstellen lassen, wie es aus den Figuren 1, 2 und 3 ersichtlich ist, von der ich nicht einsehe, weshalb sie sich selbst für monumentale Zwecke nicht eignen sollten. Technisch wird dabei sogar

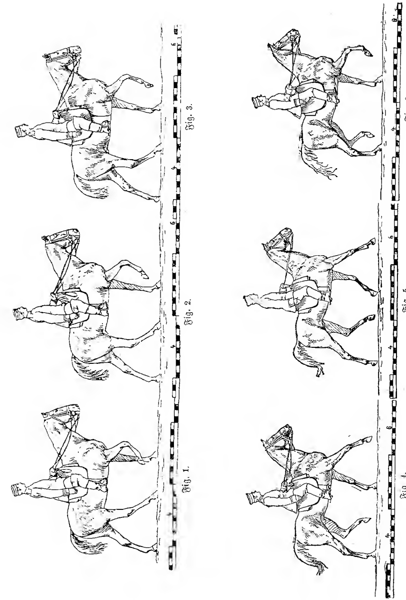


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6.

mit den drei Hufen auf dem Boden eine festere Basis für die ganze Figur geschaffen. Das Schema für den Trab gelangt in den Figuren 4, 5 und 6 zum Ausdruck, von denen Fig. 6 annähernd das Gangwerk der Pferde der beiden citirten Reiterstatuen zeigt, während Fig. 4 den Körper des Pferdes noch etwas mehr über die Beine fortbewegt zeigt, und Fig. 5 den Augenblick des Schwebens, wie er meist jetzt in der Malerei zur Darstellung gelangt, zum Ausdruck bringt. Die Abbildungen sind nach Momentphotographien angefertigt und es ist bei der letzten Figur noch als wesentlich zu bemerken, daß das Pferd thatsächlich nicht über die Nase hinaus treten kann, außer, wenn es sehr hoch aufgerichtet und herangezäumt ist und eine sehr hervorragende Schulterbewegung bei „stechendem" Trabe hat. Aber auch dann wird das Hinaustreten über die Senkrechte von der Nasenspitze kaum mehr als eine Huflänge betragen, da die Vorwärtsbewegung des Körpers ein baldiges Niedersetzen des Fußes bedingt.

Schritt und Trab wurden von den alten Meistern fast ganz gleich wiedergegeben, im Trabe pflegte man die stehenden Beine wohl etwas geneigter, wie bei Fig. 4, zu machen. Wie bei dem Schritt und dem Trab, so war es auch, und nicht nur in der Plastik, bei den schnelleren Gangarten gebräuchlich, daß stets zwei Beine auf dem Boden sein mußten, wodurch man, statt sich vorwärtsbewegender, an der Erde festklebende Pferde erhielt, die im Galopp z. B. nur die beiden Vorderbeine in der Luft hatten, daher auf der Stelle sprangen. Auch das Vorschieben der einen Seite beim Galopp gelangte nicht zum Ausdruck, und so muß man denn sagen, daß die Wiedergabe der Bewegung des Pferdes, trotz aller Bewunderung der Darstellungskunst der älteren Meister seitens einzelner Enthusiasten, eine recht mangelhafte war. Der gleiche Vorwurf trifft diese mit Bezug auf die Wiedergabe der Körperform, wenn wir dabei von der griechischen und römischen Antike absehen wollen, bei der die Darstellung doch ein eingehendes Studium der Rasseneigenthümlichkeiten zeigt. Ein solches Studium muß in späteren Jahrhunderten, in denen die Darstellung des Menschen zu so hoher Vollendung gelangte, fast gar nicht getrieben worden sein, denn sonst wäre es unmöglich, solche Pasquille auf das Pferd zu schaffen, wie es thatsächlich selbst von den hervorragendsten Künstlern geschehen ist, deren Pferde oft mehr wie ausgestopfte Wollsäcke nach Art unserer Weihnachtschäfchen als wie Pferde aussahen. Auch heutzutage noch bringt der „gelegentliche" Pferdedarsteller wunderbare Gebilde zu Tage. Selbst wirkliche Pferdemaler, wie Wouvermann und Ridinger, können uns kein Lob ihrer Darstellungen, weder in Form noch in Bewegung, abnöthigen, so viel man auch von ihrer feinen Beobachtungsgabe sprechen mag. Man hat dabei in Betracht zu ziehen, daß die Kritiken älterer Bildwerke meist von Künstlern oder Aesthetikern ausgehen, die wohl die Naturempfindung und die Gesammtwirkung, die Technik und die Komposition, zu beurtheilen verstanden, oft aber nicht die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Formen und der Bewegungen des Pferdes.

Wenn ich der Bewegung des Pferdes einige Worte gewidmet habe, so gestatte man mir auch, der Form, oder, wie es fachmännisch genannt wird, des Exterieurs, zu gedenken. Die Unklarheit darüber ist in Künstlerkreisen — ich sehe von den Spezialdarstellern dabei ab — eben so groß wie über die Bewegung. Wir haben im Allgemeinen drei große Typen des Einhufers Pferd, equus caballus, zu unterscheiden, die in ihrer äußeren Form wesentlich von einander abweichen: das orientalische (arabische) Pferd, das gemeine oder occidentale

Pferd und das Mischlingsprodukt beider, das Vollblut und das edle Halbblutpferd mit seinen unendlichen Varietäten. Was den Adel und die Schönheit der Formen betrifft, die Reinheit aller Linien, Feinheit der Haut und des Haars u. s. w., so ist das Alles beim arabischen Pferde in der Vollendung vertreten. Für die Darstellung jedoch in unserm Vaterlande eignet es sich nur selten, da es seiner Kleinheit und seines mäßigen Acclimatisation-Vermögens wegen als Gebrauchspferd wenig, sondern hauptsächlich nur zur Zucht benutzt wird. Die ihm an Formenschönheit am Nächsten kommenden Pferde sind die durch Kreuzung entstandenen sog. Vollblut- und die edlen Halbblutpferde, denen je nach ihrem Stammland, ihrer immer weiter vorschreitenden Veredlung, (d. h. durch weitere Kreuzung bereits veredelter und konstant gewordener Rassen), in ihrem Exterieur auch ein ganz besonderer Charakter aufgeprägt worden ist. Hervorragend dabei ist die Form des Kopfes, des Halses und der Rückenlinie, vom Hals bis zum Schwanzansatz, und der Schwanz selbst. Das Vollblutpferd zeigt dem Kenner noch andere, aber ziemlich genaue Merkmale seines Exterieurs (bezw. auch auf Grund seiner Behandlung), obwohl bei der jetzigen hohen Veredlung aller dieser dem Luxus- und Militärgebrauch dienenden Pferde direkte Unterscheidungmerkmale zwischen Vollblut- und edlen Halbblutpferden, wenigstens soweit sie für den Darsteller von Wichtigkeit sind, kaum existiren. Ganz entgegengesetzten Exterieurs ist das schwere Zug- oder Lastpferd, das gemeine oder europäische Pferd, das in seiner reinen Form noch in den norischen Alpen und im Pinzgau gezüchtet wird und bei welchem dem Beschauer die schweren, massiven Formen, der plumpe Kopf mit gebogner Nase (Ramskopf), der dicke kurze Hals, der wenig markirte Widerrist, die breite, abschüssige, gespaltene Croupe und der tiefe Schweifansatz, besondere Massenbehaarung an Schopf, Mähne und Schweif, oft auch an den Fesseln, auffallen. Auch dieses schwere Pferd ist vielfach Veredlungen unterworfen und zeigt je nach seinem Ursprungslande wieder, trotz den schweren Formen, vielfache Variationen unter sich. Das sind die Pferdetypen der Gegenwart, denen sich für die jeweiligen Zwecke der Maler und der Bildhauer anzulehnen hätte, wenn er seine Darstellungen der Neuzeit entnimmt. Nimmt er diese aus vergangener Zeit, so hat er seine Darstellung auch den Formen des Pferdes anzupassen, das in jenen Zeiten existirte. Es ist viel Material darüber vorhanden; trotz der sehr mangelhaften Pferdedarstellungen vergangener Jahrhunderte ist doch meist der Rassetypus zu erkennen und der Vergleich jener Darstellungen unter Zugrundelegung der Geschichte des Pferdes ist ein unerläßliches Studium für Pferdedarsteller; in Verbindung mit der Wahl eines Modells des gleichen Typus unserer Zeit wird sich die ziemlich korrekte Erscheinung eines Pferdes der Vergangenheit schaffen lassen.

Dies vorausgeschickt, möchte ich des besseren Verständnisses wegen mir eine Kritik neuerer Bildwerke gestatten, bei denen die Nichtbeachtung jener Anführungen besonders scharf hervortritt. Im Allgemeinen sind unter den Malern mehr und bessere Pferdedarsteller vertreten als unter den Bildhauern, und unter den Malern sind es wieder auch nur einzelne, die ein besonderes Lob verdienen. Zu den bereits Verstorbenen (ich spreche nur von deutschen) gehörte vornehmlich Professor Krüger, der in der Form wie in der Farbe excellirte und gleichsam eine ganze neue Aera der Pferdedarstellung ins Leben rief, ein Feld, auf welchem ihm sein berühmter Schüler Steffeck würdig nacheiferte; auch W. Camphausen ist hier anzuführen. Unter den noch lebenden Malern wären

als hervorragende Pferdedarsteller zu nennen E. Volkers, E. Adam, H. Lang, W. Schuch, Sperling. Unter den Jüngeren glauben es mehrere zu sein, die es nicht sind. Unter den Bildhauern ist die Aehrenlese viel geringer, und doch sollte man meinen, daß gerade sie, deren monumentale Werke Jahrhunderte überdauern sollen, Alles daran setzen müßten, das Pferd zeitgemäß, korrekt künstlerisch und dabei lebenswahr zu gestalten. Ob in der Salonmalerei das Pferd den Anforderungen des Sachkenners gemäß dargestellt wird, hat einen mehr lokalen Werth. Schon bei den für nationale Zwecke bestimmten Darstellungen aber steigert sich der Anspruch, denn sie sollen künftigen Geschlechtern den Blick in die Vergangenheit eröffnen, und darin muß die Skulptur mit ihrem unvergänglichen Material das Vollkommenste erstreben und erreichen. Eins der schönsten plastischen Denkmäler ist wohl der große Kurfürst von Schlüter, und weil es Das ist, ist es eben der Anlehnungpunkt für einen großen Theil neuerer Bildhauer geworden, obwohl, wie bereits angeführt wurde, die Gangart des Pferdes für Darstellungen aus der neueren Zeit ungeeignet ist und die Rasse nicht mehr existirt. Das Pferd ist das genaue Portrait eines dem Markgrafen Philipp gehörigen andalusischen Hengstes, der vor dem Einführen in das Atelier warm geritten wurde, damit die ganze Fülle des pulsirenden Lebens in der Anschwellung der Muskeln und der Adern wiedergegeben werden konnte, — beiläufig ein Moment, das auch bei der Darstellung von Rennpferden von besonderer Bedeutung ist. Jedenfalls ist diese Pferdedarstellung auch wissenschaftlich außerordentlich wichtig, weil sie wohl die einzige ist, die ein richtiges Bild von dem Pferdetypus jener Zeit wiedergiebt.

Das Pferd des Rauchschen Denkmals des großen Friedrich unter den Linden ist ein ganz modernes, edles Halbblutpferd etwa des Trakehner Schlages, eben so wie die Pferde der Sockelfiguren, — aber sie passen deswegen nicht in den Charakter der Zeit, wo die schon stark veredelte englische und die berühmte alte Mecklenburger Rasse (die Ivenacker) die gesuchtesten Reitpferde waren. Auch Friedrich der Große ritt solche Pferde, die der Mode der Zeit gemäß gestutzte Schwänze hatten, doch war deren Exterieur ein ganz verschiedenes von denen der heutigen Halbblutpferde. Man erzählt sich, daß Rauch bei der Herstellung des Pferdemodells vollständig festgesessen habe und sich den berühmten Bildhauer Baron Kloth aus Petersburg habe kommen lassen, dessen Pferdemodelle noch jetzt und wohl noch für lange Zeit das Beste sind, was darin geschaffen wurde. Ich erinnere dabei an die beiden wundervollen Pferde vor dem königlichen Schloß, die der Volkswitz s. Z. den gehemmten Fortschritt und den beförderten Rückschritt nannte, und die, wie mir scheint, noch lange nicht die ihnen gebührende Beachtung seitens der bildenden Künstler gefunden haben. Die Klothschen Gypsmodelle aber trifft man fast in jedem Atelier, ohne daß sie bei der Benutzung immer das richtige Verständniß zu finden scheinen. Sehr schön sind auch die Kißschen Pferde, sowohl das der Amazone wie das des Drachentöters, obwohl auch dieses ganz modern ist, während das der Amazone den Charakter des hochedeln Pferdes der nicäischen Ebene, des Pferdeparadieses, sehr glücklich zum Ausdruck bringt. Ich darf aber nicht zu viel bekannte Reiterstandbilder mit in diese Besprechung hineinziehen, sondern will mich sofort neueren Schöpfungen der Bildhauerkunst, besonders den Denkmälern des Kaisers Wilhelm des Ersten, zuwenden.

Schon die Ausstellung der Modelle für das Nationaldenkmal mußte zu der Erkenntniß führen, daß die monumentale Behandlung des Pferdes in der

Neuzeit keine Fortschritte gemacht hat; denn fast alle Pferde — mit wenigen Ausnahmen — waren weit unter der Mittelmäßigkeit in Form und Bewegung. Ich habe immer das Empfinden gehabt, als wenn bei einem Reiterstandbild das Roß, seine Gestalt, seine Bewegung, der Ausdruck des Charakters und des ganzen Wesens des Reiters sein müsse, wie es thatsächlich so oft auch der Wirklichkeit entspricht. Würde daher für einen Peter oder Alexander den Großen oder für einen jugendlichen Kriegshelden das prächtige, gebändigt sein wollende, in die Luft steigende Roß am Platze sein, das den weltstürmenden Eroberer über alle Hindernisse hinwegführt, so scheint mir für den greisen Herrscher, obwohl er ein Kriegsheld ersten Ranges war, das sich bäumende Roß nicht passend zu sein. Für ihn eignet sich nur das Pferd, dessen er sich stets mit Vorliebe bediente, dessen Zucht er gefördert, dessen vortreffliche Eigenschaften er geschätzt hat: das hochedle, mit hoher Schönheit ausgestattete Trakehner Pferd, das Produkt seines ureigensten Bodens. Stolz und ruhig, im Bewußtsein seiner Kraft und Schönheit, einherschreitend, oder kraftvoll in herrlicher Form dastehend und muthig um sich blickend und doch ohne jeden Widerstand gegen den Willen des Reiters —: so muß das Pferd beschaffen sein, das diesen Herrscher zukünftigen Geschlechtern verkörpern soll. Unter den im vorigen Sommer ausgestellten Standbildern befindet sich kein einziges, das etwa dem vorstehend geschilderten Gedanken Ausdruck verleihen könnte. Calandrelli schien mir noch der würdigste Vertreter, obwohl auch hier manches Unrichtige in die Erscheinung tritt. Es stellt ein trabendes Pferd mit Steppergang dar — analog der Bewegung des Schlüterschen Pferdes —, also eine Gangart, die der hochselige Kaiser — in seinem hohen Alter — seit Jahrzehnten nicht mehr ritt. Kopf und Hals des Pferdes sind edel, am Zaumzeug fehlt der Nasenriemen und der Kehleriemen, einer von beiden mußte wenigstens vorhanden sein. In Folge dieses Fehlens sperrt das Pferd gegen alle Regeln der Reitkunst das Maul viel zu weit auf, so daß man das um eines Daumens Breite zu tief liegende Kandarengebiß an der Stelle liegen sieht, wo der Hakenzahn stets beim Hengste sitzt, — der aber fehlt. Der Sitz des Reiters, Haltung und Zügelführung sind gut. Der erhobene, gekrümmte rechte Vorderfuß des Pferdes zeigt die fehlerhafte fuchtelnde Bewegung des russischen Pferdes, d. h. es hat das Knie etwas nach innen gestellt und die Fußsohle nach außen gedreht. An dem stehenden linken Vorderfuße hätte die Schulter ein wenig mehr zurückgenommen sein können, dann hätte das Pferd an Bewegung gewonnen, auch mußte der Fessel, der die ganze Last trägt, in Folge Dessen mehr durchgebogen sein. Im Ganzen aber macht das Pferd einen geschlossenen, ruhigen und würdigen Eindruck.

Das Pferd des Bärwaldschen Kaisers war ein schwerer Karrengaul, ohne ausgesprochene Rasse, im falschen Schritt schreitend, mit schwerem, gemeinem Kopf und übermäßig dickem Halse, ein Pferd, wie es nie zum Reitdienst verwendbar ist, am Allerwenigsten für einen Kaiser. Der Rumpf ist zu kurz, deshalb wirkt es hochbeinig, auch sind die Röhrbeine gegen die Vorarme zu lang. Das Pferd zeigt den cavalleristisch schweren Fehler des sich Ueberzäumens, wobei es zum Ueberfluß auch noch den Kopf nach rechts stellt. In Folge Dessen hat auch die Faust des Reiters die für einen solchen ganz unerhörte Stellung nahe der linken Hüfte erhalten. Auch der schlechteste Reiter weiß, daß die Faust vor die Mitte des Leibes über den Sattelknopf gehört, und der hochselige Herr war ein viel zu guter Soldat, als daß er seine Reiterfaust jemals in eine solche reglementswidrige Pose gebracht haben würde. Die Bewegung des rechten

Hinterschenkels ist kraftlos und deutet auf Lahmheit (ein Fehler, der sich auch an dem Calandrellischen Pferde Friedrich Wilhelms des Vierten vor der Nationalgalerie vorfindet). Dieses Pferd scheint mir das unglaublichste von allen zu sein, denn es versucht nicht einmal, edel zu erscheinen, — und Karrengäule sind doch keine Reitpferde für Herrscher. Mir scheint, daß man auch in Kolossaldimensionen das Edle im Pferde zum Ausdruck bringen kann, wie es das Rauchsche Pferd zeigt, und ich kann absolut nicht einsehen, warum der künstlerische Standpunkt des Bildhauers oder Malers in Komposition, Aufbau u. s. w. sich nicht mit der Richtigkeit der Herstellung durch strikte Anlehnung an die von der Natur gegebenen Formen vereinigen lassen soll, wodurch meiner laienhaften Ansicht nach doch erst der wahre Werth des Kunstwerks geschaffen wird. Kaum günstiger kann ich das Pferd des Pfuhlschen Kaisers beurtheilen, das von der Wucht des Reiters erdrückt wird, gar keinen Charakter zeigt und eine mir unverständliche Gangart ausführt. Die Vorarme sind zu kurz, der Kopf wirkt, von vorn gesehen, in der Breite der Stirn wie der eines Bullen, der Hals ist zu kurz und zu schwer.

Die gleiche unverständliche Gangart zeigt auch das Pferd des Eberleinschen Pferdes; Beide haben den seitlich gestellten Kopf, der ausnahmsweise beim Stehen, beim Reiten jedoch nur in leichter Andeutung, beim Galopp auf Grund einer einseitigen Zügelverkürzung vorkommt, bei dieser vielleicht „tänzelnden" Stellung aber eben so fehlerhaft ist wie diese selbst. Das Pferd ist edler und präzisirter in seinen Formen als das Pfuhlsche, doch läßt die ungeheuere, gerade bei einem Reitpferde fehlerhafte Ganasche den Kopf zu kurz und massig erscheinen. Die Haltung des Reiters, seine Zügelführung sind gut. Möchten sich die Künstler doch endgiltig von dieser gar nichts bedeutenden und daher nur unschön wirkenden Stellung losmachen!

Auch des Kleinschen Kaisers, dessen Zurückweisung von der Ausstellung so viel Staub aufgewirbelt hat, will ich gedenken. Ist die Abweisung des Pferdes wegen erfolgt, so muß ich sagen, daß dieses in seinem Körperbau besser ist als die eben besprochenen, — die Beine allerdings weisen in Stellung und Modellirung viele Fehler auf. Das Pferd steht, und Das könnte Sympathie erwecken; leider aber steht es falsch, unmöglich, denn es steht bergan und müßte mit den vorgestellten Beinen hintenüber schlagen. Das Pferd muß zuerst einmal senkrecht mit den Vorderbeinen zum Boden stehen, dann sind diese zu lang, schlecht eingeschient, rückbiegig und zu steil, die Hinterbeine zu kurz gefesselt und mit Bockhufen versehen. Der links gedrehte, übrigens edle Kopf braucht bei dem stehenden Pferde nicht durchaus als Fehler angesehen zu werden.

Der Zweck dieser Betrachtung war der, zu beweisen, daß die Darstellung des Pferdes im Allgemeinen noch ziemlich mangelhaft ist, daß es eines weit eingehenderen Studiums bedarf, als die Herren Künstler, bauend auf ihr Können und ihre Schaffenskraft in der Technik der Wiedergabe, für gewöhnlich anzunehmen pflegen, daß sie detaillirtere Kenntnisse erfordert, die gegebenen Falles von einem hippologischen Fachmann zu erfragen waren. Ich habe durch meine unparteiische, auf dieser Wissenschaft beruhende und daher logische Kritik vom Standpunkt des Fachmannes aus Niemand verletzen wollen, würde mich aber unendlich freuen, wenn dadurch die Künstler selbst auf Studien gelenkt würden, die ihnen bisher unbekannt waren oder ferner gelegen haben.

Major a. D. Richard Schoenbeck.

Verdis Falstaff.

„Sub specie aeternitatis.“

Die Einverleibung des „Falstaff“ ins Repertoire vieler deutscher Bühnen gibt mir willkommene Gelegenheit, meinen vor Jahr und Tag in dieser Zeitschrift erschienenen „Notizen“ zu dieser Oper, die sich mehr mit der musikalischen Innenseite des Werkes befaßten, Einiges, vielleicht nicht Ueberflüssiges, hinzuzufügen. Auch der deutlich sichtbare Niedergang der Sonzogniden, besonders aber die Niederlage Leoncavallos, dieser livrirten Seele, die schon zwei Nationen gleich warm hegt und noch keinen einzigen Stil hat, ermuntert mich, einem Werk italienischen Ursprungs das Wort zu reden, das, ein Meisterwerk, nur auf die eigene Haltung und Schönheit still und ergeben vertraut und wie fromm des guten Schicksals harrt. Und schließlich halte ich gern zu C. M. von Weber, der einmal geschrieben hat: „Wenn ich Viel von dieser Oper vorgeplaudert habe, so bedenke, daß man von solchen Meisterwerken nie genug sagen kann.“

Als die komische Oper in Italien zuerst entdeckt wurde, trat sie sofort in einen naturgemäßen, eigenartigen Gegensatz zu der dort früher schon entstandenen opera seria. Während diese nur Götter, Halbgötter, Helden verehrte und deren Charakter und Maß das Modell abgab, wandte sich die komische Oper unverhohlen an den Menschen selbst und bestrebte sich, nur das menschliche, und weil naheliegend, auch gut kontrolirbare Leben, das zum Mitempfinden besser einlud und herausforderte, in sich zu schlürfen. Nur den Menschen, die, wie es bei Hiob heißt, „in leimernen Häusern wohnen“, ist die Naturgabe des Humors verliehen, gleichsam zur Linderung ihrer Lebenspassion. Es war darum natürlich, daß der Humor wieder zu den Menschen, als seiner Urquelle zurückführen mußte, und zwar zunächst zu allgemeinen, typischen Gestalten, zu typischen Situationen, um die sich jeder Volkshumor windet. Dadurch aber, daß typische Menschen in die Oper einzogen, gewann die Musik an Zusammenhang mit dem Volk, dem jene angehörten. Der Zusammenhang gedieh denn auch so weit, daß man sagen durfte, die komische Oper sei aus dem Volk für das Volk. Das ist nicht Wenig. Diese intime Beziehung zum Volk, das nur das Allereinfachste, das Klarste, das Unfeinste versteht, hat der Musik Gesetze des Schaffens aufgezwungen, die sie sonst nicht zu erdulden hatte. Die komische Oper hat mit einfachem, allgemein giltigem und verständlichem Humor, mit leichten Umrissen, und demnach mit der einfachsten, sofort faßbaren und leicht tragbaren Musik begonnen. Verfolgt man aber weiter die Geschichte der komischen Oper — eine „Geschichte der komischen Oper“ ist noch nicht geschrieben und bei dem heutigen Stand der Musikforschung nicht einmal leicht zu schreiben —, so findet man, daß der Musik, nachdem sie ihre Fähigkeit bewiesen hat, alltäglichen, niedrigen, derben, allgemeinen Humor zu verarbeiten, zu tragen, all-

mählich feinere Anregungen, subtilere Ideenassoziationen dargeboten wurden, die sie in immer neuen, höheren Werthen und Aequivalenten sich anzueignen wußte. Also sich selbst übertreffend, sich steigernd, bereicherte die Musik ihren Inhalt, und es konnte die komische Oper dann mit der feinen Spürnase des Humors das gesammte Leben, im ganzen Umfang, erforschen und darstellen. Da die Geschichte Rossini antrifft, — welch langen, breiten Weg hat sie bereits hinter sich. Von Pergolese bis zu Rossini! Welchen Umfang erreichte schon der Humor bei Rossini und welche Mannichfaltigkeit, welche Nuancirung war da zu sehen! Aber Rossinis Haltung in Technik und Geist weist immer noch deutlich den Zusammenhang mit dem großen Volk, mit der ganzen Nation auf. Es scheint dieser Zusammenhang ein elementar wohlthätiges Gesetz der komischen Oper überhaupt zu sein, wenn man bedenkt, daß, nachdem man Italiens Beispiel befolgte und auch in Frankreich und in Deutschland den nationalen Humor zum Befruchter, zum Gesetz in der Oper gemacht hat, in Frankreich wie in Deutschland eine nationale Oper, ein nationaler Musikstil bald und leicht gefunden wurde! Das Nationaltypische rang nach eigentypischer Musik, und es hat in der That die eigene Formel immer und überall errungen. Dem Volk also brachte Rossini seine Technik dar, gar leicht und beweglich, er servirte immer nur die primitivsten Akkorde, (kaum mehr als drei!) und erfand fünfzig Melodien, die, wie von der italienischen Sonne selbst geweckt und genährt, alle italienische Pracht, Wonne und Süße über einen ohnehin siegreichen Humor ausschütteten, und steigerte seine naiven Kadenzen ewig, als wollte er den Humor gar bis zur Tollheit schüren Und so schuf er einen Paradieseswinkel der Musik, wohinein Jeder, hoch oder nieder, schwer oder leicht, hell oder dunkel, mit Entzücken eintreten kann, — selig, wer ihn betritt. In der ganzen Art aber, in der Untiefe, in der äußeren, egoistischen, posirenden Pracht der Farben, Stimmen, in der naiven Sorglosigkeit, in der sinneslustigen Beweglichkeit, im Buffonischen war und ist er volksthümlich italienisch.

Da kam Wagner und seine Kunstübung. Und deren Prinzipien äußerten eine so anregende, unwiderstehliche Kraft, daß die nationalsten Musiker aller Völker ihrer geistigen Uebermacht sich zu beugen für gut fanden. Und es beugte sich ihnen auch Verdi, der bis dahin, in echt nationaler Unbefangenheit, blos seine herrliche musikalische Erfindungskraft und sein dramatisches Temperament ausgetobt hatte. Er begriff den schweren Ernst der Kunst und gern bürdete er sich ihr gegenüber Pflichten auf, die ein Deutscher ihn lehrte. Und was geschah? Dem Meister Wagner selbst verhalf seine neue Kunstübung dazu, zum ersten Male den echt deutschen sinnigen Humor zur vollsten Erscheinung zu erlösen, der, polyphontief und die Aufmerksamkeit zehrend, so ganz verschieden ist vom naturhellen, einfachen, sich selbst leicht genießenden Humor Italiens. Verdi aber ward die angenommene Kunstübung zur Ursache der Gerinnung seines echt italienischen Blutes, das plötzlich an die kühle Luft der Reflexion gerieth. Und mit so geronnenem Blut schuf der nationale Meister, der musikalische Held seiner Nation, eine Fortsetzung der komischen Oper, die seit Rossini in Italien nicht mehr vorwärts wußte. Und er schuf ein Meisterwerk. Ist doch einem Meister, der, wie er, seine Inspiration so oft zu herrlichen Triumphen führte, die Inspiration im schlechtesten Falle immer noch williger als dem Heuchler, der hartnäckig sie, die freie, zu lästigen Diensten quält. Es ist klar, daß, da das Schicksal der Wagnerschen Kunstprinzipien im Großen und Kleinen die

italienische Musik betroffen hat, zunächst so eine Erhöhung ihres Niveaus (in Hinsicht auf Methode und Technik) bewirkt wurde und erst auf erhöhtem Niveau eine engere Auseinandersetzung der künstlerischen Individualitäten Wagners und Verdis stattfinden konnte. Und es gelang in der That dem alten Verdi, ähnlich wie dem genialen, meiner Empfindung nach oft gar beethovenhaften Böhmen Smetana, dem Schöpfer der „verkauften Braut“ und des „Kusses“, gegen Wagner, den schier Uebermächtigen, sowohl die Nationalität seiner Musik als seine eigene Persönlichkeit und Originalität zu vertheidigen. Zwar peitscht er den Humor nicht mehr vorwärts, stürmisch, mit billigen Kadenzen, begnügt sich nicht mehr mit einem al fresco der Stimmungen, — er bahnt vielmehr jedem Wort einen eigenen Weg in die Musik hinein und schwemmt Alles, was nur irgend Triebkraft der Charakteristik besitzt, an die Oberfläche der Musik, aber alle Deklamation und alle Melodie sind wahr und schön, aus einer nur italienischen Kehle heraus; und schon dadurch allein ist Italiens nationale Musik gegenüber Wagner als Erfinder gerettet. Die Musik ist also immer noch rein, nationalrein.

Was aber das Schicksal seinem großen Günstling Verdi im „Falstaff“ vorenthalten hat, ist, daß es ihm die Kraft nicht mehr geben wollte, seine nationale Musik diesmal auch typisch zu gestalten, und der durch Verdis Kunstfleiß und Kunstgenie erhöhte Boden der „komischen Oper“ in Italien muß des Werkes noch harren, das, voll typischer Wucht, mit typischem Mark, dem Werk des Pergolese und Rossini stolz sich gesellen und so die junge Vergangenheit und Epoche, die seit Rossini fließt, abschließen und nach einer neuen Zukunft wieder neu verlangen würde. Woher Das kommt? Es liegt an den melodischen Formeln. Eine jede melodische Formel muß wie das „Erdenkind“ „Persönlichkeit“ haben. Ich liebe es sogar — man gestatte mir, hier meine eigene Leidenschaft zu schildern —, die melodische Formel wie einen Menschen, mit Stirn, Nase, Augen, Mund und Wuchs und sonstigem Körper und einer eigenen Seele anzuschauen, und unterscheide melodische Formeln gern analog fast nach körperlichen und seelischen Merkmalen, wie eben Menschen. Und nun fühle und finde ich zwar im „Falstaff“ ein edles Geschlecht von Melodien, ein sehr edles sogar, aber die Einzelnen des Geschlechtes sind selten eigene Individualitäten, typische Personen, sie haben das geheimnißvolle Etwas nicht, wodurch sie sich aus der Fluth des Geschlechtes retten, herausragen und behaupten könnten. Das Individuellste, Neutypischeste im „Falstaff“ scheint mir die große erste Liebeständelei Nannettas und Fentons zu sein, in musikalischer Hinsicht nämlich; die sehr liebliche, so ganz eigenartig vorwärts zerrende Musik wird und muß Jedem, der mit intelligenter, innerer Ausdauer das weite Ganze betrachtet (es dehnt sich ganz wunderschön über das Verslein:

bocca baciata non perde ventura.
Anzi rinova come fa la luna.

hinaus), einen Genuß bieten, wie ihn keiner kaum irgend ein Werk der letzten Jahre und der vorletzten an irgend einer Stelle bietet. Und sonst harren im Meisterwerke Verdis überall Schönheiten aller Arten der Erlösung, aber nur ein fein genießender Sinn kann sie erlösen. Und hierin liegt eben der bedeutungsvolle, ich darf sagen auch: der jahrhundertgroße Unterschied gegenüber Rossinis Meisterwerk. Auch im „Falstaff“, dem komischen Werk sui generis, ist die Musik, wie sonst überall heute, aristokratisch geworden und wendet sich

deshalb nur an alle Diejenigen, die innen ehrliche Künstler sind (ob diese eine Kunst üben oder nicht, ist nicht entscheidend), und lange wird es noch dauern bis sozusagen die letzten musikalischen Stände, die nur das Einfachste und Eindringlichste hören und fassen können, die zahllosen Schönheiten im „Falstaff" sich erobern werden. Um wie viel größer als im „Barbier von Sevilla" ist im „Falstaff" die Distanz vom Volk, die Lostrennung vom Ganz-Volksthümlichen, — wenn im „Barbier von Sevilla" von einer Unvolksthümlichkeit überhaupt die Rede sein kann. Es ist nicht unmöglich, daß eben das Entfernen Verdis von der segnenden Macht, die ursprünglich in der komischen Oper wirkte, seiner Seele die Kraft raubte, sein Meisterwerk typisch zu individualisiren. Aber ich denke, das Typische geht ja doch nur die Geschichte, die große Geschichte, an. Die Nachwelt muß Alles, was an Werken der Vergangenheit auf sie überkommt, seihen. Das Sieb ist ihr vonnöthen, da sie sonst unter der Masse selbst begraben würde. Es ist klar, daß ihr dann nur der Typus willkommen, daß sie das Untypische aber in die Vergangenheit einsargen muß, in das Grab der toten Geschichte, die, allerdings geschrieben, Auskunft über den gesammten Inhalt, die gesammte Masse der Vergangenheit gibt Jedem, der sie verlangt. Wir aber, die wir in der Gegenwart noch leben, haben die Pflicht, uns jeden echten Meisterwerkes zu freuen, das uns die heutige Stunde glücklich geboren hat. Und darum freuen wir uns des „Falstaff", der heute hoch, sehr hoch herausragt. Freuen wir uns des Werkes, das in der That, wie Herr Harden hier kürzlich schrieb, „himmlisch hell, das reichste, feinste, an Geist und Phantasie reichste Werk Verdis ist". Soll es uns kümmern, daß eine Nachwelt sich vielleicht lieber den typischesten Verdi, den heißeren, südlicheren, von Melodien strotzenderen Verdi der vorwagnerschen Periode merken wird?

Denken und merken wir uns lieber die Schlußmoral im „Falstaff":

„Ma ride ben chi ride
La risata final,"

in die vielleicht Verdi selbst die Schlußmoral seines eigenen Lebens, seiner Kunstmission, seiner Welterfahrung hineingeheimnißt hat.

Wien. Dr. Heinrich Schenker.

Zopf.

Vor einigen Wochen machte ein Freund eine kleine Besuchsreise zu Verwandten in die Mark und nahm sich eine jener mit Recht so beliebten Rückfahrkarten, „giltig 3 Tage einschließlich des Lösungtages". Er hatte aber seine Rechnung ohne den Wirth, in diesem Falle ohne seine Base, gemacht, deren liebenswürdigem Drängen, noch einen Tag zuzugeben, er nicht widerstehen konnte: seine Rückfahrkarte verfiel. Da mein Freund ein eben so sparsamer Mann wie guter Staatsbürger ist — die guten Staatsbürger müssen jetzt

eigentlich selbstverständlich sparsam sein, seit sich der Staat dieser Tugend immer mehr zu entschlagen bestrebt ist —, so wollte er zwar den überschießenden Betrag nicht verlieren, aber eben so wenig, in schnöder Habsucht, das „nicht übertragbare" „Inhaberpapier" an einen Anderen abgeben, auf daß er es zur Rückfahrt nach Berlin benützen könnte. Der Stationvorsteher des Ortes klärt ihn auch bereitwillig über den „Instanzengang" auf und schreibt auf die Rückseite seinen Vermerk: „Zur Rückfahrt nicht benützt u. s. w." (Erster Beamter). Dieses Belegstück sendet nun mein Freund mit dem entsprechenden Gesuche an das Betriebsamt in der Koppenstraße (Erstes Schriftstück — Kosten 10 Pf.) Von dort kommt nach einigen Wochen ein mit „P. P. D." und einer rothen 10 bezeichneter Brief zurück (Zweites Schriftstück — Kosten 10 Pf. Zweiter und dritter Beamter, denn Schreiber und Unterzeichner hatten verschiedene Handschriften.) Das Unglück will aber, daß der Empfänger nicht in Berlin ist, der Brief wird ihm nach Magdeburg nachgeschickt, wo er ihn gegen Erlegung von 10 Pf. baar endlich ersteht; dabei sind wenigstens drei Beamte der Post beschäftigt und zwei Schriftstücke ausgestellt worden. (Vierter, fünfter, sechster Beamter — drittes, viertes Schriftstück). In dem Briefe steht nun, daß der Betrag von M. 2.10 bei der Stationkasse Bahnhof Friedrichstraße angewiesen worden ist und dort gegen Quittung erhoben werden kann; Amtsstunden u. s. w. (Siebenter Beamter — fünftes Schriftstück). Da der gute Mann selber Beamter ist, so mußte er geduldig warten, bis einmal ein freier Vormittag oder Nachmittag eintrat; da fuhr er denn auch vom Nollendorfplatz nach Bahnhof Friedrichstraße gegen Zahlung von je 25 Pf. für Pferdebahn und Omnibus und mit einem Zeitaufwande von 2 Stunden, die nach dem Satze für Zeugengebühren mit wenigstens M. 3.00 in Rechnung zu stellen wären (Kosten 25 + 28 + 300 Pf.) Der liebenswürdige Kassirer zahlte nun auch willig die Summe von M. 2,10 nachdem er vorher eine regelrechte Quittung erhalten hatte. (Sechstes Schriftstück — Achter Beamter).

Machen wir nun einmal die Rechnung auf. Um 2,10 Mark zu erhalten — in einem ganz gewöhnlichen und ziemlich oft vorkommenden Falle —, haben 8 Beamte in Thätigkeit gesetzt werden müssen, sind mindestens 16 amtliche Schriftstücke gewechselt worden, hatte der Empfänger M. 0.70 oder 33⅓ v. H. Kosten baar zu zahlen, ungerechnet die persönliche Versäumniß, die hier 150 v. H. beträgt. So geschehen im Jahre 1894, im Jahrhundert „des Verkehrs", in der „Metropole der Intelligenz" und nebenbei auch des preußischen Beamtenthums!

Dem beschränkten Unterthanenverstande ohne bureaukratische Schulung drängen sich nun verschiedene Fragen auf. Zunächst: Ist dieser eben so kostspielige wie umständliche Apparat durchaus unerläßlich zur Sicherung aller Interessen? Welche Schwierigkeiten und welche Gefahren könnten entstehen, wenn z. B. an der selben Stelle die vorher schon ungiltig gemachte Karte sofort gegen den Betrag angenommen würde, etwa wie alte oder verrufene Marken? Welche wirthschaftlichen, technischen, ethischen oder sonstigen Gründe sprechen dagegen, daß man Rückfahrkarten ganz allgemein etwa 15 Tage Giltigkeit verleiht, dann aber nichts zurückgiebt? Welchen Werth hat das Recht einer Verwaltung wie die Bahnverwaltung, die doch aus den privaten Gesellschaft-Verwaltungen heraus sich gebildet hat, Briefe mit dem Vermerk „Portopflichtige Dienstsache" versehen und ohne Marke versenden zu dürfen? Führt nicht grade dieses Recht zu der Lust an überflüssigem Schreibwerke, das der Fluch

der heutigen Bureaukratie ist? Möchten doch diese Behörden ihre Briefe auch bezahlen wie jeder Andere, der die Post benutzt; schon das Streben nach Sparsamkeit würde sie dann dazu führen, mit solchen zopfigen Einrichtungen endlich einmal zu brechen.

Wenn man irgend Etwas gegen die Bureaukratie zu sagen wagt, vielleicht gar nachtheilige Vergleiche mit andern Ländern ziehen will, so kann man oft den Einwurf hören, daß kein Beamtenstand in der Welt sich mit dem preußisch-deutschen messen könne an Ehrenhaftigkeit, Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit. Ich bin weit entfernt, ihm eines dieser Ruhmesblätter abstreiten zu wollen, im Gegentheil, ich möchte sie ihm erhalten wissen. Ehedem gehörte auch noch die Sparsamkeit zu diesen Tugenden, heute muß man leider sagen: die Bureaukratie arbeitet theuer, sehr theuer. Und nicht etwa, weil die Beamten besser gestellt wären als anderwärts — Das würde ich ihnen von Herzen gönnen —, nein, weil sie zu viel thörichtes Zeug arbeiten müssen; daher kommt es, daß die Beamten über Ueberbürdung klagen und die Gehälter trotzdem recht mäßig sind. Durch Vereinfachung der amtlichen Formen könnte manchmal die Hälfte, ja, könnten zwei Drittheile der Leute gespart werden, die heute in unnützer, oft schädlicher Arbeit ihre Kräfte vergeuden. Entweder möge man die Zahl verringern und den übrig Bleibenden ein höheres Gehalt geben, oder ihre Zahl beibehalten, die Amtsstunden aber auf die Hälfte setzen; in beiden Fällen könnte die Verwaltung nur dadurch gewinnen.

In den meisten Fällen sind es Einrichtungen, die vor 30, ja vor 50 Jahren noch zeitgemäß waren, die heute aber nur noch wie ein Stück versteinerten Bureaukratenaberglaubens weiter geschleppt werden. In der alten Postkutsche war es wohl nothwendig, daß die Plätze und Fahrkarten entsprechende Nummern hatten, ein Ecksitz war in dem Marterkasten von unnennbarem Werthe. Sollte man aber glauben, daß die alte Postkutsche den leitenden Eisenbahnräthen noch heute im Kopfe spukt? Nicht will ich Werth darauf legen, daß in dem Eisenbahnreglement, oder Betriebsordnung, wie sie heute heißt, noch die Bestimmung enthalten ist, daß „der Reisende sich vom Schaffner einen Platz hat anweisen zu lassen". Woher aber könnte es kommen, daß man dem reisenden Bürger den einzigen Vortheil, den die sogenannten Harmonikazüge haben, noch durch den Platzzwang zu vergällen und zu entziehen sucht? Was macht das Reisen in Nordamerika angenehmer als in Deutschland? Neben dem besseren Unterbau der Eisenbahn und den eleganteren Wagen doch vor allen Dingen die Möglichkeit, sich von seinem Platze bewegen zu können, nach Belieben im „Rauchwagen" sich eine Cigarre anzustecken oder mit einem Bekannten ein Stündchen zu plaudern, um dann wieder zu seinem Platze zurückkehren zu können?! Ist der Zug stark besetzt und kein Platz frei, so verbietet sich Das von selbst. Aber auch für den günstigen Fall, daß man bequem fahren kann, hat die Eisenbahnverwaltung bei uns jetzt die Erfindung des Platzzwanges gemacht, gleichsam als suchte sie nach einem Mittel, dem Schaffner Etwas zu thun zu geben und die Reisenden zu belästigen. Will man bei den Harmonikazügen etwas mehr herausschlagen, so erhöhe man den Preis; auf special ticket und extras verstehen sich die Nordamerikaner auch ganz gut, aber die Leute bezahlen lassen und sie dann noch ärgern durch überflüssige Einrichtungen, — Das findet man anderswo doch selten oder überhaupt nicht.

Dr. Otto Littmann.

Bankier und Makler.

Selten hat wohl der Dichter der „Gartenlaube" so interessirt, wie neulich mit einem ganz unpoetischen Produkt, — nämlich mit seinem Antrage auf Verschiebung des neuen Stempelgesetzes vom 1. Mai auf den 1. Juni. Nachdem dieser ganz überflüssige Vorschlag — überflüssig, weil aussichtlos — eine Beerdigung erster Klasse erfahren hatte, mußten sich die Börsen auf die Folgen einer zwei-, drei- und vierfachen Steuer schleunigst vorbereiten. Wäre es nun Sitte, die volle Wahrheit zu sagen, so bekämen wir jetzt weit weniger von den Spannungen zwischen Bankiers und Maklern zu lesen, auf die jene Abgabenerhöhung fallen würde, als vom Publikum, das man scheinbar hierbei ungeschädigt lassen will. Denn in Wirklichkeit läßt es sich doch nahezu mathematisch beweisen, daß die neue Last in irgend einer nicht leicht zu fassenden Form auf die Schultern der löblichen Kundschaft abgewälzt wird; daher oft oder zuweilen wohl auch auf einige Jasstimmer im Reichstage.

Zunächst haben den Stempel Bankier und Makler zu bezahlen. Der Bankier verdient bei uns an seinen Kommissionen durchaus nicht solche Sätze wie z. B. in Paris; bei ¼ pro Mille von jeder Seite muß es schon die Masse bringen, um wenigstens nach des Empfängers Meinung für Mühe und Risiko zu entschädigen. Außerdem wird auch am Kurs wenig oder gar nicht „geschnitten", da man in Berlin das Diskreditirende derartiger schlechter Ausführungen rasch herausgefühlt hat und ohnedies an dem Rückgang anderer Börsen sich warnende Exempel nehmen konnte. Was den Makler betrifft, so ist dessen Courtage ebenfalls nicht so einfach zu beschneiden, denn seine Stellung an der Berliner Börse ist eine z. B. von der Frankfurter ganz verschiedene. In Frankfurt effektuirt der Makler in der Hauptsache die ihm übergebenen Bankaufträge und, von der kleinen Gefahr abgesehen, daß er selbst die Deckadresse bildet, hat er nicht eigentlich nöthig, spekulativ zu verfahren. Daher konnte auch jetzt am Main eine Einigung rascher erzielt werden; — die Vermittler begnügen sich bei Werthen, die unter 40 Prozent stehen, von nun an mit einer Courtage, während sie bei 5000 Thaler Diskonto Kommandit, deren Courtage M. 7.50 erträgt, natürlich nicht M. 8.10 Stempel bezahlen können.

Wie ist es aber in Berlin? Dort entstand einst Alles künstlich, die Makler waren lange vor den Aufträgen da. So entwickelte sich, nur um die Vermittelungsgebühr zu verdienen, ein überaus rühriges Spekulationgeschäft und die Bankvertreter, welche im Markte stehen, haben keineswegs ihren bestimmten Makler, sondern handeln direkt mit allen Maklern, die bekanntlich nach ihren Papieren besondere Gruppen bilden. Der Bankvertreter in Person kauft oder verkauft also, und jene Legion von Menschen, die bald sehr sauer, bald sehr leicht ihr Brot verdient, bemüht sich, den Großen soviel als möglich entgegenzukommen. Ohne ein solches Entgegenkommen, d. h. ohne Uebernehmen für eigene Rechnung, ist ein Zwischenverdienen in Berlin kaum möglich, jene Spekulationmakler kaufen und verkaufen beständig, was die Banken ihnen anbieten, in der Hoffnung, es im Laufe der Börse anderweitig wieder anzubringen oder anzuschaffen. Bei gewöhnlichen Variationen haben sie als Ausgleich des etwaigen Schadenbruchtheils doch ihre Courtage in Händen und viele solcher Vergütungen geben sehr oft einen hübschen Tagesnutzen. Natürlich ist hier stets nur von Zeitgeschäften sowie unbeeideten Maklern die Rede. Im Spekulation-

markt stehen höchstens zwei oder drei Vereidete wegen des ersten Kurses, vielleicht auch nur als Denksteine aus einer fossil gewordenen Zeit.

Der Makler betont demnach die nothwendige Integrität seiner Courtage, schon als Versicherungprämie gegen etwaige Risiken und ferner noch wegen des Drittels, das er seiner Maklerbank abgeben muß. Im Berliner Markt stehen nämlich vier Maklerbanken als eben so viele Säulen da, ohne deren Dasein die dortige Börse schwere Zeiten wohl kaum überwunden haben dürfte. Ich muß immer wieder darauf zurückkommen, daß das Berliner Spekulationsgeschäft künstlicher als das süddeutsche ist, weil ihm verhältnißmäßig wenig Waare zu Grunde liegt, weil in effektiv geringer gehandelt werden muß. Geist und Scharfsinn allein ohne kapitalreiches Hinterland vermögen aber eine Börse nur schlecht zu alimentiren, und so wäre ohne das Institut der Maklerbanken kein Vertrauen möglich. Fast alle diese Vermittler sind Konteninhaber bei einer derartigen Bank und auf Grund des Depots, das sie dort liegen haben, können sie diese Adresse aufgeben. Ein Mann z. B. aus der Provinz, der mit 10 000 M. an die Berliner Börse käme, bliebe anonym wie Kaspar Hauser; giebt er aber die Summe dem Börsen-Handelsverein oder dem Berliner Maklerverein, deren Aktienkapital je 3 Millionen Mark beträgt, so macht man auf deren Adresse hin ohne Weiteres mit ihm Geschäfte. Daß nun bei größeren Händlern auch unerledigte Engagements vorkommen, ist sicher, aber ihr großes Depot und, was wichtig ist: der Antheil der Bank an der Courtage, darf denn doch als Aequivalent gelten. Im Allgemeinen indessen werden die Makler jeden Nachmittag bei ihrer Bank nahezu ausgeglichen sein und es dürfte wohl schwerlich vorkommen, daß der Herr Direktor nach vier Uhr nicht ganz genau den Tagesstand seiner Konteninhaber übersehen kann. Welche Umsicht und Organisation hierzu gehört, läßt sich u. A. an den Stellagen- und Prämiengeschäften ermessen, die doch auch in der Schwebe bleiben müssen. Hier ist es wieder die Zeitdauer solcher Abschlüsse, welche bei der täglichen Beurtheilung abwägend in Betracht kommen. Sieht jedoch die Bank an der Hand des Glassturzes, unter dem ihre Rentenbesitzer stehen, deren Unsolidität ein, so versendet sie an alle Banken und Bankiers Briefe, in denen zu lesen steht, daß Herr A- oder B-Meier aufgehört habe, ihrem Unternehmen anzugehören. Die Folgen sind tötlich!

Wenn ein absoluter Börsenfeind nur ein einziges Mal in solch ein Getriebe hineinblickte, er würde staunen über die Fluth von Geschäften, die so ein tüchtiger Spekulationmakler mit etwa nur 10 000 M. Einlagekapital während weniger Stunden vermittelt, und eigentlich ohne wesentliche Spekulation. Diese Massen von Courtagen werden den Herren auch entgegengehalten, wenn sie jetzt an der Einzelnberechnung ihrer Abschlüsse nachweisen, daß sie ihre Gebühr nicht theilen können. In Wirklichkeit wissen es die Bankiers ja ganz gut, daß die Makler diese Courtage haben müssen, 1) um übernehmen zu können, 2) um die Maklerbanken zu erhalten, die ja auf Antheil geradezu basiren. Allein die Finanzwelt fühlt den kritischen Augenblick und will ihr Kommissiongeschäft nicht von Berlin dadurch forttreiben, daß das auswärtige Publikum in den Glauben hineinkommt: es selbst müsse jetzt die Steuererhöhung bezahlen. Es wird sie schon bezahlen, aber nicht ausdrücklich, die Berechner werden sich dabei „Museumsschleicher" anziehen und Alles so weichgepolstert ausmöbliren, daß der Kunde sich noch Wunder wie geschont vorkommt. Die Bankiers haben

auch kein Interesse an Herrn Miquels Wunsch, recht viele inländische Fonds gehandelt zu sehen, worauf ja kein Stempel ruht; kurz, die Herren werden alles Mögliche aufbieten, um sich als die Opfer hinzustellen, was sie, insoweit die ausgedehnte Arbitrage in Betracht kommt, allerdings einigermaßen sind.

Nun spricht man von großen Kämpfen zwischen Banken und Maklern; in Wirklichkeit ist die Nachricht von dem raschen Friedensschlusse eben so übertrieben gewesen wie die neuere von dem Wiederausbruche der Streitigkeiten. In Berlin sind eben eine ganze Reihe außerordentlich tüchtiger Geschäftsleute, die keineswegs, wie an vielen anderen Plätzen, dem intimen Börsenverkehr fremd gegenüber zu stehen, als eine Art Ehre auffassen. Im Gegentheil, sie sind mit diesem Gebiete auf Engste vertraut und geben daher in Verhandlungen keinen Schritt Boden unnöthig Preis. Das dortige Aeltesten-Kollegium hat eine Sachverständigen-Kommission neben sich, die von den Dingen wirklich Etwas versteht, anstatt auf bloße Titel hin gewählt zu sein, und jetzt ist auch noch ein Verein von Börseninteressenten entstanden, der ganz unabhängig vom Aeltesten-Kollegium wirkt. Die bloße Thatsache, daß dieser Verein aus Bankiers und Maklern besteht, genügt wohl, um die allzu laut gewordenen Meldungen über den Kampf zwischen Auftraggeber und Vermittler etwas herabzustimmen.

Zunächst giebt sich eine gar nicht genug zu beachtende Meinung kund, bezüglich der ganz offenen Belastung des Publikums mit den verschärften Stempelauslagen. Diese Befürworter erklären ganz einfach: „Wir erhalten das Gesetz in tiefster Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung. Fast alle außerhalb der Börse Stehenden, die aber gleichwohl Effektengeschäfte machen, gönnen uns diesen Aderlaß. Weshalb sollen wir denn unsern Gönnern nicht begreiflich machen, daß sie nicht uns, sondern sich selbst dabei ins Fleisch geschnitten haben? Sind wir nur einig, können wirs!" Das ist eine Meinung, die auch in einflußreichen Kreisen Süddeutschlands ganz selbständig hervorgetreten zu sein scheint, aber in Berlin dürfte vorläufig wohl diejenige Partei die Majorität gewinnen, welche unhörbar vorzugehen wünscht.

Sehr viel wurde auch von der Drohung der Berliner Bankiers gesprochen, schlimmen Falles den Maklern nicht mehr zu prolongiren. Was heißt Das? Haben die Großen der Börse doch selbst das stärkste Interesse daran, eine Kursbewegung nicht zusammenbrechen zu lassen; außerdem wird es nach den erhöhten Sätzen sehr viele Wohlhabende geben, welche sich Geld durch Depot machen und ihre Stücke beziehen. Was aber das Suchen von Stücken, das Hereinnehmen betrifft, so wird Dies von nun an überhaupt schwer werden. Das ganze Reportgeschäft wird durch das neue Gesetz so gedrückt, daß es künstlicher Hühneraugen dabei keineswegs mehr bedarf.

Einige Blätter werfen jetzt auch mit angeblichen Gründungabsichten von Coulissenhäusern um sich. Das heißt: große Maklerfirmen sollten den gegenwärtigen Moment benutzen, um auswärtige Kundschaft zu bedienen. Indem ein Coulissenhaus im Markte selbst handelt und dem Makler seine Courtage zahlt, kann es natürlich den Kunden billiger als der Bankier bedienen. Auf diese Weise ist es der Pariser Coulisse in der That gelungen, ein enormes Kommissiongeschäft an sich zu reißen, und wenn der Crédit Lyonnais noch billiger bedient, so ist der Profit zwar nicht recht erklärlich, aber wohl der große Zweck: jede andere Konkurrenz niederzutreten. Allein Berlin ist doch nicht Paris, denn dort wird im Kommissiongeschäft Viel verdient, hier aber

Wenig. Wie soll nun bei uns ein Coulissenhaus mit dem Makler handeln? Wenn die Deutsche Bank kaufen oder verkaufen will, so darf der Spekulationmakler auf die Courtage hin ruhig übernehmen, dem Coulissier gegenüber hat er jedoch keinen Ersatz in Händen. Er kann also diesem Geschäftsmanne nicht wie einem Bankier entgegenkommen, sondern nur dann darauf eingehen, wenn er einen ausgleichenden Abschluß andererseits bereits besitzt und in dem Falle lieber mit einer Courtage (der des Bankiers) sich begnügt. Es liegt demnach auf der Hand, daß ein Coulissenhaus weit schwieriger und langsamer operiren muß (wo hier Zeit noch so theuer ist) als die regelrechten Bankgeschäfte, und nur außergewöhnliche Tüchtigkeit hat bisher eine schmale Reihe solcher Firmen an der Spree aufkommen lassen. Die ersten Banken brauchten nur sehr tüchtige Börsenvertreter zu haben, was ja aus falscher Vornehmheit nicht immer der Fall ist, um diese Zwittergeschäfte, die, wie gesagt, in Paris glänzend rentiren und auch fast förmlich kommanditirt sind, bei uns einzuschränken. Die frühere Drohung, ihnen nicht zu prolongiren, hat natürlich gar nichts geholfen. Sobald man Kapitalien hat, kann man aber belehnbare Effekten auf die Reichsbank schicken und sich so viel Geld verschaffen, wie man braucht. Das ist zwar bei uns nicht so leicht wie in England, wo man seitens seiner Konto-Korrentbank selbst exotische Werthe mit 10 Prozent Abzug schlank beliehen erhält, aber jedenfalls leichter als in Frankreich, wo die Banque de France wenig Lombardgeschäfte macht und man auf die Gelder der Assekuranzgesellschaften, der Bahnen und der Depositen des Crédit Lyonnais angewiesen bleibt. Wo sind die „schönen" Jahre geblieben, als es in Preußen noch Privatbahnen gab, die der Börse zu Ultimo Geld zur Verfügung stellten! Und wo sind die Zeiten geblieben, da man, wenn Geld zur Liquidation 7 Prozent stand, bei der Reichsbank zu 4 pCt. Depot machte und die Baarmittel dann auslieh! Die Reichsbank erhielt das Geld nach einem Tage zurück, bis man dann höheren Ortes eines Morgens früher aufstand und unter fünf Tagen keinen Lombardvorschuß mehr bewilligte. Ein einziges Haus könnte als Coulissengeschäft freilich reussiren: das von Breest & Gelpcke. Telegraphirt wurde es ja bereits einmal, aber darum hat die Sache doch wahrscheinlich noch Zeit. Breest & Gelpcke haben ein Kommanditkapital von 15 Millionen Mark, das ist eine Summe, deren Respektablität so manche Schwierigkeit überwindet. Leider ist Herr Generalkonsul Goldberger ein Mann, der sich wie Wenige mit dem Spekulationwesen berührt hat. Ob die Umwandelung schon reif ist? Schwerlich!

Noch Eines! Die allerersten Makler, denen an Courtage wenig liegt, die vielmehr Faiseurs sind und im Interesse einiger gewichtiger Firmen zu irgend einer beliebigen Zeit in irgend einen Markt eingreifen, diese bleiben bei der hier erörterten Auseinandersetzung völlig kalt; sie haben zu wenig Interesse daran. Solche Leute, die sich wohl verwundern, daß man sie noch Makler nennt, sind so mächtig und auch so rücksichtslos wie eine Bank selbst. Jener große Faiseur, der für Einführung der Serben seiner Zeit einen enormen Posten billig erhalten hatte und nun immer seine eigenen Stücke verkaufte, ganz gleich, ob die Tendenz wider die Abrede gedrückt wurde oder nicht, bis Dies eines Tages Herrn Fürstenberg zu langweilig wurde und er seinen Agenten fragen ließ, wann denn nun endlich die Serben der Emittentin verkauft würden, hat mit dem Gegner von früher längst schon die Friedenspfeife geraucht. Pluto.

Theater.

Daß die Theaterkritik doch mitunter belehrend wirkt, habe ich reuig nun erkennen gelernt. Um mir „Geographie und Liebe" anzusehen, eine Tragikomoedie oder eine Posse — ich weiß nicht recht, wie ichs nennen soll — von Björnstjerne Björnson, war ich ins Deutsche Theater gegangen, an dessen Besitz wir uns nun nicht mehr lange erfreuen werden. Bevor noch zum ersten Male sich der Vorhang hob, hatte ich im Korridor und in meiner Nachbarschaft mindestens sechsmal schon gehört, daß wir eine Selbstparodie Björnsons zu sehen bekommen würden. Das nämlich hatte vorher in allen Zeitungen gestanden und es war auch berichtet worden, daß der junge Herr Björnson, der Schauspieler ist, den zwischen Geographie und Liebe einhertaumelnden Professor stets in der Maske seines Vaters zu spielen pflege. Interessant, nicht wahr? So verbreitet die Presse Verständniß und Aufnahmefähigkeit für poetische Werke und das Publikum kommt dann wenigstens gründlich vorbereitet ins Theater: es weiß ganz genau, wer gut spielt und wer schlecht, und besonders, was mit dem Stück eigentlich gemeint ist. Diesmal wußte es: Herr Björnson ist ein ekliger Mensch, er kümmert sich nicht um seine nette Frau, geht niemals mit ihr spazieren oder zu einem gemüthlichen Kränzchen und erfährt erst, was er an ihr hatte, als sie ihm davon gelaufen ist; aber Frau Björnson folgt einer den Frauen lieb gewordenen Gewohnheit, sie kommt zurück und Herr Björnson faßt in einem lichten Moment strenger Selbsterkenntniß den Entschluß, die eigene Sündhaftigkeit in einem Theaterstück zu verspotten.

Es ist möglich, daß Björnson, wie oft die Poeten pflegen, von einem persönlichen Eindruck ausgegangen ist. Auf den Bildern, die ich von ihm kenne, sieht er nicht aus wie ein Mann, dem die Galle oder die Nerven Beschwerden machen; er ist robust, hat derbe Schultern, einen sehnigen Bauernhals und straffe Muskeln. Aber er hat sich ein Bischen viel aufgepackt; er ist ein streitbarer Politiker, hat sich an die Spitze der Bewegung für die Sittlichkeit — sogar, man denke, für die Männer! — gedrängt und doch nicht vergessen, daß er von Natur eigentlich ein Dichter ist. Für einen Sterblichen, selbst für einen, der sich nicht ärgert und mit den eigenen Leistungen nicht immer unzufrieden ist, kann Das wohl genügen und es mag die Stunde gekommen sein, wo Björnson ganz insgeheim sich befragte: Bist Du an den Menschen, die mit Dir leben, bist Du an Deiner Familie nicht vielleicht zum Schuldner geworden? Sie sorgen für Dich, sie richten ihr nicht allzu reiches Dasein nach Deinen Wünschen und Bedürfnissen ein und Du giebst ihnen dafür nicht viel mehr als die kargen Stunden, wo Du matt bist, müde und übellaunig;

ist der Tausch auch gerecht? Es ist möglich, daß Björnson insgeheim sich diese Frage gestellt hat, — aber nicht wahrscheinlich. Er ist so ganz der Mann der Oeffentlichkeit, er fühlt sich so völlig als Führer und Propheten seines Volkes, als Feldherrn und Barden zugleich, und er empfindet so wohlig die priesterliche Weihe seiner Berufung, daß kleine Skrupel und Zweifel ihn wohl kaum aus behaglicher Ruhe scheuchen. Wer von seiner Unentbehrlichkeit so fest überzeugt ist, wer glaubt, daß er in einer großen Thätigkeitsphäre nicht ersetzt werden kann, dem erspart ein gesunder Egoismus fast immer auch eine unbequem zärtliche Rücksicht; der große Löwe tätschelt mitunter wohl mit streichelnder Pranke die Frau und die Jungen, er wirft von seiner Atzung ihnen vielleicht ein leckeres Stück hin, aber er fühlt sich nicht verpflichtet, ihr armes Leben zu theilen und mit kindischem Spiel seine majestätischen Gänge zu unterbrechen.

Das konnte eine Tragoedie geben: der große Mann, in dessen Nähe sichs nicht gut hausen läßt, der einsam geboren ist und den Jugendfehler beging, in schwüler Laune eine Genossin zu freien, der er nun nichts ist, nichts sein kann und die nicht begreift, warum er in seinen Mußestunden nicht wenigstens lustig sein und wie andere nette Eheherren tändeln und spaßen und flitterwöchnern will, während er doch in den verfeinerten Nerven schon durch die unaufhörliche Berührung leidet, durch die komplizirten Eheverhältnissen immer gefährliche Einheit der Handlung; ein wehes Lösen könnten wir da erleben und den stillen Schmerz einer Frau, die gar nicht empfindet, worin sie gefehlt hat, und die zu spät erst erkennt, daß sie mit einem Ungeselligen so lange gepaart war. Das wäre ein schmerzliches Stück gar nicht so selten erlebter Menschlichkeit. Und die Tragoedie könnte sehr rasch zur Tragikomoedie gewandelt werden, wenn der große Mann nur in der Einbildung groß und in Wirklichkeit ein ganz gewöhnlicher Heerdentraber wäre, den die unbefriedigte Eitelkeit dazu treibt, in seiner Ehe die tiefste Ursache seines Jammers zu suchen; ja, wenn er frei wäre, wenn er diese Last nicht auf den Schultern hätte, — was würde er leisten! Und da er endlich allein ist und auf seinem Rücken nur noch die Last einer Leiche fühlt, zerrinnt ihm auch diese letzte Illusion und ein dürftiges, aber auskömmliches Glück ist durch eine eitle Selbsttäuschung zerstört.

Das wären zwei Stücke und mindestens eines davon könnte Ibsen geschrieben haben, denn ein wahrer Rattenkönig von Apothekerproblemen lauert darin. Björnson war Ibsens Schulkamerad und ist jetzt sein Schwäher geworden, aber die beiden Männer sind geistig nicht mehr verwandt als dem Bären die Eule. Ibsen sieht immer nach innen; die Sonne, nach der er sich sehnt, schreckt seinen blinzelnden Blick und nur die dunkelen Thaten gelingen ihm, das Spähen und Spüren in nächtigen Herzen und belasteten

Hirnen; selten nur zündet er die nicht allzu weit leuchtende Laterne an, deren Licht dann wie ein boshaft ironischer Gnom flackert und hüpft. Björnson sieht immer nach außen; er liebt die Sonne, in deren wärmendem Schein er sich räkelt und streckt, er liebt auch das Raufen bei Tage, wo man mit derben Fäusten kräftige Püffe austheilen kann, aber er will, wenn er gerauft hat, auch an einem derben Schwank sich erlaben; er ist nicht der Mann der ganz feinen Probleme, und wenn er, wie in dem geschlechtslosen Idyll von den Neuvermählten, eins gegriffen hat, dann löst ers durch ein kalt ersonnenes Moralgeschichtchen rasch wieder auf. Deshalb hat er keines von den beiden Stücken geschrieben, sondern ein drittes, das wie eine Charakterkomoedie beginnt und wie ein etwas staubiges Vaudeville schließt. Mit diesen Skandinaven erlebt man die merkwürdigsten Enttäuschungen; man hält sie für Idealisten und schließlich stellt sich heraus, daß sie sämmtlich in ihrem Leben einmal Theaterdirektoren gewesen sind und alle Kniffe und Pfiffe der Coulissenpraxis am Schnürchen haben. Deshalb wird aus dem Bund der Jugend eine Verwechselungposse, deshalb muß, als Björnsons Professor von der Geographie geheilt und an der Liebe erkrankt ist, ein dummes Dienstmädchen die Kosten der Komik bestreiten.

Mir war dieser Professor im Lauf des Abends sehr lieb geworden und es kränkte mich eigentlich, daß er am Ende sich als einen Bücherwurm entpuppte, wie er in unzähligen alten Possen steht. Wenn man einen versonnenen Geistesarbeiter vorführt, um den ein dralles Gänschen und ein täppischer Dienstbote eine geräuschvolle Wirthschaftlichkeit entfalten, dann wird es dem Beobachter nicht leicht gemacht, zu glauben, daß der reizbare, gegen jeden laut zupackenden Eingriff in seinen Dunstkreis empfindliche Mann vor banger Sehnsucht nach der handfesten und lachlustigen Hausgenossenschaft vergehen wird. Unmöglich ist es ja nicht; schon Mancher hat sich in dem stolzen Bewußtsein gespiegelt, ein einsamer Mensch zu sein, und hat am Ende dann doch schmerzlich gelitten, als an der Leibbinde die Bänder fehlten und die Sauce zum Kalbsbraten zu wässerig gerathen war. Das wäre nun freilich kein Stoff für Tragoedien oder für Tragikomoedien, sondern einer für Possen. Und wenn die belehrsamen Anekdotenjäger Recht haben, wenn Björnson in dem verwöhnten Professor, der bei den Büchern die Frau und die Tochter vergißt, sich selbst gezeichnet hat, dann hätten wir, anstatt einer sehr bitteren Charakterkomoedie, freilich nur eine sehr lustige Posse erhalten, über die man, ohne sich nachher schämen zu müssen, lachen kann, aber wir dürften uns wenigstens mit der angenehmen Beruhigung trösten, daß Frau Björnson in einer beneidenswerth glücklichen Ehe lebt. M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. Mai 1894.

Die Jungfrau von Orleans.

Pfingstwunder, von denen wir in der Apostelgeschichte lesen, werden auf allen Kanzeln in diesen Tagen verkündet und ausgedeutet werden und Petri nützliche Predigt wird die Christgläubigen an die Stiftung des evangelischen Bundes mahnen und an die Wandlung, die aus dem mosaischen Fest des Brand-, Speis- und Trank-Opfers den Weihetag der Ausgießung des Heiligen Geistes schuf. Das war eine Verinnerlichung, eine Vergeistigung des alten Vertrages vom Sinai; nicht mehr der süße Geruch dampfender Opfer war dem Herrn nun wohlgefällig, nicht die zitternde Furcht, die eines Rachegottes drohendes Wüthen mit Webebroten und blutigen Fetzen abzuwenden sucht, sondern der demüthig der milden Hoheit des Auferstandenen sich neigende Sinn, der, im Bewußtsein sündhafter Schwachheit, freiwillig die Reinigung sucht und zur Buße sich fertig hält. Wer den Namen des Herrn anrufen wird, so erklang um die dritte Stunde des Pfingsttages die neue Botschaft, der soll selig werden, Wunder und Weissagungen wurden verkündet und aus der jerusalemitischen Judenheit, die staunend zuerst, dann spottend und endlich bangend den fremden Klang vernommen hatte, ließen bei dreitausend Seelen sich taufen. Nicht die summenden Gesänge unfroher Priester bekehrten sie und in kein künstlich gethürmtes Dogmengebäude brauchten sie sich zu zwängen. Die werbende Macht des neuen Gebotes lockte und trieb die Darbenden aus einer nach den Bedürfnissen der Satten einge-

richteten Welt in die Gemeinschaft frei glaubender Menschen. In den alten Kontrakt hatte der separatistische Hochmuth der Pharisäer allerlei Bestimmungen eingeschmuggelt, die den Besitzenden nur angenehm und nützlich sein konnten, Bollwerke einer selbstsüchtigen Klassenherrschaft, und Hannas und Kaiphas und die Anderen vom Hohenpriestergeschlechte mußten ohnmächtig nun zuschauen, wie von Galiläa das arme Volk zu Petrus und den Genossen sich wandte, aus denen mit feurigen Zungen der Heilige Geist zu reden anhub, der Geist mitleidiger Brüderlichkeit, die den Nächsten zu lieben gebot wie sich selbst. Der Stein, den die Bauleute verworfen hatten, war zum Eckstein geworden und im Schmuck der Maien wurde das weite und wohnliche Haus, das er stützen sollte, geweiht.

Es ging nicht so friedlich zu, als, achtzehnhundert Jahre danach, neue Apostel von einer neuen Brüderlichkeit eine Pfingstbotschaft verkündeten. Montesquieu hatte den Koran des Liberalismus geschrieben, die Encyclopädisten hatten als treffliche Minirer den Boden der lässig schwelgenden Gesellschaft unterwühlt, durch Rousseaus rhetorischen Ueberschwang war der verführerische Wahn von der natürlichen Gleichheit der Menschen in die Massen geläutet worden, Voltaire hatte mit gellendem Lachen in der Epistel an Uranie den Opfertod des Erlösers verhöhnt, dem die Linderung menschlichen Leidens doch nicht gelungen war, und sein Stichwort — son trépas est inutile — wurde der furchtbare Schlachtruf, als die Wuth über schmählich Bestehendes die Enterbten zur Rache trieb. Wieder war der alte Kontrakt in seinem Sinne entstellt und gefälscht worden, wieder entzog das arme Volk sich einer Klassenherrschaft, — doch keine tröstlich milde Lehre lenkte es diesmal in die gebahnten Wege gläubiger Hoffnung. Die Geduld war zu Ende, das Harren auf ein besseres Jenseits schien zu lang und über die Schanzen des Königthums und des Feudalismus tobte der wüste Zug gegen das moosige Gemäuer des Allerheiligsten, als sollte gegen einen persönlichen Gott, der die Erwartungen seiner Gemeinde getäuscht hatte, ein persönlicher Kampf ausgewüthet werden. Ehe noch der Sohn des heiligen Ludwigs den Henkerskarren besteigen mußte, war schon der Himmel entvölkert und der allein nun heiligen Vernunft ein Tempel errichtet worden. Die Religion wurde abgeschafft, Marats Herz zur Reliquie geweiht, den Bischof Gobel, der mit der phrygischen Mütze erschien, umjohlte der Beifall und die erhabene Vernunft erlebte

den stolzesten Triumph, als trunkene Soldaten mit ihren halb nackten Dirnen, die um ihre Blöße Meßgewänder geschlagen hatten, das gestohlene Kirchengeräth im Saal des Convents niederlegten und zu den Weisen frommer Chöre die Carmagnole tanzten. Das souveraine Volk hatte mit schmierigen Fäusten den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist aus dem Lande getrieben und es hatte damit, wie der Gemeinderath von Paris am nächsten Tage verkünden ließ, der neuen Göttin Vernunft sich würdig gezeigt.

Es war eine magere Göttin mit ärmlichen Brüsten, an denen der jakobinische Geist sich nicht satt saugen konnte. Der Staat, das mystische Ungeheuer, das mit seinen riesigen Fangarmen Alles umfassen, mit seinen Vorschriften jeden Schritt und jede Pflicht jedes Einzelnen regeln wollte, brauchte mehr als einen allegorischen Schatten, um für den Katechismus und die Lehren der Kirche Ersatz zu schaffen. Der Atheismus war nützlich gewesen, so lange es galt, Bestehendes aufzulösen und an der Citadelle einer verhaßten Gesellschaft die Grundsteine zu lockern; er wurde unerträglich und lebensgefährlich, da nun die neue Aufgabe entstand, das Erworbene zu sichern und zu bewahren. Der stärkste Dogmatiker unter den Jakobinern, Robespierre, erkannte zuerst die Gefahr; er war auf seine besondere Weise ein Philantrop, hatte in Rousseaus Werken sich eine irre Verzückung erlesen und lechzte nach einer Papstrolle, obwohl er, wie Condorcet in der kaum übertroffenen Charakteristik des Tadellosen nachgewiesen hat, doch höchstens die Eigenschaften eines Sektenoberhauptes besaß. Aber das Volk, dem die Götter geraubt waren, suchte sich Götzen: Robespierre wurde als der verheißene Messias gefeiert, eine andächtige Gemeinde von Weibern drängte mit Beichtgelüsten in seine Nähe und eine junge Wittwe bot ihm mit einer Rente von 40000 Francs ihre Hand und schrieb ihm: „Du bist meine höchste Gottheit und neben Dir kenne ich keine anderen Götter.“ Vielleicht zeigten solche Erfahrungen dem Freunde der Tugend die Nützlichkeit einer Religion, vielleicht empfand er, wie vor ihm so mancher Diktator und nach ihm der korsische Robespierre zu Pferde, den Wunsch, mit dem Himmel ein Konkordat zu schließen und vom höchsten Herrscher sich eine geweihte Würde zu erlisten, vielleicht sah er wirklich auch ein, daß ohne ein ehrfürchtiges Bangen die Bestie nicht mehr zu bändigen war. Sicher war es sein Verdienst, daß die abstrakte Vernunft nach kurzer Herrschaft wieder aus ihren Tempeln

vertrieben und ein neuer Kult eingeführt wurde: die Verehrung des höchsten Wesens. In seinem Bericht vom siebenten Mai 1794, dem merkwürdigsten Dokument seiner phrasenhaften Redewuth, erklärte Robespierre, die Idee eines höchsten Wesens, das die unterdrückte Unschuld schützt und das triumphirende Verbrechen bestraft, sei ganz volksthümlich und finde nur bei gesättigten Sündern einen selbstsüchtigen Widerstand. Und an dem selben Tage noch gab der Convent dem Dekret seine Zustimmung, das in seinem ersten Artikel bestimmte: „Das französische Volk erkennt das Dasein eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele an.“ Elf Wochen später legte Robespierre den Kopf unters Beil; er sah nicht mehr, wie seine verbürgerlichte philosophische Naturreligion, die mit dem alten jakobinischen Glaubensbekenntniß zu einem neuen Allheilmittel sich mischen sollte, in die wirren Hirne eines trunkenen Volkes hineingehämmert wurde.

Die großen Tage der ersten Republik sind von den Enkeln der Jakobiner bisher mit seltsamen Feierlichkeiten verherrlicht worden. Ein prächtiger Weltjahrmarkt sollte das Angedenken an die blutige Weltwende von 1789 erneuen, der Bauchtanz lockte, wie einst die Carmagnole, die Massen, in den trüben Lachen des Panama-Sumpfes erstickten die stolzesten Schützer gefährdeter Volksrechte, und der Tag, an dem vor hundert Jahren die Halsbandkönigin das Schaffot bestiegen hatte, sah die Abgesandten des weißen Zaren als umjauchzte Gäste an den Prunktafeln radikaler Tyrannenbezwinger. Ernest Renan erzählt lächelnd irgendwo von der Neugier alter Araber, die testamentarisch ihre Erben verpflichtet hätten, in die Gruft hinab ihnen zu melden, sobald die Franken siegreich im Lande erschienen wären, und er fügt resignirt hinzu, aus seinen Bibelstudien wisse er allzu gut, daß in die Tiefe des scheol keine Kunde gelangt, um das Instrument seines letzten Willens mit einer ähnlichen Klausel zu beschweren. Wenn er sich getäuscht hätte, wenn es möglich wäre, von dem neuen Geist, der in Frankreich jetzt herrscht, eine Botschaft in die unheiligen Gräber der Schreckensmänner zu raunen, — um ihren letzten Schlummer wäre es gewiß dann geschehen. Die großen Prinzipien der Freiheit, der Gleichheit und Brüderlichkeit haben gründlich abgewirthschaftet, an die Stelle der prassenden Feudalherren ist ein Heer geiler und gieriger Geldmacher gerückt, eine feinere, aber nicht mildere Form der Verfrohndung hat sich herausgebildet und das höchste Wesen der dritten Republik breitet segnend nun die Arme über die

gekränkte Unschuld des Herrn Cornelius Herz. Eine kleine Genugthuung könnte höchstens Robespierre empfinden; am siebenten Mai 1794 ist ihm ein Sieg über den dürren Rationalismus gelungen und am achten Mai 1894 hat Monseigneur Coullié, der Erzbischof von Lyon, die feierliche Messe zu Ehren der Jungfrau von Orleans abgehalten. Das bedeutet in gewandelter Zeit nicht weniger als hundert Jahre früher die Entthronung der Vernunft und das Ereigniß wird dem Betrachter zum Pfingstwunder, wenn er bedenkt, daß es unter Herrn Spuller sich abspielt, unter dem Kultusminister, der in Gambettas Schule einst doch als höchste Weisheit gelernt hatte, im Klerikalismus den schlimmsten Feind zu erblicken.

Das Schauspiel ist sehenswerth und man muß bedauern, daß Taine und Renan es nicht mehr erleben durften. Das Reich der allerchristlichsten Könige wird wieder fromm und die selben Republikaner, die so lange voltairisch gelästert hatten, flüchten nun in den Schatten der römischen Kirche. Schon einmal, um die Mitte dieses Jahrhunderts, bot Frankreich der Welt einen ähnlichen Anblick, als, nach den hitzigen Kämpfen Guizots und Montalemberts um die Rechte der Laiengesellschaft, durch das Gesetz von 1850 der Geistlichkeit die Herrschaft über die Schule wieder gesichert wurde. Aber damals war eine Revolution vorangegangen, während jetzt nur vereinzelte Bomben die herrschenden Klassen aus ihrem Behagen aufgescheucht haben; und damals war die Kapitulation der Machthaber längst auch nicht so völlig wie jetzt. Herr Spuller hat sich vor dem versammelten parlamentarischen Kriegsvolk als schuldig bekannt, er hat sein eifriges Wirken für die radikale Orthodoxie reuig beklagt und, als der Abgeordnete Millerand ihn fragte: C'est un mea culpa? nicht mit der Antwort gezögert: Parfaitement, monsieur. Das ist das Ende einer Legende, der Zusammenbruch einer Weltanschauung. Und es ist ein bündiger Beweis für den rathlosen Unverstand der Nachrichtenschnüffler und Drahtjungen, die über die Pariser Stimmung uns täglich zweimal unterhalten, daß von diesem auch politisch außerordentlich wichtigen Szenenwechsel kaum irgendwo noch ernstlich die Rede ist.

Mit ein paar schnöden Witzen ist die Sache nicht abgethan. Gewiß reizt das Verhalten der römischen Kirche zu allerlei nicht ganz ehrerbietigen Betrachtungen; denn selbst in der an wunderlichen Wandlungen reichen Geschichte des Pontifikates wird der Fall selten sein,

daß ein armes Menschenkind, aus dem man mit sengenden Flammen das unheilige Wesen vertrieben hat, fast fünfhundert Jahre nach seinem Feuertode unter die lichte Schaar der Heiligen aufgenommen wird. Offiziell ist Jeanne d'Arc noch nicht zur Heiligen erhöht worden, aber die Hirtin von Domremy, die am dreißigsten Mai 1431 vom Herrn Cauchon, dem Bischof von Beauvais, kraft päpstlicher Vollmacht zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurtheilt wurde, hat doch bereits die Ehren der Seligsprechung erlangt und bei der feierlichen Messe, die zu ihrer Verherrlichung vom Kardinal-Erzbischof von Paris in der Notre-Dame-Kirche celebrirt wurde, vereinigten mit dem päpstlichen Legaten und mit den Prinzen von Frankreich sich die Mitglieder des Senats und der Deputirtenkammer, die höchsten Beamten der Republik und die Vertreter der Armee. Es war eine Apotheose, eine Huldigung, die mehr noch dem Zauberer von Rom galt als der Befreierin des Vaterlandes vom engelländischen Joch. Denn die katholische Kirche hat mit ihrem sicheren Instinkt für das Volksthümliche früh schon sich bemüht, den blutigen Fehler des Herrn Cauchon wieder gut zu machen, und so konnte sie, ohne die Lächerlichkeit befürchten zu müssen, jetzt ein festliches Te Deum für die arme Johanna anstimmen lassen, die ein allzu eifriger Diener der römischen Macht einst als Satansbuhle verbrennen ließ. Eine Nationalheilige, die ohne den Segen des Papstes die Verehrung des Volkes gefunden hatte, konnte der Kirche immerhin noch einmal gefährlich werden; deshalb war es nöthig, die lieblichen Züge der Hirtin mit einem echten Heiligenschein, wie nur Rom ihn verleihen kann, zu umgolden. Dem katholischen Glauben, der im Laufe der Zeiten so Manches hingenommen hat, kann man Viel, kann man Alles bieten und vor jeder Entschließung beugt er in ergebener Demuth sich, wenn nur der Statthalter Christi sein Siegel darunter gedrückt hat. Mit raschem Spott über die jähen Schwankungen der immer Unfehlbaren ist dagegen nichts zu erreichen.

Interessanter und lohnender ist der Blick auf den stillen und zähen Kampf, der seit Jahrhunderten nun von der weltlichen und von der geistlichen Macht um die Asche des lothringischen Mädchens ausgefochten wird. Den Fehler Cauchons erkannte die römische Klugheit früh; schon Calixtus III., aus dem Geschlechte der Borgia, ließ, auf das Betreiben des siebenten Karls und der Familie Johannas, 1456 den Prozeß der Hirtin revidiren und feierlich dann verkünden, daß

eine Unschuldige dem Flammentode überliefert war. Zu einem offenen Bekenntniß eigenen Verschuldens aber wollte die Weisheit des Heiligen Stuhles sich noch nicht verstehen: die Engländer, so hieß die neue Legende, sollten das Verbrechen begangen haben, und noch Bossuet, der Bischof von Meaux, der aus dem päpstlichen Empfinden heraus seine Histoire Universelle schrieb, geht über den Spruch seines Kollegen von Beauvais schweigend hinweg und verzeichnet ganz kurz nur den englischen Frevel. Die ultramontanen Geschichtschreiber halten bei den von der Lothringerin vollbrachten Wundern überhaupt sich nicht gern auf; sie fühlen da eine Schwierigkeit, eine Popularität, die ohne den Stempel des Papstthums erworben war. Denn im Volk, und besonders im Landvolk, der festesten Stütze der römischen Herrschaft, hatte der brünstige Glaube an das große Vollbringen der reinen Magd so starke Wurzeln, daß kein priesterlicher Eifer ihn mehr beseitigen konnte. In Deutschland, wo Schillers sentimentalische Dichtung nicht die naive Hirtin nur zu einer wundervoll deklamirenden Opernheldin, sondern den verlüderten König und seine allzu minnige Agnes auch in ein ideales Paar verfälscht hat, glaubt man gern, der Johannenkultus sei in Frankreich durch Voltaires böse Pucelle hinweggefegt worden, und man lacht auch wohl über die schwangere Jungfrau, die Shakespeare von wüsten Rittern verhöhnen läßt. Aber Shakespeare schrieb ein patriotisches Drama und den zornigen Briten floh die helle Gerechtigkeit; und Voltaire ging in satirischer Absicht an sein fabelhaft überschätztes Werk: er wollte den Ritterroman verspotten und der trunken tobenden Gesellschaft zugleich, die mit einem leeren Formelglauben noch immer kokettirte, einen Spiegel vorhalten; auf das Empfinden des Volkes blieb sein oft erquälter Witz, der sich hier in die gefährliche Konkurrenz mit Cervantes und Rabelais wagte, ohne jede Wirkung. Die Jakobiner konnten wohl den Hut der Hirtin verbrennen und um den Scheiterhaufen, auf dem die letzte Reliquie der tapferen Jeanne kohlte, zu den schrillen Klängen des Ça ira einen Triumphtanz vollführen; das Andenken des Mädchens aber war nicht zu entwurzeln und in der selben Zeit, wo George Sand in ihrem Bauernroman Jeanne den Schatten der Lothringerin beschwor, regte Auguste Comte, das Haupt der Positivisten, den Gedanken eines alljährlich zu feiernden Nationalfestes für die Pucelle an, die, nach seinem Wort, nicht jeder Franzose nur, nein, jedes fühlende Herz in der civilisirten Welt

zärtlich bewundern müsse. Und als zu diesen Empfindungen der nationale Schmerz um den Verlust Lothringens sich gesellte, nahm der Senator Joseph Fabre den Vorschlag Comtes auf und erreichte den Senatsbeschluß, der auf den zweiten Sonntag in jedem Maimonat das Nationalfest für Jeanne d'Arc festsetzte.

Die Kirche hatte, ihrer Gewohnheit gemäß, stiller gearbeitet. Eine Notre-Dame de la Revanche war ihr nicht unwillkommen, wenn sie rechtzeitig die kirchlichen Weihen erhielt; und da Monseigneur Dupanloup, der frühere Bischof von Orleans, für die angebetete Wunderthäterin seines Sprengels eifrig sich mühte und ein kluger Mann im Vatikan nun die Tiara trug, war es für die geistliche Macht auch nicht schwer, mit einem raschen Streich der Absicht der radikalen Kirchenfeinde zu begegnen, die den Johannenkultus in die Weltlichkeit retten wollten. Rom hat über den umständlichen parlamentarischen Apparat der neuen Jakobiner gesiegt: die Jungfrau-Befreierin ist vom Nachfolger Petri selig gesprochen, ihr Gedächtniß ist in allen Kirchen Frankreichs mit prunkendem Pomp gefeiert worden, ehe noch an das weltliche Nationalfest zu denken war. Aber dieser Sieg ist der Kirche nur möglich geworden, weil im Empfinden und in der Stimmung des Volkes langsam und leise vorher ein Umschwung sich vollzogen und die Erkenntniß sich Bahn gebrochen hatte, daß mit der glaubenslosen Freiheit und Gleichheit auch für die herrschenden Klassen auf die Dauer ein behaglicher Zustand nicht zu erreichen ist. Die Zeit des Liberalismus, dessen Unnützlichkeit sogar der Earl of Rosebery schon in einer apokalyptisch dunkelen Rede beseufzt hat, geht zu Ende und die aus Amerika eingeschleppte konstitutionelle Demokratie kriecht furchtsam in den bergenden Schatten des Peterspalastes. Diesmal bereiten die französischen Hannas und Kaiphas selbst der Evolution die Wege, während die Galiläer der äußeren Boulevards murrend und unwillig zur Seite treten. Ihnen ist die verklärte Johanna nichts, denn sie fühlen sich als die vorgeschobenen Posten des internationalen Proletariats und für den Kriegsruhm des Vaterlandes würden sie keinen Finger rühren. Den Anderen aber, den Besitzenden, wurde das Mädchen von Orleans zum Symbol, zum ragenden Denkmal der Kraft, die im zerbrechlichen, aber reinen Gefäß ein schlichter Glaube zu wirken vermag. Ueber die Wälle des Diesseits hinaus sehnt sich ein Wunsch nach Größe, nach reicherem Inhalt eines nichtigen Lebens, und da ein freundlicher

Zufall die Gelegenheit schafft, vor dem Gedanken an die Revanche und zugleich vor der unerschütterten Macht der Papstkirche ehrfürchtig das Knie zu beugen, können wir in prangender Maienzeit ein Volkspfingstfest für die Jungfrau von Orleans nun erleben.

Nicht in trägem Gleichmuth, als handelte sichs um unbeträchtliche Pöbelvergnüglichkeit, darf der Nachbar dem überraschenden Schauspiel zusehen. Im Protestantismus befehden einander blind wüthend die Parteien und die Fraktionen und unterdessen erobert der Katholizismus, der über das griechische Schisma hinweg sogar seine Maschen spinnt, aufs Neue die Welt. In Deutschland schleicht lässige Unzufriedenheit umher, müßig betrachten die Besten das Verlöschen der Schöpferkraft in der unsicher gegängelten Volksgemeinschaft und den eitlen Versuch, dem fahlen Gespenst des Liberalismus ein täuschendes Scheinleben einzuhauchen, während ringsum neue Kräfte ans Licht drängen. Frankreich, das Land des schnellsten geistigen Werdens und Vergehens, hat wieder einmal den Kreislauf vollendet: von den großen Prinzipien der Jakobiner, die als Trugapostel enthüllt wurden, hat es zuerst sich wieder zu der napoleonischen Legende gewandt und es kniet in frommer Andacht jetzt vor dem Gnadenbilde der Jungfrau von Orleans. In diesem erwachenden Glauben erwächst eine Gefahr, die zeitig bei uns erkannt werden sollte; ein Volk, das zu seinen alten Heiligthümern reuig zurückkehrt, nimmt eine gewaltig gesteigerte Kraft mit auf den weiter führenden Weg. Wenn die Enkel der Männer, die vor hundert Jahren den Himmel entvölkern und im hochmüthigen Wahn die Vernunft auf den höchsten Thron setzen wollten, jetzt schon erkennen müssen, daß ihrem Gebäude der stützende Eckstein fehlt, dann sollte die Feierstunde des Pfingstwunders auch den Nachbarn zum Nachdenken mahnen und zu der ernsten Sorge um die Gewinnung und die Erhaltung Allen heiliger Güter, die in gefährdeter Zeit der Gemeinschaft zum schützenden Palladium werden können.

Mitteleuropa und Weltbritannien.

In einem Artikel „Weltbritannien und Lord Rosebery"*) ist gezeigt worden, daß mit dem Rücktritt Gladstones und mit dem Emporkommen des Führers der 1884 gegründeten Imperial Federation League zur höchsten Machtstellung im britischen Reich der Plan eines weltbritischen Wehr- oder Wehr- und Nährbundes hohe Aktualität für die ganze übrige Welt erlangt hat. Nicht am Wenigsten für Mitteleuropa und insbesondere für Deutschland. An diese Eventualität ist vielleicht ganz besonders zu denken, wenn man dem durch den Grafen Caprivi in Danzig verlautbarten Gedanken unseres Kaisers die richtige Auslegung geben will, sofern ein gewöhnlicher, d. h. nicht authentisch eingeweihter Sterblicher Dies zu thun vermag.

Obwohl Lord Rosebery bis jetzt nur den Wehrbund Englands mit den Kolonien betrieben hat und, wie angedeutet, auch heute noch lieber auf fair trade mit der ganzen Welt als auf bloßen Präferential-Freetrade zwischen England und seinen Kolonien loszusteuern geneigt sein mag, so muß man doch mit der Eventualität rechnen, daß der weltbritische Zollverband zugleich als finanzielle Unterlage für einen weltbritischen Wehrbund zu Stande kommen kann. Man muß wissen, in welchen Formen der Ausgestaltung ein solcher Verband denkbar ist, man muß die Schwierigkeiten kennen, welche jeder der möglichen Verwirklichungformen entgegenstehen, man muß endlich erwägen, wie es die Gruppe der mitteleuropäischen Tarifvertrags-Staaten erreichen könnte, die fragliche Eventualität auch zu unseren Gunsten durch Sekundirung Englands bei etwaiger Aktivitätpolitik im Sinne von fair trade statt von free trade abzuwenden.

Wohl halten Viele daran fest, daß England nie mehr einen Weizen- und Wollzoll einführen werde; ein mäßiger Weizenzoll sei aber das Mindeste, was das Mutterland für eine Präferentialzoll-Stellung in seinen an hohen Schutzzöllen reichen Kolonien diesen als Entgelt zu bieten haben würde. Und in der That ist ja die ein halbes Jahrhundert lang seit Peel eingewurzelte Abneigung gegen Lebensmittelzölle für den Augenblick in England nicht zu überwinden. Lord Rosebery könnte, wenn er auch wollte, einen weltbritischen Präferential-Zollverband jetzt nicht durchsetzen. Gleichwohl läßt sich nicht behaupten, daß das englische Volk nicht vielleicht schon nach Ablauf einer kurzen Zeit eine andere Ueberzeugung erlangen und daß es durch gewisse große politische Vortheile zur Annahme eines weltbritischen Zollsystems, zunächst mit mäßigen Präferentialzöllen für englische Fabrikate in den Kolonien und mit mäßigen Zöllen auf fremde Bodenprodukte in England, sich endlich dennoch bestimmen lassen könnte. Man muß ja auch

*) S. Nr. 30 der „Zukunft."

daran denken, welches Interesse die Landwirthschaft Englands an solchen Zöllen Rußland und den Vereinigten Staaten gegenüber haben würde. Man hat weiter zu beachten, daß Freetrade vom Fairtrade in der Literatur und in der Agitation seit zehn Jahren auch in England stark erschüttert worden ist und daß mit Gladstone wohl der letzte Staatsmann von rein cobdenitischer Gesinnung vom Schauplatz abgetreten ist. Man darf sich sodann nicht verhehlen, daß, wenn es sich darum handeln würde, den Kolonialbesitz zu behaupten oder zu verlieren, selbst für die Ernährung des englischen Arbeiters ein mäßiger Weizenzoll durch die Sicherheit des Absatzes englischer Arbeitprodukte für unabsehbare Zeit reichlich aufgewogen erscheinen könnte und daß die Brotversorgung ganz oder überwiegend aus Weltbritannien für den Fall eines Krieges mit den großen antagonistischen Mächten, Rußland und Nordamerika, jeden Tag eine britische Brot-Unabhängigkeitfrage allerersten Ranges werden kann. Man hat zu beherzigen, was Fuchs in der früher erwähnten Schrift über die Rückkehr Englands zu Woll- und Getreidezöllen oder wenigstens zu Getreidezöllen allein bemerkt.

Die Wolle, welche im Vereinigten Königreich verbraucht wird, kommt heute schon zu rund vier Fünfteln aus den englischen Kolonien, während bei Weizen das Verhältniß allerdings ein umgekehrtes ist. Während es hiernach bei Wolle fraglich erscheint, ob die Einführung eines Reichszuschlagzolles auf fremde Waare zu Gunsten britischer Kolonialwollen eine Steigerung des Preises bedingt und ob Einfuhr-Bevorzugung überhaupt erforderlich ist, so muß bei Getreide mit der Eventualität einer mäßigen Preis steigerung zunächst gerechnet werden, allein nicht nothwendig für immer. Sobald unter dem Einflusse des Weizenzolles die Getreideproduktion in den Kolonien Englands entsprechend gesteigert wäre, würde die Preissteigerung auch wieder weichen können und bei guten Ernten in Rußland und in den Vereinigten Staaten fiele ja ohnehin ein mäßiger englischer Weizenzoll auf den russischen Bauern und auf den amerikanischen Farmer, nicht auf den englischen Konsumenten. Diese Erwägungen werden dem englischen Volk bereits eindringlich nahe gelegt. Geradezu als Ziel aber bezeichnen die Anhänger des weltbritischen Wehr- und Nährbundes die völlige Unabhängigkeit des Vereinigten Königreiches vom Lebensmittelbezug aus fremden Ländern. Ihr Ausgangspunkt ist die Behauptung, daß innerhalb des britischen Reiches alle Güter, welche Gegenstände des Volksbedarfs sind, in genügender Menge und Güte erzeugt werden oder bei der fraglichen Reichshandelspolitik erzeugt werden könnten, daß das britische Reich also die Vorbedingungen eines geschlossenen Handelsstaates mehr als irgend ein anderes Land oder Reich besitze. Die Richtigkeit dieser Behauptung im Einzelnen zu prüfen, ist nicht möglich, im Allgemeinen aber, sagt auch Fuchs, kann

sie zugegeben werden, auch für Getreide. Denn wie auch die Anschauungen von der physikalischen Möglichkeit der Ausdehnung der Produktion in Kanada und Indien nach den neueren Untersuchungen eingeschränkt werden müssen, so ist doch andererseits zu berücksichtigen, daß unter einem solchen Differentialzoll die Getreideproduktion in dem Vereinigten Königreich selbst wieder einen gewaltigen Aufschwung nehmen könnte.

Allein nicht blos die volkswirthschaftliche Umstimmung in England mag unter dem Einflusse solcher Erwägungen früher oder später stattfinden. Es könnten auch politische Erwägungen ersten Ranges entscheidend werden. Gewisse politische Vortheile eines kombinirten Vertheidigung- und Zollbundes für das ganze britische Weltreich würden unleugbar gegeben sein. Diese lassen es leicht begreifen, daß die fortgeschrittensten Geister der englischen Nation theils für Imperial Federation, theils für Commercial Union, theils für Beides zusammen schwärmen. Da ist die unter anderem Gesichtspunkt soeben erwähnte, mit einiger Sicherheit zu gewärtigende Entwickelung der Weizen- und der Fleischproduktion in den englischen Kolonien, d. h. die politische Unabhängigkeit der englischen Volksernährung von Rußland und von Amerika im Falle eines Krieges mit diesen Mächten. Dann fällt ins Gewicht die dauernde Ankettung der Kolonien an das Mutterland, die Abwendung des Abfalles von Kanada, Capland und Australien, welche sonst in naher Zeit möglich bleibt, anders vielleicht gar nicht zu vermeiden ist. Dazu kommt drittens die Gewinnung einer ungeheuer starken Retorsionkraft gegen Rußland und Amerika in der Welthandelspolitik. Nicht zu verachten ist viertens auch die Erleichterung des Mutterlandes in der Aufbringung der Mittel für die Vermehrung der jetzigen, nach allgemeiner Ansicht zum Schutz des Handels auf allen Meeren im Kriegsfall unzureichenden Flottenmacht, namentlich zur Aufstellung und zum Unterhalt eines australisch-pacifischen Geschwaders, dadurch, daß die Kolonien ihre Reichszuschlagszölle auf fremde Einfuhren zur Erleichterung des britischen Steuerzahlers opfern würden.

Die früheren wirthschaftlichen und diese politischen Erwägungen können denn doch einmal, und vielleicht bald, der großen Mehrheit des englischen Volkes den interbritischen Zollbund plausibel machen. Um so mehr, als der Handel mit der übrigen Welt kaum nothleiden würde; denn ein weltbritischer Präferentialzoll Bund würde, zumal beim Zusammenstehen mit Mitteleuropa, den prohibitionistischen Mächten gegenüber eine gewaltige, zu Einräumungen zwingende Retorsionstellung verschaffen. Keine Macht der Welt vermöchte England von dem einmal eingeschlagenen Präferential-Zusammenschluß abzubringen. Auch zolltechnisch wäre ein solcher Zusammenschluß ohne große Schwierigkeiten durchführbar; denn die Provenienz der

begünstigten Produkte, sei es aus dem Mutterlande nach den Kolonien, sei es aus den Kolonien nach dem Mutterlande, ließe sich leicht und einfach kontroliren. Die Begünstigung könnte eben so im Gewichtszoll- wie im Werthzoll-System durchgeführt werden. Die dem interbritische Zusammenschluß entgegenstehenden Verträge Englands mit Belgien und mit Deutschland, welche Meistbegünstigung auf unbestimmte Zeit einräumen, ließen sich verhältnißmäßig rasch beseitigen. Und so ist kein Zweifel: sobald England mit seinen Kolonien den weltbritischen Bund will, wird es ihn auch haben.

Die Begünstigung der englischen Fabrikate in den Kolonien müßte nicht einmal durch Erniedrigung der bestehenden Schutz- und Finanzzölle, sie könnte auch durch deren Erhöhung erreicht werden. Mutterland und Kolonien geriethen in feste, dauernde Zoll- und Handelsgemeinschaft mit einem ständigen Wehr- und Zollbundesrath. Keine einzige Gruppe des gewaltigen Weltreiches wäre in eigenthümlicher, ihren besonderen Bedürfnissen entsprechender Regelung des Finanz- und Schutztarifes wesentlich eingeengt und dennoch wäre um alle Theile ein zusammenhaltendes Band materieller Interessen-Gemeinschaft geschlungen. Es bedürfte nur eines Minimums einheitlicher Zollverwaltung und dennoch wäre ein Organ für Regelung des inneren und äußeren Bundeslebens geschaffen. Der Zollbund würde auch wirklich die Mittel für Dasjenige beschaffen, was das Hauptziel der Imperial Federation League stets gebildet hat, nämlich für Ausdehnung der maritimen Vertheidigung des ganzen Reiches. Da dieser Präferentialzollbund als eine dauernde Einrichtung geschaffen würde so müßte der Reichsbundesrath, „Imperial Council", wie er früher als Forderung der Imperial Federation League hervorgetreten ist, sich ganz von selbst einstellen. Der einstige Präsident dieser Liga, Lord Rosebery, wird daher nicht für immer als ein jeder solchen Zollgemeinschaft abgeneigter Staatsmann angesehen werden dürfen, falls die öffentliche Meinung es gestattet. Greift er selbst nicht zu, so kann jeden Augenblick ein anderer Staatsmann es thun, sobald er die öffentliche Meinung des Mutterlandes für sich hat.

Und nun kehrt die Frage wieder, von welcher mein voriger Artikel ausgegangen ist, die Frage: welche Rückwirkung würde der weltbritische Zollbund auf die fremden Zollgebiete, insbesondere auf die mitteleuropäischen Staaten und unter diesen auf Deutschland, ausüben? — Hier springt ein großer Unterschied zwischen den jungen Ackerbau- und den alten Industriestaaten sofort in die Augen.

Praktisch würde der weltbritische Zollbund, was den englischen Markt betrifft, seine Spitze gegen jene volkswirthschaftlich jungen Länder richten welche auf den Export von Produkten der Landwirthschaft und der Vieh-

zucht nach den Industriestaaten angewiesen sind. Kanada, Australien, Indien würden in England vor Rußland, den Vereinigten Staaten, Argentinien bevorzugt sein. Wenn der weltbritische Zollbund einen dauernden Werth für die weltbritischen Kolonien behalten soll, so würden diese stets bevorzugt bleiben müssen, gleichviel ob dieser Bund als bloßer Präferentialzollverband oder als Zollverein gedacht wird. Dagegen die mitteleuropäischen, mehr industriellen Staaten würden, sofern sie selbst nur England und seinen Kolonien Präferentialbehandlung einräumen, mit ihren relativ geringen Ueberschüssen an Weizen, frischen Fetten, lebenden Thieren als verhältnißmäßig ungefährliche Konkurrenten der englischen Kolonien die bisherige Stellung auf dem englischen Markte wohl eher eingeräumt erhalten. Der interbritische Reichs-Zollbundesrath würde gegenüber Rußland, den Vereinigten Staaten, Argentinien, auch gegenüber jenen tropischen und subtropischen Ländern, welche exklusiv gegen die Einfuhr britischer Waaren sich verhielten oder von Amerika oder Rußland sich absangen ließen, durch Ausschließung und Belastung der Getreide-, Holz-, Woll-, Vieh-, Fleisch- und Kolonialwaarenzufuhr eine äußerst wirksame Retorsionmacht erlangen. Zumal, wenn die mitteleuropäischen Staaten den Engländern gemäß dem gemeinsamen Interesse am Fabrikaterport in die Ackerbauländer kräftig sekundirend ihre Lebensmittelmärkte ebenfalls schließen oder unzugänglicher machen würden. Handelspolitische Gewaltthaten, wie solche ganz Westeuropa durch die industrielle Prohibition- oder doch Hochschutz-Politik Rußlands und der Vereinigten Staaten jüngst hinnehmen mußte und im Grunde noch immer sich gefallen lassen muß, würden nicht weiter aufrechterhalten werden können. Das Alles wäre für Mitteleuropa, insbesondere für das Deutsche Reich, eine wahre Glanzseite an der Eventualität des weltbritischen Zollbundes. Weltbritannien und Mitteleuropa, also im Wesentlichen die europäisch-germanische Welt sammt ihren Kolonien, wären in den Stand gesetzt, der amerikanischen und der russichen Vergewaltigung mit sicherem Erfolge die Stirne zu bieten. Wenn England und Mitteleuropa den amerikanischen und den russischen Landwirthschaft- und Viehzuchtprodukten gemeinsam die Retorsion gegen brutalen Industrie-Prohibitionismus entgegenhalten würden, so wäre es ein für alle Mal aus mit Mac Kinley-Tarifen und Aehnlichem. Die europäisch-germanische Welt mit ihren Kolonien, mit Skandinavien, den Niederlanden, Oesterreich-Ungarn, Italien in der selben Handelspolitik verbunden, würde der ganzen übrigen Welt im Zeichen von fair trade die Richtung zu geben vermögen.

Die Eventualität eines etwa zum Durchbruch gelangenden weltbritischen Zollbundes hat aber für Mitteleuropa auch eine Kehrseite und diese Seite sieht je nach der Art der Durchführung einer weltbritischen Zollgemeinschaft

weniger vortheilhaft für uns aus. Jene mitteleuropäischen Länder, die jüngst in ein System von Tarifverträgen sich verflochten haben, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, die Schweiz und Belgien, weiter die Niederlande, sind mehr oder weniger entwickelte Industrie- und Handelsländer, theilweise zugleich Länder intensiver Landwirthschaft und rationeller Viehzücht. Ihnen ist seit bald fünfzig Jahren der Markt Englands ohne Gegenleistung völlig offen und der Markt der englischen Kolonien zu den selben Bedingungen wie für das englische Mutterland zugänglich gewesen. Das war für sie durch ein halbes Jahrhundert eine sehr angenehme Gewohnheit des Daseins, die sehr schöne Seite der Medaille des englischen Freetrade. Und nach dieser Richtung würde es sich nun für Mitteleuropa, namentlich auch für die deutsche Viehzucht, um das fernere Sein oder Nichtsein handeln, je nachdem der weltbritische Präferentialzollverband bei mäßigen Lebensmittelzöllen stehen bleibt oder aber sich zu einem eigentlichen Zollverein mit voller Zollfreiheit im Innern auswachsen würde. Schon die Vorzugsstellung englischer Fabrikate in den englischen Kolonien und der Kolonial-Produkte im europäischen Britannien würde daher für die festländische Industrie- und Landwirthschaftkonkurenz empfindlich werden. Dies um so mehr, je höher die Begünstigungen im interbritischen Verkehr ausfallen würden. Sollte aber innerhalb des weltbritischen Zollbundes der Appetit beim Essen immerfort wachsen und würde nach Erreichung der Selbstversorgung mit weltbritischem Getreide das englische Mutterland allen fremden Staaten gegenüber zugleich auch zum Industrieschutz zurückkehren, würde England sich mit der Zeit von den Kolonien aus im Maße des Anwachsens der kolonialen Industrien zur Agrar- und Industrie-Abschließung bestimmen lassen, so eröffnen sich auch für uns Aussichten der unbehaglichsten Art. Wenn außer den Vereinigten Staaten, außer Rußland und Frankreich, auch noch das britische Weltreich sich zu volks- und weltwirthschaftlicher Selbstgenügsamkeit abschließen würde, so wären die mitteleuropäischen Staaten der Exportunfähigkeit, jedenfalls der Verzwergung, also der Gefahr ausgesetzt, Portugals der Zukunft zu werden. Sie müßten den weltbritischen Zollbund fürchten und wünschen, daß er nicht zu Stande komme. Dies ganz besonders dann, wenn eine völlige Zolleinigung Englands mit allen seinen Kolonien des Pudels Kern bilden oder das Ende vom Greater Britain-Liede werden sollte. — Läßt denn aber diese Gefahr sich nicht durch rechtzeitiges aktives Eingreifen der mitteleuropäischen Tarifvertrags-Staaten unter Führung Deutschlands abwenden? Ich glaube, daß es gar nicht angebracht wäre, hieran zu verzweifeln und in Resignation unserer weltwirthschaftlichen Liliputerei entgegenzugehen.

Der weltbritische Zollverband kann zweierlei Gestalt annehmen: diejenige eines dauernden Präferentialzoll-Verbandes oder diejenige eines

Zollvereins, nachdem diesem durch eine Zwischenepoche der bloßen Präferentialzoll-Gemeinschaft die Bahn gebrochen wäre. Beide Ausgestaltungen könnten entweder mehr freihändlerisch oder mehr schutzzöllnerisch ausfallen. Keinesfalls könnte der heutige Elfartikel-Zolltarif des Mutterlandes aufrecht bleiben, wofern die Kolonien dauernd ans Mutterland gefesselt und die Reichszuschlagzölle einträglich gemacht werden sollen. Mindestens einen mäßigen Weizenzoll müßte England wieder einführen. Bei dem auf elf Gegenstände der Finanzverzollung heruntergegangenen Freetrade-Tarif Englands würde sich eine Bevorzugung der Kolonien ergeben nur bei Thee für Indien und Ceylon, bei Wein für Capland und Australien, bei Tabak für Indien, Westindien und Natal; Kanada ginge ganz leer aus. Etwas müßte also am Freihandel jedenfalls abgebrochen werden. Aber wie viel?

Am Meisten dann, wenn von den zwei Möglichkeiten der Ausgestaltung die zweite, nämlich die völlige Zolleinigung, Wahrheit werden sollte. Und da ist nun gar kein Zweifel, daß bei den begeistertsten Anhängern des weltbritischen Zollbundes in England zur Zeit schon die völlige Zolleinigung Endziel und Endhoffnung ist. Um den vollen Betrag der kolonialen Schutzzölle, welche jetzt bis zu 40 und mehr Prozent des Werthes betragen, würde nach Erreichung solcher Zolleinigung englisches Fabrikat in der ganzen großen englischen Kolonialwelt einen Vorsprung erhalten und bei der Rückkehr des Mutterlandes nicht blos zu Agrar-, sondern mit der Zeit auch zu Industrie-Schutzzöllen würde die weltbritische Zolleinigung eine stets steigende Gefahr für Mitteleuropa werden. Zum Glück ist die Gefahr einer Zolleinigung Weltbritanniens höchst wahrscheinlich weder groß noch für ein wachsames und einmüthiges Mitteleuropa unabwendbar. Die Tarifvertragsstaaten haben bei geschickter Handelspolitik eine große Aussicht, am weltbritischen Zollbund sich in Vertragsform sogar selbst zu betheiligen oder die Präferentialzölle Weltbritanniens niedriger zu halten, an ihnen sogar einen größeren oder geringeren Antheil zu erlangen.

Die Kolonien selbst werden aus drei entscheidenden Gründen der völligen Zolleinigung mit England sich entziehen. Einmal deshalb, weil ihr Finanzsystem für absehbare Zeit sein Fundament hoher Finanzzölle auf mutterländische Fabrikate nicht verlassen kann. Weiter deshalb, weil die englischen Kolonien den aufstrebenden eigenen Industrien die Zölle als Schutzzölle nicht werden entreißen dürfen. Endlich deshalb, weil die völlige volkswirthschaftliche Verschmelzung mit dem Mutterlande das große Maß jetziger politischer Kolonial-Unabhängigkeit zu gefährden droht. Aber auch das Mutterland hätte Gründe gegen die völlige Zolleinigung. Diese würde schwierige und unliebsame Verfassungbildungen im Gefolge haben. Agrar-

Zölle, bald auch wieder auftretende Industrie-Schutzzölle, würden durch ihre Retorsionwirkung innerhalb des ganzen nicht britischen Theiles der alten wie der neuen Welt den jetzt gewaltigen Markt Englands außerhalb seiner Kolonien in Frage stellen. Die Bäume des Commercial Union-Planes werden also schwerlich in den Himmel wachsen können. Dafür ist gleich sehr vom Mutterland wie von den Kolonien aus durch wahrscheinlich unbesiegbare Widerstände gesorgt. Die Waffen Mitteleuropas gegen späteren weltbritischen Agrar- und Industrie-Hochschutz, geführt im Nothfall mit der übrigen nichtbritischen Welt in Uebereinstimmung, würden außerdem von nicht geringer Stärke sein. Man wird daher mit einiger Ruhe der Erwartung sich hingeben dürfen, daß die Gruppe der industriell und landwirthschaftlich England ähnlichen Staaten Mitteleuropas zum eventuellen Weltbritannien auf den Fuß einer für beide Theile vortheilhaften Fairtradehandelsgemeinschaft zwischen allen europäisch-germanischen Völkern und deren Kolonien zu stehen kommen würde. Immerhin muß man mit der Annahme rechnen, daß ein weltbritischer Präferentialzoll-Verband wirklich zu Stande kommt. Das wäre Mitteleuropa immerhin widerwärtiger als der Umschlag in England vom Free- zum Fairtrade. Doch wäre auch diese Eventualität wahrscheinlich vorübergehend und keinesfalls so schlimm, um allzu großes Bangen für unsere handelspolitische Zukunft einzuflößen.

Die Zollbegünstigung des Mutterlands in den Kolonien vor allen fremden Staaten und umgekehrt der englischen Kolonien im Vereinigten Königreich würde keine starke sein können. Vermuthlich käme es in England nur zu sehr mäßigen Eingangszöllen auf Lebensmittel; denn möglichst wohlfeile Volksnahrung bleibt für immer eine Grundbedingung der Konkurrenzfähigkeit Englands auf fremden Märkten. Die vertragsmäßige Gleichberechtigung der mitteleuropäischen Staaten in der Einfuhr von Agrarprodukten würde, da wir im Durchschnitt in Getreide nur geringe Ueberschüsse abzugeben haben, kaum auf große Schwierigkeiten stoßen; wenigstens unter der doppelten Bedingung, daß wir auch den Produkten der englischen Kolonien entsprechende Sonderbegünstigung einräumen oder dem englischen Mutterlande in unseren Industriezöllen für Fairtrade in der Richtung entgegenkommen, in welcher die Industrieländer Belgien und die Schweiz ohne Schaden längst entgegengekommen sind. Unsere Landwirthschaft, die nordwestdeutsche insbesondere mit ihrem bedeutenden Verkehr nach England, wird also große Nachtheile kaum zu befürchten haben, wenn unsere auswärtige Handelspolitik nicht von ganz unglücklicher Hand geleitet wird. Industriezölle wird England in absehbarer Zeit nicht in gefährlichem Maße wieder entwickeln, wenn man ihm nicht mit hartem Industrie-Protektionismus begegnet. Die englischen Kolonien aber können den Reichs-

zuschlagszoll auf fremde Fabrikate nicht sehr hoch stellen, — vorläufig war nur von zweiprozentigen Werthzöllen die Rede. Sonst würden sie sich selbst zu sehr belasten und außerdem die Gefahr laufen, daß bei ihnen die nichtenglische Waarenzufuhr, mit dieser aber ein Hauptzweck, der Ertrag der kolonialen Reichszuschlagszölle für die interbritische Wehrgemeinschaft, in die Brüche gehen würde. Der weltbritische Zollbund wird also in handelspolitischer Ausschließlichkeit gar nicht weit gehen dürfen, ohne die Retorsion der ganzen übrigen Welt, nöthigenfalls auch Mitteleuropas im Bunde mit Rußland und den Vereinigten Staaten, zu großem Schaden für England sammt seinen Kolonien wachzurufen. Für den Fabrikatenabsatz vermöchten die beiden zuletzt genannten Handelsweltreiche der mitteleuropäischen Industrie, welche der russischen und der amerikanischen Industrie überdies weniger gefährlich wäre, als es die englische Industrie ist, Bevorzugungen von großer Wirksamkeit einzuräumen. Ein weltbritischer Präferentialzoll-Verband wird sich daher unter allen Umständen innerhalb enger Bevorzugungsgrenzen zu bewegen haben. Ein solcher Bund wird uns nicht tötlichen Schaden bringen und seine auch für uns günstigste Wirkung bestände darin, England sammt seinen Kolonien im Interesse der ganzen übrigen, namentlich der industriell entwickelten übrigen Welt gegen Rußland und die Vereinigten Staaten retorsionfähig zu machen. Der Präferential-Verband wäre in erster Linie Mittel zu allgemeiner Erzielung der Billigkeit aller Staaten in der wechselseitigen handelspolitischen Behandlung, im Mittel, dem fair trade, d. h. einem alle nationalwirthschaftlichen Individualitäten und Entwickelunglagen achtenden welthandelspolitischen, periodenweise sich fortentwickelnden allgemeinen Welthandels-Gleichgewicht, zu dienen. Das angelegentliche Streben Mitteleuropas müßte daher darauf gerichtet sein, Antheil an den Vortheilen eines zu Stande kommenden weltbritischen Präferentialzollverbandes zu erlangen, oder und noch mehr, einen solchen Verband durch ein für England und seine Kolonien noch vortheilhafteres Handelssystem zu überbieten. Wie aber kann das Eine oder noch besser das Andere erreicht werden? In Beantwortung dieser Frage hat man zwischen der rechtlichen Form und dem sachlichen Inhalt des Handinhandgehens mit der eventuellen militär- und handelspolitischen Föderation des britischen Weltreiches zu unterscheiden.

Der Anschluß der mitteleuropäischen Staaten könnte natürlich ein staatsrechtlicher, d. h. ein Beitritt zum weltbritischen Bunde und Eintritt in dessen Reichsbundesrath, nicht sein. Der Anschluß könnte nur die völkerrechtlich vertragsmäßige Form annehmen, am Besten in Form von Verträgen für längere Zeit und gleichmäßig befristet, zum Fristablauf kündbar. Jeder mitteleuropäische Staat würde in Verträgen mit allen übrigen

Staaten seine Finanz- und Schutzzölle nach seinen besonderen Bedürfnissen und wechselnden Entwickelungsgängen selbständig regeln wie bisher. Ein mitteleuropäischer Zollbundesrath als stehende Einrichtung wäre nicht erforderlich. Aber eine gemeinsame handelspolitische Kommission könnte immerhin praktisch erscheinen. Vielleicht auch die Vereinbarung der Beschickung von Konferenzen, in denen Bevollmächtigte sämmtlicher Tarifvertragsstaaten Anträge erörtern und dann die Ergebnisse des Gedankenaustausches hierüber ad referendum nehmen würden. Ein gemeinsames Vorgehen in der Handelspolitik, ein nach Gruppen geordnetes Auftreten allen handelspolitischen Weltmächten gegenüber, würde hierdurch sicherlich gefördert werden. Dem Zusammengehen mit Weltbritannien, wenn nöthig gegen russischen und panamerikanischen Prohibitionismus oder mit Rußland und Nordamerika gegen weltbritische Ausschließungpolitik, wäre so ohne jegliche Gefährdung, sei es der politischen, sei es der volkswirthschaftlichen Unabhängigkeit irgend einer mitteleuropäischen Nation in formeller Hinsicht Vorschub geleistet.

Was aber würde den materiellen Inhalt der Gemeinschaft mit einem weltbritischen Zollbunde zu bilden haben? Zweierlei ist denkbar: einmal völlige Gleichberechtigung mit dem englischen Mutterlande in den englischen Kolonien sowie mit den englischen Kolonien auf dem Markte des europäischen Britannien, also Meistbegünstigung, wie umgekehrt Meistbegünstigung Englands und seiner Kolonien in der Einfuhr nach den mitteleuropäischen Staaten. Das Zweite wäre halbe Betheiligung am Vortheil der interbritischen Präferentialzölle, wenn deren völlige Einräumung nicht zu erreichen wäre, unter mäßigeren Gegeneinräumungen seitens der mitteleuropäischen Staaten, eines jeden nach den Grundsätzen wechselseitig billigen Entgegenkommens. Diese blos theilweise geltende Gleichberechtigung innerhalb eines weltbritischen Präferential-Zollverbandes, etwa zur Hälfte der Präferentialzölle für sonstige fremde Staaten, wäre immerhin besser als die Vollbelastung mit den Unterscheidung-Zollabgaben. Allein eine wünschenswerthe Eventualität wäre Das doch nicht. Es würde die Zurücksetzung Mitteleuropas im ganzen britischen Weltreich bedeuten. Das Bessere wäre eben, daß Mitteleuropa mit England auf der Basis der Gleichbehandlung nach den wechselseitigen Reichstarifen den Handelsverkehr regle und die wechselseitige Bevorzugung, die Präferentialtarife, als Preis für Einräumungen dritter Agrikulturstaaten verwende, so daß die Gesammthandelspolitik der Welt in allseitig billige, allgemein eingeräumte Tarife, in — Welt-Fairtrade auslaufen würde.

Dieses Hauptziel scheint nun aber, wenigstens auf den ersten Blick, unerreichbar zu sein, weil es die eigensten Zwecke des weltbritischen Zollbundes vereiteln zu müssen scheint. Als diese Zwecke sind die Bevorzugung

der englischen Fabrikate auf den englischen Kolonialmärkten, weiter die Begünstigung der Bodenprodukte der englischen Kolonien auf dem mutterländischen Markte, endlich die Gewinnung von Mitteln für die Kolonialvertheidigung bereits hervorgetreten. Alle drei Zwecke scheinen sofort hinfällig zu werden, wenn wechselseitig volle Meistbegünstigung zunächst zwischen Weltbritannien und den mitteleuropäischen Staaten, später auch zwischen diesen beiden Weltgruppen einer- und Rußland, Amerika u. s. w. andererseits eintreten würde; denn der Hofmeyrsche Reichszuschlagszoll würde dann immer weniger und schließlich gar nichts eintragen, die Kolonien genössen in England keine Agrar- und die englische Industrie auf dem weltbritischen Kolonialmarkte genösse keine Industrie-Präferentialzölle. Allein bedeutender wäre doch Dies: das interbritische Präferential-Zollsystem mit Meistbegünstigung zu den interbritischen Tarifen hätte im Voraus die Tendenz, unter größter Schonung der volkswirthschaftlichen Individualität und Entwickelungslage aller Länder, der alten wie der kolonialen, in ein periodisch sich erneuerndes handelspolitisches Gleichgewichtssystem der ganzen Welt auf dem Grunde allwechselseitiger Meistbegünstigung auszulaufen und dem beharrlichen oder periodischen, stets wild anarchischen bellum omnium contra omnes ein Ende zu machen, mittelbar alle großen Weltwirthschaft-Gruppen zu Fairtrade zu nöthigen, — und dies Alles deshalb, weil das britische Weltreich als Ganzes endlich zu einer aktiven Fairtrade-Politik an Stelle halbhundertjähriger passiver Freetrade-Politik zurückgekehrt wäre. Der Zollbund wäre eben nicht das letzte und höchste Ziel, sondern eine Episode, eine Retorsionwaffe, welche möglichst nicht angewendet, sondern durch bewirkten Fairtrade-Anschluß aller übrigen Staaten wieder in die Rüstkammer gelegt würde. Und für die mitteleuropäische Handelspolitik käme es eben darauf an, im weltbritischen Zollverband gleich vom Anfang die interbritischen Tarife unter erträglichen Gegeneinräumungen zu erreichen.

Kann denn dieses Auslaufen von passiver Welt-Freetrade-Politik in aktive Welt-Fairtrade-Politik irgend einem Lande im Ernste widerwärtig sein? Doch gewiß am Allerwenigsten dem englischen Mutterlande selbst. Denn dem Verzicht auf „Preference“ in den englischen Kolonien stände der überwiegende Vortheil gegenüber, daß sich alle Staaten der Welt England gegenüber in erträgliche Tarifeinräumungen und Tarifbindungen so weit einlassen würden, wie sie nach ihren besonderen Verhältnissen jeweilig gehen könnten. Auch den englischen Kolonien könnte diese Wendung nicht ungünstig sein; denn sie würden nicht blos auf dem englischen Markte, sondern in allen Ländern, die mit Weltbritannien Verträge schließen, Meistbegünstigung erreichen und allen solchen Staaten gegenüber, die Meistbegünstigungverträge verweigern, sogar Bevorzugung erlangen. Den mitteleuropäischen Staaten

könnte diese Wendung nicht nachtheilig sein; denn einerseits wäre eine Vergewaltigung durch England, dahin gehend, Finanz-, Agrar- und Industriezölle auf ein für die Entwickelunglage der mitteleuropäischen Länder unerträgliches Mindestmaß hinabzudrängen, nach den bisherigen Erfahrungen nicht zu befürchten und bei einverständlichem Auftreten könnte jeder derartige künftige Versuch der Vergewaltigung abgewehrt werden. Dagegen wäre dem mit England gemeinsamen Interesse Mitteleuropas, im russischen Reich, in den Vereinigten Staaten, in Frankreich und in deren Kolonien billige Zolleinräumungen im Industrietarife gegen erträgliche Agrartarifsätze zu erreichen und Mac Kinley-Tarife zu vereiteln, die denkbar größte Retorsion- und Negotiationmacht zur Verfügung gestellt.

Frankreich müßte offenbar schon bald dem übrigen Mittel- und Westeuropa sich anschließen, ohne deshalb agrarisch oder industriell seine Individualität opfern zu müssen, und Das könnte politisch nur die allerbesten Folgen haben. Das ganz „alte Europa" wäre für unabsehbare Zeit eine den „jungen" Weltreichen mindestens gewachsene Macht geworden. In diese Verfassung und Richtung versetzt, wäre das „alte Europa" auch durchaus im Stande, weiteren Sonderangliederungen, welche Rußland, die Vereinigten Staaten und Frankreich in Beziehung auf Hinterasien, Mittelafrika, Mittel- und Südamerika und die asiatische Türkei im Schilde führen, auf das Wirksamste entgegenzutreten, ohne doch irgend einer der genannten Mächte Schaden oder Unrecht thun zu müssen. Die großartige Auffassung, die Fürst Bismarck in der lapidaren Eröffnungrede zum Kongokongreß im Jahre 1885 bezüglich der gleichberechtigten Antheilnahme aller civilisirten Völker am hinterasiatischen und centralafrikanischen Handel zur Geltung gebracht hat, würde einer vollkommen gesicherten Erfüllung entgegensehen.

Nach Anbruch des zwanzigsten Jahrhunderts hätte Mitteleuropa — zwar im Anschluß an England, aber ohne die Nöthigung, sei es seine Industrie England, sei es seine Landwirthschaft Rußland und den Agrikulturreichen preiszugeben — die anscheinend vom Kaiser Wilhelm gewünschte Position eingenommen, ohne daß eine Faser Unabhängigkeit für irgend eines der fraglichen Völker dabei geopfert wäre. Ein gedeihliches Welthandelsgleichgewicht wäre ohne Bedrängung der europäisch-germanischen Welt sammt ihren Kolonien gewonnen und für sehr lange Zeit gesichert. Und Das würde geschehen, sobald Lord Rosebery noch will, was er bisher gewollt hat: weltbritische Imperial Federation, ohne weltbritische Zollunion, doch mit aktivster Vertretung von Fairtrade seitens jener Föderation der ganzen Welt gegenüber, im Bunde mit — Mitteleuropa.

Stuttgart. Dr. Albert Schaeffle.

Ungewöhnliche Vorgänge im Weltraum.

Seit Erfindung der Spektralanalyse hat sich wiederholt Gelegenheit geboten, sehr merkwürdige Erscheinungen am Sternenhimmel zu studiren. Ich meine das plötzliche Aufleuchten von Fixsternen, die man bis dahin nicht gesehen hatte und die nach kurzem Glanz wieder unsichtbar wurden. Schon das Alterthum kannte solche Erscheinungen und gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts war es vor Allem der hell auflodernde Stern in der Cassiopeja, der das größte Aufsehen erregte, da er sogar am Tage gesehen werden konnte. Noch mehrere ähnliche Erscheinungen traten bis zur Mitte unseres Jahrhunderts ein und sie wurden von den Astronomen mit demjenigen Eifer beobachtet, den so seltene Vorgänge verdienen. Ueber das Wesen dieser Erscheinungen aber konnte man zu keinem sichern Ergebniß gelangen; die Vermuthungen gingen in dieser Beziehung um so mehr auseinander, je weniger stichhaltig die Gründe waren, auf die sie sich im Einzelnen stützten. Newton hatte sich früher dahin ausgesprochen, es möchten die auflodernden kurzzeitigen Sterne vielleicht Weltkörper sein, die durch irgend eine Ursache in Gluth gerathen wären; doch lag eine solche Anschauung so weit ab von den modernen Vorstellungen über die ewige Ordnung der Dinge im Weltall, daß man ihr keine weitere Beachtung schenkte. So revolutionäre Vorgänge am Himmel mochte man nicht zugeben zu einer Zeit, da man selbst von unserer Sonne die naive Meinung hatte, sie sei eine Art von dunkler Erde und in gewisser Höhe mit einer lichten Hülle umgeben, die sich in einer Art von perpetuirlichem Nordlicht befinde. Die Fortschritte der Physik und die Anwendung des Spektroskops zeigten freilich anfangs der sechziger Jahre, daß die Sonne von einer weniger harmlosen Beschaffenheit sei, daß sie vielmehr ein ungeheurer glühender Ball ist, von einer Temperatur, die Alles übertrifft, was wir uns vorstellen könnnen. Unter solchen Umständen war das Aufleuchten eines neuen Sterns in der nördlichen Krone im Mai 1866 ein astronomisches Ereigniß ersten Ranges, denn nunmehr konnte die Spektralanalyse auch hier angewendet werden. Gleich anfangs fand sich, daß dieser auflodernde Stern nicht eigentlich neu sei, sondern als Sternchen 9.—10. Größe früher schon von Argelander zu Bonn in die Sternkarten eingetragen worden war. Neu und überraschend war nur die rasche Lichtzunahme des Sterns innerhalb kurzer Zeit um das Hundertfache und darüber. Die Lichtzunahme eines Fixsterns, also einer glühenden Sonne, in solchem Grade, ist unzweifelhaft ein wahrhaftes Weltereigniß und kann nur eine entsprechende kosmische Ursache haben.

Die Anwendung der Spektralanalyse auf diesen Stern, durch William

Huggins in England, ergab als völlig unerwartetes Resultat, daß das Licht des Sterns aus zwei Quellen stammte. Die eine sandte ein Licht aus, ähnlich demjenigen unserer Sonne, welches von einem glühenden Körper kommt, den eine Atmosphäre von niedrigerer Temperatur umgiebt; die andere bestand aus glühendem Wasserstoff. Huggins schloß indessen nicht auf zwei verschiedene Weltkörper, sondern erklärte die Erscheinung dadurch, daß sich aus dem Innern jenes Firsterns plötzlich eine große Menge Wasserstoff entwickelt habe, der, in Brand gerathen, das zweite Spektrum erzeugte. Das war also eine Art chemischer Deutung des Vorgangs. Im Jahre 1876 erschien abermals ein neuer Stern, in der Konstellation des Schwans, und wiederum zeigte sich das doppelte Spektrum, dabei ergab sich aber außerdem, daß mit der Helligkeitsabnahme des Sterns dieses Spektrum immer einfacher wurde und sich zuletzt von demjenigen eines planetarischen Nebelfleckes durchaus nicht mehr unterschied. Im Winter 1892 tauchte wiederum ein neuer Stern auf, im Sternbild des Fuhrmans, und zwar wurde er mit bloßem Auge von einem Liebhaber der Astronomie in England aufgefunden. Seit 1876 hatte aber die Astronomie sowohl auf dem Gebiete der spektroskopischen Messung als auch durch Anwendung der Photographie zur Aufnahme der kleinsten Fixsterne gewaltige Fortschritte gemacht. So konnte man auf der Sternwarte zu Cambridge in Nordamerika nachweisen, daß der neue Stern auf einer am 1. Dezember 1891 aufgenommenen Platte nicht vorhanden war, daß er dagegen auf einer Platte vom 10. Dezember als Stern 5,4., am 20. Dezember aber als solcher 4,5. Größe erscheint. Diese Platte war noch nicht untersucht, als die Nachricht von der Auffindung des Sternes aus England eintraf. Sofort wurden nun auch die spektroskopischen Untersuchungen des Sternes aufgenommen, und zwar wurde das Spektrum photographirt. Die wichtigsten Arbeiten dieser Art leisten die Lick-Sternwarte in Kalifornien, die Harward-Sternwarte in Cambridge, William Huggins in London, Belopolsky auf der Sternwarte zu Pulkowa und das unter Leitung von Vogel stehende astrophysikalische Observatorium zu Potsdam. Vogel hat unlängst die dort angestellten Untersuchungeu in den Abhandlungen der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften veröffentlicht und dabei auch auf die anderen vorhin genannten Arbeiten Rücksicht genommen, so daß seine Publikation eine Art von abschließendem Charakter trägt. Das Spektrum zeigte, mit bloßem Auge betrachtet, ein ähnliches Aussehen wie die Spektra der neuen Sterne von 1866 und 1876. Ein ganz überraschendes Resultat gab jedoch die photographische Aufnahme des Spektrums. Es erstreckte sich weit in das Violett hinein und zeigte ebenfalls viele helle und breite Linien, besonders Wasserstofflinien; an deren brechbareren Seiten befinden sich aber breite dunkle Linien, deren Abstände von den entsprechenden hellen Linien

nach dem Violett hin so zunahmen, daß man an der Identität der hellen und dunklen Linien nicht zweifeln konnte. „Mit einem Schlage", sagt Prof. Vogel, „war nun dargethan, daß man es nicht mit dem Spektrum nur eines leuchtenden Körpers, sondern mit übereinander gelagerten, gegen einander verschobenen Spektren von mindestens zwei Körpern zu thun habe, die sich, wie aus der Verschiebung hervorgeht, mit großer Geschwindigkeit gegen einander bewegten." Später zeigte sich, daß vielleicht sogar noch mehr als zwei Weltkörper an der Erscheinung des neuen Sternes betheiligt waren. Campbell auf der Lick-Sternwarte schließt aus seinen Aufnahmen auf drei oder vier Körper, von denen zwei oder drei Spektra mit hellen Linien erzeugten, während einer ein Spektrum ähnlich wie unsere Sonne gab. Der neue Stern nahm rasch an Licht ab und am 26. April 1892 konnte er auf der Lick-Sternwarte nur noch als feines Lichtpünktchen 16. Größe erkannt werden. Die nächste günstige Zeit zu seiner Beobachtung fiel in den August, aber es war nicht wahrscheinlich, daß der Stern dannnoch sichtbar sein würde. Statt Dessen aber fand man am 17. August auf der Lick-Sternwarte, daß die Nova wieder um volle 5½ Größeklassen heller geworden war, und ihr Spektrum bestand nur aus hellen Linien ähnlich den Spektren der gasförmigen Nebelflecke. Es war zuletzt, nach den Beobachtungen von Prof. Barnard, von dem Spektrum eines planetarischen Nebels durchaus nicht mehr zu unterscheiden. Hier wiederholte sich also genau Dasjenige, was schon der Stern vor 1876 gezeigt hatte; die Nova war zuletzt von einem kleinen sogenannten planetarischen Nebel spektroskopisch nicht verschieden und man hätte sie für einen solchen halten müssen, wenn man sie nicht früher als hellen Firstern schon gekannt hätte. Warum soll sie auch nicht zu einem solchen Nebel geworden sein?

Die Beschäftigung mit dieser Frage führt zunächst zu derjenigen nach dem Wesen des Vorgangs bei diesem Stern überhaupt. Huggins glaubt aus seinen Wahrnehmungen schließen zu müssen, daß es sich um den nahen Vorübergang zweier Weltkörper (Sonnen) gehandelt habe, wodurch gewaltige Fluthen in ihren glühenden Gashüllen und damit deren vermehrte Helligkeit verursacht worden sei. Belopolsky sagt, daß zur Erklärung des Vorganges mehrere Körper anzunehmen seien. Der eine von ihnen, mit einer starken Wasserstoffatmosphäre und verhältnißmäßig niedriger Temperatur, bewegte sich mit enormer Geschwindigkeit auf uns zu, während der zweite, mit hellen Wasserstofflinien im Spektrum, eine hohe Temperatur besaß und sich während der Beobachtungzeit mit veränderlicher Geschwindigkeit erst von uns hinweg, dann auf uns zu bewegte. Die Konstanz und die enorme Größe der Geschwindigkeit des ersten Körpers läßt darauf schließen, daß dieser der Hauptkörper gewesen sei und daß der andere (der möglicher-

weise auch aus einer Anzahl kleiner Körper bestanden haben könne) in dessen Atmosphäre aufgeflammt sei. Die Erscheinung sei analog (nur in ungeheuer vergrößertem Maßstabe) dem Aufflammen von Feuerkugeln in der Erdatmosphäre. Die früher (1866) von Huggins vertretene chemische Theorie ist in all diesen Erklärungen verlassen und statt ihrer eine mechanische aufgestellt worden, wonach die Hemmung von Massenbewegung als Ursache des Vorganges erscheint. Dieser Meinung ist auch Prof. Vogel. „Die Ansicht", sagt er, „daß die Nova durch das Zusammentreffen eines Himmelskörpers mit mehreren Körpern zu erklären sei, drängte sich mir schon nach den ersten Beobachtungen auf und diese Vorstellung ist im Laufe der Zeit durch weitere Beobachtungen immer mehr befestigt worden. Hierbei erregte die Frage, ob die Wahrscheinlichkeit für eine derartige Begegnung von Himmelskörpern eine nicht zu geringe sei, freilich anfänglich Bedenken; doch scheinen diese gänzlich gehoben durch die Ueberlegung, daß, nach der Kant-Laplaceschen Hypothese über die Entstehung unseres Sonnensystems, wohl kaum ein größerer Weltkörper ohne Begleiter gedacht werden kann, und es scheint geradezu wunderbar, daß bei allen Hypothesen über neue Sterne diese ohne Weiteres zu machende Voraussetzung außer Acht gelassen worden ist. Nimmt man an, ein Körper, dessen Masse von der Ordnung der Sonnenmasse ist, käme plötzlich einem dem unsern ähnlichen Sonnensysteme, dessen Centralstern durch allmähliche Abkühlung seine Leuchtkraft verloren hat, nahe, so würden dadurch enorme Störungen verursacht werden und Zusammenstöße einzelner Glieder des Systems und dadurch bedingte Lichterscheinungen wären unausbleiblich." Vogel macht nun die Annahme, daß der Weltkörper, welcher das Spektrum ähnlich demjenigen unserer Sonne besaß und der sich den Beobachtungen zufolge mit der ungeheuren Geschwindigkeit von 90 Meilen in der Sekunde durch den Weltraum bewegt, einem andern Weltkörpersystem nahe gekommen sei. Durch diesen nahen Vorübergang an einem größeren oder an mehreren kleineren Körpern dieses Systems, vielleicht auch durch direkten Zusammenstoß mit kleineren Körpern, sei der in das System eintretende Stern plötzlich in einen hohen Glühzustand versetzt worden. „Zur Zeit der spektroskopischen Beobachtung," sagt Vogel, „hat sich der Körper in einem Theil des supponirten Sonnensystems befunden, welches dichter mit kleinen Körperchen angefüllt gewesen ist. Diese haben hierbei theilweise selbst enorme Erhitzung und eine mehr oder minder große Geschwindigkeit erhalten, welcher das Spektrum mit den hellen Linien seine Entstehung verdankt." Auf eine genauere Ausmalung des Vorganges verzichtet Vogel, da es ihm in der Hauptsache nur darauf ankam, zu zeigen, daß die Wahrscheinlichkeit der Begegnung eines im Weltraum umherirrenden Himmelskörpers mit einem andern Sonn- und Planetsystem

keine zu geringe ist, indem gegen die Annahme eines Planetensystems bei einem Fixsterne nichts eingewandt werden könne und ferner die Annahme eines Systems, in welchem ein Körper sich mit der enormen Geschwindigkeit von 90—100 Meilen Wochen, ja Monate lang bewegte, die Erscheinungen der Nova ungezwungen erkläre, ohne etwas Unwahrscheinliches zu haben, da ein solcher Körper beispielsweise zur Durchschreitung unseres Sonnensystems fünf Monate gebrauchen würde. Professor Seeliger denkt sich den Vorgang etwas anders, indem er das Aufleuchten des neuen Sterns durch das Zusammentreffen mit einer Wolke dünn verstreuter Materie verursacht annimmt.

Ob nun die Erscheinung auf diese oder auf die von Vogel geschilderte Art entstanden ist, jedenfalls handelt es sich — und Das ist zunächst die Hauptsache — um eine Weltkatastrophe, bei welcher ungeheuere Licht- und Wärmemengen durch die Hemmung von Massenbewegung, durch mehr oder weniger direkte Zusammenstöße von Weltkörpern, erzeugt worden sind. Die alte Vorstellung von Newton ist hiermit, in modernisirter Gestalt, wieder zu Ehren gekommen und wir sind gezwungen, den Vorgang als einen anormalen zu betrachten, als einen solchen, der die altbestehende Ordnung in einem Sonnensystem umstürzt. Wäre der fremde Weltkörper in unser Sonnensystem eingedrungen und hätte hier die nämlichen Erscheinungen verursacht wie in den fernen Räumen des Weltalls, so würde der Untergang der bestehenden Zustände auf unserer Erde erfolgt sein, jedenfalls wäre der Untergang alles organischen Lebens auf unserm Planeten die sofortige Folge, auch selbst dann, wenn ein direkter Zusammenstoß mit der Erde nicht stattgefunden hätte.

Köln. Dr. Herman J. Klein.

Wie Höjer den Hof übernahm.

Das sollten andere Zeiten für ihn werden, jetzt, wo er, Höjer, zu dem Seinen kam und nach der Mutter Tode den Hof übernahm. Bisher hatte er nämlich beim Stiefvater als Knecht dienen müssen und, wie ihn dünkte, harte Tage verlebt. Hielt aber nunmehr er selbst das Heft in Händen, während der Alte auf seinem kleinen Ausgedinge saß, da würde er ein lustiges Herrenleben führen. Die Arbeit bei der beginnenden Frühjahrsbestellung überließ er getrost deshalb den Knechten und gedachte sichs beim Strich der Eider, die auf ihrem Zuge nach Norden eben die äußeren Scheeren passirte, wohl sein zu lassen.

Doch als er von der Jagd heimkehrte, da fand er Alles ungethan. Die Erde war zu hart gewesen, die Ochsen hatten zu schlechtes Winterfutter erhalten, die Geräthschaften waren gebrochen und Blomquist, der Stiefvater, hatte die Egge, die ihm und Höjer gemeinschaftlich gehörte, für sich in Anspruch genommen. Das war ein rechtes Kreuz, daß er mit Dem Etwas gemeinsam

haben mußte! Doch schlimmer noch wars, wenn sie zu Zweien Etwas bestellen sollten, denn da wurde es einfach unterlassen.

Höjer schalt und wetterte, aber die Teufelsburschen wußten sich bei Allem so geschickt auszureden, daß man ihnen nicht zu Leibe konnte.

„Bleib hübsch daheim, wenn Du willst, daß Etwas geschieht," sagte der Alte. „Selbst ist der beste Knecht."

Ja, aber Das wars ja eben, was Höjer so verlockend erschienen war, kein Knecht sein zu müssen, und jetzt sollte ers versuchen, Herr und Knecht in einer Person zu sein. Für Alle sich abdenken und es Allen zuvorthun! Setzte sich dabei der Stiefvater seine Mucken in den Kopf, so war rein nichts anzufangen. Brauchte Höjer den Tag über die Ochsen, mußte er sie just ebenfalls haben und nahm sich die Thiere, da er früher am Morgen aufstand, einfach aus dem Stalle und Höjers ganzer Arbeitplan war über den Haufen geworfen. Damit nicht genug, verhetzte ihm der Alte auch noch die Leute und machte sie ihm abspänstig, so daß kein Auskommen mehr mit ihnen war.

Wenn im Sommer die Studenten kamen, sich einzumiethen, gings noch schlimmer zu; da hatten die Mägde beständig etwas bei der Veranda zu schaffen. Die halbe Nacht wurde aufgesessen und Punsch getrunken und weiß der Teufel, was sonst noch für Abscheulichkeiten getrieben. Kam es aber dann früh zum Aufstehen, zum Melken, da schliefen sie, und standen sie beim Kochherde, so nickten sie ein, und nichts geschah, wie es geschehen sollte. Höjer mußte sich schließlich das ewige Umherschwärmen mit den Herren verbitten. Sie hätten zu schlafen bei Nacht. Doch da antworteten die Mädchen schlankweg (wie sie es von den im Sommer sehr freisinnigen Herren gelernt hatten), daß der Tag dem Arbeitgeber, die Nacht aber ihnen gehöre, und nach Sonnenuntergang thäten sie daher, was ihnen beliebte.

„Das mögt Ihr" entgegnete Höjer, „doch nur unter einer Bedingung: daß Ihr bei Tag für Lohn und Unterhalt gehörig schafft. Könnt Ihr die Nächte durchschwärmen und Eure Arbeit bei Tag um nichts schlechter verrichten, gut! Könnt Ihr Das aber nicht und schafft mir nichts Ordentliches, dann schaut, daß Ihr weiter kommt!"

Das waren sie natürlich nicht im Stande, hielten sich aber trotzdem für berechtigt, die Nächte zu durchschwärmen, da sich ihre Tagesarbeit äußerst schwer kontroliren ließ.

Höjer wurde es müde und machte eines Tages den gelehrten Herren in aller Höflichkeit Vorstellungen, wie Unrecht es von ihnen sei, die Leute um ihre Arbeitkraft zu bringen.

„Ja, aber es wird Ihnen doch dadurch keine Zeit entzogen," erwiderten die Herren.

„Die Kraft aber, auf die ich ein Anrecht habe, da ich die Leute ernähre, die wird mir entzogen," meinte Höjer, „und mir ist mit schlechter Arbeit nicht eben so wie mit guter gedient. Und wollt' ich mich selbst auf die Weise schadlos halten, daß ich für schlechtere Arbeit schlechtere Kost gäbe, es wäre mir nicht damit geholfen, denn dann beklagen sich die Leute und machen mir einen schlechten Ruf."

Aber dafür hatten die guten Herren kein Verständniß. Man sollte doch wahrhaftig auch gegen seine Untergebenen menschlich sein!

Nun wollten wiederum die Knechte, um die Mädchen zu sich zurück zu locken, daß abends getanzt werde, und so wurde denn die Dreschmaschine gefaßt

und hinausgeschafft, um die Tenne frei zu bekommen. Als sie aber nachher draußen im Freien im Regen stand als die Radzähne quollen, die Achsen rosteten, da gerieth Höjer in die heftigste Wuth und verbot die ewige Tanzerei. Auf etwas Schlimmeres hätte er jedoch gar nicht verfallen können, denn nun waren die Burschen völlig wie außer Rand und Band. Und was sie nur Alles ausklügelten, um die Arbeit im Stiche zu lassen! Eines Tages setzten sie mit der Ackerwalze im Galopp über einen Graben, daß sie entzwei ging. Sie wußten recht wohl, daß der Schmied eine halbe Stunde weit wohnte, und es einen vollen Tag kostete, hin und her zu rudern. Wünschten sie jedoch einen Mußetag zur See, so schalteten sie derart mit den Geräthen, daß Etwas entzwei ging. Nichts konnten sie dafür, nicht das Mindeste! Und wie hätte man ihnen auch ihr Verschulden beweisen können? Mußten die Schleppgarne gezogen werden, so hieß es, nur vor Allem mit dem Branntwein herausrücken, sonst gabs sicher und gewiß keine Fische im Netzsacke. Ja, und waren vielleicht die Knechte dafür verantwortlich, wenn sich keine fangen wollten? Sobald sie aber nur ein Bischen nach Branntwein rochen, fingen sich immer ein paar Fische.

Rein wie verhext war Alles für Höjer, und nie mehr wagte er, sich einen freien Tag zu machen, um auf die Jagd zu gehen, mußte sich immer und ewig nur daheim anketten. Wenn er so ab und zu einmal den Stiefvater mit einem Bund Vögel heimkehren sah, gab es ihm förmlich einen Stich ins Herz.

„Aha", sagte der Stiefvater, „probirst es jetzt?"

„Ja, verzeih mirs Gott, aber ich glaub', Niemand hats so gut auf der Welt wie Einer, der dient!" meinte Höjer,

„So hast Du früher nicht geredet, Du! Hast es eben nicht besser verstanden".

Zum Sommer heirathete Höjer, und gleich nach ihm der Alte. Da gabs einen neuen Tanz mit den Weibsleuten. Dies Gezänke, dies Gekeife! Dabei geriethen sich die Männer in die Haare. Der Stiefvater aber, als der Schlauere, blieb immer der Gewinner. Wenn Höjers Magd in den Wald sollte, um zu melken, ließ der Alte stets zuvor sie die Kühe in die Hürde zusammen rufen, wodurch seine Magd eine halbe Stunde Zeit ersparte. Konnte sie es hindern, daß die Kühe mitsammen daher kamen? Kleinlich war Das von Höjer, sich über so Etwas aufzuhalten. Höjer wollte nicht für kleinlich gelten, und obwohl ihm schien, daß die Mägde einander recht wohl ablösen könnten, verlor er weiter kein Wort darüber. Aber innerlich wuchs der Haß gegen den Alten, und obgleich dieser unleugbar ein rechter Spitzbube war, — an Allem war er doch nicht schuldig. An hübsch Vielem allerdings, und wo nur immer er und Höjer in einer Angelegenheit irgend mit einander zu thun hatten, wußte er geschickt den Gewinn an sich zu raffen, die Obliegenheiten aber klüglich von sich abzuwälzen.

Endlich war Höjer, als er sah, daß er jetzt schlimmer als früher daran war, der Sache überdrüssig, und zum vierzehnten März hatte er in aller Stille einen Pächter angenommen. Nun war die Reihe zu lachen an ihm. Der Pächter war ein geriebener Patron, der dem Stiefvater in der Schlauheit noch erheblich über war. Bald entspannen sich zwischen den beiden Landwirthen endlose Händel, so daß man der Insel schließlich den Spitznamen einer kleinen Hölle beilegte. Höjer hatte sich gleich vom Anfange an bei seinem Pächter in den Taglohn gegeben, was man einigermaßen verkehrt fand, aber darum scheerte sich der Bauer nicht. Nun that er nicht mehr, als er wollte, und ließ die Anderen sich balgen. Und Das thaten sie redlich.

Sobald erst der Pächter merkte, daß seine Magd allemal die Kühe einzutreiben hätte, erklärte er kurzweg, damit müsse gewechselt werden; und als Dies nicht geschah, befahl er seiner Magd, die Kühe des Andern in die See zu treiben, auf die Kobben, wo immer hin.

Und siehe da, Das half.

Darauf ging er an die Lösung der Gatterfrage. Da gab es advokatorische Kniffe ohne Ende. Aber der Pächter wußte sich zu helfen! Schließt Ihr Euer Gatter nicht, so öffne ich das Meine! Und geöffnet wurde es, so daß die Zugochsen mitten in die zum Trocknen aufgehängten Fischnetze hineingingen.

Jetzt wurde auch richtig geschlossen.

Es handelte sich darum, die Gräben zu überbrücken. Der Alte weigerte sich, Brücken zu legen, obwohl sie ja nur aus ein paar Bohlen bestanden. Gut! Der Arrendator ließ eine für sich allein machen und sie jedesmal wegnehmen, nachdem sie benützt worden war.

Es gab nur einen Brunnen auf dem Hofe, den die Weibsleute des Alten in Beschlag nahmen, um dort Wäsche zu waschen. Den ganzen Nachmittag schalten die Weiber einander, daß sie ultramarinblau in den Gesichtern wurden, der Arrendator aber stand in seiner Werkstatt und hobelte einen Brunnendeckel. Damit deckte er die Kufe, hing ein Hängeschloß vor, und die Sache war abgethan. Nun gingen jedoch die Weiber des Alten hin und stachen des Arrendators beste Kuh ins Euter, daß sie güst wurde. Dafür ließen wiederum des Pächters Weiber die Hühner des Alten aus, von denen der Fuchs in einer Nacht nicht weniger als sechs Stück erwürgte.

Es war ein Krieg um Leben und Eigenthum, wobei Höjer die nicht eben schöne Rolle des Angebers und Spions spielte. In stetem, engem Freundschaftbunde mit dem Arrendator, ging er diesem mit allen möglichen Auskünften zum Schutz und Trutz wider den gemeinsamen Feind an die Hand.

Und nun zum Herbst hatte er eine Hauptaktion ersonnen, die dem Stiefvater den Gnadenstoß versetzen sollte. Der Alte hatte nämlich äußerst wenig Wiesengrund und mußte das Seefutter, das Schilf der Bucht, immer mit in Berechnung ziehen, um seine zwei Kühe den Winter über zu erhalten. Nun war das Seefutter im Pachtkontrakt nicht ausgenommen, sondern galt als Gemeingut, von dem Jeder nahm, was er wollte. Indessen bestand eine stillschweigende Uebereinkunft, die Schilfmahd an einem bestimmten Tage vorzunehmen. Da sich diese Klausel jedoch nicht im Kontrakte befand, beschloß Höjer, dem Arrendator an einem Tage, an dem der Alte zu einer Auktion fort mußte, einen Floh ins Ohr zu setzen.

„Nimm Du Dein Theil erst, sonst nimmt sich der Andere Alles miteinander", so instruirte Höjer den Pächter, der nicht recht an die Sache wollte. „Mähst Du nicht erst, wird er zuerst mähen!"

Das hatte Hand und Fuß. Sobald demnach der Alte am Morgen den Rücken gekehrt hatte, bot der Arrendator alle Männer und Weiber seines Hofes auf und ließ sie ans Werk gehen. Rundum das ganze Gestade wurde selbstverständlich abgegangen und jedes Hälmchen, zu dem man nur gelangen konnte, hinweg rasirt, so daß, wer noch Etwas haben wollte, ins Wasser und in den Schlamm hinaus mußte und selbst da nurmehr Rohrpfeifen fand, die weder Kuh noch Kalb berühren mochte.

Als der Alte in seinem Boote daher gerudert kam und die Bucht wie eine

gemähte Wiese daliegen sah, gerieth er förmlich außer sich, und da er durchaus nicht im Unklaren darüber war, wer hier die Hand im Spiele gehabt, kehrte sich sein Haß gegen diesen. Seine Wuth war um so größer, als er selbst mit der Idee umgegangen war, dem Arrendator in einer Nacht auf gleiche Weise mitzuspielen. Sein einfacher Racheplan ging nun dahin, die Zwistigkeiten mit dem Pächter fallen zu lassen, die Bundesgenossenschaft zu sprengen und mit ihm gegen Höjer gemeinsame Sache zu machen.

Zu diesem Behufe begann er auf kleine Zweideutigkeiten im Kontrakte, durch die sich Höjer für alle Fälle Hinterthüren offen gehalten hatte, hinzudeuten. Das würde aber der Freundschaft der Beiden noch keinen Abbruch gethan haben, hätte es dem Arrendator nicht bereits selbst geschienen, daß Höjer hie und da kleine Vortheile zufielen, die von Rechts wegen ihm gebührten. Nun stach es ihm, da Jemand mit dem Finger darauf wies, doppelt in die Augen. Das Unglück wollte, daß Höjer gerade an diesem Tage hinausgerudert war, auf dem ergiebigsten Fischereiplatze des Arrendators Flundernetze auszulegen. Dazu hatte er jedoch, dem Kontrakte zufolge, nur ein begrenztes Recht, so zwar, daß, wie der Passus lautete, dem Hofbesitzer der Fischfang für den eigenen Hausbedarf in beliebigen Gewässern nicht verwehrt sein sollte. Nun kommt der Arrendator und findet seinen Grund von nicht weniger als dreißig Netzen in Beschlag genommen, so daß ihm selbst, da Zahl und Ergiebigkeit der Gründe eine beschränkte war, das Auslegen von Netzen unmöglich wurde.

Das legte die Lunte ans Pulverfaß, und so wie er heimkehrt, fängt es zu zischen und zu grollen an.

„Du, Höjer, hör mal! Du gehst und legst vor mir aus, so daß ich nicht mehr fischen kann?"

„Nun, hab ich vielleicht kein Recht mehr dazu?"

„Nein, dreißig Netze gehören nicht für den eigenen Hausbedarf. Schränk Dich damit nur hübsch ein!"

„Ich bin nicht verpflichtet, just die Anzahl, die es sein dürfen, zu errathen. Darüber steht nichts im Kontrakte."

„Oho, in diesem Ton sprichst Du? Weißt Du, daß Du drei Kühe in den Wald getrieben hast, während Dir nur eine Kuh dort zu weiden frei steht?"

„Na, was Dir Das in dem großen Walde nicht verschlägt!"

„Ach so, wir sollen gegen einander nicht schmutzig sein. Schön! Werde mirs für ein ander Mal merken!"

Den folgenden Morgen stand eben Höjer am Holzplatze, als der Pächter auf ihn zukam und mit der unschuldigsten Miene von der Welt anfragte:

„Du, Höjer, höre mal!"

„Ja! Da bin ich!"

„Ich brauch' ein paar Spatenschäfte. Darf sie doch im Wald nehmen?"

„Na ja, weshalb denn nicht? Wenn nicht übertrieben genommen wird na! . . . . ."

Der Pächter nahm beide Knechte mit und ließ den ganzen kleinen Eschenbestand der Insel fällen, worauf die Schößlinge abgesägt und zugehauen wurden. Höjer hörte es wohl im Hage drüben schüttern und krachen, nahm sich aber nicht die Zeit, nachzusehen, was dort vorgehe. Darüber wurde er jedoch nur zu bald belehrt, als die Leute eine Fuhre Espenstämme um die andere heimführten.

„Nein Du, das ist doch gräßlich, so mir nichts, dir nichts alle Espen, von denen ich das Laub zum Winterfutter für die Schafe brauche, zu schlagen", jammerte Höjer. „Wie viele Schäfte soll denn Das eigentlich geben, möcht ich wissen?"

„Oh — so auf ein drei Dutzend dürfte es langen" — erwiderte der Arrendator.

„Aber ich habe Dich doch gebeten, nicht so viele zu nehmen."

„Ja, ist denn Das zu viel? Und übrigens hast Du ja nicht fixirt, wie viele es sein dürfen!"

Damit war der Rachekrieg von beiden Seiten im Gange; der Stiefvater aber spielte die Rolle des Satans und schürte die Flammen, wie er nur konnte. Er bezeichnete dem Pächter Baustämme und Bootplanken, gab ihm an, wo das beste Futterlaub abzunehmen sei, lehrte ihn, seine kontraktlichen Privilegien bis zum Aeußersten ausnützen und das Recht verdrehen, so daß Höjer ärger ins Gedränge gerieth, als er sichs je hatte träumen lassen.

Nunmehr begann der Pächter, neue Gründe anzubauen, nachdem er Höjer vermocht hatte, einen Theil der Kosten zu tragen. Man berief einen Reuter, der roden und sengen mußte, und ein Stück Grund nach dem andern wurde urbar gemacht. Nun aber bestimmte der Kontrakt, die Instandhaltung des Falls der Aecker sei Sache des Hofeigenthümers, und Höjer sah sich eines Tages in größere Sprengungarbeiten verwickelt, die Baarausgaben erforderten.

„Das kommt Dir beim Anbau schon wieder herein," redete ihm der Stiefvater ein.

Der Kontrakt des Arrendators lautete jedoch auf fünf Jahre und nach all dem Gezänke, das er mitgemacht hatte, dachte er daran, einzupacken und fort zu ziehen. Alle Kraft spannte er daher an, den Boden vorher noch aufs Aeußerste auszusaugen, verlegte sich wie ein Blutegel auf Höjer, studirte nachts den Kontrakt und riß hierauf, so viel er nur konnte, an sich.

Höjer war des Haders nur zu bald müde und verdingte sich als Bootbauer auf einer Nachbarinsel, um das Ganze los zu sein. Da wurde es aber noch sieben Mal so arg, und so oft er heimkam, hatte ihm sein Weib eine neue Büberei zu verkünden.

Im folgenden Jahr erklärte der Pächter, seinen Verpflichtungen nicht nachkommen zu können. Der Anbau hätte zu große Kosten verursacht, der Fischfang wäre schlecht ausgefallen, und statt um Nachsicht zu bitten, drohte er Höjer mit einem Prozeß, weil er ihm Bedingungen aufgeschwatzt, die sich nicht rechtfertigen ließen. Zu prozessiren, — Das war das Letzte, worauf man sich einlassen mochte, denn es wurde nur zweimal des Jahres Gericht gehalten, und selbst wenn man gewann —: wo es nichts gab, war nichts zu holen. Nicht einmal bei einer Pfändung sah Etwas heraus, war doch nichts vorhanden, woran man sich pfänden konnte, gehörte das Vieh, das gesammte Inventarium doch Höjer selbst. Vor die Thüre konnte er ihn auch nicht setzen. Der Kontrakt war nicht derart stilisirt, und immerhin blieb es sicherer, den Schuldner unter der Hand zu haben, als ihn auf Nimmerwiedersehen seiner Wege ziehen zu lassen.

So saß denn der Arrendator ruhig weiter auf dem Hof, und er litt keine Noth; wohl aber hatte Höjer schwere Zeiten, denn beinahe sein ganzes Eigenthum hatte er abgetreten und obendrein umsonst im Taglohn gearbeitet.

„Das ist doch gar zu toll," meinte Höjer, als die Noth ihn trieb, dem

Stiefvater sein Herz auszuschütten. „Auch nicht ein froher Tag war mir mehr bescheert, seit ich aufgehört habe, zu dienen. Damals hatte ich zu essen und keine Sorge, seitdem ich jedoch im Eigenen bin, muß ich als Knecht ohne Lohn arbeiten und zusehen, wie Andere mein Brot verzehren."

„Ja, siehst Du, Du hast nicht das rechte Geschick", erwiderte der Alte, „und als Du damals Deinen Pächter hinters Licht führen wolltest, legtest Du den Grund zu Allem, was Dir später widerfuhr."

Zum Theil verhielt es sich so, denn Höjer war zum dienen geboren. Wer aber Recht und Billigkeit zuerst verletzt hatte, Das war der Stiefvater gewesen. Hierdurch hatte er die Andern genöthigt, sie ihrerseits zu verletzen, wofern sie nicht untergehen wollten. Und Das wollten sie natürlich nicht.

Schlimmer und schlimmer wurde es. Um ihm den Pachtzins abzupressen, bürdete Höjer dem Arrendator neue Verbindlichkeiten auf, die dieser abzuschütteln suchte. Bald stellte es sich übrigens heraus, daß er Schwindel mit dem Anbau trieb, das Holz, das beim Roden geschlagen worden war, verkauft hatte, und was schlimmer war, den eben erst urbar gemachten Boden leer sog, weil er ihn nicht zu düngen vermochte. Das hatte Niemand berechnet, obwohl man recht gut wußte, daß der Viehstand des Hofes kaum ausreichte, um den vorhandenen Boden in gutem Zustande zu erhalten. Der Arrendator aber verwüstete den Wald mit seinen Unternehmungen, die stets nur im Schlagen und Hacken bestanden, worauf er zwischen den Sümpfen, die binnen Kurzem wieder wie Aaronsstäbe grünten, etwas Hafer säete. Zugleich verloren die Kühe die Milch, die Ochsen magerten ab, der ganze Bestand des Hofes war gefährdet. Und all Das mußte Höjer mit ansehen, ohne einen Finger rühren zu können. Entstand ein Verdruß, so war der Arrendator bei der Hand:

„So steht es im Kontrakt."

„Ja, aber so war es nicht gemeint."

„Es steht aber so, genau, wie nicht darin stand, Du solltest 30 Netze auslegen, statt des halben Dutzend, das gemeint war. Unrecht zieht Unrecht nach sich. Schreibe es Dir selber zu."

Nach Ablauf der fünf Jahre sah sich Höjer genöthigt, ein Hypothekaranlehen aufzunehmen, um den Pächter durch Bestechung zum Verlassen des Hofes zu bewegen und seinen Wald zu retten. Der Pächter aber kaufte sich von seinen Ersparnissen in der Nachbarschaft an.

Und Höjer mußte den Hof wiederum selbst übernehmen und aufs Neue den Kampf mit dem Gesinde ausfechten, das jetzt übermüthiger war als je. Zuweilen dachte Höjer daran, den Hof zu verkaufen, aber es fanden sich keine anderen Käufer als arme Teufel, die nur mit Pfandverschreibungen — natürlich unverzinslich laufenden — zahlen wollten. Ein zweites Mal einen Pächter zu nehmen, hütete er sich wohl, und so blieb nichts übrig, als sich von den Dienstboten lebendig auffressen zu lassen.

„Ja, siehst Du, mein Junge", sagte der Pastor, der um seine Meinung angegangen wurde, „wer zum Herrn nicht geschaffen ist, wird niemals einer."

„Aber, Herr Jesus, wie werden Andere denn doch mit ihren Leuten fertig?"

„Ja, siehst Du, Das ist eben ihr Geheimniß. Sie müssen schon so geschaffen sein, siehst Du!"

Und damit mußte sich Höjer trösten, wenn Das ein Trost zu nennen war, sich dem Untergange geweiht wissen, ihn täglich und stündlich sich vollziehen zu sehen, ohne ihn aufhalten zu können.

August Strindberg.

Vergleichende Rechtswissenschaft.

Seitdem die Grundsätze der vergleichenden Sprachforschung sich auch in den anderen Gebieten der philologisch-historischen Forschung eingebürgert haben, eröffnet sich dem Blick eine unbegrenzte Welt neuer, großartiger Entdeckungen. Freilich wird hier, wie bei jeder anderen Krisis der wissenschaftlichen Untersuchung, noch manchmal eine Hypothese von mehr oder minder sicherer Geltung aushelfen müssen — sind diese doch selbst auf dem Felde der exakt und induktiv veranlagten Naturwissenschaften durchaus nicht zu entbehren — oder es wird sogar gelegentlich sich der Forscher bei dem gegenwärtigen Stande des Materials zu der harten Resignation des Nichtwissens entschließen müssen, aber dieser Uebelstand ändert an der epochemachenden Bedeutung des grundlegenden Prinzips nichts. Wie uns erst die komparative Linguistik das Verständniß unserer eigenen indogermanischen Vergangenheit erschlossen hat, über Räume und Zeiten hinaus, jenseits aller historischen und monumentalen Ueberlieferung, wie so erst unser Horizont von dem eng begrenzten Bezirk der griechisch-römischen Kultur sich zu einer Religion, Mythologie, Sitte, Recht und Kunst umfassenden Geschichte unseres Stammes erweitert hat, so wurde damit unser Bewußtsein für die Auffassung einer Weltgeschichte vorbereitet, welche den Umfang der bisherigen Entwickelung, in welche einst noch unsere Väter die Entfaltung menschlicher Gesittung eingeschlossen wähnten, erheblich überschritt. Dazu kamen die glänzenden Entdeckungen der Anthropologie und Prähistorie, die auf die in anscheinend undurchdringlichem Nebel verborgenen Urzustände des Menschengeschlechts ein überraschendes Licht warfen; dazu ferner die Ergebnisse der modernen Völkerkunde, welche uns mit der Thatsache von großartigen Kulturen vertraut machten, die schlechterdings in keinem Zusammenhang mit der europäischen Civilisation standen; endlich der für unsere Betrachtung maßgebende Umstand, daß auch außer j.der ethnographischen und sprachlichen Verwandtschaft der einzelnen Völkerschaften sich bestimmte Anschauungen und Einrichtungen selbst auf den entferntesten Punkten des Erdballes wiederfanden, welche auf große, allgemein giltige Gesetze der sozialen Entwickelung zurückzuschließen nöthigten. Auf diese Voraussetzungen stützt sich die mit dem reichen Material der modernen Völkerkunde arbeitende vergleichende Rechtswissenschaft unserer Tage, die deshalb auch nicht mehr die topographischen Schranken der früheren rechtsgeschichtlichen Schule, z. B. Savignys, einzuhalten braucht, noch sich den verführerischen Einflüsterungen der spekulativen Rechtsphilosophie, wie sie gegenwärtig noch Lasson vertritt, anvertraut. Es ist die großartige sozialpsychologische Perspektive, wie sie ja auch in den übrigen soziologischen Disziplinen als Ausgangspunkt verwandt wird, die hier zum Durchbruch kommt, und da auch in dieser Zeitschrift von berufener Seite diese spezifisch moderne Weltanschauung schon berührt ist, so möchte es vielleicht von Interesse sein, an der Hand eines rühmlichst bekannten vergleichenden Rechtsforschers, A. H. Post, die Aufgabe und Stellung dieser Wissenschaft einer Betrachtung zu unterziehen.

Fragen wir zunächst: wie verhält sich die vergleichende Rechtswissenschaft zur Rechtsphilosophie, die immer noch in weiten Kreisen sich eines gewissen geheimnißvollen Zaubers und einer überirdischen Weihe erfreut? Nur ablehnend, obwohl gewisse Berührungpunkte unverkennbar sind und auch unsere Disziplin sich nicht mit einer bloßen Anhäufung von Material begnügt, aber — und Das ist entscheidend — der Ausgangspunkt ist vollständig verschieden, wie es Post mit folgenden Worten klar gekennzeichnet hat: „Mit jeder Rechtsphilosophie, welche von einem möglichst abstrakten Rechtsbegriff oder einer Rechtsidee ausgeht und von hier aus, wesentlich deduktiv verfahrend, ein Rechtssystem aufbaut, ist für mich jede Verständigung ausgeschlossen. Mein Ziel ist, auf induktivem Wege eine allgemeine Rechtswissenschaft aufzubauen, und damit wird der ganze Weg meiner wissenschaftlichen Forschung ein anderer. Ich gehe nicht davon aus, daß ein absolut und objektiv Gutes oder Rechtes dem Menschen angeboren sei oder daß mein individuelles sittliches und rechtliches Bewußtsein ein untrüglicher Maßstab für die Unterscheidung von gut und schlecht oder von Recht und Unrecht sei, sondern ich will aus den Erscheinungformen des ethischen und rechtlichen Bewußtseins der Menschheit in den Sitten aller Völker der Erde erst erkennen, was gut und recht sei, und auf diesem Umwege feststellen, welche Bewandtniß es mit meinem eigenen individuellen sittlichen und rechtlichen Bewußtsein habe. Ich will daher an die Stelle der Individualpsychologie, auf welcher unsere heutige Rechtsphilosophie fast ausschließlich basirt, eine ethnische Psychologie setzen. Ich nehme die Rechtssitten aller Völker der Erde als die Niederschläge des lebendigen Rechtsbewußtseins der Menschheit zum Ausgangspunkt für meine rechtswissenschaftliche Forschung und stelle auf dieser Basis alsdann die Frage, was Recht sei. Gelange ich auf diesem Wege endlich zum abstrakten Rechtsbegriff oder zur Rechtssitte, so besteht alsdann der ganze so entstandene Bau vom Fundament bis zur Zinne aus Fleisch und Blut, während eine vom abstrakten Rechtsbegriff oder von einer Rechtsidee aus deduktiv operirende Rechtsphilosophie nothwendig zu einem System von Begriffen gelangt, welches mit dem lebendigen Recht, wie es im einzelnen Menschen als sozialer Faktor wirksam ist und wie es sich in den Rechtssitten der Menschheit niederschlägt, sich nur in einen oft recht willkürlichen Zusammenhang bringen läßt." (Die Grundlagen des Rechts.) Deshalb ist die Behauptung eines absoluten, normalen Rechts eben so eine wissenschaftliche Fabel wie die entsprechende Aufstellung einer allgemein giltigen Moralidee: „Ein Forscher, welcher die Rechte aller Völker der Erde übersieht, wird an der Möglichkeit der Konstruktion eines solchen Idealrechts durchaus verzweifeln. Was heute als absolutes und unverbrüchliches Recht gilt, ist nur die augenblickliche Gestaltung des Rechts in der Welle unserer lokalen Kultur. Das Recht, welches uns heutzutage als ewiges Recht, als Vernunftgesetz oder göttliches Gesetz gilt, wird dereinst einmal sich völlig wandeln, wie das frühere Recht sich in unser heutiges gewandelt hat. Danach wird das Idealrecht jedes Naturrechtsphilosophen wohl nie etwas Anderes darstellen als das Naturrecht der historischen Entwickelungstufe, auf welcher er sich befindet." (Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft Seite 2.) Eben so scharf unterscheidet sich die vergleichende Rechtswissenschaft von der rechtsgeschichtlichen Forschung; denn während diese es nur mit einer zeitlich und räumlich genau abgegrenzten Entwickelung zu thun hat, beginnt die eigentliche Aufgabe jener gerade mit dem Augenblick, wo es gilt, über jenen Rahmen hinaus die Erklärung von Rechtserscheinungen zu versuchen, für welche die

landläufige, auf bestimmte Nationalitäten und Rassen berechnete geschichtliche Auffassung versagt. Daher das immer noch so hartnäckige Mißtrauen der geschulten Historiker, welche nur zu oft in ihrem blinden Eifer der mit ganz anderem Material und nach einer ganz abweichenden Methode arbeitenden ethnologischen Jurisprudenz jede wissenschaftliche Berechtigung absprechen möchten.

Dieser Beweis der wissenschaftlichen Legitimirung kann natürlich nur durch die Praxis selbst erbracht werden, also in erster Linie durch den Hinweis auf die streng induktive Methode der vergleichenden Rechtswissenschaft, der eben in dem sozialen Leben der Menschheit ein schier unendliches Material zur Verfügung steht. Aber, wie schon früher angedeutet, nach dieser unerläßlichen, schließlich aber ziemlich mechanischen Sammelarbeit beginnt erst die schwierige Aufgabe in der Begründung der leitenden Ursachen und der über alle individuelle Besonderungen maßgebenden allgemeingiltigen Gesetze der sozialen Entwickelung. Es kann als eine erfreuliche Thatsache bezeichnet werden, daß die besonders für die Aufklärungzeit so charakteristische Ueberschätzung des Individuums unter dem wachsenden Druck der Soziologie abnimmt; auch für die betreffende kulturhistorische Anschauung ist dieser Wandel nicht unwichtig. Im verstärkten Maße gilt Dies aber für das Recht und seine Erklärung, die auf der Basis der herkömmlichen individualpsychologischen Auffassung (voransteht natürlich das allmächtig schaffende Ich, dann kommt eben so selbstherrlich und supranatural das apriorische Gewissen mit dem ganzen Gefolge der absoluten Moral- und Rechtsideen) an den wichtigsten Problemen scheitert. Bietet aber überhaupt die tiefgreifende Entwickelungtheorie*) auch für geistige Prozesse eine unmittelbare Verwendung, lassen sich, um nur einen Fall anzuführen, z. B. die Ueberlebsel nach diesem biogenetischen Gesetz auffassen und giebt es überhaupt für das Völkerleben allgemeingiltige, ausnahmlose Gesetze, so kann füglich das Recht nicht mehr als Produkt individueller Strebungen und Neigungen gelten, so unentbehrlich selbstverständlich letzten Endes das individuelle Bewußtsein für eine tiefere psychologische Erklärung ist, wenn man sich nicht mit einer unzureichenden mechanischen Ansicht zufrieden geben will. Post stellt daher diesen sozialen Gesichtspunkt in die erste Linie: „Das Recht ist durchaus ein soziales Produkt; es entspringt nicht aus individuellen Bedürfnissen und Neigungen, sondern aus sozialen Verhältnissen. Es ist daher jede Erklärung einer Erscheinung des Rechtslebens aus individualpsychologischen Ursachen unzulässig oder doch wenigstens unzureichend; es muß bei solchen Erscheinungen stets nach sozialen Ursachen gesucht werden. Verändert sich also irgend eine Rechtsanschauung, eine Rechtssitte, so kann man dafür nicht als Ursache anführen, daß die Individuen zu irgend einer Zeit aus sich selber heraus andere Neigungen bekommen hätten, sondern man muß die Veränderung aus Aenderungen im sozialen Leben des Volkes erklären; diese sind es, welche auf die Neigungen der Individuen bestimmend einwirken. So kann man z. B. den Uebergang vom Mutterrechts- zum Vaterrechtssystem nicht dadurch erklären wollen, daß die leiblichen Väter, welche bis dahin nicht auch

*) Eine sehr geistvolle Verwerthung dieses Gesichtspunktes enthält u. A. ein Aufsatz von Schaeffle, Vierteljahresschr. für wissenschaftl. Philosophie. II., 38 ff. Dann vgl. abgesehen von Spencer u. A. in ihren einschlägigen Werken eine kleine beachtenswerthe Schrift von Rolph, Biologische Probleme, zugleich als Versuch einer rationellen Ethnik, Leipzig 1882.

die sozialen Väter ihrer Kinder waren, nun plötzlich auf die Idee gekommen wären, sie müßten auch die sozialen Väter ihrer leiblichen Kinder werden; vielmehr muß eine derartige Neigung der leiblichen Väter erst erklärt werden aus einer Veränderung in der politischen Organisation eines Volkes, aus bestimmten, durch äußere Verhältnisse bedingten Veränderungen in dessen Geschlechterverfassung. Von derartigen unzulässigen oder unzureichenden Erklärungen von Rechtsanschauungen und Rechtssitten wimmelt es noch in der ganzen einschlägigen Literatur, und sonderbarer Weise gerade bei ethnologischen und kulturgeschichtlichen Schriftstellern, bei denen man am ersten erwarten sollte, daß ihnen eine sozialpsychologische Betrachtung des Völkerlebens nahe läge."

Daß anderseits das individuelle Rechtsbewußtsein nicht völlig eliminirt werden soll, versteht sich so sehr von selbst, daß es kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden verdient; wie der Mensch überhaupt nicht im Lockeschen Sinne als tabula rasa zu fassen ist, so funktionirt auch ein bestimmtes Gefühl apriorisch in ihm, je nach Lage der Dinge Recht von Unrecht unterscheiden zu können. Diese letzte maßgebende Unterscheidung ist eine unantastbare That des einzelnen Individuums selber, nur daß dabei andererseits wieder ein sozialpsychologischer Faktor seinen Einfluß ausübt, indem jene instinktive Auslese sich vollzieht je nach der eigenartigen Struktur der betreffenden ethnischen Organisation. Wie wesentlich aber das Recht, als Ganzes genommen, sozial bedingt ist, Das möge zum Schluß noch dadurch verdeutlicht werden, daß ich auf die für dessen Entwickelung ganz besonders bedeutsamen Faktoren der Sitte und Religion mit einigen Worten hinweise.

Ursprünglich, d. h. so weit unsere Kenntniß der primitiven Entwickelungsstufen reicht, fallen Recht und Sitte so vollständig zusammen, daß die Individualität des einzelnen Menschen durch den Typus des Stammes ganz und gar absorbirt wird und man noch nicht von einer Persönlichkeit in unserem Sinne reden kann. Deshalb auch der für jene Phasen so charakteristische Kommunismus und der gänzliche Mangel der Vorstellungen individueller Verschuldung, der sich so drastisch in der anfänglich gar nicht gegen den Mörder gerichteten Blutrache offenbart. Erst wenn sich dort eine Entzweiung vollzogen hat, tritt auch eine entsprechende Spaltung zwischen Recht und Moral einerseits und sozialer Norm andererseits ein, die an Schärfe noch zunimmt, wenn an die Stelle der früheren Geschlechtsgenossenschaft der Staat mit seiner Kodifikation des Rechts tritt. In diesem Sinne sagt Post: „Erst wenn die primitiven friedensgenossenschaftlichen Bildungen durch staatliche ersetzt werden, tritt auch ein Rechtsgebiet dem der Sitte schärfer gegenüber. Recht und Staat stehen im engsten Zusammenhange. Das Recht ist die Sitte eines Staates im Gegensatz zu den sonstigen Gebieten sozialer Sitte. Die sittliche Ordnung der primitiven sozialen Bildungen ist im Gegensatz dazu der Frieden, die gegenseitige Gewährleistung der Integrität von Leib und Leben durch die Verbandsgenossen. Die Grundinstitute der primitiven Organisation, Blutrache und Friedloslegung, sind noch keine Rechtsinstitute im heutigen Sinne, sondern Sitten, so gut noch heutigentags das Völkerrecht und ein Theil des Staatsrechts den Charakter der Sitte und nicht den des Rechts tragen." Den schärfsten Nachweis aber, daß das Recht ein soziales Gebilde ist, liefert, wie schon vorhin erwähnt wurde, die sich lediglich nach dem jeweiligen Stande der ethnischen Organisation richtende sittliche Anschauung des Menschen; nur aus dieser soziologischen Bedingtheit erklärt sich in der That die sonst so verblüffende Thatsache der Relativität unserer moralischen Vor-

stellungen und Urtheile. Abgesehen nun von anderen sozialen Gebieten, wie z. B. dem der Wirthschaft, greift noch die Religion sehr bestimmend in diesen Prozeß ein, nicht freilich das fadenscheinige Gewebe überlebter Dogmen, das man heutigentags vielfach mit diesem Namen bezeichnet, sondern das ganze umfassende Gebiet des Animismus, wie es in allen religiösen Ideen enthalten ist. Nicht umsonst ist überall der Priesterkönig der Hüter der irdischen und himmlischen Gewalt, von den rohesten Naturvölkern an bis fast auf die Tage der erleuchteten Gegenwart, und noch das israelitische Volk hat uns in der Behörde der Richter zugleich die dominirende Rolle der Staatslenker bewahrt. Die Gottesurtheile, Ordalien, die Verwendung des Eides, auch die Sakramente zeigen noch sehr anschaulich diese immanente Wechselwirkung zwischen religiösen und rechtlichen Anschauungen. Das ganze weitverzweigte Gebiet des Fetischismus (von dem der mittelalterliche Hexenglaube nur einen sehr kleinen Ausschnitt bildet), die Exorzisirung böser Geister, überhaupt die Pathologie der Besessenen, alles Das ist ein Zeichen für die unverwüstliche Kraft jenes uralten Animismus, der mit der Menschheit geboren ist und sie auch allem Anschein nach nicht wieder verlassen wird. Denn darüber täusche man sich doch nicht mit einigen wohlfeilen Redensarten und naturwissenschaftlichen Schlagwörtern, daß der vielverspottete Fetischismus nur ein Erbtheil Afrikas sei; wer tiefer zu sehen gewohnt ist, der wird mit Leichtigkeit durch all den modernen Firniß unreifer und halbfertiger Bildung und Aufklärung die breite religiöse Schicht auch in den niederen Kreisen unserer heutigen Gesellschaft erkennen, die für einen Neger irgend einen beliebigen Holzklotz zum Sitz einer Gottheit schafft. Ganz besonders tritt dieser sozialpsychologische Hintergrund aber in den für die Ethnologie ja äußerst bedeutsamen Rudimenten und Ueberlebseln wieder zu Tage, aus denen ein kundiges Auge die ganze Reihe längst überwundener und höchstens noch instinktiv erlebter Vorstellungreihen herzustellen im Stande ist. Für den vorliegenden Fall, d. h. auf die praktischen Konsequenzen hin betrachtet, kommt es hauptsächlich darauf an, ob die betreffende religiöse Idee eine sozial bindende Norm erlangt hat oder nicht, so daß eventuell bei einer Nichtachtung dieser Idee sich irgendwelcher persönlicher oder vermögensrechtlicher Nachtheil ergiebt.

In diesem Sinne erfüllt das Studium der vergleichenden Rechtswissenschaft eine hohe philosophische Aufgabe, deren Bedeutung leider noch vielfach unserer an traditionellen Normen starr festhaltenden akademischen Welt nicht recht aufgehen will; der warme Aufruf an möglichst zahlreiche Mitarbeiter, den Post erläßt, scheint mir wenigstens sehr berechtigt: „Die psychologische Interpretation heiliger Bücher mochte in vergangenen Tagen ihren guten Grund haben, in unseren Tagen hat sie etwas Geisttötendes. Dagegen wirken große Weltgesetze erhebend auf den menschlichen Geist, und die Ethnologie, und gerade speziell auch deren rechtswissenschaftlicher Theil, steht im Begriff, uns allgemeine, für die ganze Menschheit verbindliche soziale Gesetze zu erschließen. Mögen sich bald jüngere juristische Kräfte in größerer Anzahl diesen neuen Aufgaben der Rechtswissenschaft zuwenden. Mögen sie den geheimnißvollen Spuren des rechtsschaffenden Volksgeistes nachgehen, wie sie auf der ganzen weiten Erde in wunderbarer Weise zu Tage treten, anstatt ihre Arbeitkraft in der Interpretation von Pandektenstellen zu vergeuden und sich in einer logischen Spielerei von Begriffen zu erschöpfen, welche nur zu oft der Wirklichkeit vollständig entrückt sind."

Bremen. Dr. Th. Achelis.

Die Verschuldung im Königreich Polen.

Johann Bloch ist heute einer der angesehensten Nationalökonomen Polens. Ein Self-made-man im besten Sinne des Wortes, hat er sich durch eigene Kraft und Tüchtigkeit in Eisenbahn- und anderen Unternehmungen ein riesiges Vermögen erworben, als gereifter Mann hat er einige Jahre an deutschen Hochschulen zugebracht, um hier als außerordentlicher Hörer die Lücken seiner theoretischen Bildung auszufüllen, und ist schließlich heimgekehrt, um seine erfolgreiche industrielle Thätigkeit fortzusetzen und sich ganz der Wissenschaft zu widmen. Im Jahre 1892 veröffentlichte Bloch ein Werk unter dem Titel: „Der Boden und seine Verschuldung im Königreich Polen", das allgemeines Aufsehen erregt hat. Bei dem Mangel einer amtlichen Verschuldungstatistik war die Aufgabe, die sich der Verfasser stellte, eine ungeheuere; wer aber, wie Bloch, im Stande ist, ein ganzes Heer von Beamten und Mitarbeitern zu erhalten, die die mühsäligen und zeitraubenden Berechnungen, Auszüge nnd Zusammenstellungen für ihn besorgen, der ist jeder Schwierigkeit gewachsen. Das Königreich Polen, oder wie es nunmehr amtlich heißt, „das Land an der Weichsel", besteht aus 10 Gouvernements und 84 Bezirken. Bloch verfügt nur über genaue Daten aus den Hypothekenbüchern von 64 Bezirken und 7 Gouvernements, — insgesammt giebt er uns ein Bild der materiellen Lage von 9429 Gütern, wie diese aus den Hypothekenbüchern zu entnehmen ist.

Die Lage der Dinge im Ackerbau ist heute bekanntlich die, daß theils in Folge des Goldagios sowie des rapiden Rückgangs des Silberpreises, theils in Folge anderer Ursachen, der Preis des Getreides überall fällt, der von Butter, Milch, Fleisch u. s. w. dagegen steigt. Da dieses Korrelat in Russisch-Polen nur schwach mitwirkt, so ist der Niedergang der Kornpreise um so fühlbarer. Hierzu kommt noch die jahraus, jahrein unerträglicher werdende Verschuldung, deren genaues Bild uns Bloch vorführt. Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit des Gegenstandes will ich mich bestreben, den deutschen Leser mit den Hauptresultaten des Werkes bekannt zu machen. 5 337 000 Joch Grundbesitz sind nur mäßig belastet, 1 961 000 Joch befinden sich in zweifelhafter Lage und 1 835 000 Joch laufen in Folge der Ueberlastung jeden Augenblick Gefahr, unter den Hammer zu kommen. Die häufigste Ursache der Verschuldung bildet die Uebernahme des Gutes durch einen Erben, der, außer Stande, die übrigen sofort zu befriedigen, das übernommene Gut mit den aliquoten Erbtheilen belastet. Bei Erwerbung eines Gutes im Grunde eines Vertrages unter Lebenden ist es wieder der Restkaufschilling, der meistens die Hypothek des Gutes bildet. Was die Höhe der bezahlten Zinsen anbelangt, so ergaben die Nachforschungen in den Hypothekenbüchern das interessante Resultat, daß von je 100 Fällen in 66 = 5 pCt., in 17 = 6 pCt., in 13½ = 7—10 pCt., und in blos 3 Fällen mehr als 10 pCt. eingetragen waren. Dieses Ergebniß, das bei dem in ganz Rußland herrschenden, für westeuropäische Begriffe horrenden Zinsfuß recht günstig genannt werden dürfte, verliert an Glaubwürdigkeit, wenn bedacht wird, daß in Rußland die Vereinbarung eines den gesetzlichen Zinsfuß (5 pCt. bez. in Handelsgeschäften 6 pCt.) übersteigenden Zinses bis 1885 geradezu ver-

boten war und daß in Folge Dessen in der Schuldurkunde meistens ein weitaus niedrigerer Zinsfuß figurirt, als er wirklich zwischen den Parteien vereinbart wurde. Wenn daher der Verfasser auf Grund seiner Aufzeichnungen aus den Hypothekenbüchern hervorhebt, daß sich die jüdischen Hypothekengläubiger blos ½ pCt. mehr als die christlichen zahlen lassen, so ist diese Behauptung cum grano salis aufzunehmen. Es ist jedoch unbestreitbar, daß der Antheil der Juden an der Hypothekenverschuldung verhältnißmäßig gering ist, daß die von ihnen entliehenen Summen den fünften Theil Dessen betragen, was von christlichen Gläubigern entlehnt wurde, daß selbst die den Juden eigenthümlich gehörigen Güter 47 pCt. ihrer Darlehen bei Christen und blos 53 pCt. bei Juden kontrahirten, ja daß es selbst 10 mal weniger zu Gunsten von Juden bestellter Kautionen und Eviktionen giebt als zu Gunsten von Christen. Es ist aus dem Gesagten ersichtlich, daß die jüdischen Gläubiger häufiger auf eine reale Sicherheit verzichten und Gewährung persönlicher Schulden den Hypothekenschulden vorziehen. Die jüdischen Gläubiger sind nämlich im Durchschnitt keine Kapitalisten, die sich blos nach einer sicheren Kapitalsanlage umsehen, sondern Geschäftsleute, die lieber ein größeres Risiko tragen wollen, um dafür gegebenen Falls auch einen größeren Gewinn einheimsen zu können.

Insbesondere ist blos die Lage des Grundbesitzes bei Gütern über 3000 Joch nicht ungünstig; auf eine Gesammtfläche von 3 280 000 Joch (für alle 10 Gouvernements) entfallen in dieser Gruppe 1 740 519 Joch schuldenfreier oder blos mit der Schuld der Bodenkreditanstalt belasteter Güter, 492 079 Joch Güter, deren Schuld das Landschaftdarlehen 2—3 mal überbietet und schließlich 774 203 Joch Güter, deren Verschuldung den Werth des Gutes übertrifft. Von 331 Gütern mittlerer Größe zwischen 1500—3000 Joch giebt es blos 50 pCt. schuldenfreier oder ausschließlich mit der Landschaftschuld belasteter Güter, bei 26 pCt. dieser Güter erreicht und bei 21 pCt. übertrifft die Verschuldung den Gutswerth. In der Gruppe mittlerer Güter zwischen 600—1500 Joch giebt es gar 24,6 pCt. Güter, deren Verschuldung den Gutswerth übertrifft. Zusammen giebt es in der Gruppe von Gütern mittlerer Größe zwischen 600—3000 Joch auf der Gesammtfläche von 4 455 180 Joch (für alle 10 Gouvernements):

1. schuldenfreie oder solche Güter, deren Belastung den Gutswerth nicht erreicht	2 392 432	Joch
2. Güter, deren Belastung den Gutswerth erreicht . .	1 122 705	„
3. „ „ „ „ „ überragt .	837 573	„

In der Gruppe kleiner Güter zwischen 60—600 Joch verfügt Bloch über Daten, die auf 2686 Gutskomplexe und 711 430 Joch Bezug haben. Davon waren 10 pCt. schuldenfrei, 56 pCt. oder 1504 Güter unter der Höhe des Schätzungwerthes, 15 pCt. oder 408 Güter bis zu dessen Höhe und 348 darüber belastet. Gleichzeitig erreichte die Grundbesitzverschuldung in Preußen im siebenten Jahrzehnt nach Professor Meitzens Berechnung bei größeren Gütern 66 pCt., bei mittleren 33 pCt., bei kleinen Gütern 20 pCt. des Bodenwerthes; sie fiel in Folge der Einfuhrzölle im Jahre 1885 beim Großgrundbesitz auf 55 pCt., beim mittleren Grundbesitz auf 28 pCt. des Bodenwerthes und stieg blos bei kleinen Gütern unbedeutend zur Höhe von 24 pCt. In England ist dagegen nach der Berechnung eines Sachverständigen in den letzten Jahren die Verschuldung von 33 pCt. auf 58 pCt. des Bodenwerthes gestiegen, wobei jedoch nicht verschwiegen werden darf, daß der Bodenwerth selbst in dem Maße ge-

sunken ist, als auch das Erträgniß des Bodens von 69½ Mill. Lstr. im Jahre 1876 sich nach Berechnung des Staatssekretärs Giffen 1885 auf blos 63 Mill. Lstr., also um circa ein Zehntel, reduzirt hat.

Die Lage des Kleingrundbesitzers in Tiefrußland soll geradezu fürchterlich sein. Gemeinden zahlen dort 40—60 pCt. jährlich, einzelne Bauern bis 150, ja, bis 300 pCt. an die bäuerlichen Wucherer, die sogenannten Kulaks. Häufig verkaufen die Bauern ihre Arbeitkraft an Unternehmer, und diese vermiethen sie dann zu höheren Löhnen an Arbeitgeber. Aehnliche Fälle braucht man nicht in Tiefrußland zu suchen, so Etwas kommt alle Tage in Ostgalizien, also in der Provinz eines modernen, konstitutionell regirten Staates, vor. Erst unlängst wurde eine Bande ähnlicher Sklavenhändler, die gedungene Bauern zur Arbeit nach Rumänien verschickten, in dem galizischen Ort Kossow verhaftet. Diese Leute hatten eine Anzahl unwissender ruthenischer Bauern durch kleine Darlehen in ein Abhängigkeitverhältnis gebracht und verwandten seither ihre Arbeitkräfte bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, wofür sie sie natürlich mit einem Spottpreis bezahlt machten. Eine stattliche Reihe eklatanter Fälle aus Galizien habe ich übrigens in meinem „Wucher" mitgetheilt Um so mehr muß die Behauptung des Herrn Bloch befremden, daß es in Russisch-Polen den Typus eines bäuerlichen Wucherers, der im eigentlichen Rußland so häufig sei, gar nicht gebe. Ich entnehme dagegen einem Aufsatz des Dr. Wiercienski („Ateneum" 1886, IV) die Nachricht, daß die Bauern, welche Geld zum Ankauf von Grundstücken aufnehmen, 30—36 pCt. dafür entrichten, daß sowohl bäuerliche als jüdische Wucherer, die letzten allerdings in weit größerer Anzahl, sich, wie in Deutschland und Oesterreich, gewerbsmäßig mit Gutszertrümmerung beschäftigten und, nachdem sie selbst 60—75 Rubel pro Joch bezahlt hatten, für eine 6 Joch umfassende Heimstätte anstatt der bezahlten 360—450 Rubel, 900 oder 150 Rubel pro Joch einiacken. Ist Dies etwa nicht Wucher? Zwar wendet Bloch ein, daß die Juden keinen Antheil an solcher Gutszertrümmerung haben können, da sie ja nach dem letzten Ukas nicht berechtigt sind, die aus dem Unterthänigkeitverbande gelösten Ansiedlungen zu erwerben, zu pachten oder in Pfand zu nehmen. Dieser Einwand erscheint mir jedoch nicht stichhaltig, da seit 1864 bezw. 1866, in welchen Jahren mit Ukas vom 19. Februar 1864 sowie vom 28. September 1866 die Bauernbefreiung in Rußland stattgefunden hatte, nach der Statistik von Simonénko 2,267,000 neue Ansiedlungen in Russisch-Polen entstanden sind, auf die meines Wissens der neue Ukas keine Anwendung gefunden hat. Uebrigens ist es genugsam bekannt, wie derlei Erwerbungverbote durch unterstellte Personen umgangen werden und wie ein Theil des russischen politischen Beamtenkörpers klingenden Argumenten zugänglich sein soll. Seit dem Ukas vom 24. Mai 1862, mit welchem den Juden auf Verwendung des russischen Statthalters in Polen, Marquis Wielopolski, das Erwerbungrecht von immobilem Besitz ertheilt wurde, haben sie bis 1885 500,530 Joch Boden, davon 77,672 Joch, die auf den bloßen Kleingrundbesitz entfallen, an sich gebracht. Zu ihrer Ehre muß jedoch gesagt werden, daß sie sich häufig selbst dem Bodenbau widmen und daß 4514 jüdische Kleingrundbesitzer auf einem Territorium von 44,272 Joch, ganz wie die Bauern, selbst hinter dem Pfluge gehen und im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot erwerben. Im Gouvernement Siedlec gibt es gar zwei Ansiedlungen Ryki und Komarówka und in ganz Polen überdies 88 Dörfer, die ausschließlich von Juden bewohnt sind. Sie bilden überdies die Mehrzahl in 149 Ansiedlungen und 131 Dörfern.

Ist nun der Grundbesitz, wenn auch nur theilweise, in einer so traurigen Lage, daß der Besitzer blos die Wahl hat zwischen freiwilliger Veräußerung und öffentlicher Feilbietung, dann muß die Frage entstehen: wer soll die freigewordenen Gutskomplexe kaufen? Nach der richtigen Ansicht Blochs ist der einzige ernst zu nehmende Reflektant der Bauer. Bereits im Jahre 1878 gab es in Russisch-Polen 611,028 Bauernwirthschaften auf einer Gesammtfläche von 8,783,000 Joch. Die materielle Lage der Bauern ist günstig und der Zuwachs der Bevölkerung übertrifft in manchen Gouvernements siebenmal den Zuwachs ihres Grundeigenthums, z. B. in Kielce. Es ist also klar, daß bei einer theilweise bewirkten oder gänzlichen Parzellirung des überschuldeten Grundbesitzes der Bauer als bester Käufer auftreten muß. Die Parzellirungbewegung war auch bis 1885 stets im Anwachsen und nahm erst seit diesem Jahre in Folge zeitweiligen Mangels an Reflektanten ab. Die kaiserlich russische Rustikalbank, deren Thätigkeit sich seit 1888 auch auf das Königreich Polen ausdehnt, gewährt nun Verbänden geldbedürftiger Bauern Kredit zum Ankaufe von Grundstücken und trägt auf diese Weise, wenn auch in geringerem Maße, zur Verstärkung der Parzellationbewegung bei. Im Falle einer Parzellirung der Güter durch Abionderung entfernter gelegener und schwer zu verwaltender Theile wird sich zweifellos die Verschuldung des beim ursprünglichen Eigenthümer verbliebenen Gutsrestes verringern und der auffallende, in den letzten Jahren bereits 29 pCt. betragende Preisrückgang der Immobilien nicht blos aufhören, sondern auch der entgegengesetzten Strömung Platz machen. Es ist hierzu jedoch nach der richtigen Ansicht Blochs nothwendig, daß auch die polnische Bodenkreditanstalt häufiger als früher kleine Darlehen ertheile. Aus dem Bericht für das zweite Halbjahr 1889 ist zu entnehmen, daß auf 8877 Darlehen blos 277, also 3·1 pCt., auf Darlehen von 100—500 Rubel und blos 306, also 3·4 pCt., auf Darlehen von 500—1000 Rubel entfallen; eine Behebung lästiger Formalitäten könnte die Zahl der Darlehensnehmer in der Gruppe der Kleingrundbesitzer bedeutend vermehren, wenn die Regirung der Anstalt zugleich die Erlaubniß zur Ertheilung von Darlehen pr. 300 Rubel ertheilen wollte, die sich bisher blos auf den vom 1864er Ukas nicht berührten Boden erstreckt. Die Rustikalbank kann nämlich aus zwei Gründen keine günstige Thätigkeit in größerem Maßstabe in Russisch-Polen entwickeln: erstens, weil sie nicht Individuen, sondern ganzen Gruppen, Verbänden, Gemeinden gegen solidarische Haftung leiht, und dazu entschließt sich der polnische Bauer nur selten; zweitens, weil in jeder Angelegenheit die Entscheidung erst in Petersburg einzuholen ist und in Folge dieser Vorschrift auch das einfachste Darlehen nicht ohne Verschleppung ertheilt werden kann. Außer der Parzellirung empfiehlt Bloch Ertheilung von Meliorationkredit mit hypothekarischem Vorrang vor allen Hypothekarschulden und strenger Verwendungskontrole, sowie Einführung des russischen Meliorationgesetzes von 1891 auch in den 10 Gouvernements Russisch-Polens. Sein Buch hat in Rußland und Polen allgemeines Aufsehen erregt und ich glaube, es wird auch in Deutschland, wo die Agrarfragen heute im Vordergrunde aller Erörterungen stehen, lebhaften Interesses gewiß sein dürfen.

Krakau. Dr. Leopold Caro.

Neue Anleihen.

Die Anleihen haben jetzt die Pilze gebeten, auch mit aus der Erde schießen zu dürfen; ganz wie die Pilze theilen auch sie ja sich in genießbare und giftige ein. Dieser ungewöhnlich starke Apell an den Geldmarkt findet genau in den Zeiten statt, da aus der Börse ein stiller Mann geworden ist, da man z. B. aus Frankfurt vom letzten Sonnabend meldete, daß nur 25 Kreditaktien gehandelt wurden; diese Meldung wäre übertroffen nur von jenem berühmten Einzugstage der Preußen vom Jahre 1866, wo das erstaunte Süddeutschland einen Kurszettel mit lauter Strichen empfing.

Die neuen Anleihen bezeichnen weniger einen dringenden Moment als eine überaus günstige Auffassung von der Aufnahmefähigkeit des Kapitals. Wenn heute das ganze Diamantengeschäft darniederliegt, weil die vermögenden Klassen an exotischen Werthen — Italiener sind auch exotisch — Unsummen verloren haben, so hängt Dies mit dem Wesen des Luxus zusammen, der mit Verlusten und Aergernissen noch niemals vereinbar gewesen ist. Anders zinsbringende Anlagen. Diese gelten als das Brot unserer sozialen Ordnung, wie wir diese Ordnung nun einmal haben, sie verflechten sich gar nicht mit persönlichen Stimmungen, sondern mit den Milliarden, die jahraus, jahrein in Folge von Couponsfälligkeiten und Zurückzahlungen (Amortisationen) flüssig werden. Da nun seit den großen Valuta-Anleihen Oesterreichs und Ungarns, d. h. länger als ein Jahr, keine großen Emissionen stattfanden, so war die Berechnung der Hochfinanz genau so richtig wie die des Herrn Miquel, den man trotz Posadowsky selbst bei der Reichsanleihe fortwährend nennt.

Die letzte Emission war geschickt gemacht und hat einen großen Erfolg, trotz des Widerstandes der Börse. Alle Zeichnungstellen überzeugten sich leicht von der Solidität der Anmeldungen, und wenn z. B. die Diskontogesellschaft verhältnißmäßig keine große Subskriptionsumme aufweist, dagegen Warschauer den größten Betrag, so hängt Dies mit einigen außerordentlich reichen Zeichnern zusammen, die sich gerade an Warschauer wendeten. Man spricht von Versicherung-Gesellschaften, die 10 und 15 Millionen Mark gezeichnet haben, also bei der bekannten Vorberücksichtigung der geringeren Beträge einige Millionen doch wünschen mußten. Die Versicherungen haben zwar in manchen Jahren an Konsols schon schwere Kursverluste erlitten, allein sie besitzen im Verhältniß zu ihren Hypotheken (einige Gesellschaften z. B. bei 67 Millionen Mark Hypotheken nur ½ Million Mark Staatspapiere) überhaupt zu wenig Anlagepapiere. Dazu kommt seit einiger Zeit, daß sich auch das Privatpublikum von Effekten hinweg wieder sehr stark den Häuserbeleihungen zuwendet, also den Effekten-Zinsfuß verbilligt. Es kommt nun aber immer darauf an, ob ohne den regen Antheil der Börse die Kurse unserer Konsols gleichmäßig bleiben können. Die ersten Banken werden diese Frage ohne Zweifel bejahen, da sie noch immer hoffen, die Erbschaft der Börse antreten zu können; die Unparteilichkeit jedoch wartet ab. Man muß sich nur immer vorhalten, daß unsere großen Institute, falls sie einmal Geld gebrauchen, viel Geld gebrauchen und daß sie dann zumeist nur Konsols verkaufen werden. Dies kann aber für Diejenigen, welche gerade von jenen Stellen aus ein fortwährendes Kontroliren des Kurses erhoffen, nicht angenehm sein. Und wenn auch der Kapitalist bei rückgängiger Tendenz seine schweren Anlagen eben so wenig verkauft wie seine „leichtherzigen", so verfolgt

er doch täglich den Kurszettel, rechnet sich im Geiste seinen Schaden aus und disponirt danach. Jedenfalls müssen ganz andere Banken kommen als die heutigen mit ihren weltumspannenden Operationen, um dereinst am soliden Anlagemarkt die ausgleichende Kraft der Börse zu ersetzen.

Die norwegische Anleihe gilt natürlich ebenfalls als sehr gut. Nur zu produktiven Zwecken sind die Schulden gemacht worden und seit nunmehr 43 Jahren nur zu Eisenbahnbauten; länger als 73 Jahre läuft keines der bestehenden äußeren Anlehen. Norwegen ist eine alte Domäne unseres Anlagekapitals, das hier wie in wenigen anderen Fällen die Wege unseres Handels gegangen ist. Hamburg war nämlich Dezennien hindurch der Financier der schwedischen und auch der norwegischen Geldbedürfnisse. Einen Umstand hat man aber merkwürdiger Weise bei der Besprechung der jüngsten norwegischen Emission gar nicht berührt, und Das ist das Verhältniß der beiden nordischen Länder zu einander selbst. Wie lange wird denn die Personalunion noch dauern, wenn man aus den bisherigen Agitationen eine Art Zeitmaßstab gewinnen will? Soweit sich die Dinge übersehen lassen, dürfte Schweden eine von Norwegen immer heftiger erstrebte Trennung mit Gewalt kaum zu verhindern suchen. Ein ehrgeiziger König in Stockholm könnte aber doch diesen Dingen eine andere Wendung geben. Auch darf man nicht vergessen, daß, eben so wie es in Finmarken Leute giebt, die des Handels wegen russische Neigungen haben, auch in Schweden noch immer gedächtnißstarke Menschen Finlands gedenken und bei einem möglichen Weltkrieg nicht ohne Kombinationen sind. Das soll nur andeuten, daß man selbst den bei skandinavischen Ländern, die so ruhig und harmlos ihrem Gewerbe nachgehen, die Politik keineswegs so einfach ignoriren kann. Als 1887 das erste portugiesische Anlehen kam, wurde die Presse nicht müde, auf die glückliche politische Konstellation des Landes hinzuweisen. Das geschah wirklich aus Ueberzeugung und dann brach jener unglückselige Kolonialkonflikt mit England aus, eine republikanische Partei wurde sichtbar und in Brasilien stürzte man die Tochterdynastie. Natürlich werde ich das Volk von Norwegen keinen Augenblick so beschimpfen, es mit den Portugiesen zu vergleichen, resp. mit deren Langmuth, Schelme in ihrer Verwaltung zu dulden. Von jener südlichen Zuchtlosigkeit ist in Christiania keine Spur, vielmehr herrscht Ehrlichkeit und Sparsamkeit in allen Zweigen der Regirung.

Parallel mit der neuen Reichsanleihe lief die Emission der ungefähr eben so großen Pariser Loosanleihe. Daß deren Ueberzeichnung mit mehr als 18 Milliarden nur ein glänzendes Feuerwerk war, wie es die liebe Reichthumseitelkeit unserer Nachbarn ab und zu schauen muß, haben selbst französische Blätter ganz von selbst zugegeben. Und sie wiesen dabei sogar auf die ruhige Sicherheit der gleichzeitigen deutschen Emission hin. In der betreffenden Woche zeigte der Ausweis der Bank von Frankreich eine Zunahme der Wechsel um 450 Millionen Frcs. und eine solche der Privatguthaben um 500 Millionen. Jenes Pariser Anlehen, bei dem man übrigens die starke Ueberschuldung der Hauptstadt nicht übersehen darf, ist nur 2½ prozentig und die Gewinne mit höchstens Frcs. 100,000 sind ebenfalls ohne allzu starkes Verlocken. Dagegen standen die neuen Loose schon während der Zeichnung 15 Franken Prämie, — ein Satz, der heute schon auf 20 gestiegen ist. Da sehr große Anmeldungen für voll berücksichtigt wurden, also die zahllosen kleinen Hände, die nichts mehr

hergeben, zum Theil außer Besitz geblieben sind, so könnte auch ein Rückschlag eintreten. Sonst ist aber Paris wieder sehr kräftig geworden und an der Place de la Bourse nimmt man sogar eine eben so stille wie kräftige Förderung seitens des Ministerpräsidenten an. Selbst dessen neues Wort von der „Tyrannei der Demagogie" wird von der dortigen Börse als zu ihren Gunsten ausgedeutet. Es ist nicht unmöglich, daß ein Manchestermann wie Périer gerade nach dem Niedergange der deutschen Börsen Paris wieder heben will wenigstens fangen die dortigen Agents de Change an, sich für Werthe zu interessiren, zu denen sie ohne Winke von oben ganz gewiß nicht herabgestiegen wären. Auch die Verurtheilung des Barons Sarter wegen Versendung schlechter Broschüren gegen den Crédit Foncier ist ein Zeichen der neuen Strömung. Diese Methode: erst Papiere — sagen wir einmal Italiener — zu verkaufen und sodann in hunderttausenden von Exemplaren herabsetzende Broschüren gegen das betreffede Effekt zu verbreiten, ist in Frankreich nicht neu und unter verschließbarer Marke auch schon von ersten Banken mehr als einmal unternommen worden. Allein ein Strafurtheil über 300,000 Franken und Publikation in 400 Zeitungen ist doch noch nicht erlassen worden. Im Uebrigen macht das Verdikt Herrn Sarter die größte Reklame, denn es giebt Skeptiker, die ihm gar keine 300,000 Franken zutrauen.

In Paris und ganz ohne Beihilfe unserer Märkte, trotzdem die deutsche Bankgruppe stark betheiligt ist, wurde jetzt auch die neue Türkenanleihe emittirt. Der Kurs der alten Fonds galt der französischen Fachkritik als „très suffisamment élevé", aber Dies hindert nicht, daß die neue Anleihe ihren guten Weg machen wird. Es sind 40 Millionen vierprozentige Obligationen, die immerhin zu 425 Frcs. für 500 Frcs. offerirt wurden. Auch die Banque Ottomane ist selbstverständlich dabei betheiligt. Das ist die selbe Bank, die aus Versehen serbische Fonds in Frankreich einführen wollte. Herr Bardac ist gewiß ein ausgesucht kluger Mann und hatte bisher für seine Bank auch eine sehr glückliche Hand, aber weshalb mußte er in der letzten Saison nach Ostende gehen? Dort war nämlich der noch klügere Berliner Bankleiter, der die serbischen Werthe s. Zt. bei uns placirte und dem es nunmehr doch geheuer schien, auch dem französischen Markte diese Wohlthat zukommen zu lassen. Der Schmerz der Ottomangruppe, das wußte jener Berliner Herr, war das nicht genügende Steigen ihrer Aktien. Was also leichter, als ihr deren Einführung in Berlin sowie die Uebernahme von 30,000 Stück anzubieten! Dagegen wurde Herr Bardac in feinster Weise von der schönen Stetigkeit der serbischen Finanzen überzeugt und zu einer sehr starken Betheiligung an diesen Werthen zum Zwecke der Pariser Einführung veranlaßt. Mit ihren 30,000 Ottomanaktien ist die Berliner Uebernehmerin in London wieder herausgegangen, was an der Stock-Exchange in zwei bis drei Monaten schon in aller Stille möglich ist, die Einführung in Berlin fand ebenfalls und ganz wie zufällig ihre Schwierigkeiten. Andererseits stand die Ottomanbank plötzlich vor einem sehr mißlich enthüllten serbischen Budget, konnte an ihren Pariser Markt nicht weiter herantreten und sitzt nun auf ihren Stücken. Diese Geschichte wird jetzt auf einzelnen Rialtobrücken erzählt, vielleicht giebt es aber gar keine Bankdirektoren, die zu so Etwas fähig sind. Hier sei Dies nur angeführt, um die neulich erwähnte gute Meinung der Hochfinanz für die „billig" gewordenen serbischen Werthe einigermaßen auf ihren Werth zu prüfen. In der That! Es können noch so beruhigende

Communiqués in den Blättern publizirt werden, die interessirten Banken können ihre rühmenswerthe Geschicklichkeit nach Belgrad hin noch verdoppeln und ein gewisses Mißtrauen wird doch nicht schwinden. Dieser neue Finanzminister, der in eine fremde Kasse wie in seine eigene Hosentasche greift, der, fern von Pestilenz- und Türkennöthen, mitten im tiefsten Frieden zwei Millionen wegnimmt, bleibt als Vertrauensmann eine gar zu drollige Figur. Wenn dem Finanzminister Serbiens der Rechtssinn abgeht, wem sollen die fremden Gläubiger dann noch ihren Respekt bezeugen?

Das großartigste Anlehen ist die russische Konversion, die nicht sieben Wochen nach dem neuen Handelsvertrage durchs Brandenburger Thor bei uns Einzug hält. Hat man jemals eine so rasche Mauserung erlebt wie bei der deutschen Presse —: die kürzliche Entrüstung gegen russische Papiere und nunmehr deren gute Aufnahme? Die Entrüstung damals klang phrasenhaft und übertrieb den wahren Sachverhalt und dessen Eventualfolgen mit vielem Trompetengeschmetter. Indessen der Gleichmuth von heute bedarf doch auch der Rechtfertigung. „Es handelt sich in der Hauptsache um kein neues Anlehen," meinte z. B. die „Vossische". Das ist bei einer Konversion allerdings anzunehmen, allein da der diesmalige Theilbetrag schon nicht weniger als 750 Millionen Rubel ausmacht, so darf eine starke Baarsubskription nicht außer Acht gelassen werden. Dies würde dann um so stärker bei uns eintreten als die russischen Papieranleihen wegen der Spekulation in Valuta thatsächlich ihren Berliner Markt behalten hatten. Nun braucht man gar kein Russenfeind zu sein und kann selbst für den Handelsvertrag eintreten, um doch gegen die volle Wiederausbreitung des russischen Anlagegebietes bei uns seine wohlbegründeten Bedenken zu haben. Und daß diese Konversion ein Schritt dazu sein könnte, darf jedenfalls nicht übersehen werden. Einen gewissen Prozentsatz von Russenwerthen bedingt freilich schon der wieder lebhafter gewordene Handelsaustausch. Was dieser Emission einen besonderen Werth verleiht, ist die Theilnahme des Pariser Rothschild, dem dann der Frankfurter einfach gefolgt ist. Der Londoner Rothschild, der nicht entfernt so fromm wie sein Frankfurter Verwandter ist, geht wegen der Judenverfolgungen einstweilen nicht aus seiner Zurückhaltung heraus.

Italien scheint mit den Rothschilds noch immer resultatlos zu verhandeln. Was Herr Crispi im Parlamente erklärt oder zu Zeitung-Korrespondenten redet, wird von Fall zu Fall ungeeigneter, den Kredit des Landes im Auslande zu heben. Dagegen sieht es mit einem andern großen Lande und dessen Anlehen günstiger aus, und dieses Land ist Spanien. Es ist ganz sicher, daß die Hochfinanz nicht allein die Hilfsquellen, sondern auch die wirklichen Aktiven des spanischen Etats genau überschlagen hat und schon seit Längerem Vertrauen zu den dortigen Verhältnissen gewinnt. Ob mit Recht? Das ist eine andere Frage! Die französischen Blätter übergießen zwar Alles Spanische mit Zweifel, allein vielleicht hat man ihnen diese nur eingeflößt, um auf die Bedingungen zu drücken. Damit ist eine umfangreiche Emission noch keineswegs unmittelbar bevorstehend, obgleich zu deren Vorbereitung eine weitgegliederte Spekulationgruppe den Spanier-Kurs schon lange poussirt.

In Oesterreich-Ungarn sind die Valuta-Operationen zwar bis zum Herbste vertagt, allein mit größeren oder kleineren Rentenposten dürfte unser Markt doch auch von dort bald wieder beehrt werden. Pluto.

Pistols Erben.

Dortchen Lakenreißer, des fetten Falstaffs ungenirliche Freundin, hatte im Wilden Schweinskopf zu Eastcheap eines schönen Abends zu viel durchschlagenden Kanariensekt getrunken, und da außer der gemüthvoll kuppelnden Wirthin nur noch der dicke Hans zugegen war, in dem die Begierde um ein Beträchtliches das Vermögen überlebt hatte, da es der armen Jungfer Lakenreißer also an Beängstigungen fehlte, wandelte ihr angeheiterter Uebermuth sehr rasch sich in keifsüchtige Verdrießlichkeit und die handfeste Liebespenderin erlauerte nur die Gelegenheit, die ihr helfen sollte, sehr bittere Wahrheiten an einen Mann zu bringen. Die Gelegenheit ließ auch nicht lange auf sich warten: Herr Pistol, Falstaffs von Phrasen noch mehr als von Branntewein trunkener Fähnrich, polterte ins Gemach und wollte ganz frech sich vermessen, nach Kriegsmannsunsitte rasch Dortchens keuschen Tugendschatz zu erraffen. Seinem Pochen ward aber nicht aufgethan, und als er zudringlicher wurde und gar lästerlich schwor, er wolle der Spröden Kragen ermorden, da entlud der aufgesammelte Zorn der Lakenreißerin, die von so unmännischer Männlichkeit sich umgeben sah, sich in einen Schimpfstrom, dessen sprudelnde Gewalt selbst in Falstaffs gedunsenem Balg noch einmal Etwas wie rüstige Thatenlust wieder erwachen ließ. Der Auftritt wird in mädchenreinen Hoftheatern sogar vorgeführt und doch ists gefährlich, Alles zu wiederholen, was Dortchen dem Renommirhelden Pistol sagt; denn die Holde ist in ihren Ausdrücken gar nicht wählerisch und sie läßt dem Fähnrich, der von gefälligen Freunden ein Hauptmann genannt wird, keinen Zweifel darüber, daß seine spärlichen Lusthaustriumphe ihm noch längst nicht das Recht geben, in galanten Händeln einen erfahrenen Praktiker sich zu dünkeln und kundigen Frauen mit so billigen Siegen etwa gar imponiren zu wollen.

Vielleicht ists sehr ungezogen, der Sektlaune einer drallen Dirne den Schmerz einer hehren Muse zu vergleichen. Aber ist die Theatermuse von heutzutage wirklich so hehr? Mit Melpomene und Thalia hat sie ganz sicher nichts mehr zu thun, ist im Bunde höchstens die Zehnte und muß sich längst schon damit begnügen, unter Kichern und Schäkern von feisten Stirnen die Runzeln hinwegzustreicheln, die ein verpaßter Terminhandel oder ein Weichen der Serbenwerthe gefurcht haben. Dieses in seinem Lebenswandel recht unzuverlässige Thatermädchen wird gewiß nichts dagegen haben, wenn mans dem netten Dortchen vergleicht, das jetzt wohl auch erst auf dem Umweg über eine respektable Familienpossenbühne in den Wilden Schweinskopf gerathen wäre. Und, ich kann mir nicht helfen, schon seit geraumer Zeit verläßt mich der Gedanke nicht mehr, ob diese erfahrene,

derbe Dame, der es auch an Beängstigungen fehlt, bei den renommistischen Bemühungen der Allerneuesten nicht am Ende ähnliche Empfindungen haben mag, wie das dreiste Dortchen sie im Kneipenton auskeift.

Da kommen blutjunge Herren, Fähnriche, die sich für Hauptmänner ausgeben möchten, und bedrängen mit tastenden Griffen die zweifelhafte Muse, blinzeln ihr zu: Wir wissen schon, wir, wies gemacht wird, — und drohen, wenn sie sich sträubt, ihr den Kragen zu morden. Gelernt haben sie selten Ordentliches, doch Mancherlei wohl gelesen, von taumelnder Brunst und zehrenden Küssen, und was sonst noch in schlechten Romanen von vorgestern steht. Erlebt haben sie gar nichts, höchstens mit leichten Mädchen einmal zu thun gehabt und, wenns hoch kam, die begehrlichen Sinne an ein flüchtiges „Verhältniß" geleimt. Das aber, meinen sie, sei schon ein Erlebniß, und da sie nach raschem Ruhm lüstern sind und daneben auch ihre kargen Einnahmen nicht ungern verbessern möchten, so ist mit der gehörigen Firigkeit bald ein Theaterstück fertig und ein moderner Dramatiker mehr in der Welt. Warum auch nicht? Oft genug haben sie ja erlebt, daß solche Theaterstücke gefallen und daß die Verfasser von einer wohlweisen Kritik gute Aufnahmezeugnisse erhalten haben. Ein Roman, selbst eine kurze Novelle, erfordert Zeit; dabei muß man fleißig sein, ein annähernd doch erträgliches Deutsch schreiben und findet auch dann nur schwer einen Verleger und schwerer ein Publikum. Mit dem Theater ist die Sache sehr viel bequemer; irgend ein Sexualabenteuer ist rasch gefunden und bretterfest gezimmert; nach dem Stil fragt da nur ein veralteter Pedant, der die Aufgabe des konsequenten Realisten nicht begreift, Dummköpfe lüderlich schwatzen zu lassen. Und die Weltkenntniß und die Psychologie hat man doch im kleinen Finger, denn man hat nicht umsonst eifrig die Blumensäle besucht, kleine Mädchen orgiastisch mit deutschem Schaumwein bewirthet und ein Vierteljahr lang mit einer Choristin zusammen gehaust. Das sind frohe und wehe Erfahrungen, die man jubelnd und leidend erlebt haben muß, um das angeblich schlimmste Räthsel lösen zu können: das Weib. Ein Weib muß nämlich vorkommen, so ein wildes, illegitimes, mit mindestens einem schwarzen Punkt in der Vergangenheit, dann ist sicher irgend ein Theaterdirektor zur Annahme bereit; und wenn außerdem noch ein Bischen in den ehrwürdigen Trümmern einer bröckelnden Moralwelt herumgestochert und kindersozialistisch gegreint wird, dann hat man auch in der Presse gleich eine Partei.

Nach diesem bewährten Rezept ist auch ein Schauspiel erdichtet, das aus dem Neuen Theater schon wieder verschwunden ist, obwohl die Herren Rittner und Jarno ihm kluge und kräftige Helfer waren. „Zerstörtes Glück" war der Titel und Herr Kirstein bekannte sich als Verfasser. Zerstört sollte

das Glück einer wilden Ehe durch die Legitimirung sein, durch das Hereinbrechen der Kulturbedürfnisse ins regellose Idyll und — besonders — durch die harte Nothwendigkeit, neue Möbel anzuschaffen. Das war das Thema; aber Herr Kirstein hielt es für angebracht, frei nach Anzengruber nebenbei auch noch gegen den Aberglauben an das vierte Gebot zu donnern, die enge Moral der Spießbürgerlichkeit in die Schranken zu fordern und schließlich, da die unerläßlichen drei Akte auch damit noch immer nicht gefüllt waren, seinem wilden Eheengel einen ersten Geliebten zu bescheeren, dessen Wiedererscheinen eine seit halb acht schon drohende Pistole endlich zum Knallen bringt. Paulchen und Annchen sind glücklich, so lange sie in möblirten Zimmern leben, — man denke: in zweien sogar; sie sind unglücklich, als Paulchen sich mit seiner Hinterhausfamilie versöhnt, Annchen mit Hilfe des Standesbeamten geehelicht und Möbel angeschafft hat, für die er die fällige Abzahlung nun nicht leisten kann; und Annchen erschießt sich, als der fremde Herr erscheint, den sie vor Paulchen einst mit ihrer Gunst beglückte. Das Ganze ist so leichtfertig erdacht, künstlerisch so hilflos und mit so unheimlicher Wunderkindergeschicklichkeit doch gestaltet, daß ich die Leute um ihren Muth beneide, die dem Verfasser rasch ein „entschiedenes Talent" zusprachen. Sie kleben, ganz wie der größere Theil des Publikums, das sie von ihrer Höhe herab verachten, am Ewig-Stofflichen und sind seelenvergnügt, wenn wieder Einer mit seinem Kellerlaternchen in soziale Klüfte und Abgründe hinabzuleuchten versucht. Ein ganzer Mordbruder für die Bande!

Es ist begreiflich, daß ein bürgerliches Publikum gern den Vorhang von dem Bilde solcher Verhältnisse gelüftet sieht, die in der sorgfältig abgegrenzten Wirklichkeit ihm meistens verborgen bleiben, und daß es die schreiende Unähnlichkeit der Wiedergabe dann nicht zu erkennen vermag. Wenn Biterolf bei einem Kaffeekränzchen von seinen galanten Abenteuern renommirt, spitzt die ganze keusche Gevatterschaft die Ohren, während der Tannhäuser, der aus dem Venusberg kommt, so armfälige Genüsse doch nur belächelt. Die jungen Herren, die wähnen, alle Wonnen und Schmerzen schlimmer Taumelfreuden gekostet zu haben, weil ihnen, wo die Thore offen standen, mitunter eine scheinbare Ueberrumpelung gelang, können in der Wahl ihres Publikums und ihrer Beurtheiler nicht vorsichtig genug sein. Vor der staunenden Neugier nach Sensationen lüsterner Einfalt mögen sie mit ihren Trophäen und mit ihren Wunden sich brüsten; Dortchen Lackenreißer aber, die Vielerfahrene, lacht so grimmen Fähnrichwüthens und jagt Pistols renommistische Erben zur Schänke hinaus. M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Mai 1894.

Der Gummischlauch.

Aeolos, der, seines Namens der Dritte, in mythischer Zeit auf den Liparischen Inseln das Szepter führte, war von dem Höchsten der Götter zum Schaffner der Winde bestellt. Das war keine aufreibende Thätigkeit, denn der Schaffner hatte, ohne selbst unter einer Verantwortlichkeit ächzen zu müssen, nur nach den olympischen Weisungen sich getreulich zu richten und sein bescheidenes Wirken wäre, obwohl er im Nebenamt noch die lieben Unterthanen im Gebrauch der Segel unterwies und aus dem vulkanischen Feuer die heute von der Seewarte und vom Herrn Falb besorgte Wetterprognose verkündete, längst wohl schon vergessen, wenn ihn nicht, wie so manchen Monarchen, ein Besuch berühmt gemacht hätte. Odysseus nämlich kam auf der Fahrt nach der Heimath mit den Genossen auch an das liparische Gestade und erhielt von dessen gastlichem Herrscher den für die Reise nach Ithaka günstigen Westwind und einen Zauberschlauch, in den die übrigen Winde eingezwängt waren. Für alle Wetterfälle war so die Genossenschaft reichlich gerüstet. Da die Gefährten des Verschlagenen aber nach Beute gierig waren und wähnten, in dem Schlauch müßten lockende Schätze verborgen sein, so öffneten sie leichtsinnig den sicheren Verschluß und die wirbelnde Macht der entfesselten Winde trieb das Fahrzeug an die Küste der aeolischen Inseln zurück, deren Gebieter die vom Zorn der Götter getroffenen Frevler mit rauhem Wort nun verjagte. Homer, der uns das Abenteuer erzählt, kennt

den Aeolos nur als den Schaffner des Zeus, doch schon Vergil nennt ihn den selbstherrlichen König der Winde und die spätere Dichtung hat dann den Windmacher rasch bis zum Rang eines Gottes erhöht.

Wenn die modernste und die gefährlichste Macht, wenn die Presse sich nach einem Repräsentanten und Schutzpatron umsehen und etwa den Briareus verschmähen wollte, der immer, so oft es galt, einen Gott in Fesseln zu schlagen, herbeigerufen wurde und dessen einziger Ruhm schließlich darin bestand, daß er mit seinen hunderthändigen Brüdern die Titanen besiegte, dann könnte sie im ganzen Gebiet der Mythologie keinen besseren Vertreter finden als den windigen Aeolos. Auch sie hatte zunächst nur die Weisungen zu befolgen, die von irdischen Göttern ihr zugeheischt wurden; auch sie kam nur zu Ehren, weil sie eigenmächtig einmal einem guten Planen günstigen Wind in die Segel geblasen hatte; auch sie wurde, nachdem längst schon eine sogenannte Freiheit ihr zugesichert war, allmählich zur Götterhöhe emporgehoben und heute wird Jeder, der an ihrer Allwissenheit, ihrer Güte und weise wägenden Gerechtigkeit etwa zu zweifeln wagt, als hätte er an der himmlischen Majestät sich vergangen, mit schrecklichem Wüthen bestraft. Ein Zauberschlauch ward auch ihr, die in mystischer Hoheit auf einer Wolkenburg thront, anvertraut und sie gewann sich Ruhm, da mit treibendem Wind sie die Segel eines kühnen Seefahrers blähte, der heimwärts strebte, um von prassenden Junkern sein Land zu befreien und ein bürgerlich umgittertes Glück zu begründen. Bald aber regte sich auch unter den lüsternen Gefährten dieses liberalen Odysseus die Beutegier; sie durchwühlten den geliehenen Schlauch nach münzbaren Schätzen, sie suchten in der Windmacherei ihren Profit, — und sie winden sich nun in zuckendem Zorn, da der leichtfertig entfesselte Sturm sie an die selbe Küste zurückschleudert, von der einst das Heil ihnen zu winken schien. Ein tiefer Sinn liegt in den alten Mythen; es ist immer gefährlich, wenn der Prokurist eines Gottes sich für den Herrgott selbst hält, — mag er klassisch nun Aeolos heißen oder romantisch der Zauberlehrling eines alten Hexenmeisters sein.

Ganz besonders laut tobt die Empörung wieder einmal durch die Mauern, denn das Gottähnlichkeitgefühl der mystischen Macht ist empfindlich verletzt. In einem Preßprozeß sind über acht Redakteure schwere Strafen, bis zu fünf Monaten Gefängniß, verhängt worden. Das ist sehr zu bedauern; Gefängnißstrafen, die kränkelnde oder auch

nur sensitive Menschen mit schlimmen Gefahren bedrohen, sollten da nur verkündet werden, wo in der That des Delinquenten eine unanständige, eine nicht ehrenhafte Gesinnung festgestellt worden ist, und dafür ist bei Keinem der jetzt Verurtheilten irgend ein Indizium herbeigebracht worden. Aber die Empörung klammert sich nicht an den Urtheilsspruch; sie hält überhaupt bei den interessanten und wichtigen Momenten des Prozesses sich nicht lange auf, sondern begnügt sich damit, über eine persönliche Kränkung lärmend zu zetern. Ein erheblich härteres Urtheil sogar wäre in resignirter Ruhe hingenommen worden; aber der Landgerichtsdirektor Brausewetter, der die Verhandlung leitete, hat über die Bedeutung und den Werth der Presse einige unfreundliche Sentiments von sich gegeben und dieses Verbrechen ist unverzeihlich. Ein absoluter Herrscher, den man plötzlich unters Strafgesetz stellt, ein Gott, den man wie einen sterblichen, schwachen Menschen behandelt, kann nicht grimmiger wüthen als die Presse, wenn man ihr nicht die devoteste Ehrfurcht erweist. Ihr, in ihrer Totalität; hätte Herr Brausewetter in den schärfsten Ausdrücken die Gemeingefährlichkeit und die Verkommenheit der agrarischen oder antisemitischen Presse gerügt, dann hätte der liberale Chor ihm Jubelhymnen gesungen; hätte er gegen die Sündhaftigkeit der liberalen oder sozialdemokratischen Presse harte Hiebe geführt, dann wäre aus dem konservativen und antisemitischen Lager ein frischer Lorbeerzweig ihm sicher gewesen. Nun waren seine Worte aber so allgemein gehalten, daß sie auf einzelne Gruppen nicht abgewälzt werden konnten und an der Institution, der erhabenen, hängen blieben, und nun entrüsten sich die selben Leute, die ihre Gegner täglich zweimal wie Schurken und Schelme bespeien, weil ein Anderer, der diesem Treiben zugesehen hat, zwischen dem Mönch und dem Rabbi keinen Unterschied mehr zu finden vermag und weil seine Nase nicht fein und geübt genug ist, um unter den Papiergerüchen der verschiedenen Partei-Zeitungen die Nuancen sondern zu können. So ist der Prozeß, der im Zeichen des Gummischlauches begann, zu einer öffentlichen Gerichtsverhandlung über die wunderthätige Wirkung des Zauberschlauches geworden, aus dem die modernen Windmacher die Kräfte der Gottheit entfesseln.

Die ruhige, nicht persönlich verärgerte Betrachtung wird zunächst doch, wenn sie den Thatbestand aufhellen will, zum Gummischlauch zurückkehren müssen. In eine Berliner Brauerei war zum achtzehnten

Januar eine Versammlung der Arbeitlosen einberufen worden. Die Einladung war in dem üblichen demagogischen Stil von einem bekannten Anarchisten verfaßt und die Polizei hatte von einem Vigilanten die Mittheilung erhalten, es sei ein Massenzug der Arbeitlosen durch die Stadt geplant. Diese Mittheilung mußte glaubwürdig klingen, denn der Hauptzweck solcher Versammlungen ist eine möglichst wirksame Demonstration — die unter Umständen durchaus berechtigt sein kann — und dieser Zweck ist durch eine Trauerparade des wirklichen und des erheuchelten Elends leichter als durch tönende Beschlüsse zu erreichen. Die Enterbten, denen die bestehende Rechtsordnung des Lebens Nothdurft versagt, und auch die Arbeitscheuen und die Verkommenen, die nur mit sozialistischen und anarchistischen Phrasen gemästet sind, wollen die bürgerliche Gesellschaft schrecken, in dem sicheren Gefühl ihrer mitleidlos schwelgenden Herrlichkeit sie erschüttern; wenn sie noch nicht bei den Bomben angelangt sind, dann wählen sie Massenaufzüge, bei denen es ohne tumultuarische Ausschreitungen natürlich selten abgeht. Im Februar 1892 hatte man mit solchen Aufzügen schlimme Erfahrungen gemacht: Banden, die von den Sozialdemokraten selbst als Lumpenproletariat und Gesindel bezeichnet wurden, hatten Läden erbrochen, Eigenthum zerstört und geraubt und Tage lang die Ruhe der Hauptstadt bedroht. Da die Menge auch das Schloß belagert und den Kaiser, der mit einer glänzenden Suite in den Thiergarten ritt, umheult hatte, ist es sehr wahrscheinlich, daß der Polizeibehörde, die das wüste Schauspiel nicht verhindert hatte, ein herber Tadel nicht erspart geblieben ist. Jedenfalls war der Polizei eine außerordentlich schwierige Aufgabe gestellt; sie sollte Ansammlungen in der Nähe des Schlosses verhüten, das Eigenthum der Bürger und der Kommune beschützen und dabei doch nach Möglichkeit blutige Zusammenstöße vermeiden. Kein Anzeichen deutete darauf hin, daß diesmal die Versammlung einen anderen Verlauf nehmen würde als vor zwei Jahren, und auch nach der Gerichtsverhandlung muß man vermuthen, daß ungefähr die selben Elemente sich vereinigt hatten; damals waren nicht ausschließlich Lumpenproletarier und Zuhälter, jetzt waren nicht nur verkümmerte Märtyrer dem Aufruf gefolgt, sondern in beiden Fällen hatten zu Armen und Elenden die gewaltthätigen Burschen sich gesellt, die immer aus ihren Höhlen kriechen, wenn ein Skandal oder ein Aufruhr in Sicht ist,

und die ohne Mühe dann sich der Führung bemächtigen. Die Polizei hatte eine nicht übermäßig große Zahl von Schutzleuten aufgeboten und außerdem sechsundzwanzig Kriminalbeamte, die für den Nothfall mit Revolvern und Gummischläuchen bewaffnet waren, in Arbeiterkleidung gesteckt, damit sie in dieser Vermummung zunächst unerkannt beobachten und, wenn sie erkannt wären, in die Reihen des Zuges Mißtrauen und Furcht bringen könnten. Die Versammlung wurde, da der Einberufer nicht zur Stelle war, geschlossen, noch ehe sie begonnen hatte; und als die Menge das Lokal verließ und nach der Ansicht der Wachthabenden sich nicht rasch genug zerstreute, machte die Schutzmannschaft von ihren Säbeln und Gummischläuchen Gebrauch und es kam zu einem kurzen, wilden Getümmel.

Viele Berichterstatter hatten die Vorgänge, deren Zeugen sie gewesen waren, in den Zeitungen geschildert; die Berichte weckten fast sämmtlich den Glauben, daß die Polizei früher und energischer eingeschritten war, als es nothwendig schien, aber kein einziger Bericht war in so grellen Farben gehalten, daß gegen den Verfasser eine Anklage erhoben wurde. Wohl aber traf dieses längst nicht mehr ungewöhnliche Schicksal einzelne Redakteure, die, ohne selbst dem Tumult beigewohnt zu haben, Artikel darüber schrieben oder mit ihrer Verantwortlichkeit deckten. Es ist, obwohl es vor Gericht nicht erwähnt wurde, nicht unwesentlich, daß die Augenzeugen sich in ihren sachlichen Berichten milder ausdrückten als die fern gebliebenen Kritiker, denen die bedauerlichen Vorgänge die wohl nicht unwillkommene Gelegenheit zu allgemeinen politischen Betrachtungen boten. Mit dem läppischen Einwand, nur „oppositionelle" Blätter seien von der Anklage betroffen worden, ist diese Thatsache nicht zu beseitigen. Welche Berliner Zeitungen sind in den Tagen des Caprivismus denn noch „oppositionell"? Das Berliner Tageblatt vielleicht, das zwei Redakteure auf die Anklagebank entsenden mußte? Oder der Vorwärts, dessen spiritus rector im Reichstag erklärt hat, daß Graf Caprivi sein Amt gut ausfüllt? Der Polizeipräsident hat Strafanträge gegen die Zeitungen gestellt, in denen die schärfsten Angriffe erschienen waren und die unter der ungebildeten Masse die weiteste Verbreitung haben. Es wäre ganz sicher besser gewesen, wenn er auch diese Anklagen sich erspart und sich damit begnügt hätte, die Blätter zur Aufnahme einer der Wahrheit gemäßen Darstellung zu zwingen. Die nützliche Wirkung gerichtlicher

Strafen wird sehr überschätzt; es ist gar nicht so schwer, wie Staatsanwälte und Richter oft glauben, durch perfide Verhüllung auch das Aeußerste unangreifbar zu machen, und ein Verleger, der für seine Abonnenten die grobe Tonart braucht, findet immer wieder willige Kulis, die, bis sie die erste schwere Vorstrafe erlitten haben, die Strohmannsrolle des verantwortlich Zeichnenden übernehmen. Aber der Polizeipräsident kann sich auf das Beispiel des Reichskanzlers berufen, der da sogar, wo nicht seine gute Absicht und seine ehrenhafte Gesinnung, sondern höchstens seine staatsmännische Fähigkeit angezweifelt wird, die Staatsanwälte bemüht; und Herr von Richthofen, der den Verehrern des neuen Kurses längst freilich schon ein Dorn im Auge ist, kann obendrein noch geltend machen, daß mit dem Ansehen der Polizei die letzte Gewähr des Bürgerfriedens dahinsinken würde.

Es giebt Dinge, mit denen heutzutage nicht zu spaßen ist. Wir sehen ringsum die rasch fortschreitende Konzentration des Kapitals in wenige Hände und, durch einen Abgrund von diesen Besitzenden getrennt, die schwarzen Schaaren der Besitzlosen, die ein unholdes Geschick verdammt hat, ihr Leben lang Proletarier bleiben und die Mittel immer entbehren zu müssen, die allein die Möglichkeit der selbständigen Führung irgend eines Geschäftes bieten. Diese Unglücklichen, die nicht in behaglicher Ruhe, etwa wie ein Staatsanwalt oder ein Landgerichtsdirektor, der sozialen Erscheinungen Flucht beobachten können, sind zu grimmer Erbitterung und zu tobenden Taumelräuschen leichter geneigt als der satte Bourgeois, der die staatliche Welt möglichst vortheilhaft für seine Bedürfnisse sich eingerichtet hat; sie sind an dem Bestand der geltenden Rechtsordnung kaum interessirt, sie fragen nicht, ob eine andere Form der Gesellschaft ihnen dauernd größere Vortheile sichern könnte, und in ihrem Katechismus lautet der erste Satz: schlechter kann es für uns überhaupt nicht mehr werden. Wenn man diesen Mühsäligen und Beladenen in der rüden Sprache, die sie allein verstehen, beständig sagt: die Polizei ist der Scherge des Kapitals, sie sucht Euch durch Lockspitzel zu Gewaltthaten zu stacheln, um Euch dann niederschießen und niederschlagen zu können, sie hat in absichtlicher Brutalität ihre Mannschaften auf ruhig einhergehende Arbeitlose gehetzt und unter der harmlosen Menge ein schändliches Blutbad angerichtet, — dann müssen sie in dem Versuch, um jeden Preis das Bestehende zu stürzen, eine zwingende Nothwendigkeit sehen. Und

auch andere Leute, denen es nicht an Arbeit und Nahrung fehlt, deren Herz nur gegen die Leiden des Nächsten nicht völlig verhärtet ist, müßten mit verschränkten Armen auf die Vorbereitungen zu einer Revolution blicken, die solche Zustände hinwegfegen würde. Deshalb lastet auf Allen, die den Massen solche Vorgänge zu schildern und zu kommentiren haben, eine sehr ernste Verantwortung und man muß von ihnen verlangen, daß sie eine aufreizende Darstellung nur veröffentlichen, wenn sie ihrer Sache ganz, aber auch ganz sicher sind.

Der fern Stehende kann sich aus dem lückenhaften Prozeßbericht kein deutlich erkennbares Bild von den Ereignissen des achtzehnten Januars machen. Alle Civilisten sagten aus, das Eingreifen der Schutzleute sei ihnen überflüssig und allzu schroff erschienen; alle Polizeibeamten — den landesüblichen Ausdruck Polizisten hat der Gerichtshof als unanständig und beleidigend verpönt — erklärten, die Anwendung der Gewalt sei nothwendig gewesen. Wenn Herr von Richthofen unlautere Mittel nicht verschmäht hätte, dann wäre es ihm wohl nicht schwer gefallen, für ein paar Mark auch Civilzeugen zu dingen, die den Polizeistandpunkt vertreten hätten. Er hat sich auf die Aussagen seiner Beamten beschränkt und nur eine Hintertreppenphantasie, die in jedem Schutzmann einen feilen Volksverräther erblickt, kann annehmen, daß diese Zeugen sämmtlich unter ihrem Eide die Unwahrheit gesagt haben. Der unbetheiligte Zuschauer, der dem proletarischen Elend sich verwandt fühlt, sieht die Dinge anders an als der verantwortliche Beamte, der für die Aufrechterhaltung der Ordnung haftbar ist und den harte Strafe trifft, wenn er den Auftrag, der ihm gegeben ist, nicht zur Zufriedenheit ausführt. Zwischen dem kämpfenden Proletariat und den besitzenden Klassen herrscht ein Kriegszustand; in diesem Krieg darf Jeder nach seiner Ueberzeugung Partei ergreifen; unsinnig aber ist das Verlangen, daß auf der Seite der Bedrohten nicht die selben Mittel angewendet werden sollen wie auf der Seite der Angreifer; auch Herr Liebknecht würde, wenn ihm Lebensgefahr oder Vermögensverlust drohte, zum Messer greifen. Franz von Liszt sagt, als er in seinem Lehrbuche von den strafbaren Aufforderungen spricht, „daß in keiner Weise berechnet werden kann, ob und wie der in die Menge geschleuderte Funke zünden, ob er einen verheerenden Brand entfachen oder aber spurlos und unschädlich verglimmen wird.“ Solche Momente wird es auch am achtzehnten Januar gegeben haben

und die Schutzmannschaft konnte nach ihrer Instruktion sich nur auf ihre Erfahrungen in ähnlicher Lage und auf subjektive Eindrücke verlassen. Vielleicht haben die Kommandirenden geirrt und ein vorzeitiges Einschreiten veranlaßt; dann wäre die nicht uninteressante Frage entstanden, ob ein so schlimmes Versehen, das doch keiner bösen Absicht entsprang, öffentlich eingeräumt werden konnte, ohne daß für immer das Vertrauen zur Polizei erschüttert wurde; solche Erwägungen kann Der nur entrüstet zurückweisen, der sich in die beste der Welten träumt, wo Alles nach den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit und Wahrhaftigkeit geregelt ist. Der Wahn, daß die Schutzleute nur den Augenblick erlauern, um in wehrlosen Haufen blutig wüthen zu können, ist unhaltbar; wohl aber kann man vermuthen, daß die kränkenden Zurufe, die sie hören, die feindlichen, höhnischen Mienen, die sie ringsum sehen konnten, sie schneller, als es wünschenswerth war, zu erbittertem Vorgehen stachelten. Ob Fehler begangen worden sind, kann der fern Stehende nicht beurtheilen; sicher ist nur, daß weder mit Lockspitzeln gearbeitet noch ein Blutbad angerichtet worden ist; der Vigilant Brandt hatte die Weisung, jeder Aufreizung sich zu enthalten; die vermummten Beamten waren mit Gummischläuchen bewaffnet, damit sie beim Einhauen keine gefährlichen Wunden schlagen sollten; und von einem Blutbade kann da nicht die Rede sein, wo Tote oder schwer Verwundete nicht produzirt werden konnten. Immerhin blieb der Vorgang noch so bedauerlich, daß selbst eine übertreibende Schilderung mild beurtheilt werden und daß man erwarten mußte, die Gerichtsverhandlung werde wichtige und werthvolle soziale Betrachtungen bringen.

Diese Erwartung wurde getäuscht: weder von der Anklagebehörde noch von der Vertheidigung wurde die Angelegenheit auf ein höheres Niveau erhoben. Genau zehn Jahre vor dem ersten Verhandlungtag, am neunten Mai 1884, hat Fürst Bismarck im Reichstag gesagt: „Ist es nicht in unseren ganzen sittlichen Verhältnissen begründet, daß der Mann, der vor seine Mitbürger tritt und sagt: Ich bin gesund, arbeitlustig, finde aber keine Arbeit, — berechtigt ist, zu sagen: Gebt mir Arbeit! und daß der Staat verpflichtet ist, ihm Arbeit zu geben?! Wer erinnert sich nicht noch der Rehberger mit ihrer rothen Hahnenfeder und ihren langen Stiefeln? Da hat der Staat es für seine Pflicht gehalten, diesen Leuten — es waren zum großen Theil Bummler,

aber auch ehrliche Leute darunter, die in der That nicht wußten, wovon sie leben sollten — Arbeit zu verschaffen. Wenn ähnliche Nothstände eintreten, so, glaube ich, ist der Staat auch noch heute verpflichtet, und der Staat hat so weitreichende Aufgaben, daß er dieser seiner Verpflichtung, arbeitlosen Bürgern, die Arbeit nicht finden können, solche zu verschaffen, wohl nachkommen kann." Für das Schicksal der Angeklagten wäre es wichtig gewesen, festzustellen, ob ein preußischer Gerichtshof heute mit Bismarck und dem preußischen Landrecht ein Recht auf Arbeit anerkennt oder ob ers mit Herrn Eugen Richter leugnet. Nicht die winzigste Spur war von solchen Betrachtungen zu entdecken und die Sache spielte sich, wie neuerdings fast alle politischen Prozesse, auf einem künstlich arrangirten Schauplatze ohne sozialen Hintergrund ab. Daß die Vertheidiger sich drangsaliren ließen, dafür sind sie ganz allein verantwortlich; daß sie die Frage nach Schuld oder Unschuld auf dem Boden eines alltäglichen Preßgezänkes auspaukten, darüber mögen sie mit ihren Mandanten sich auseinandersetzen. Von allgemeinerem Interesse aber ist die Haltung des öffentlichen Anklägers; Herr Benedix gehört unzweifelhaft zu den geschicktesten und beredtesten Staatsanwälten, aber es ist doch sehr zweifelhaft, ob er seine Stellung immer richtig auffaßt. Als das Institut der Staatsprokuratur aus Frankreich nach Deutschland verpflanzt wurde, da wurde es namentlich in der Rheinprovinz mit heller Freude begrüßt und J. F. Stephani hielt im Jahre 1840 in Mainz eine Rede, worin er sagte: „Dieses Amt ist nicht da, um lediglich Bestrafungen hervorzurufen; nein, es soll die Wahrheit suchen und die Schleier lüften, die sie decken. Es soll den Schuldigen verfolgen und den Unschuldigen schützen. Darum sehen wir sowohl hier als bei anderen rheinischen Gerichten, daß die Beamten dieser Magistratur in getreuer Uebung ihrer Berufspflichten sich zuweilen nicht allein eines jeden Strafantrages enthalten, sondern sogar auch die Stelle des Vertheidigers übernehmen." Ein solches Schauspiel wird uns heute wohl nur noch selten geboten; fast immer bleibt zwischen dem Antrag des Staatsanwaltes und dem Spruch des Gerichtes ein sehr weiter Abstand und schon diese Thatsache beweist, daß nicht alle Staatsanwälte sich als Organe zur Ermittelung der Wahrheit betrachten, sondern ihre Aufgabe darin finden, eine möglichst harte Bestrafung herbeizuführen. Gewiß glauben sie, damit die Pflichten ihres Amtes zu erfüllen; die Frage wird aber doch gestattet sein, ob diese Auffassung dem im

Volke lebenden Rechtsgefühl und dem Wesen einer Prokuratur entspricht, die für die im Staat organisirte Allgemeinheit die Rolle der von kleinlichem Geschäftsbetrieb und von der Nothwendigkeit des Gelderwerbes losgelösten Rechtsanwaltschaft übernehmen sollte.

Die Erscheinungen, die hier nur flüchtig gestreift werden konnten, hätten genügt, um den Prozeß zum Ausgangspunkt wichtiger Erwägungen zu machen. In den Leitartikeln aber, die darüber erschienen sind, tobt ein wenig wirksamer Zorn sich eigentlich nur gegen Herrn Brausewetter aus, dessen Sentiments längst sich eine Berühmtheit gewonnen haben. Herr Brausewetter ist — mehr vielleicht, als es für einen Richter wünschenswerth ist — eine scharf ausgeprägte Individualität; er kann in gelassener Ruhe sich nur schwer objektiviren, und wenn er auch gegen den Angeklagten niemals eine eigentliche Gehässigkeit zeigt, so drängt sein starkes Temperament ihn doch, auszusprechen, „was ist", — nach seiner subjektiven Ansicht nämlich; er folgt seinem gesunden Menschenverstande, das Brimborium der Formalitäten scheint ihn, der immer gern möglichst rasch vorwärts stürmt, zu langweilen, aber er nimmt auf ein heftiges Wort auch eine heftige Gegenrede duldsam hin, ohne von seinen nahezu unbeschränkten Disziplinarbefugnissen eilig Gebrauch zu machen. Ist er nach bestem Gewissen einmal zu einem Glauben gelangt, dann erscheint ihm jeder Versuch, diesen Glauben zu erschüttern, nur wie ein Mittel zur Verschleppung der Sache und er begreift nicht leicht, wie man von einem anderen Standpunkt aus auch zu einer anderen Anschauung kommen kann. Da fallen dann Worte, die Aerger und Unbehagen erwecken müssen, und der Angeklagte erhält mitunter den Eindruck, daß er schon vor dem Schluß der Verhandlung verurtheilt ist. Im Ahlwardt-Prozeß ließ Herr Brausewetter während der Beweisaufnahme sich zu der Erklärung hinreißen: „Hier kommt es nur darauf an, ob Sie den Nachweis führen können, daß die Loeweschen Gewehre unbrauchbar sind. Diesen Nachweis zu führen, ist unmöglich, die Ueberzeugung wird sich bei keinem Richter erschüttern lassen." Der Vertheidiger Ahlwardts hielt es für rathsam, bald darauf das Lokal zu verlassen, und die liberale Presse, die mit ihrem Urtheil über den „Abschaum der Menschheit" auch schon längst fertig war, zeterte nicht über Herrn Brausewetter, sondern über Herrn Hertwig. Jetzt handelte es sich um liberale und sozialdemokratische Redakteure, die vor Gericht doch genau so viel und so wenig wie Herr Ahlwardt

gelten sollten, und jetzt soll das Ungestüm des hitzigen Landgerichtsdirektors plötzlich ein Verbrechen sein. Herr Brausewetter hat sich nicht geändert und er wird nach dem Prozeß Adam auch deshalb nur heftiger als nach dem Prozeß Ahlwardt angegriffen, weil er an der mystischen Majestät der Presse frevelnd sich vergangen hat.

Sein Wort: die Oeffentlichkeit existirt nicht, ist geflügelt geworden und es wird, mit einem advokatorischen Kniff, unterstellt, er habe den abstrakten Begriff einer Oeffentlichkeit geleugnet, während er ganz offenbar doch nur sich gegen die Ansicht verwahrt hat, daß irgend ein Blatt die „öffentliche Meinung" vertritt und daß vor diesem papiernen Tribunal die Behörden sich zu verantworten haben. Mit dieser Auffassung, mit seiner ganzen Werthung der heutigen Presse steht Herr Brausewetter durchaus nicht allein; er kann auf Bismarck und Bucher, auf Lagarde und Nietzsche sich berufen und er konnte von der Sozialdemokratie um so weniger einen herben Tadel erwarten, als schon vor dreißig Jahren Lassalle gesagt hat: „Wenn diese Zeitungpest noch fünfzig Jahre so fort wüthet, so muß dann unser Volksgeist verderbt und zu Grunde gerichtet sein bis in seine Tiefen." Und Lothar Bucher, der damals noch längst nicht daran dachte, einst Geheimrath zu werden, schrieb schon aus England: „Es ist ein Anzeichen von Krankheit der staatlichen Zustände, wenn die öffentliche Meinung mit der Prätension auftritt, jeden einzelnen Akt der Staatsgewalt diktiren zu wollen; denn es ist ein Beweis, daß das Volk an der Fähigkeit oder an dem Willen seiner Organe zweifelt."

Wie der Gummischlauch der Vermummten, ist eben auch die Presse, die öffentliche Meinungen fabrizirt, je nach den Umständen ein nützliches oder gefährliches Werkzeug. Die Legende hat sie zur Götterhöhe erhoben und nun wähnt sie, himmlische Weisheit zu verkünden. Aber schon Rousseau, der doch für die raison sublime erglühte, hat gesagt: Il n'appartient pas à tout homme de faire parler les dieux, ni d'en être cru quand il s'annonce pour être leur interprète. Und die modernen Windmacher, denen der Zauberschlauch anvertraut ward, werden gut daran thun, des warnenden Beispieles zu gedenken, das Aeolos ihnen gab, und sich zu erinnern, daß sie zwar die Bediensteten einer Gottheit, aber nicht Götter sind.

Die ländlichen Arbeiter in Deutschland.

Die industrielle Arbeiterfrage ist lediglich eine Frage der Arbeiter; die ländliche Arbeiterfrage ist so sehr auch eine Frage der Unternehmer, daß manche Leute überhaupt meinen, eine Frage der ländlichen Arbeiter, d. h. die Frage, wie diese besser zu stellen, vor den schlimmsten Folgen der gegenwärtigen Wirthschaftordnung zu schützen seien u. s. w., gebe es überhaupt nicht; es gebe nur eine Frage, wie die ländlichen Unternehmer genügende und tüchtige Arbeiter bekommen können. Wenn wir den nun einmal populären Ausdruck „Arbeiterfrage“ beibehalten wollen, so liegen demnach in der „ländlichen Arbeiterfrage“ zwei besondere Fragen, von denen die eine im Wesentlichen identisch ist mit der Frage der industriellen Arbeiter, die andere eine besondere Eigenthümlichkeit der Landwirthschaft bildet. Diese Eigenthümlichkeit hat die Landwirthschaft zwei Umständen zu danken: erstens kann sie gegenwärtig in Europa nie die gleichen Löhne zahlen wie die Industrie; und zweitens liegt es in der Natur ihres Betriebes, daß sie zu gewissen Zeiten mehr Hände nöthig hat als zu anderen, also eigentlich eine Arbeiterreserve erfordert, die einen Theil des Jahres über müßig ist und auf Arbeit bei ihr während des anderen Theiles wartet.

Es können in Europa gegenwärtig in der Landwirthschaft nicht die gleichen Löhne gezahlt werden wie in der Industrie: der Boden muß bei uns überall eine hohe Grundrente tragen; das auf diesem Boden produzirte Korn soll aber mit Korn konkurriren, das auf Boden entweder ohne oder mit nur geringer Grundrente gewachsen ist. Das ist nur möglich, wenn anderweitig in den Produktionkosten gespart wird; durch Einstellung von Maschinen gegenüber etwaiger umfangreicher menschlicher Arbeit in den Konkurrenzländern findet eine solche Ersparniß nicht statt; es bleibt also nur übrig, am Lohn zu sparen. Wären die deutschen Landwirthe genöthigt, höhere Löhne zu zahlen, so würde ihr Betrieb in ihrem Sinne völlig unrentabel werden.

Der fundamentale Unterschied zwischen Landwirthschaft und Industrie ist, daß die Landwirthschaft Produkte allgemeinen und unmittelbaren Gebrauchs erzeugt, die Industrie aber nie; und daß der Arbeiter, wenn man ihm die Produktionmittel überläßt, in den Stand gesetzt wird, allein, ohne Kooperation, von diesen Produkten so viel zu erzeugen, wie er selber gebraucht; und diese Produkte stellen den weitaus größten Theil seines Verbrauchs überhaupt dar.

Durch eine geschichtliche Entwickelung, die hier nicht weiter verfolgt werden kann, hatte sich in Deutschland östlich von der Elbe — aus ihm stammen hauptsächlich die Klagen — ein eigenthümliches Arbeitverhältniß gebildet, das der Instleute. Charakteristisch ist für das Verhältniß: der Kontrakt wird nicht mit einem Individuum geschlossen, sondern mit einer Familie; die Leute erhalten nicht reinen Geldlohn, sondern in Form des Drescherantheils auch einen Antheil am Ertrag der Ernte, der in guten Jahren so hoch ist, daß sie davon verkaufen können; und endlich ist ihnen ein Stück Land zugewiesen, das sie selber bebauen. Betrachten wir zunächst den Gewinnantheil, und zwar nehmen wir an, daß die Leute nicht verkaufen sollen.

Als ich diese Zeilen schrieb, kostete in Berlin das Pfund Kartoffeln im Detailverkauf 10 Pfennige Der in der Stadt lebende industrielle Arbeiter hat keinen Keller zur Verfügung und ist darauf angewiesen, seine Bedarfsartikel im Kleinen einzukaufen. Der Zentner Kartoffeln kam ihm also auf 10 Mark zu stehen.

In dem Dorfe, wo ich mich damals aufhielt, haben die Arbeiter, soweit sie die Kartoffeln nicht selbst geerntet haben, ihren Bedarf im vorigen Herbst von dem Gut eingekauft, und zwar für 1,30 Mk. den Zentner. Der Arbeiter in der Stadt muß einen Lohn bekommen, welcher ihm erlaubt, 10 Mk. für die Kartoffeln zu zahlen, der Arbeiter auf dem Lande braucht offenbar viel weniger.

Ich habe dieses Beispiel gewählt, weil es mir nahe liegt und die Sache gut erläutert. Wie mit den Kartoffeln hier, so geht es dem Instmann resp. einem Gutsherrn mit dem Roggen. Indem der Mann nun aber nicht seinen ganzen Roggen verbraucht, sondern noch davon verkauft, kommt noch ein zweites, psychologisches Moment dazu. Der Arbeiter ist Mitunternehmer. Wenn ihm, nachdem ausgedroschen ist, ein fixes Deputat zugewiesen würde, das er ein- für allemal bekommt und das für ihn und seine Familie ausreicht, so ist es ihm gleichgiltig, wie das Korn wächst; er bekommt nicht mehr und nicht weniger davon; so ist es ihm auch gleichgiltig, was das Korn kostet; er kauft nicht und verkauft nicht. Jetzt aber hat er einerlei Interessen mit seinem Herrn, theilt seine Hoffnungen und seine Befürchtungen, und Das knüpft ein engeres Band zwischen den Beiden als der bloße Arbeitkontrakt.

Auf dem ihnen zugewiesenen Land bauen die Leute meistens Gemüse und Lein. Mit den Kartoffeln ist es ähnlich wie mit dem Roggen: ein Stück Land in den Schlägen des Gutes wird den Leuten zugewiesen, aber vollständig vom Gut aus bestellt, so daß es sich hier gleichfalls um einen reinen Gewinnantheil handelt: giebt es viele Kartoffeln, so hat der Instmann gleichfalls viel, und umgekehrt. Das Land für Gemüse und Lein, das sogenannte „Gartenland“, muß nun von den Leuten selbst bestellt werden. Hier ist der Vortheil für den Gutsherrn am Offenbarsten. Die Zeit, die verwendet wird, um dieses Land zu bearbeiten, wird nicht von der gewöhnlichen Arbeitzeit abgezogen; diese Arbeit auf dem Eigenen bildet fast ein Vergnügen, und indem der Gutsbesitzer lediglich auf die Grundrente von 1—1½ Morgen verzichtet, bewirkt er, daß durch Arbeit in Ueberstunden ein großer Theil der Lebensbedürfnisse erworben wird, daß der Lohn also entsprechend niedriger sein kann. Das für den Bedarf der Familie nöthige Fleisch wird ebenfalls nicht zugekauft; in guten Jahren kann sogar vielleicht noch ein Schwein verkauft werden. Für die Kuhhaltung war früher von großer Wichtigkeit die Gemeindeweide. Nach der Auftheilung, bei welcher überall die Arbeiter leer ausgegangen sind, ist die Kuhhaltung sehr erschwert. Das Gewöhnlichste ist gegenwärtig, daß die Kuh mit in den herrschaftlichen Stall eingestellt wird.

So wird die Nahrung fast ausschließlich auf die billigste Weise beschafft. Aber auch mit der Kleidung war es so. Noch heute wird das Leinen von den Arbeiterfrauen oft selbst gewebt; fast aufgehört hat das Weben eines grauen Zeugstoffes „Warp“, aus welchem Kleider hergestellt wurden. Das waren Arbeiten für den Winter und für die Tage, wo in der Wirthschaft nichts zu thun war. Vom Standpunkt der kapitalistischen Nationalökonomie aus ist es natürlich ganz unsinnig, solche Arbeiten, welche mit den neuen Maschinen in ein paar Minuten verrichtet werden können, in Tagen von dem uralten Webstuhl machen zu lassen, wie er schon vor Jahrhunderten in Gebrauch war. Aber trotzdem kam durch diese eigene Weberei der Unterhalt des Arbeiters billiger, weil sie in Zeiten geschah, wo jetzt der Arbeiter gar nichts thut.

Sowohl das besondere Arbeitverhältniß der Instleute, das die Farbe der

Arbeiterzustände im Osten bestimmte, wie die sonstigen alten sozialen Erscheinungen sind im Verschwinden begriffen. Die Ursachen kommen von den verschiedensten Seiten, wirken aber alle nach der selben Richtung. Der Hauptgrund, weshalb das Spinnen und Weben aufhört, ist die enorme Billigkeit und größere Eleganz der fertig gekauften Waare. Ein Kleid oder Anzug, aus dem Laden in der Stadt gekauft, kommt billiger als die Wolle, die nöthig ist, um den Stoff dazu zu weben; und was an Dauerhaftigkeit fehlt, wird ersetzt dadurch, daß es städtischer aussieht. Wegen der geringeren Haltbarkeit kommt das städtische Kleid doch theurer als das selbstverfertigte; aber es ist wohl allgemeinmenschlich, eine so leuchtende und gegenwärtige Tugend, wie die Eleganz, einer so unscheinbaren und entfernten, wie die Haltbarkeit, vorzuziehen. Bei der Leinwand kommt die Eleganz nicht so sehr in Frage wie bei dem Stoff; deshalb, und auch weil das Lein selbst geerntet wird, während die Wolle vom Gut gekauft werden muß, hat sich die „selbstmachende" Leinwand besser gehalten als der Warp; daß sie ihm aber folgen wird, ist keine Frage.

Daß die Kuh jetzt im Stall der Herrschaft steht, ist offenbar ein Zustand, der sich nicht lange halten kann; an vielen Orten ist er denn auch schon abgeschafft und die Arbeiter erhalten dafür die Milch, die sie gebrauchen. Das wird stets weniger sein, als was die Kuh gab, bedeutet also eine Verschlechterung der Lebenshaltung, die wie fatalistisch mit allen diesen Umgestaltungen solcher alten Zustände verbunden ist; ist ja doch entschieden der Arbeiter im baumwollenen Röckchen, das in den ersten zwei Jahren des Sonntags getragen wurde und nun zum Arbeitrock degradirt ist, schlechter gegen die Witterung geschützt als der frühere Arbeiter in einem ehrlichen alten wollenen Anzug, der lange, lange Jahre aushielt, oder in der gelben Lederhose, die sich vom Vater auf den Sohn vererbte.

Das Aufhören der Hausindustrie zum Selbstgebrauch und der eigenen Kuhhaltung hat Arbeit weggenommen, die fast allein der Frau gehörte. Auch Das ist eine allgemeine Erscheinung, daß mit der Auflösung der alten Verhältnisse die im Hause geübte produktive Thätigkeit der Frau verschwindet. Das hat zur Folge entweder, daß die Frauen faul werden oder daß sie außer dem Hause produktiv thätig sind; Beides sehr zum Unsegen für die Arbeiterfamilie. Es mag sich durch die außerhäusliche produktive Thätigkeit der Frau eine neue Ordnung der Familie entwickeln; jedenfalls aber wird die bestehende zersetzt unter Begleiterscheinungen, die für die Arbeiter sehr traurig sind. Hier liegen wichtige Ursachen für die psychologischen Veränderungen, welche die Landbevölkerung in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat.

Das Instenverhältniß war die Grundlage der ländlichen Arbeiterordnung des Ostens. Die Kinder der Insten lieferten das Gesinde, jenen Theil der Arbeiter, der das ganze Jahr nöthig ist. In der Erwartung, selbst einmal in das Instenverhältniß zu kommen, und mit einer ganz leidlichen Zukunft vor Augen, war das Gesinde natürlich anhänglich an die Herrschaft. Die Herrschaft selbst stand den Leuten, die seit Menschengedenken mit dem Gut verknüpft gewesen waren, freundlich gegenüber, und namentlich die Frauen der Gutsbesitzer werden in einer einfacheren Zeit, wo die alte Hausfrau noch häufiger existirte und es noch nicht die moderne Dame gab, den Leuten menschlich näher gestanden haben. Die Instleute waren für die Arbeit, welche nicht jeden Tag fiel, bestimmt, und während ihre Naturalbezüge natürlich auf Jahreskontrakt gingen, erhielten

sie den Geldlohn nur im Verhältniß zu den wirklich gearbeiteten Tagen. Auch sie waren zufrieden und fühlten sich durchaus wohl.

Die Auflösung des Instenverhältnisses erfolgt nun von verschiedenen Seiten: durch die mehr kapitalistische Gestaltung der Betriebe, durch die technischen Umwälzungen und endlich durch die geänderten psychologischen Zustände der Herrschaft und der Arbeiter.

Der alte „Junker" ist eine im Aussterben begriffene Kategorie. Die kleinen Güter von ein paar hundert Hektar, auf denen die Leute anständig, aber einfach, sehr einfach lebten, und wo die Hauptsorge ein paar Thaler Zuschuß an den Sohn in der Garnison und die bescheidene Mitgift für die Tochter war, diese kleinen Güter, deren Besitzer sich manchmal nur durch ein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein von der bürgerlichen Mittelklasse unterschieden, verschwinden immer mehr; sie wurden aufgekauft und zu Latifundien geschlagen, deren Besitzer durchaus nicht dem alten Junkerstand zu entstammen brauchen sondern schon oft Abkömmlinge von industriellen Bourgeois und Börsianern sind.*) Das Verhältniß dieser Latifundienbesitzer zu den Leuten ist ein wesentlich anderes als das der alten Junker. Die tägliche persönliche Berührung, die intime Bekanntschaft mit den Verhältnissen der Einzelnen, fehlt. Der alte Junker betrachtete seine Leute immer noch als Unterthanen, behandelte sie zwar demgemäß im Umgang nicht so, wie der industrielle Bourgeois im Wesentlichen einen Arbeiter behandeln muß, als gleichberechtigte Kontrahenten, aber er fühlte auch Pflichten eines Herrschers gegen sie und sorgte in seiner Weise für sie, wenn sie in Noth kamen. Der moderne Großgrundbesitzer möchte die alte Art des Verkehrs mit den Arbeitern beibehalten, aber sie im Uebrigen behandeln, wie der industrielle Arbeiter behandelt wird, den man einfach entläßt, wenn er krank oder alt wird.

Die Verbindung zwischen Heer und Grundbesitz hat auch der moderne Großgrundbesitzer aufrecht erhalten: auch sein Sohn ist Offizier. Aber diese Offiziere sind nicht mehr die alten Junker. Aus den Briefen des Grafen Moltke kann man sehen, wie einfach und bescheiden damals der preußische Offizier lebte; er war der Sohn eines einfachen, kleinen Grundbesitzers. Heute spielt, trotz allen Ermahnungen und Verordnungen, der Luxus eine immer größere Rolle in den Offiziercorps. Die Söhne der alten historischen Familien, welche noch ihren Besitz gerettet haben, werden durch diesen Umschwung in der Lebensweise entweder aus der Karriere herausgedrängt oder sie machen mit und tragen zu dem Ruin des väterlichen Besitzes bei oder retten sich zuletzt noch in den Hafen einer jüdischen Ehe. Schon mit den Kriegen Friedrichs des Zweiten, die den simpelsten preußischen Fähnrich mit einem für Frauenzimmer berückenden Nimbus umgaben, fing die Sitte an, daß die Töchter reicher jüdischer Börsianer preußische Lieutenants zu Männern nahmen. Das waren aber noch vereinzelte

*) In Pommern hatten 1856 zweiundsechzig reiche adelige Großgrundbesitzer 229 Güter, 1891 hatten die selben Leute 485 Güter. Es besaßen in dieser Provinz 1891:

76 Adelige mit mehreren Gütern	182	Güter mit	109,950 ha
219 Adelige mit einem Gut	219	„ „	169,432 ha
119 Bürgerliche m. mehreren Gütern	295	„ „	131,198 ha
785 Bürgerliche mit einem Gut	785	„ „	377,591 ha

Erscheinungen; die Regel war doch immer noch, daß die Familien unter sich heiratheten und daß auf diese Weise die alten, überkommenen Anschauungen auch in Bezug auf das Verhältniß zu den Arbeitern bei den Frauen und in der Familie erhalten blieben. Das ist natürlich ganz anders, wo eine Städterin, eine reiche Jüdin, nicht als Hausfrau, sondern als Dame des Hauses wirkt. So verändert sich das Verhältniß zwischen Herrschaft und Leuten nicht nur da, wo die Besitzverhältnisse geändert sind, sondern auch da, wo scheinbar Alles beim Alten geblieben ist, — zunächst von Seiten der Herrschaft. Aber auch von Seiten der Leute; denn durch die technischen Veränderungen in der Landwirthschaft auch wird ihre Lage geändert.

Daß überall da, wo der Zuckerrübenbau eingeführt wird, Alles anders werden muß, ist ja klar. Die Arbeit drängt sich in ein paar Monate zusammen und in der übrigen Zeit bleibt absolut gar nichts zu thun. Zuckerrüben und Kartoffeln haben außerdem die eigentliche, richtige Industrie auf dem Lande heimisch gemacht. Aber auch die Getreidewirthschaften sind revolutionirt, und zwar durch die Drillmaschine und die Dreschmaschine. Die Drillmaschine ermöglicht es, daß die Früchte behackt werden; dadurch werden für einige Wochen eine große Menge Hände benöthigt, die früher nicht gebraucht wurden. Die Dreschmaschine macht die Arbeit, die früher den ganzen Winter durch dauerte, jetzt in ein paar Tagen ab, macht also den weitaus größten Theil der Arbeiter, die im Winter beschäftigt wurden, überflüssig. Die bereits erwähnte, früher nicht so sehr bemerkbare Disharmonie zwischen der Zahl der zu verschiedenen Jahreszeiten zu beschäftigenden Hände wird also größer. Und damit wird das Instenverhältniß unhaltbar. Statt sich Arbeiter auf den Hals zu laden, die er das ganze Jahr über beschäftigen muß, zieht es der Gutsbesitzer vor, sich Wanderarbeiter aus Rußland kommen zu lassen. Diese, an eine niedrige Lebensweise gewöhnt, vermögen sich im Sommer so viel zu sparen, daß sie im Winter in Rußland — wo übrigens der Werth des Geldes auch viel höher ist — ohne Arbeit leben können. Der deutsche Arbeiter, auch der germanisirte polnische Arbeiter, wird verdrängt.

Auch die Arbeiter selbst suchen aus dem Instenverhältniß heraus zu kommen. Die Hauptursache ist, daß es ihnen immer schwerer wird, den „Hofegänger" zu stellen; wir erinnern nur, daß nicht nur der Mann verpflichtet ist, sondern die Familie; er muß einen oder zwei Leute außer sich stellen, etwa seine Frau und ein älteres Kind. Hier wird nun Wirkung zur Ursache und Ursache zur Wirkung. Weil das Instmannverhältniß nicht mehr so erstrebenswerth scheint, wenden sich die Kinder meistens nach der Stadt. Der Drang nach der höheren Kultur, wenn auch zunächst ganz unklar gefühlt, macht sich in ihnen geltend. Die Stadt aber und die Industrie konsumirt nur Menschen und produzirt sie nicht; nach ein paar Generationen sind die städtischen Familien entartet. Daher muß ein solcher Zuzug immer wieder stattfinden.

Der Gesindedienst war die Vorstufe zum Instleuteverhältniß. Es ist begreiflich, daß die Kalamität für die Besitzer sich im Gesinde zunächst bemerkbar macht. Es ist schon so weit gekommen, daß die Löhne für Knechte und Mägde sehr stark gestiegen sind, oft um das Drei- und Vierfache in einem Menschenalter, — das sicherste Zeichen für Arbeitermangel.

Auf genau zu verfolgenden Stufen bildet sich aus dem Insten zunächst der Deputant. Dieser erhält keinen Antheil mehr, sondern ein festes Deputat an Naturalien. Er verkauft nichts mehr, bei ihm ist das Band der Interessen-

gemeinschaft mit dem Gutsherrn schon zerrissen. Aus dem Deputanten wird der gänzlich auf Geldlohn gestellte Arbeiter; dieser muß das zur Befriedigung seiner Bedürfnisse Nöthige einkaufen und er steht in einem Gegensatz zu den Interessen des Herrn: ihm liegt daran, daß das Korn billig ist.

Russen und russische Polen verdrängen die deutschen und deutschpolnischen Arbeiter des Ostens. Diese werden gleichfalls Wanderarbeiter und ziehen nach dem Westen, als Sachsengänger, wo sie in der dort intensiveren Landwirthschaft, namentlich beim Rübenbau, Verwendung finden. Die westliche Landwirthschaft zahlt höhere Löhne als die Landwirthschaft des Ostens; nicht etwa wegen des besseren Bodens, wie oft behauptet wird, sondern weil im Westen die Lebenshaltung der Arbeiter stets besser und die Grundrente also mit Rücksicht auf einen höheren Lohnsatz berechnet war. Ganz wie die Russen in Deutschland, sparen auch die Sachsengänger während des Sommers und leben im Winter von dem Ersparten.

Wenn man zusammenrechnet und Zahl gegen Zahl stellt, so mag sich scheinbar der gegenwärtige Wanderarbeiter sogar noch etwas besser stehen als der frühere seßhafte. In Wirklichkeit aber ist seine Lage aus einer relativ, d. h. nach seinen Gewohnheiten und Anschauungen, guten in eine sehr traurige verwandelt. In der Fremde, in Arbeiterkasernen lebend, ohne etwas Anderes als Schlaf und Arbeit, ohne jene kleinen und unscheinbaren Freuden des Familienlebens und der Gesellschaft, die namentlich für den an Freuden armen Arbeiter so wichtig sind; der weibliche Theil der Arbeiter in dem gefährlichsten Alter schutzlos und ohne Anhalt den geschlechtlichen Verlockungen ausgesetzt; und im Winter dann ein langweiliges, inhaltloses Leben ohne Thätigkeit. Solches Leben müßte diese Leute schon gänzlich verlumpt haben, wenn nicht gerade diese Arbeiter des Ostens von Natur ein so kerniger und tüchtiger Menschenschlag wären. Wer einmal auf dem Lande gewesen ist, der weiß, daß es da mit der „geschlechtlichen Sittlichkeit" ganz anders bestellt ist als in der Stadt, und daß in dieser Hinsicht noch theilweise ganz primitive Zustände herrschen. Das hat keine schlimmen sozialen Folgen, so lange die Leute in ihrem Dorf bleiben. Aber Dienstmädchen, die aus solchen Gegenden in die Stadt kommen, fallen leicht der Prostitution in die Arme; und wenn nicht ganz so schlimm, so wirkt doch auch bei den Sachsengängern die Losreißung der Arbeiter von ihrer Heimath aus diesem Grunde schlimm. Während sonst allgemein auf die Geburt eines unehelichen Kindes die Verheirathung der Eltern folgt, muß bei den Wanderarbeitern nothwendig die spätere Verheirathung oft unterbleiben.

Wir haben gesehen, wie durch die gesellschaftlichen Veränderungen im Osten der preußische Offizierstand eine Veränderung erfahren hat: ob zum Vortheil seiner Kriegstüchtigkeit, ist sehr fraglich. Aber nicht nur seine Offiziere bezog der preußische Staat aus dem Osten, sondern auch seine Unteroffiziere und Gemeinen. Soldat und Offizier standen im Krieg in dem selben Verhältnisse zu einander wie im Frieden; und darauf beruhte Preußens Macht, die man ja vergeblich in irgend einer geistigen oder sonstigen Ueberlegenheit in höheren Dingen suchen würde. Aber jetzt wandert der bessere Arbeiter nach Amerika aus; die jüngeren Leute ziehen in die Stadt, und die übrigen werden Wanderarbeiter. In ihre leeren Stellen rücken Russen und Polen. Bis jetzt ist der Fehler noch verborgen; aber er wird im nächsten Kriege offenbar werden.

Roßla. Dr. Paul Ernst.

Die sympathetische Kurmethode.

Oberst Rochas, Direktor der technischen Hochschule zu Paris, hat in neuerer Zeit Experimente angestellt, welche die weiteste Verbreitung verdienen und die seither auch vom Professor Luys und von Anderen wiederholt wurden. Er hat verschiedene Versuchspersonen in Somnambulismus versetzt, wobei sich die längst bekannte Erscheinung der Empfindungfähigkeit in der Hauptschicht einstellte. Er hat aber konstatirt, daß die Empfindungfähigkeit dabei nicht verschwindet, sondern exteriorisirt wird; es bildet sich um den Körper der Somnambulen eine Reihe konzentrischer, sehr dünner Schichten von magnetischer oder — um mit Reichenbach zu reden — von odischer Ausströmung, welche empfindungfähig und durch empfindunglose Zwischenzonen getrennt sind. Die Trennung beträgt 5—6 cm; die unterste Schicht ist um die Hälfte dieses Betrages vom Körper entfernt; die anderen dehnen sich bis zur Entfernung mehrerer Meter vom Körper aus. Versetzt man ein Glas Wasser in die dem Körper zunächst liegende Schicht, so entsteht dahinter ein „odischer Schatten", und das Wasser, von welchem das Od aufgesaugt wurde, ist damit empfindungfähig geworden Ist es ganz gesättigt, so sieht man von seiner Oberfläche odischen Rauch aufsteigen. Zwischen diesem odisirten Wasser und der Versuchsperson besteht aber ein magnetischer Rapport: die Berührung des Wassers, die der Magnetiseur, selbst in Entfernung, vornimmt, wird vom Somnambulen an jenen Körpertheilen empfunden, denen das Glas zunächst lag, aus welchen also das Od stammt.

Diese Experimente bestätigen also, was Humboldt und Reil über die Nervenatmosphäre gelehrt haben, was Reichenbach in zahlreichen Schriften als Odlehre bekannt gegeben, aber schon Mesmer als animalischen Magnetismus bezeichnet hat. Sogar das magnetisirte Wasser, über das die Wissenschaft nun seit hundert Jahren lacht, kommt endlich zu seinen Ehren. Es zeigt sich ferner, daß die Phänomene des animalischen Magnetismus, die man in neuerer Zeit aus bloßer Suggestion erklären wollte, auf einer realen odischen Ausströmung beruhen und daß auch der magnetische Rapport, den man ebenfalls in Suggestion auflösen wollte*), auf einer odischen Verschmelzung beruht. Suggestion kann nämlich offenbar nur von Gehirn zu Gehirn stattfinden, nicht aber von einem leblosen Gegenstand auf ein Gehirn. Rochas hat nun aber gezeigt, daß nicht nur Wasser, sondern auch

*) Vgl. Moll: Der Rapport in der Hypnose.

andere, fette, klebrige Substanzen das exteriorisirte Od magaziniren und damit empfindungsfähig werden. Eine kleine Wachsstatuette war einige Augenblicke in die exteriorisirte odische Empfindungsschicht gestellt worden; wenn er ihr nun Nadelstiche beibrachte, wurden diese von jenen Körpertheilen der Versuchsperson empfunden, von welchen die Odschicht abgegeben war. Rochas fügte in den Kopf der Wachsfigur Haare ein, die vom Nacken der Versuchsperson genommen waren, und ließ dann von einer dritten Person die Figur wegtragen. Er weckte dann die Somnambule und sprach mit ihr. Plötzlich fuhr sie mit der Hand an den Nacken und behauptete, sie sei bei den Haaren gezogen worden. Das war im gleichen Augenblick an der Figur gethan wurden. Man stellte sodann eine photographische Platte in die exteriorisirte Odschicht, nahm dann ein Bild der Versuchsperson auf und da nun der Magnetiseur zweimal unversehens das Bild mit einer Nadel berührte, empfand es die Somnambule an der korrespondirenden Stelle, nämlich an der rechten Hand, stieß einen Schrei aus und verlor einen Augenblick lang das Bewußtsein. Als sie zu sich gekommen war, bemerkte man auf dem Handrücken zwei geröthete Striche, die vorher nicht da waren und mit den von der Nadel auf der Photographie gezeichneten Hautrissen genau übereinstimmten. Bei einem zweiten Versuch ritzte Rochas die gekreuzten Hände auf der Kollodiumschicht des fixirten Bildes; die Somnambule brach in Thränen aus und 2—3 Minuten später entstand vor den Augen der Zuschauer das entsprechende Stigma. Suggestion und Autosuggestion sind hier ausgeschlossen; denn Rochas hatte absichtlich den Blick abgewendet, als er das Bild ritzte, und die Somnambule wußte ebenfalls nicht, an welcher Stelle das Bild verletzt war.

Wenn das Tastgefühl exteriorisirt werden kann, dürfte es auch von den übrigen Sinnen gelten. Als Rochas in das odisirte, also sensibilisirte Wasser ein Fläschchen mit stark riechendem Inhalt setzte, gaben einige Versuchspersonen den Geruch an. Eine Person gerieth in Ekstase, als ein Fläschchen Laurocerasusessenz in das odisirte Wasser getaucht wurde. Man erinnerte sich dabei unwillkürlich an die Rolle des Lorbeers bei der Pythia in Delphi. Als Rochas eine Lösung von Glaubersalz in die Nähe des Armes der Schlafenden brachte und dann ohne ihr Wissen die Kristallisation der Lösung von einem Dritten vorgenommen wurde, stellte sich bei der Somnambulen im gleichen Augenblick eine Kontraktur dieses Armes mit großen Schmerzen ein. Zwölf Tage später wurde in diese Kristallmasse die Spitze eines Dolches gedrückt und die Somnambule im Nebenzimmer fühlte den Stich und stieß einen Schrei aus.*)

*) L'Initiation. November 1892. Bd. XVII. 110—132. Rochas Les états profonds de l'hypnose. 57—60.

Rochas bringt nun das erwähnte Experiment mit der Wachsfigur in Verbindung mit einem Phänomen der schwarzen Magie des Mittelalters, nämlich mit dem Bilderzauber.*) Diese Analogie trifft nicht ganz zu. Dagegen scheint mir ein anderer Vergleich, der mit einem Phänomen der weißen Magie, viel näher zu liegen, nämlich mit der magisch-magnetischen Heilkunde mit Hilfe der sensibilisirten Mumie. Es dürfte um so interessanter sein, diesen Vergleich zu ziehen, weil sich ein Rest jener Heilkunde bis auf unsere Tage erhalten hat, nämlich die sympathetische Kurmethode, und weil sich bei dieser ebenfalls ein Rapport zwischen einem lebenden Wesen und einem leblosen Gegenstand zeigt, also bei der Unmöglichkeit einer suggestiven Erklärung die Nothwendigkeit erhellt, den Rapport als ein magnetisches oder odisches Verhältniß aufzufassen.

In den mittelalterlichen Schriften der Paracelsisten ist dem Wortlaute nach weder von odischen Ausströmungen noch von Exteriorisirung der Sensibilität die Rede. Die Sache kommt aber unter verschiedenen anderen Bezeichnungen vor und war damals so sehr bekannt, daß sie in axiomatischen Sätzen vorgetragen wurde. Damals nämlich wurden die Bücher nur für den kleinen Kreis der Gebildeten, für Kenner und Gesinnungsgenossen, daher lateinisch, geschrieben und man durfte sich dabei eine Kürze erlauben, die für unsere Zeit Dunkelheit geworden ist. Dieses ist, abgesehen vom wissenschaftlichen Dünkel unserer Zeit, der vornehmste Grund, warum wir glauben, aus dieser mittelalterlichen Literatur sei nichts zu lernen. Wer aber als Kenner der Sache darin liest, wird sich bald überzeugen, daß unsere Vorfahren Dinge wußten, die wir jetzt erst wieder mühsam zu entdecken beginnen. Wer z. B. den magnetischen Rapport kennt, wird dessen Theorie in den scheinbar sehr dunklen Sätzen finden, die der Schotte Maxwell schrieb:

„Die Seele ist nicht allein in dem eigenen sichtbaren Körper, sondern auch außerhalb, und wird von keinem organischen Körper begrenzt. Die Seele wirkt außerhalb des sogenannten eigenen Körpers. Von jedem Körper strömen körperliche Strahlen aus, in welchen die Seele durch ihre Gegenwart wirkt und ihnen Kraft und Wirkungfähigkeit verleiht. Es sind aber diese Strahlen nicht blos körperlich, sondern auch von verschiedenen Theilen.“ (Anima non solum corpore proprio visibili, sed etiam extra corpus est, nec corpore organico circumscribitur. Anima extra corpus proprium sic dictum operatur. Ab omni corpore radii corporales fluunt, in quibus anima sua praesentia operatur, hisque energiam et potentiam operandi largitur. Sunt vero radii hi non solum corporales, sed et diversarum partium.*)

Wie man sieht, würde ein Maxwell über die Experimente Rochas nicht sonderlich verblüfft gewesen sein. Wir aber, die wir seit Maxwell

*) Rochas: l'Envoûtement.

**) Maxwell: medicina magnetica. Kap. 1.

sehr Vieles vergessen haben, können von Rochas wieder lernen: 1. daß der menschliche Organismus odische Ausströmungen, also einen odischen Wesenskern hat, 2. daß dieses Od exteriorisirt werden kann, wobei es 3. seine Empfindungfähigkeit bewahrt, 4. daß es in leblosen Gegenständen magazinirt, z. B. von Flüssigkeiten aufgesaugt werden kann, 5. daß schädigende Einwirkungen auf solche Gegenstände sich auf die Odquelle übertragen.

Wenn nun auch nicht bestritten werden kann, daß Rochas das nicht hoch genug zu schätzende Verdienst hat, die exakte Forschungmethode auf ein sehr dunkles Problem angewendet zu haben, möchte ich doch bemerken, daß wir nicht nöthig haben, bis zu den Paracelsisten zurückzugehen, um seine Vorläufer zu finden, sondern daß auch die Mesmeristen zu diesen gehören, die allerdings von unseren Gelehrten eben so wenig gelesen werden wie die Paracelsisten. Gehen wir zunächst zurück bis auf das Jahr 1819. In einem Briefe an Deleuze berichtet Herr Le Lieurre de l'Aubépin über eine von ihm behandelte sehr merkwürdige Somnambule Manette T.... Dort heißt es:

„Manette war in meiner Abwesenheit eingeschlafen, indem sie eine Myrthe berührte, die ich absichtlich zu diesem Zweck magnetisirt hatte. Als ich zurückkam, näherte ich mich ihr, während sie schlief; ich war von meinem Bruder begleitet, der mich seit einigen Tagen bei der Pflege dieser Frau unterstützte. Ich war sehr erstaunt, zu sehen, daß sie in einer sehr schmerzhaften Krise lag, die von ihr nicht voraus angekündigt worden war. Nachdem ich sie beruhigt hatte, forschte ich nach der Ursache dieser Krise; sie erwiderte zu meinem großen Erstaunen, mein Bruder sei daran Schuld, weil er ein Zweiglein der Myrthe, mit der sie in Rapport gestanden, mit dem Fingernagel abgezwickt habe, was ihr im gleichen Augenblick Schmerzen in allen Nerven verursachte. Ich bemerke dazu, daß die Myrthe mehr als 6' von ihr entfernt stand, da ich sie weggestellt hatte, als ich an das Bett der Kranken trat."*)

Hier führte also der Zufall zu einer Entdeckung, die mit der von Rochas die größte Aehnlichkeit hat. Der Vorgang ist sehr klar: der Magnetiseur hatte eine Myrthe magnetisirt, die in seiner Abwesenheit ihn ersetzen sollte und durch deren Berührung die Kranke in der That eingeschläfert wurde. Das könnte allenfalls noch Autosuggestion gewesen sein sie ist aber ausgeschlossen im zweiten Akt des Vorganges. Die odische Ausströmung der Patientin war auf die von ihr gehaltene Myrthe übergegangen, ihre Empfindungfähigkeit war exteriorisirt und es bestand ein magnetischer Rapport zwischen ihr und der Pflanze, so daß die absichtlose kleine Beschädigung der Pflanze von der Somnambulen empfunden wurde.

Gehen wir noch weiter zurück bis zum Jahre 1753. Dort ist nicht der Zufall der Entdecker, sondern die Sache wird als völlig bekannt vor-

*) Bibliothéque du magnétisme animal. VIII 115.

getragen. In einer Schrift des Leibarztes Andreas Tenzel wird nämlich die Lehre von der menschlichen Mumie behandelt. Unter Mumie versteht man solche Ausscheidungprodukte des menschlichen Körpers, welche, weil sie mit dem Körper verbunden waren und an seinem Lebensprozeß theilgenommen hatten, odisch durchtränkt sind, also nach der Ausscheidung noch exteriorisirtes Od mit sich führen. Dieses Od nun kann auf eine Pflanze übertragen werden, z. B. indem man die Mumie unter die Pflanze vergräbt, und Tenzel sagt mit Bezug hierauf: „Ueberdies muß man sich fleißig in Acht nehmen, damit nicht diese Staude oder der Baum, womit die von einem gesunden Gliede ausgezogene Mumie vermengt worden, den geringsten Schaden erleide oder abgeschnitten werde, sondern man muß sie mit aller Sorgfalt lebhaft und frisch im Wachsthum erhalten."*)

Tenzel stimmt also mit Rochas darin überein, daß exteriorisirtes Od seine Empfindungfähigkeit bewahrt, daß ein magnetischer Rapport mit der Odquelle fortbesteht, daher sich schädigende Einwirkungen auf diese übertragen.

Ziehen wir zunächst eine logische Folgerung: Wenn man auf exteriorisirtes Od schädigend einwirken kann, wovon die Odquelle, der Organismus, affizirt wird, so kann man unzweifelhaft durch Prozeduren von entgegengesetzter Art auf dieses exteriorisirte Od, und damit auf den Organismus, auch wohlthuend einwirken. Die Reaktion in der Quelle muß in beiden Fällen eintreten. Diese logische Folgerung nun hat man schon vor 300 Jahren gezogen und darauf die magisch-magnetische Heilkunde gegründet, die einen Zweig der magia naturalis bildet. Von ihr handeln Paracelsus**), die schon genannten Maxwell und Tenzel, Wirdig***) und viele Andere, bei denen sie oft auch sympathetische Heilkunde genannt wird. Als solche ist sie denn auch heute noch bekannt, das Verständniß dafür ist aber verloren gegangen und sie wird fast nur mehr von den Bauern auf dem Lande ausgeübt. Ihr Grundgedanke ist nun aber, wie die Experimente von Rochas zeigen, vollständig richtig: das menschliche Od kann exteriorisirt werden, es behält seine Empfindungfähigkeit und seinen Rapport mit der Quelle; also kann man durch geeignete Prozeduren auf diese zurückwirken. Es ist klar, daß darauf ein medizinisches System aufgebaut werden kann.

Auch bei den Experimenten von Rochas spielte der Zufall eine Rolle. Bei seinen ersten Versuchen mit odisirten Flüssigkeiten beging er unbewußt einen Mißgriff. Statt solche Flüssigkeiten ihrem natürlichen Verdampfungprozeß zu überlassen, schüttete er sie zum Fenster hinaus in den Hof. Dies that er auch eines Abends, als starker Frost eintrat, nachdem er mit

*) Tenzel: medicina diastatica. C. 7.

**) Paracelsus I 844. 851. 857. 1070. II 313. (Ausg. von Huser).

***) Wirdig: Nova medicina spirituum.

zwei Versuchspersonen experimentirt hatte, die für den folgenden Tag wieder bestellt waren. Sie kamen nicht; am zweiten Tag schleppte sich einer davon mit dem Aussehen eines Todkranken zu Rochas und erzählte, sie seien nachts beide von Kolik befallen worden, hätten sich gar nicht erwärmen können und hätten bis in die Knochen hinein gefroren.

Um den Wahrheitkern der sympathetischen Kurmethode hat sich im Verlaufe der Zeit sehr viel Aberglaube angelagert, und als die Aufklärung diesen Aberglauben verwarf, hat sie das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Wir aber, die wir den Grundgedanken als richtig anerkennen müssen, haben allen Grund, den Faden, den einst mittelalterliche Aerzte gesponnen haben, wieder aufzunehmen und weiter zu spinnen.

Das Verfahren, welches die Paracelsisten hauptsächlich anwendeten, um durch geeignete Behandlung des exteriorisirten Od Krankheiten des Körpers zu heilen, bestand darin, daß man die Mumie verpflanzte. Dieses Verfahren wurde Transplantatio morborum genannt. Man sagte sich, daß das Od — im Mittelalter nannte man es „Lebensgeist“ — den ganzen Körper durchdringt, daß demnach auch alle Ausscheidungprodukte — Mumie genannt — davon erfüllt seien. Man hat zwar zwischen leiblicher und geistiger Mumie unterschieden; diese Unterscheidung ist aber von keinem Belang, weil es bei den sympathetischen Kuren nur auf den Lebensgeist, das Od, ankommt und nicht auf dessen materiellen Träger.

Der Lebensgeist der Mumie bleibt in Rapport mit dem des Körpers und er zeigt sich sogar auf Entfernung, wie eben auch zwischen dem Magnetiseur und dem Somnambulen, wo die odische Verschmelzung es mit sich bringt, daß Gefühle, Empfindungen und Gedanken des Magnetiseurs auf die Somnambulen übergehen. Wird die Mumie in Verbindung gebracht mit einem Naturkörper, welcher heilsame Eigenschaften besitzt, d. h. dessen eigenes Od günstig auf das exteriorisirte Od des Patienten einwirkt, so wird der kranke Lebensgeist des Patienten von dem gesunden Lebensgeist, mit dem er verschmolzen wird, verzehrt. Alle Methoden der Verpflanzung bezwecken zunächst, den erkrankten Lebensgeist zur Thätigkeit anzuregen; die speziellen Verpflanzungorte aber bestimmen die besondere Wirkung auf die Mumie. Man kann auf die Mumie bestimmte mineralische Stoffe einwirken lassen — damit stehen wir vor den mittelalterlichen Problemen des sympathetischen Pulvers und der Waffensalbe —; man kann die Mumie in der Luft austrocknen, in den Rauch hängen, verbrennen, ins Wasser werfen, wie es eben die jeweilige Krankheit erfordert. Man kann die Mumie auch Thieren zu fressen geben oder in Bäume verpflanzen, wobei der mumiale Geist am Wachsthumsprozeß der Bäume und am Lebensprozeß der Thiere theilnimmt; dadurch wird

die magnetische Kraft der Mumie entbunden und wirkt auf den erkrankten Organismus zurück. Thiere und Pflanzen können nun den ihnen eingepflanzten Lebensgeist überwinden, indem sie ihn ihrem eigenen Od gleichmachen, oder sie ziehen ihn in sich hinein, nehmen die Krankheit in sich auf, während der Patient von ihr befreit wird. In allen diesen Fällen tritt also ein, was Maxwell sagt: „Wer den von der Kraft eines Körpers erfüllten Lebensgeist mit einem anderen, zur Veränderung disponirten verbinden kann, der wird viel Wunderbares und Außerordentliches hervorbringen können."*) Der sympathetische Arzt muß aber Kenntnisse wie jeder andere Arzt haben. Er muß die Ursache der Krankheiten erkennen, weil er sonst Gefahr läuft, heilsame Krisen, die von der vis medicatrix des Patienten hervorgerufen werden, durch Verpflanzung zurückzudrängen, da sie doch eher gefördert werden sollten, wie z. B. bei Fiebern und Ausschlägen. Er muß aber noch mehr wissen als der Mediziner; er muß die in der Natur herrschenden odischen Sympathien und Antipathien kennen, weil davon die Wahl des Verpflanzungortes und des Verpflanzungmodus in einer bestimmten Krankheit abhängt. Darum sagt Santanelli: „Wer die innere Uebereinstimmung und Zwietracht der Dinge kennt, der ist ein wahrer Philosoph und natürlicher Magier und kann so Wunderbares, Anderen kaum Begreifliches bewirken."**)

Wie also beim Magnetisiren der Magnetiseur sein gesundes Od auf den kranken Somnambulen überträgt und ihn mit seiner Gesundheit ansteckt, so wird bei der Verpflanzung von Krankheiten krankes Od auf einen gesunden Organismus übertragen, der von der Krankheit angesteckt wird. In beiden Fällen tritt also odische Verschmelzung ein und besteht ein magnetischer Rapport zwischen dem extriorisirten Od und dem in der Quelle zurückbleibenden. Giebt man die Mumie einem Thiere zu fressen — die sogenannte Einäßung —, so „vereinigt — wie Maxwell sagt — die Lebenswärme der Thiere die Mumie mit sich und verbessert sie, indem sie die böse Beschaffenheit, wodurch die Krankheit verursacht wird, anzieht und sich aneignet, während der Körper, von dem die Mumie gewonnen war, seine Gesundheit wieder erlangt; denn es wird dadurch der Lebensgeist des Kranken gereinigt, und zwar durch die verborgene Wirkung des Lebensgeistes des Thieres. Dabei ist aber besonders zu beachten, daß, sobald das Thier von der Krankheit völlig angesteckt ist, man es töten muß, damit es nicht vermöge der empfangenen Mumie den Körper, von dem diese genommen wurde, durch Rückwirkung beschädigt." ***) Was die Wahl der Thiere be-

*) Maxwell: medicina magnetica. II. Anhang. Nr. 29.
**) Santanelli: Geheime Philosophie. Kap. 6.
***) Maxwell: med. magnetica. II. C. 9.

trifft, so berücksichtigen Manche den Geschlechtsunterschied und verlangen ein männliches Thier für einen männlichen, ein weibliches für einen weiblichen Patienten. Auch noch in anderer Hinsicht müssen die Thiere der jeweiligen Krankheit angemessen sein, nicht zu stark und nicht zu schwach. Es wird davor gewarnt, ein Thier zu wählen, dessen Lebensgeist zu stark ist, weil dieser manchmal Widerstand leistet und dann das ganze Verfahren dem Kranken keinen Vortheil bringt.*) Auch darf die Verpflanzung nicht auf ein Thier von feindlicher und entgegengesetzter Natur geschehen, was eher Schaden als Nutzen bringen würde.**)

Es ist interessant, zu sehen, daß manche Somnambulen von ihrem Rapport mit dem Magnetiseur in der gleichen Weise reden, wie die Paracelsisten von der Mumie, und daß sie diesem Rapport organische Leistungen zumuthen. Eine Somnambule Kerners sagt: „Auch ein Mittel weiß ich, wodurch mein Haar, das mir ausgegangen ist, wieder dick würde; du mußt mir drei Locken von deinem Haar in ein Schoppenglas mit Wasser thun; damit wasche ich alle Morgen mein Haar und dann wird es wieder ganz dick.“ Bei der Anwendung dieses Mittels bemerkte nun Kerner zu seinem Erstaunen, daß ein Theil ihrer Haare eine seltene Farbe, die seiner eigenen Haare, angenommen hatte, und er sagte es ihr. Sie entgegnete, sie habe es gewußt, als sie jenes Waschwasser verlangte. Später ließ sie sich noch vier Locken von Kerner geben und legte sie zu den übrigen ins Wasser. Ihre Haare wurden nun immer dichter und nahmen immer mehr die Farbe und Rauhigkeit seiner eigenen Haare an.***)

Hier zeigt sich also das Od, diese Essenz des Magnetiseurs, als das organisirende Prinzip, wie seines eigenen Leibes, so auch jenes Leibes, auf den es verpflanzt wird. Kerner bemerkt dazu:

„Es zeigt sich in dieser Geschichte die sympathetische Kraft der Haare auf eine ausgezeichnete Weise. Nicht blos, daß diese Somnambule durch ein Amulet aus meinen Haaren, das sie auf den Wirbel des Kopfes legte, jedesmal schlafwach wurde, sondern, was auch zu dem Ausgezeichnetsten in ihrer Geschichte gehört, daß durch Wasser, das sie auf meine Haare (es mußten immer ungerade Löckchen sein) goß, und mit dem sie täglich ihre Haare wusch, ihre Haare nicht nur äußerst schnell wuchsen, sondern auch völlig die Farbe, ja die ganze Art (z. B. die gleiche Rauhigkeit) meiner Haare annahmen. Sie hatte ein feines, dünn stehendes schwarzes Haar, und bekam durch dieses Mittel in kurzer Zeit ein hellbraunes, dichtes, rauhes Haar . . . Es ist im Tagebuch bemerkt, daß sie auch während der magnetischen Behandlung sehr stark, besonders im Gesicht, wurde. Darüber sagte sie: Wie deine Haare nahm ich auch die Stärke deines

*) Maxwell II. C. 8.

**) Santanelli: Geheime Philosophie. C. 23.

***) Kerner: Geschichte zweier Somnambulen. 121, 132, 138.

Gesichts an. Hätte mich ein Magnetiseur, der mager gewesen, magnetisirt, so wäre ich auch mager geworden."

Als später jenes Waschwasser, zu dem sie Kerners Haare genommen hatte, zufällig auf dem heißen Ofen verschüttet wurde, erhielt sie die heftigsten Kopfschmerzen, die aber nur so lange dauerten, bis alles verschüttete Wasser verdampft war. Kerner erinnert bei dieser Gelegenheit an den Volksglauben, daß man abgeschnittene Haare verbrennen, nicht aber wegwerfen soll, weil sie sonst zu magischen Einwirkungen mißbraucht werden können; daß ferner, wenn Vögel solche Haare in ihre Nester verbauen, die Person, der sie angehören, in der Brutzeit dieser Vögel Kopfschmerzen erhält.*)

Zur Verpflanzung von Krankheiten wurde auch das vegetabilische Reich benutzt. Man verbindet die Mumie mit Gartenerde und sät hierauf den Samen jenes Krautes in diese Erde oder in den für das Wachsthum der Pflanze geeigneten Boden, welches zur Vertreibung der Krankheiten geschickt ist. Indem nun die Pflanze wächst, zieht sie den mumialen Geist in sich hinein und es entsteht ein Rapport zwischen ihr und dem Patienten. Die Pflanze wird dann vernichtet, und zwar in einer der bestimmten Krankheit angemessenen Weise. Man verbrennt sie, oder läßt sie in der Luft oder im Rauch trocknen, oder wirft sie in fließendes Wasser, oder vergräbt sie in den Mist. Man kann diese Verpflanzung auch noch unterstützen, indem man die Erde täglich mit dem Waschwasser oder mit dem Urin des Kranken begießt. Auch bei dieser Einsäung muß man wählerisch sein. „Die Pflanzen — sagt Santanelli — eignen sich nicht ohne Unterschied für Alles und Jegliches; sie haben ihre eigenen Gaben und Kräfte, und nach diesen wirken sie auf den mit ihnen vereinigten Geist. Deswegen wirkt der mit Eisenkraut verbundene Geist anders, als wenn er mit der Engelsdistel verbunden wird, was man nie außer Acht lassen darf, denn die erste Pflanze steht in Beziehung zu den Krankheiten des Kopfes, die zweite zu denen der Leber".**)

Endlich kann man die Einsäung auch mit der Einätzung verbinden, indem man die Krankheit in ein Kraut verpflanzt, das man alsdann einem Thiere zu fressen giebt.***)

Ein anderes Verfahren ist die Einlegung. Man legt die Mumie in einen angebohrten Baum oder in eine Baumwurzel, und zwar im Frühjahr wenn die Säfte lebhaft cirkuliren. Die Einlegung wird von den Paracelsisten besonders gegen die fixen Krankheiten verordnet, während das Einsäen bei flüchtigen Krankheiten empfohlen wird. Auch als Präservativ wird die

*) Kerner 381—383.

**) Santanelli, K. 24.

***) Maxwell, II. K. 8.

Einlegung gerühmt. Man wählt dazu alt werdende Bäume, wenn man eine dauernde Wirkung verlangt, schnell wachsende Bäume, wenn die Wirkung rasch geschehen soll.

Reichenbach hat in seinen zahlreichen Schriften bewiesen, daß das Od nicht nur von Organismen und Vegetabilien, sondern auch von Mineralen ausgeströmt wird. Auch diese wurden von den Paracelsisten zu sympathetischen Kuren benutzt. Insbesondere wurden dem Kupfervitriol heilsame Wirkungen zugeschrieben. So wird bei Zahnweh verordnet, den schmerzenden Zahn mit einem Hölzchen blutig zu stochern und dann auf dieses Vitriolpulver zu streuen. Berühmt war das sympathetische Pulver des Kanzlers Grafen Kenelm Digby, des Freundes der Könige Jakob, Karls des Ersten und Zweiten. Er hat darüber eine Abhandlung geschrieben, der ich die nachfolgende Erzählung entnehme:

Herr Howell, auf einem Spaziergang, stieß zufällig auf zwei seiner Freunde, die sich eben duellirten. Er warf sich zwischen sie und dabei wurde ihm die linke Hand durch eine schwere Fleischwunde zerschnitten. Einige Tage später kam er zu Digby, von dessen berühmter Salbe er Gebrauch machen wollte, weil er große Schmerzen litt und der Arzt die Befürchtung ausgesprochen hatte, es möchte die Wunde brandig werden. Digby verlangte einen vom Blute dieser Wunde getränkten Gegenstand und Howell ließ aus seiner nahe gelegenen Wohnung das Hosenband holen, womit man in der Eile auf dem Kampfplatz die Wunde verbunden hatte. Digby legte das Hosenband in eine Schüssel mit Wasser, und warf in dieses sein Pulver. Er beobachtete dabei Howell, der eben in einer anderen Ecke des Zimmers mit einem Anwesenden sprach, aber plötzlich mit dem Bemerken sich umkehrte, die Schmerzen seien verschwunden und er fühle eine angenehme Frische. Digby rieth ihm nun, die Wunde von allen Pflastern zu befreien und sie lediglich rein zu halten. Von dieser Geschichte hörte König Jakob und kam in Begleitung des Herzogs von Buckingham zu Digby, der ihn von der Wirksamkeit seines Pulvers überzeugen wollte. Er nahm das Hosenband aus dem Wasser und ließ es am Feuer trocknen. Da sandte schon Howell seinen Diener und ließ sagen, die Schmerzen seien wiedergekehrt und seine Wunde brenne wie von einer glühenden Kohle. Digby ließ antworten, es werde sogleich wieder besser werden, legte das Hosenband in das Wasser zurück, und es verschwanden nicht nur die Schmerzen, sondern nach 5—6 Tagen war die Wunde vernarbt. Digby vertraute nun dem König sein Geheimmittel an, das er von einem aus Indien nach Italien zurückgekehrten Karmelitermönch erhalten hatte, und später schrieb er seine „Oratio de pulvere sympathetico".*)

Was nun diese plötzliche Wirkung durch bloße Behandlung der Mumie mit einem metallischen Stoff betrifft, so sei bemerkt, daß die Paracelsisten das Blut als eine besonders geeignete Mumie betrachten, weil es den Lebensgeist besonders reichlich enthalte. Es wurde daher als

*) Theatrum sympatheticum auctum. Nürnberg 1662, S. 77—80.

vorzügliches Mittel zur Heilung von Geschwüren, Wunden und Blutflüssen angesehen. Nach einem Aderlaß wurde z. B. das Blut vergraben, nachdem man heilsame Kräuter dazu gelegt hatte. Es stimmt auch Dies überein mit den Aeußerungen der Somnambulen. Eine solche sagt: „Wenn man mir zur Ader läßt, so entwischt immer sehr viel magnetisches Fluidum; eine für magnetische Einflüsse empfängliche Person würde leicht einschlafen, wenn sie sich dem Dunst aussetzen würde, der aus dem Blut aufsteigt, das die Venen verläßt."*) Reichenbach ist bei seinen Experimenten zu dem gleichen Schluß gekommen. Er sagt über die odische Sättigung des Blutes:

Zu verschiedenen Zeiten hob ich in Gegenwart des Fräulein Zinkel im Finstern meine Arme vertikal in die Höhe, so daß das Blut aus den Händen weglief. Wie Das geschah, sah sie sogleich diese erblassen und den größten Theil ihres Lichtes verlieren. Als ich nun meine Arme herabsenkte, die Hände nach unten, so wurden sie in dem Maße wieder hell leuchtend, als das Blut sich wieder hineinsenkte . . . Mehrere Jahre später wiederholte ich dieses mit Fräulein Zinkel. Erst zeigte ich ihr meine beiden Hände in wagerechter Armhaltung; dann hielt ich Arme und Hände lothrecht empor: sie sah alsbald beide dunkler werden. Dann hielt ich sie horizontal: sie wurden sogleich heller. Hierauf senkte ich sie hängen duach unten: sie wurden am Hellsten. In geradem Verhältniß also mit dem Blutgehalt stieg und sank die odische Leuchte.**)

Daß das Blut so reichhaltig odisirt ist, erklärt also seine besondere mumiale Wirkung. Aber auch andere mumiale Stoffe eigenen sich zu sympathetischen Kuren. Wirdig sagt: „Ich nenne Mumie und halte für die Verpflanzung geeignet ein jedes Vehikel, welches von Lebensgeist imprägnirt ist." Auch er nennt in erster Linie das Blut, dann aber auch Ausscheidungen und Abfälle des Körpers, Koth, Urin, Schweiß, Milch, Haare, Nägel, die auch vom Körper getrennt, noch eine Portion Lebensgeist mit sich führen;***) endlich aber wird auch der Hauch und Speichel genannt, also die selben Stoffe, die auch in der animalisch magnetischen Behandlung, z. B. in den Wunderheilungen des alten und neuen Testaments, bereits eine Rolle spielen.

München. Dr. Karl du Prel.

---

*) Du Potet: Journal du magnétisme. VIII. 172.
**) Reichenbach: Der sensitive Mensch. I. 766. II. 74.
***) Wirdig II. R. 27.

Hubert Herkomer.

Zwei Jahre nach den revolutionären Wirren von 1848 verließ ein Deutscher mit seinem Weibe und einem kleinen Söhnchen die Heimath, um in dem weiten Herzen der Vereinigten Staaten den Frieden und das Glück zu suchen, das die sozialen Stürme und der offene Aufruhr aus Deutschland weggebannt zu haben schienen. Der Mann war Lorenz Herkomer, ein in seinem Handwerk außerordentlich geschickter Holzschnitzer und begabt mit dem Fühlen und Streben des wirklichen Künstlers; sein Weib war Josefine, geb. Niggl, eine Musiklehrerin, mit einer ererbten musikalischen Begabung, die das gewöhnliche Maß weit überstieg. Der kleine Sohn ihrer Wanderfahrt, der am 26. Mai 1849 in Waal bei Landsberg am Lech geboren war, ist heute ein berühmter Künstler. Die Geschichte der Wanderzüge der Familie Herkomer, ehe sie sich endgiltig in England niederließen, ist eine Geschichte der Prüfung und Entbehrung, des edlen Strebens, der Selbstverleugnung und des tapfer getragenen Mißgeschickes. Die Reise über den Ozean machten sie in einem Auswanderersegelschiff jener Tage und nach den Schrecken einer sechswöchentlichen Fahrt landeten sie in der neuen Welt. Dort blieben sie sechs Jahre, zuerst in New-York und zuletzt in Cleveland in Ohio. Es war vom Anfang an ein Fehlschlag, reich an Unglück und Enttäuschung. Das trockene, angreifende Klima war der Gesundheit von Mutter und Sohn nachtheilig; die Aussicht, daß die Anstrengungen des Holzschnitzers, sich ein ausreichendes Auskommen zu verschaffen, Erfolg haben würden, war gering, und so wurde beschlossen, übers Meer zurückzukehren und sich in England niederzulassen. Im Jahre 1857 kamen sie in Southampton an und nun begann zum zweiten Male der Kampf ums Dasein. Leute, die sie damals gekannt haben, erzählen, daß der begabte Holzschnitzer Lorenz Herkomer sich als Handelstischler und Möbelreparateur karge Bissen verdiente und daß seine Frau durch Musikstunden ein paar Groschen dazu erwarb. Der kleine Hubert Herkomer war nicht kräftig genug, um die Schule besuchen zu können, und erhielt seinen Unterricht an seines Vaters Hobelbank. Außerdem war er seiner Mutter bei Konzerten behilflich, die sie mit ihren Schülern gab, und zwar „sang er in Kostüm und mit dramatischem Spiel Lieder". Durch harte Arbeit, Selbstverleugnung und den Verzicht auf jede Freude, ja selbst halb hungernd, schlug sich Lorenz Herkomer mit seiner Familie durch und sein Wort und Beispiel sind für seinen Sohn ein edles Erbe geworden. Denn dieser hatte in seinen anfänglichen Kämpfen ums Brot ähnliche Selbstverleugnung zu bewähren, und noch jetzt, in der Fülle seiner Erfolge, raucht er weder noch trinkt er Spirituosen, und er selbst ist der Meinung, daß er dieser Enthaltsamkeit, die seines Vaters Lehre und Beispiel und die eigene Noth ihm auf-

drängten, sein Vorwärtskommen im Leben dankt. Sechs Jahre lang erhielt er ein Wenig Unterricht in einer Tagesschule und begann dann, in der Southamptoner Zeichenschule die Elemente der Kunst zu lernen. So erreichte er sein vierzehntes Jahr und damit trat an seine Eltern die Nothwendigkeit heran, über seine Zukunft zu entscheiden. Die Mutter und die Freunde riethen zur Musik, aber der Vater, der die Begabung seines Sohnes wohl ahnen mochte, sagte: „Nein, mein Sohn soll ein freier Künstler werden." So entschied man über den Beruf des nachmaligen Malers, Radirers, Stechers, Schriftstellers, Tondichters, Schauspielers und Lehrers der Kunst. Ein Auftrag von Amerika für den Holzschnitzer, sechs lebensgroße Figuren zu schnitzen, unterbrach das eintönige Leben im Dunkel zu Southampton. Der Vater hatte immer den Wunsch gehabt, der Sohn sollte das ernste Studium der Kunst in seinem Geburtlande beginnen, und der Auftrag von Amerika setzte ihn in den Stand, diesen Plan durchzuführen.

Vater und Sohn verließen England, wo Hubert inzwischen naturalisirt war, und kamen, nach Abhaltungen und Krankheit unterwegs, in München an, wo Hubert der Aufsicht des Professors Echter anvertraut wurde, bei dem er ein halbes Jahr blieb. Der akademische Kursus, den Echter gab, ekelte den jungen Künstler an, aber das ununterbrochene Studium des Nackten, das der Brauch des Festlandes ihm möglich machte, war für ihn sehr segensreich. Sein starker natürlicher Trieb wies ihn auf selbständige Arbeit hin, aber sein Aufenthalt in Deutschland nahm ein plötzliches Ende durch die Nothwendigkeit, nach England zurückzukehren und sich die Pässe erneuern zu lassen oder die englische Nationalität aufzugeben. Ehe die lebensgroßen Evangelisten auch nur halb fertig waren, kehrten Ende 1865 Vater und Sohn nach England zurück.

Einige Zeit verging unter vorzeitigen Versuchen, selbständig zu schaffen. Aber der gesunde Menschenverstand, den Herkomer immer bewiesen hat, brachte ihn zu der Erkenntniß, daß er für derartige Arbeit noch nicht genügend vorbereitet sei, und so wurde er noch einmal Kunststudent, diesmal an den National Art Schools in South Kensington. Das wurde für ihn der Anfang zu einem neuen Leben, eine Wiedergeburt seiner Ziele und eine Eröffnung neuer Ausblicke in die Zukunft.

In diesen Tagen beherrschte die künstlerische Persönlichkeit Fredericks Walker, dessen zartes Leben einen Abschluß fand, ehe seine Fähigkeiten zur Reife gekommen waren, das Kunststudium in England. Sein Können steckte sich seine Ziele nicht zu hoch; es war nur mäßig in seiner Technik, Das aber war über alle Zweifel erhaben, daß er die Natur anders sah als irgend ein Zeitgenosse. Er war der eigenartigste Maler seiner Tage, der mit ruhigem und feinem Schönheitsinn Geschehnisse aus dem modernen

Leben malte, indem er das gewöhnliche Leben um sich zum Ausdruck des höchsten künstlerischen Ideals erhob. Bei Walker kam das geistige Motiv immer zuerst. Selbst unter seinen kleinen Studien sind nur wenige, die nicht eine Stimmung oder eine individuelle Idee zum Ausdruck bringen, wenn sie auch nicht Gemälde sind. Walker hatte sein praktisches Künstlerleben als Illustrator begonnen, ehe er noch die Royal Academy Schools verlassen hatte. Zuerst war er ein Nachahmer von Sir John Gilbert gewesen, der das ganze Vierteljahrhundert vorher unbestritten als der erste Illustrator gegolten hatte; bald hatte er jedoch alles Nachahmen und alle konventionellen Regeln aufgegeben und war so in seiner Ausdrucksweise als Zeichner und Illustrator der Begründer einer Schule geworden, die in England noch heute nicht zu ihrer vollen Entwickelung gekommen ist.

Herkomer war in jenen Tagen sehr stark rezeptiv und wurde ein begeisterter Jünger Walkers nicht nur in Malweise und Ausdrucksart, sondern noch mehr in seinen Zielen und seiner Richtung. Schon als junger Student in South Kensington fing er an, für Holzschneider auf den Block zu zeichnen und eben so für Verleger von heute längst vergessenen Zeitschriften, aber auch für ein paar, die es immer noch giebt; und ein ganzes Theil ziemlich lohnender Arbeit scheint ihm so zugefallen zu sein.

In den nächsten drei Jahren änderten sich seine Umstände so sehr durch die Erträge seiner Arbeit, daß er seine Eltern von Southampton fortnehmen und ihnen in einem Häuschen in dem Dorfe Bushey in Hertfordshire, drei deutsche Meilen von London, ein Heim geben konnte. In diesem freundlichen Landaufenthalt fanden seine Eltern eine neue Stätte der Ruhe, und der Sohn kam zu ihnen, so oft er sich von den Anstrengungen in London erholen durfte. Während dieser harten Arbeit um seinen eigenen Unterhalt und den seiner Eltern stand er immer noch vorwiegend unter Walkers Einfluß, wandte der Aquarellmalerei eingehende Studien zu und malte im Herbst 1869 sein erstes Aquarellbild, das im folgenden Frühjahr mit Erfolg ausgestellt wurde. Gleichzeitig war das Blatt The Graphic gegründet worden, und die erste Zeichnung von Herkomer, die der Herausgeber annahm, sicherte ihm einen Platz unter dessen Mitarbeitern. Seine zweite Zeichnung für das Blatt waren die Chelsea Pensioners in Church, die Grundlage, wenn nicht das eigentliche Urbild seines heute berühmten Last Muster. Er malte fleißig in Wasserfarben und 1871 wurde er zum Mitglied des Institute of Painters in Water Colours erwählt, dem er lange Jahre angehört und dessen Jahresausstellungen er regelmäßig beschickt hat. Von da an war Herkomers Ruhm als Zeichner begründet und nun war ihm angenehme und lohnende Arbeit immer sicher, aber diese Arbeiten dienten ihm nur als Mittel zum Zwecke; er beschloß, auch in Oel zu malen.

Nachdem er sich die Mittel erspart hatte, ging er mit wohlbegründetem Selbstvertrauen für die Zukunft mit seinem Vater in den Ferien ins bayerische Hochland und dort machte er seinen Versuch. Was er dort schuf, war indessen so unreif in seiner Auffassung und so schwach in seiner Ausführung, daß er, nach England zurückgekehrt, auf den Rath erfahrener Künstler es nicht nur nicht ausstellte, sondern es überhaupt ganz zurückzog.

Auf einen zweiten Besuch in Bayern nahm Herkomer seine Eltern mit und malte dort sein bekanntes Bild After the toil of the day. Es war ein großes, sechs Fuß langes Gemälde, das im Ganzen gut aufgenommen wurde und in der Royal Academy seinen Haken erhielt. Es war direkt nach der Natur gemalt. Der Schauplatz war bayerisch, die Figuren waren die bayerischer Bauern, aber der Geist, die Stimmung und die Malweise waren die von Frederick Walker. Schon ehe er dieses Bild malte, hatte Herkomer in seinen Illustrationen für den Graphic und in seinen anderen Holzschnittzeichnungen Walkers Einfluß abgestreift und hatte sich eine eigene Art und einen eigenen Stil geschaffen. Es ist bezeichnend genug, daß er mit diesem Gemälde noch einmal in seine Nachahmerzeit zurückfiel; aber es war das letzte Mal. Einzelnheiten in seinen Schöpfungen bis zum heutigen Tage beweisen, daß Walkers Einfluß nicht völlig überwunden ist, aber von 1873 an, wo After the toil of the day ausgestellt wurde, hat Herkomer allen seinen Arbeiten seine eigene klar zu erkennende Eigenart aufgeprägt.

Unterdessen hatte er sich verheirathet und einen großen Theil von 1874 in seiner bayerischen Heimath zugebracht. 1875 brachte ihm seinen Haupterfolg. Der Gegenstand der Chelsea Pensioners in Church, die er für den Graphic gezeichnet hatte, hatte sich seinem Geist so eingeprägt, daß er ihn auch zu malen beschloß, und zwar in großen Dimensionen. Er selbst hat die Schwierigkeiten geschildert, unter denen er ans Werk ging und es ausführte. Am ersten Januar 1875 fing er an: „Ich malte", so erzählt er, „in einem kleinen Glasatelier, das ich mir in dem Garten zu Smith St. Chelsea hatte bauen lassen und das nur einen Fuß größer war als das Bild im Rahmen; und ich vollendete mein Gemälde mit verzweifelter Anstrengung für die akademische Jahresausstellung, sicher, daß es dort keinen Platz bekommen würde, da es allen Bildern, die ich gesehen hatte, so ganz unähnlich war." Herkomer hatte noch keine technische Kenntniß der Perspektive und so hatte er sich einzig und allein auf sein Auge zu verlassen beim Zeichnen der Bogenlinien des Gebäudes, in dem sich die Szene abspielte. Die eindrucksvolle Anordnung der verschiedenen Ebenen des Bildes gehört ganz auf Rechnung des richtigen Empfindens und nicht der technischen Kenntniß. Das Bild soll in Stücken von ein

paar Figuren auf einmal gemalt worden sein: „in der Regel wurden zwei Figuren zugleich entworfen, damit man sehen sollte, wie die Gesichter sich gegen einander ausnehmen würden". Diese Figuren wurden dann bis ins Einzelne fertig gestellt, während die übrige Leinwand vor der Hand noch leer blieb. Diese Gruppen waren trotzdem keine Studien oder Versuche, sondern schon feste Glieder in dem Plan, der im Kopfe des Malers existirte.

Noch andere ungünstige Umstände hinderten und unterbrachen den Fortgang des Werkes. In seinem Hause hatte Herkomer große Sorge und Angst durchzumachen. Seine Frau war kränklich und in Folge ihrer Krankheit hatte er häufig nach Bushey hinüber zu gehen. Herkomers eigenes Befinden war nicht gut, aber trotz allen Unterbrechungen, Beschwerden, Schwierigkeiten und widrigen Umstände hielt ihn seine wunderbare Arbeitskraft aufrecht und das große Werk wurde rechtzeitig für die Ausstellung fertig. Als das Bild dem Rathe der Royal Academy vorgeführt wurde sollen die Mitglieder sich sämmtlich erhoben und in die Hände geklatscht haben. Der Präsident Sir Frederick Leighton und George Richmont, Beide hervorragende Mitglieder des Rathes, schrieben dem Maler Glückwunschbriefe und die Hängekommission gab dem Bilde einen Ehrenplatz in einer der großen Hallen. Erst dieses außerordentliche Werk begründete Herkomers Ruhm völlig und schuf damit die Möglichkeit seiner ferneren Erfolge.

Keine spätere Leistung Herkomers hat den Ruhm, den er sich mit diesem Bilde erwarb, wesentlich erhöht oder einen Theil davon in den Hintergrund gedrängt. Es war ein Erfolg, so vollständig und ruhmreich, daß er sich nicht so leicht wiederholen konnte. Drei Jahre später, 1878, malte er das Last Muster und sandte es auf die Internationale Ausstellung in Paris. Es gewann ihm eine der beiden goldenen Ehrenmedaillen, die auf England fielen, und stellte ihn sofort den ersten Künstlern des Festlandes an die Seite. In einer kurzen Skizze seines eigenen Lebens nennt Herkomer das Last Muster seinen guten Talisman für die Folgezeit. Und es war der Erfolg, den er im Last Muster mit der neuen Malart der Köpfe der Greise mit all ihren unterschiedlichen und persönlichen Kennzeichen erzielte, was dem Maler seine Begabung für das Portrait und die feine Unterscheidung des Charakteristischen klar machte. Seine am Meisten durchschlagenden Werke nach dem Last Muster sind denn auch mit Ausnahme weniger realistischen Landschaften Portraits gewesen.

Er meint selbst, dem Last Muster sei viel Unbedeutendes gefolgt; denn er sei förmlich bedrückt gewesen von dem Gedanken, was Alles man nun von ihm erwarte. Eine gewisse Gruppe seiner Bewunderer erwartete, er würde fortfahren, „Greise in der Kirche" zu malen. Aber dazu war er zu vielseitig und eigenartig. Trotzdem zeigen die dem Last Muster

folgenden Schöpfungen einen entschiedenen Rückschritt und Das rechtfertigt des Malers Selbstkritik. Aber unter ihnen sind doch auch Bilder wie At Death's Door, „Der Bittgang" und Eventide, staunenswerth ureigene und stimmungvolle Bilder. Das erste von ihnen zeigt sogar einen höheren Sinn für das Schöne, als er auf den früheren Gemälden des Meisters zu finden ist. Aber auch, wenn man sich alle ihre Vorzüge vorführt, bleibt doch noch das Gefühl zurück, daß sie eigentlich doch vor die Letzte Musterung gehören und nicht nach diesem Werk entstanden sein dürften.

Wahrscheinlich entsprang der neue Anlauf, den Herkomer in seiner Kunst mit „Vor der Pforte des Todes" nahm, dem Wunsche, sich nicht zu wiederholen. Denn für dieses Bild, das er 1876 ausstellte, nahm er Szenerien und Figuren wieder aus seinem heimischen Bayerland. Der Gegenstand hatte jedoch ein nur lokales Interesse und nur lokale Bedeutung und hat, wie die meisten seiner Gemälde mit bayerischen Gestalten, vergebens an das englische Gefühl appellirt.

Einige bemerkenswerthe und bedeutsame Portraits gehören in diese Zeit. Mit dem Portrait Richards Wagner trat er in eine neue Periode ein. Nach seinem eigenen Ausspruch war er damit an einer neuen Phase seiner Kunst angekommen, denn erst jetzt ging ihm die Klarheit auf, wie er die Aquarellenmalerei in großem Maßstabe anwenden könne. Er hatte herausgefunden, daß der fähige Maler mit dem leichteren Mittel ein gutes Theil der Kraft und des Nachdrucks leisten kann, die im Oel liegen. Richard Wagner lehnte das Verlangen, ihm zu sitzen, ab und meinte, Herkomer solle ihn während seines öffentlichen Erscheinens in London aufnehmen. Aber der Maler fand Das unausführbar und beschloß, das Bild aus dem Gedächtniß zu malen. Dies that er denn auch theilweise, aber Wagner saß ihm dann noch, damit er es vollenden könne.

Die Portraits von Tennyson und Ruskin sind ebenfalls Aquarellbilder, und nachdem der Meister die Ausdrucksfähigkeit dieses Mittels am Portrait erprobt hatte, begann er ein ganzes Gemälde darin, sechs Fuß lang und fünf Fuß hoch. 1878 war es fertig und kam in der Grosvenor-Gallerie zur Ausstellung. Sein Gegenstand war eine direkte Studie aus dem Bauernleben im bayerischen Hochland und es hieß Life, Light and Melody. Es zeigt bayerische Bauern in einer Bergschenke. Ein paar trinken und schwatzen, andere kegeln und die Hauptfigur, ein Förster, spielt die Cither. Das Leben und die Melodie sind im Hause drin; das Licht glänzt am Himmel und auf den fernen Bergen. In diesem ausgezeichneten Werke ist die Aquarellmalerei zur höchsten Vollendung gebracht.

Der Academy von 1880 sandte der Maler sein erstes bedeutsames Landschaftbild ein, das eindrucksvolle Gemälde Godes Shrine, eine ernste

Studie nach der Natur im bayerischen Hochland und besonders ausgezeichnet durch seine feine Ausführung. Das folgende Jahr sah sein Landschaftbild The Gloom of Idwale, ein Kolossalgemälde, auf der Ausstellung der Grosvenor-Gallerie. Es behandelte einen dem letzten verwandten Gegenstand und war in einem tragbaren hölzernen Atelier in den Bergen von North Wales direkt nach der Natur gemalt. Eine andere Berglandschaft von ihm, namens „Found“, ein paar Jahre später geschaffen und in der Academy von 1885 ausgestellt, wurde von dem Rath der Royal Academy in seiner Eigenschaft als ausführende Kommission der Chantreystiftung angekauft und bildet seitdem einen Theil der besonderen Sammlung moderner Kunstwerke, die das englische Volk Jahr für Jahr als Frucht jener Stiftung erwirbt. Vier Jahre später gesellte sich diesem Bild dort ein anderes Werk Herkomers zu. Dies war „The Chapel of the Charterhouse“, eine Kapelle, die jeder Leser von Thackerays Newcomes kennt, und im Wesentlichen ein Portraitbild wie „Die letzte Musterung“.

Außerdem hat Herkomer noch viele Aquarellbilder geschaffen, Landschaftstudien nach der Natur in England und in seiner geliebten Heimath, Einzelngestalten und Portraits und Kombinationen von Landschaften und Menschen. Seine ersten Schöpfungen standen auch hier unter dem Einfluß Walkers und zu dieser Periode gehört seine Bilderserie aus dem bayerischen Landleben wie „The Poachers Fate“ und „Natural Enemies“. In seinen folgenden Wasserfarbenschöpfungen, die eine Art Uebergangsepoche bilden, zeigt sich Herkomers Eigenart deutlicher, so z. B. in dem schon erwähnten großen Bilde aus der Serie der vierzig Zeichnungen aus dem bayerischen Hochland und in einer anderen Serie, die er der unmittelbaren Umgebung seines Hauses in Bushey entnahm. Herkomers jüngere Aquarellarbeiten zeigen einen Rückfall in seine Epoche der Nachahmung und durch die That wie durch sein ausdrückliches Bekenntniß hat er sich als Anhänger von North, einem sehr stark individuell gefärbten Zeitgenossen von Walker, bekannt. 1879 war Herkomer zum Associate der Royal Academy erwählt worden und 1890 wurde er deren ordentliches Mitglied. 1885 wurde ihm die Sladeprofessur für Kunst an der Universität Oxford auf Max Müllers Vorschlag hin angetragen und er nahm den Ruf dahin an. Seine Vorlesungen, die sich ganz an das Praktische halten, sind gut besucht und werden von der Universität und den Studenten hoch geschätzt.

Aus der Unzahl seiner Portraits nur noch ein paar besonders bedeutsame. Als eins seiner schönsten Werke gehört da das eindrucksvolle und würdige Portrait seines Vaters an die Spitze, das diesen bezeichnender Weise im Arbeitrock an der Hobelbank darstellt, Hammer und Meißel in der Hand, und dann ist nicht zu vergessen das Portrait des Dr. Thompson, gemalt

für das Trinity College in Cambridge. Eben so sind die beiden seinen Studien von Dr. Butler, dem gegenwärtigen Leiter des Trinity College, schöne Beispiele für die Wiedergabe einer Individualität.

Das erste Frauenportrait, das Herkomer gemalt hat, ist das von Miß Grant. Es kam 1885 in der Royal Academy zur Ausstellung und der Eindruck, den es machte, brachte einen fast eben so lauten Beifallssturm hervor, wie er die „Letzte Musterung" begrüßt hatte. Ein anderes Frauenportrait, unter dem Titel „Hingerissen" (Entranced), folgte zwei Jahre später. Es machte einen eben so starken Eindruck und es ist schwer zu sagen, welches das schönere Bild von beiden ist. Den Leistungen Herkomers als Radirer und Stecher in Kürze gerecht zu werden, ist unmöglich. Aber er beherrscht die Technik der Radirnadel, des Grabstichels, der Roulette und des Polireisens in gleichem Maße. Er ist ein eben so hervorragender Radirer und Kupferstecher wie Maler; und die Kunst des Radirens verdankt ihm neue Verfahren und eine neue Technik.

Herkomers Kunstschule in Bushey hat folgende Geschichte. Ein Vater aus der Nachbarschaft wünschte seine Tochter bei dem Meister in die Lehre zu geben. Dabei wurde der Vorschlag gemacht, er solle noch andere Schüler annehmen. Der Maler ging darauf ein und ein Atelier für die Studenten wurde gebaut. Mit fünfundzwanzig Schülern wurde die Schule im Herbst 1883 eröffnet. Jetzt sind es über zweihundert und noch immer wächst die Zahl der Aufnahmegesuche. Auf diesem Boden ist auch Herkomers Thätigkeit als Schauspieler und Regisseur entsprossen. Um sich von der Ueberanstrengung durch Arbeit zu erholen und um seinen Kunstschülern Vergnügen und Beschäftigung außerhalb ihrer Berufsarbeit zu bieten, verwirklichte er die Idee eines Theaters in Bushey. Er selbst hat einige von den aufgeführten Stücken geschrieben, die Musik dazu komponirt und für das Orchester gesetzt und in jeder Aufführung die Hauptrolle übernommen.

Nicht lange nach dem Bau des Hauses in Bushey zogen die Eltern des Malers in ein Haus in Landsberg am Lech, das ihnen der Sohn eingerichtet hatte. Dort ist die Mutter 1879 gestorben und dort hat der Sohn ihr zum Gedächtniß einen malerischen Thurm nach eigenem Entwurfe errichtet. Der alte Lorenz Herkomer ist 1887 in Bushey gestorben und dort finden sich in dem neuen stattlichen Hause, das unfern des alten dürftigen Häuschens aus dem Boden gewachsen ist, einige der schönsten Holzschnitzereistücke in England, die Arbeit seiner Hand. Das Haus selbst, die Schöpfung seines genialen Sohnes, der auch Ingenieur und Architekt ist, ist in Anlage und Einrichtung gründlich verschieden von jedem anderen Heim in England.

London. Albert Laundy,

Professor der Kunstgeschichte am Bedford College.

Die antisemitische Bewegung.

Sehr geehrter Herr Harden,

Sie haben Vertreter verschiedener politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Richtungen zu Worte kommen lassen. Ich nehme an, daß es Ihnen erwünscht ist, auch aus den Reihen der antisemitischen Bewegung heraus Ihren Lesern eine Darstellung der Ursachen, Triebfedern, leitenden Anschauungen, Absichten und Erlebnisse dieser Bewegung zu geben.

Wiederholt habe ich in der „Zukunft", die ich seit Anfang des vorigen Jahres halte, Aeußerungen gefunden, die auf eine objektivere Auffassung ihrer Verfasser in Bezug auf den Antisemitismus hindeuteten. Die Antisemiten sind ja in dieser Hinsicht nicht verwöhnt, sondern daran gewöhnt, als wahre Satanskinder und Halunken abgethan zu werden. Das Rezept dazu ist alt; Börne hat es schon verordnet: daß alle Antisemiten entweder ins Irrenhaus oder ins Zuchthaus gehören. Die Tonart ist seitdem ziemlich die herrschende geblieben. Unter diesen Umständen sind wir Antisemiten einigermaßen überrascht, wenn wir einmal in der nicht antisemitischen Presse den Versuch gewahren, auch diese Bewegung objektiv zu beurtheilen.

Die Sozialdemokratie hat die Loosung ausgegeben: der Antisemitismus hat lediglich wirthschaftliche Ursachen; er ist die Erhebung der Mittelstände gegen den Kapitalismus; der Mittelstand ist zu dumm, um die wahren Ursachen und die wahren Heilmittel der sozialen Misere und des Niederganges der selbständigen Existenzen zu erkennen; deshalb kehrt er sich gegen die Juden. Diese Auffassung wird wohl auch von Leuten, die nicht zur sozialdemokratischen Partei zählen, getheilt. Sie ist aber durchaus unzureichend, genau so unzureichend wie die Geschichtauffassung der sozialdemokratischen Partei, die nur einen Theil der wirksamen Triebfedern erkennt und anerkennt. In der antisemitischen Bewegung wirken sehr verschiedene Beweggründe und Triebfedern. Am Deutlichsten wird man Das erkennen, wenn wir ganz kurz die Geschichte der Bewegung überblicken.

Es ist nicht richtig, daß Stoecker „angefangen" habe; das „Karnickel" sitzt auf der andern Seite der Klerisei: im katholischen Lager. In den Tagen des Kulturkampfes florirte in der Centrumspresse eine sehr frische, fröhliche „Judenhetze", um diesen Ausdruck einmal zu acceptiren. Bischof Martin von Paderborn schrieb ein Heft gegen den Talmud und Professor Rebbert vom Seminar in Paderborn verfaßte volksthümliche Schriften über die Wirksamkeit der Juden in der kulturkämpferischen Presse und im Wirthschaftleben. Den Anstoß gab jedenfalls die Haltung der „jüdischen" Presse im Kulturkampf, wie einst in Spanien den Anstoß zur Austreibung der Juden das Attentat der „Marannen", der nuevos Christianos auf die katholische Kirche gab.

Anderen Kreisen gab der jüdische Einfluß in der Gesetzgebung (Lasker und Bamberger) Veranlassung zum Unbehagen; die wirthschaftlichen Mißerfolge des Mittelstandes wurden dieser Gesetzgebung zugeschrieben und man wollte entdecken, daß die Entfesselung des „freien Spieles der Kräfte", die Zerstörung (anstatt der Reformation) der alten Organisation des städtischen Gewerbes wesentlich durch jüdischen Einfluß und zu Gunsten des jüdischen Gewerbes (Handels) zu Wege gebracht sei. Daß man im Strafgesetzbuch gänzlich vergessen

hatte, den Wucher zu berücksichtigen, fand man nicht minder charakteristisch für den Geist und für die Inspiratoren der Gesetzgebung, der selben Gesetzgebung, die dem Aktien- und Gründung-Schwindel Thür und Thor offen ließ. Das Reichsbankgesetz, das, entgegen dem Regirungentwurf, von Bamberger geschaffen war, und die Vorgänge bei der Zeichnung der Reichsbankantheile gelten ebenfalls als typisch für die gesetzgeberischen Verhältnisse jener Tage.

Es bedarf nur eines kurzen Hinweises auf den allgemeinen Unwillen, den die Gründerei erregt hatte und der nach dem Erscheinen von Glagaus Aufsätzen in der Gartenlaube eine antisemitische Färbung annahm, weil Glagau den Nachweis zu führen unternommen hatte, daß der Gründerschwindel wesentlich von jüdischen Spekulanten ins Werk gesetzt und diesen zu Gute gekommen sei, daß ferner die von Lasker angefangenen Enthüllungen an den jüdischen Gründern Halt gemacht hätten, obwohl Lasker angekündigt hatte, er werde mit der Fackel der Aufklärung in die letzten Winkel leuchten.

Stoecker trug die antisemitische Gesinnung in die Massen des evangelischen Volkes, besonders unterstützt vom „Reichsboten", der die eingeschüchterte, im Kulturkampf bei Seite gedrängte evangelische Geistlichkeit sammelte und mit neuem Muth erfüllte. Hätte Stoecker die Hälfte der Arbeit, die er an Berlin verschwendet hat, der Provinz gewidmet und hier nach der rednerischen Arbeit auch organisirt, so würde er heute an der Spitze einer antisemitischen Fraktion von 50—80 Mann im Reichstag sitzen. Aber er hatte den edlen Ehrgeiz, „Berlin den Hohenzollern zu Füßen zu legen", — ein vergebliches Beginnen, trotz der offiziellen Gunst, die ihm eine Zeitlang zu Theil zu werden schien. Die Saat, die Stoecker ausgestreut hatte, ging aber nicht verloren. Auf dieser Vorarbeit haben nachher Andere weiter gearbeitet, insbesondere der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg.

Dieser ehemalige Offizier, der sich 1870 tapfer geschlagen hat und wiederholt verwundet wurde, war mit dem später in Paraguay gestorbenen Dr. Bernhard Förster („den das Heimweh trieb vom Hause") der Träger und Leiter der großen Antisemiten-Petition, die mit nahezu 300 000 Unterschriften im Jahre 1881 dem Reichskanzler überreicht wurde und diesen veranlaßte, die östliche Grenze gegen jüdischen Zuzug abzusperren und 11 000 östliche, nicht naturalisirte Juden ausweisen zu lassen. Liebermann vertrat vom Anfang an eine etwas anders geartete Richtung als Stoecker; ohne der Kirche feindlich gegenüberzutreten, betonte er doch mehr die nationalen, die politischen Momente. Die von Liebermann ins Leben gerufene deutsch-soziale Partei hat sich aber stets gegen Stoecker und seine Freunde kameradschaftlich gestellt.

Von Berlin ausgehend erwachte damals auch unter der Studentenschaft eine antisemitisch gerichtete Bewegung, die sich in den Vereinen deutscher Studenten sammelte, vor Allem auf Treitschke fußte und den nationalen Gegensatz zwischen Judenthum und Deutschthum zuspitzte und in den Vordergrund stellte. (Dührings wissenschaftlicher Antisemitismus hat einen praktischen Einfluß auf die antisemitische Bewegung nicht gehabt; er wurde von sehr engen Kreisen als Spezialität gepflegt.)

In Kassel hatte seit Anfang der achtziger Jahre ein antisemitischer Verein gewirkt; der jetzige Reichstags-Abgeordnete Ludwig Werner gab ein antisemitisches Wochenblatt heraus, das auf dem Lande eine nicht geringe Verbreitung fand. Dr. Böckel knüpfte an diese Arbeit an, indem er den Wahlkreis Marburg-Kirchhain-Frankenberg-Vöhl bearbeitete; er wurde 1887 in diesem

Wahlkreise gewählt; Liebermann, der in Homberg-Ziegenhain aufgestellt war, unterlag einer geringen Stimmenmehrheit; (er wurde 1890 zum ersten Male gewählt.) Während Dr. Böckel sich vorzugsweise auf die Bearbeitung der seinem Wahlkreise benachbarten Kreise beschränkte, unternahm Liebermann eine geradezu erstaunliche Agitation in den verschiedensten Theilen des Reiches: hundert und mehr Reden in einem Jahre, immer in stürmischen Versammlungen, immer im Kampf; daneben organisirend, Vereine gründend, schriftstellernd —: eine Arbeitsleistung, die nur eine so robuste Natur wie diejenige Liebermanns erträgt.

Im Königreich Sachsen begann Zimmermann, in Westfalen Dr. König zu organisiren. Von Leipzig aus hatte Th. Fritsch eine antisemitische Schriftenverbreitung ins Leben gerufen, die sich als sehr wirksam erwiesen hat.

Zur Begründung einer antisemitischen Partei war zu Pfingsten 1889 nach Bochum ein Parteitag einberufen, auf dem ein schon länger in die Erscheinung getretener, mehr persönlicher als sachlicher Gegensatz zwischen Dr. Böckel und Zimmermann einerseits, Liebermann und Dr. König andrerseits zu einer Spaltung führte. Jetzt ist dieser Gegensatz einigermaßen ausgeglichen; die beiden Richtungen des Antisemitismus stehen in friedlichem Verhältniß; eine äußere Einigung ist nur eine Frage der Zeit.

Eine sehr wesentliche Förderung ist den Antisemiten zu Theil geworden durch die Gründung des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus". Die Begründer dieses Vereins übersahen, daß sehr zahlreiche Kreise des deutschen Volkes, die sich gegenüber der antisemitischen Bewegung passiv verhielten, durchaus nicht „judenfreundlich" waren und sich ärgerten, als man ihnen zumuthete, zu Gunsten der Juden einzutreten. Außerdem gab das Auftreten des Abwehr-Vereins Gelegenheit zu Auseinandersetzungen, die fast ausschließlich dem Antisemitismus zu Gute kamen. Die Schriftenverbreitung des „Abwehr-Vereins" hat die Nachfrage nach antisemitischen Schriften, auf die man erst durch jene aufmerksam wurde, in ganz außerordentlichem Maße gesteigert. Man hat bei allen Auseinandersetzungen zwischen Juden und anderen Nationalitäten die selbe Erfahrung gemacht: so klug die jüdische Nationalität sonst ist, so sehr sie ihre Interessen wahrzunehmen, sich Einfluß und Macht zu erwerben weiß: in der Vertheidigung gegen Angriffe wird sie immer unklug, maßlos. Hätten die deutschen Juden auf die ersten Regungen des Antisemitismus zu Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre Etwas von dem Willen, den Mißständen entgegenzutreten, gezeigt, hätten sie in der Presse und im Wirthschaftleben sich Zurückhaltung auferlegt, so wäre die antisemitische Bewegung im Keime erstickt, während sie jetzt nicht nur direkte Wahlerfolge hat, sondern vor Allem ihre Gesinnung auch in die Reihen der anderen Parteien (der konservativen, der nationalliberalen, des Centrums) hineingetragen hat.

Es sind wirthschaftliche, nationale und religiöse Motive, die dem Antisemetismus diese Erfolge gebracht haben.

Der Wucher in Hessen hat in der dortigen bäuerlichen Bevölkerung eine heftige Mißstimmung gegen die Juden hervorgerufen. Der Siegeszug des jüdischen Handels durch die Städte hat die deutsche Kaufmannschaft, besonders den Kleinhandel einiger Branchen, mit Erbitterung erfüllt. Der jüdische Einfluß auf dem Kapitalmarkt, bei Gründungen 2c. haben ein ähnliches Mißbehagen in weitere Kreise getragen. Die starke Betheiligung jüdischer Politiker an der sozialdemokratischen Agitation hat ähnlich gewirkt. Die Haltung jüdischer Zeitungen gegenüber den Angelegenheiten der christlichen Bekenntnißgemeinschaften ver-

anlaßt zahlreiche Christen, sich auf die antisemitische Seite zu stellen, selbst solche, die von ihrer Zugehörigkeit zu einer christlichen Kirche sonst einen geringen Gebrauch machen, es aber doch als eine gewisse Beleidigung empfinden, wenn jüdische Blätter als Wortführer in solchen Angelegenheiten auftreten. Der Umstand, daß die selben Blätter sich jeder Einschränkung des freien Spieles der Kräfte, jedem Schutz der nationalen Produktion, widersetzen, hat wieder andere, besonders landwirthschaftliche Kreise, zu den Antisemiten geführt. Taktlose Aeußerungen der Presse über die deutsche Geschichte, ähnliche Auslassungen in jüdisch-geschichtlichen Werken (Professor Grätz) wurden als Schläge in das Gesicht des deutschen Volkes empfunden und riefen geradezu hellen Zorn wach. Das führte zu der Frage, ob es eines Volkes würdig sei, ruhig zuzusehen, wie die alten Patrizierhäuser der Städte in jüdischen Besitz übergehen, wie im öffentlichen Leben jüdische Stimmen gelten, wie Grund und Boden mit jedem Jahre an das mobile Kapital vergantet wird, dessen Führung und Regirung in jüdischen Händen liegt. Und diese Frage wird mehr und mehr verneint; an Stelle der Toleranz um jeden Preis tritt der nationale Egoismus, und er ist in der antisemitischen Bewegung zur Leidenschaft entfacht; er ist heute recht eigentlich Träger und Triebfeder der Bewegung.

Es erscheint mir nicht zweifelhaft, daß ein gerechtes Urtheil der antisemitischen Bewegung zugestehen muß, daß sie die Empörung, die Erhebung eines Volkes ist, das sich gegen ein mächtig gewordenes Fremdthum auflehnt und dieses Fremdthum von sich abschütteln will. Man mag solche Erhebungen für berechtigt halten oder nicht, man mag in ihnen eine Quelle der Kraft oder nur eine barbarische Verwilderung sehen —: die Thatsache selbst sollte man aber zugestehen. Wir Antisemiten halten eine solche Bewegung, auch wenn sie Irrthümern verfiele oder zweifelhaften Führern folgte, für ein Mittel zur Verjüngung und Belebung der Volkskraft, die wir in den kommenden Auseinandersetzungen sehr nöthig haben werden. An dem Gegensatz gegen das Fremde, gegen ein als schädlich und bedrückend empfundenes und erkanntes Fremdthum, erstarkt die nationale Energie eines Volkes. Man prüfe nur die leider sehr in Vergessenheit gerathenen Schriften aus dem Anfange des Jahrhunderts, aus der Zeit der napoleonischen Herrschaft einmal aus diesem Gesichtspunkte; man vergleiche sie mit den hervorragenderen antisemitischen Schriften von heute — und man wird erstaunt sein über die Aehnlichkeit des Geistes, der in beiden sich geltend macht. Ueber die Aehnlichkeit, sage ich. Selbstverständlich: mutatis mutandis. Blutdürstige Instinkte sind mir in der antisemitischen Bewegung nicht vorgekommen; im Gegentheil, sie hat in Hessen den herben Groll, der zu Mord und Totschlag führte, in ruhige Bahnen gelenkt. Das Bewußtsein der großen Ueberlegenheit an Zahl läßt den Gedanken an blutige Auseinandersetzungen nicht aufkommen. Aber die nationale Leidenschaft wird heute durch die antisemitische Bewegung in ähnlichem Grade, nur nicht zu gleicher Bethätigung angeregt wie durch die Bewegung vor den Freiheitkriegen.

In dieser Arbeit sieht der Antisemitismus schon ein hohes, großes Ziel; sie erscheint ihm nicht nur als ein Mittel zum Zweck, sondern als ein außerordentlich großer Zweck selbst. Es ist eigenartig genug, daß der Liberalismus, der als der Wortführer der nationalen Sehnsucht des deutschen Volkes anfing, mit weltbürgerlichen Ideen abschloß und eine allgemeine Erschlaffung des Nationalbewußtseins zurückließ. Ich möchte auch diesen Zug auf die jüdische Führung im Liberalismus zurückführen. Es ist gewiß nicht auffällig, sondern

entspricht anderen geschichtlichen Erfahrungen, daß auf jene Erschlaffung nun eine Bewegung folgt, die in kräftiger Reaktion den nationalen Gedanken vielleicht zu scharf zuspitzt und ihn gegen Diejenigen kehrt, die, unter uns lebend, doch nicht mit uns verwachsen sind, aber einen gewaltigen Einfluß auf allen Gebieten des öffentlichen und des geistigen Lebens unseres Volkes ausüben.

Wenn man also nach den Absichten der antisemitischen Bewegung fragt, so ist die Antwort zunächst die: die Agitation, wie sie der Ausdruck vorhandenen Unbehagens über den jüdischen Einfluß in Deutschland ist, will dieses Unbehagen auch da wecken, wo es noch schlummert; denn der so wachgerufene Gegensatz bedingt eine Erstarkung der nationalen Energie unserer Volksseele, eine Erstarkung, die, wie schon gesagt, in den kommenden großen inneren und äußeren Auseinandersetzungen uns nöthig und nützlich genug sein wird.

Uebrigens verkennt die antisemitische Bewegung nicht, daß Antisemitismus allein einseitig wäre. Die Programme der antisemitischen Richtungen tragen noch den Stempel des Unfertigen, Werdenden an sich — selbstverständlich. Aber sie beschränken sich nicht auf antisemitische Negation, sondern sie kehren sich auch gegen viele „Errungenschaften" der liberalen Aera; sie haben die wirthschaftlichen Bestrebungen der Landwirthschaft und des Handwerks aufgenommen und daneben eine ganze Reihe „in der Luft liegender" sozialpolitischer und anderer Forderungen. Das Alles kann uns hier nur nebenbei interessiren, nur zu dem Nachweise dienen, daß es ungerecht wäre, dem Antisemitismus den Vorwurf zu machen, er beschränke sich auf öde Judenhetze.

Wenn man nach den positiven Zielen des Antisemitismus fragt, so meint man speziell die antisemitischen Absichten und Zielpunkte der Bewegung. Gemeinsam ist allen ihren Richtungen natürlich die Absicht, den jüdischen Einfluß auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens zurückzudrängen. Auch Das ist, wie die Erregung nationaler Leidenschaft und Energie, eine von selbst aus der antisemitischen Bewegung sich ergebende Wirkung, die sich übrigens schon sehr erheblich fühlbar gemacht hat. Die antisemitische Bewegung wird ihre Absichten also theils von selbst, in dem Maße, in dem sie sich ausdehnt, erreichen.

Ueber gesetzgeberische Maßnahmen herrscht nur theilweise Klarheit und Uebereinstimmung. Die antisemitischen Programme fordern eine Revidirung der Emanzipation 2c. Die Forderung, daß die Juden zum Richteramt nicht mehr zugelassen, in der Rechtsanwaltschaft mindestens stark vermindert werden, nicht Lehrer an christlichen Schulen sein sollen, ist wohl ziemlich allgemein in den ausgeprägt antisemitischen wie in konservativen Kreisen vorhanden. Es herrscht eben noch zu viel Unklarheit, als daß man die Unwirksamkeit dieser Maßregeln erkennte. Daß eine solche Zurückdrängung jüdischen Einflusses auf der einen Seite nur eine eben so große Steigerung dieses Einflusses auf der andern Seite zur Folge haben müßte, liegt ja auf der Hand. In dieser Hinsicht zeigt also der Antisemitismus, eben so wie die Sozialdemokratie, den Charakter des Werdenden, des Unfertigen und Unklaren.

Im Stillen freilich lebt wohl in den Antisemiten überall der Gedanke, daß es zu einer „reinlichen Scheidung" der beiden Völker kommen werde. Wie diese zu Stande kommen soll? Man denkt vielleicht den Juden den Aufenthalt so zu erschweren, daß sie freiwillig zu gehen vorziehen. Man erörtert aber auch offen ein gesetzliches Verbot des Aufenthalts in Deutschland für Juden. Man beruft sich darauf, daß ein solches Verbot seit vier Jahrtausenden immer aufs Neue der Abschluß der Kämpfe gewesen ist, die zwischen Juden und ihren Wirth-

völkern stets entbrannten. Man weist hin auf die großen jüdischen Wanderungen, die im Osten begonnen haben und die unmöglich anders zu Ende geführt werden können als durch Besiedelung eines zusammenhängenden Erdstrichs durch die Wanderer, da die „Märkte der Welt“, auf denen man diesen Millionen noch hat Platz anweisen wollen, überfüllt sind. Man weist hin auf die starke jüdisch-nationale Bewegung, die in Rußland meines Wissens in zwei hebräisch gedruckten Tageblättern ihren Ausdruck findet. Man weist endlich darauf hin, daß, was in unseren ruhigeren Tagen als utopisch, als unpolitisch, unmöglich gilt, in Tagen heißeren Ringens und schärferer Auseinandersetzung, wie sie sich nach den Tagen der politischen Erschlaffung einzustellen pflegen, als leicht durchzuführen angesehen und in Angriff genommen wird. Man weist darauf hin, daß ein Blatt wie die „Nationalzeitung“ vor ein paar Jahren den Czechen drohend zurief, sie möchten sich hüten; die Geschichte kenne Beispiele von der Transplantation ganzer Völker. Man weist darauf hin, daß sich in Europa so große Auseinandersetzungen aller Art anbahnen, daß, mit ihnen verglichen, eine Austreibung der Juden geringfügig erscheint. Kurz: man hält die deutsche und die jüdische Nationalität für mit einander unverträglich und will eine vollständige Trennung beider. Wer die Geschichte zu Rathe zieht, kann dies Verlangen nicht einfach belächeln. Volksstämme, die einander fremd sind, auf einem Boden zusammenwohnen und einander doch fremd bleiben, sich nicht verschmelzen, haben sich schließlich noch immer und überall in der schärfsten Form, die nach den Verhältnissen sich als nöthig erwies, auseinandergesetzt.

Doch Das ist Zukunftmusik. Thatsächlich arbeitet die antisemitische Bewegung auf Beseitigung der Emanzipation, Verbot des Schächtens (später vielleicht auch der Beschneidung) und zu allernächst darauf hin, daß durch das Fortschreiten der Bewegung selbst jüdischer Einfluß lahm gelegt werde.

Es bedarf noch einer Beleuchtung des Einwandes, daß nach einem Erfolg solcher Bestrebungen immer noch genug Germanen übrig bleiben würden, die auf den verschiedenen Gebieten eben so handeln und eben solche Grundsätze vertreten wie die den Juden zum Vorwurf gemachten. Die Erfahrung, die Geschichte lehren aber, daß in den Streit der Meinungen, in die Gegensätze und Parteien durch das Judenthum Etwas hineingetragen worden ist und noch hineingetragen wird, das diesen Kämpfen und Gegensätzen einen beklagenswerthen Charakter aufprägt und die Auseinandersetzung wie den Ausgleich erschwert; ferner ist die Alles durchseuchende Profitwuth wesentlich auf jüdischen Ursprung zurückzuführen. Von allen verderblichen Eigenschaften ist keine so ansteckend wie die Profitwuth. Sie zwingt selbst die Widerstrebenden, mitzuthun. Ein Emporsteigen aus den Sümpfen dieser Profitwuth glauben die Antisemiten nur dann erwarten zu können, wenn das jüdische Beispiel beseitigt worden ist.

Zum Schluß noch eine Bemerkung: Wer einmal Gelegenheit gehabt hat, mit der politischen Arbeit der „alten“ Parteien die Arbeit der Antisemiten zu vergleichen, wird zugeben müssen, daß diese im Gegensatz zu jenen ihre Anhänger begeistert, zur Opferwilligkeit und zur Mitarbeit hinreißt. Deshalb bildet sie auch einen Damm gegen den Fanatismus der Sozialdemokratie, welchem die Mattherzigkeit der alten Parteien so leicht erliegt, mühsam geschützt höchstens von den Machtmitteln des Staates und der Gesellschaft.

Hannover.

Hans Leuß,
Mitglied des Reichstages.

Euthanasie.

Von dem Tode sagt Epikur: „Wir empfinden sein Erscheinen nicht, denn so lange wir sind, ist er nicht da, und ist er da, so sind wir nicht mehr.“ Diese vielbelobten Worte sind eine spitzkluge Umdeutung des Sachverhaltes, denn nicht der Todesbegriff in abstrakter Reinheit weckt Gefühle des Schreckens in uns, sondern entweder der Vorgang des Sterbens oder der Gedanke an eine Fortexistenz. Am Tiefsten packt gewöhnlich den Menschen die Vorstellung von dem langsamen und bewußten Sterben: man liegt da, fühlt die Kraft schwinden und erinnert sich mit wildem Schmerz der Tage des Lebens — nessun maggior dolore che ricordarsi del tempo felice nella miseria. Hiergegen hilft nicht, daß jeder Mensch ja dieses Schicksal als unausbleiblich kennt; die Allgemeinheit und Unvermeidlichkeit eines Ereignisses kann niemals die persönlichen Gefühle zerstören, die an das Ereigniß als solches geknüpft sind. Auch die Ergebung in Gottes Willen vermag nur für Wenige den Tod zu verklären. So bleibt im Durchschnitt den Sterblichen nur Ein Mittel: die Hoffnung. Zu unserem Glück verlieren wir die Hoffnung zuletzt, und auch vom modernen Menschen gilt, daß er „noch am Grabe die Hoffnung aufpflanzt“.

Im Zustande völliger Bewußtheit können und sollen wir demnach hoffen, mag uns unser Verstand oder mögen, was schlimmer ist, die Menschen sagen, daß es zu Ende geht. Dann kommt ein Zeitpunkt, wo die Gedanken nach Art eines bösen Traumes sich verwirren, und die Meisten entschlummern nun ohne davon zu wissen. Man könnte beinahe fragen: ob Der wirklich stirbt, der nicht weiß, daß gerade diese Minuten seine letzten sind? Und sicherlich wird man nicht nur in den seltenen Fällen eines ganz plötzlichen Todes (durch Schlagfluß u. Dgl.), sondern auch unter den geschilderten Verhältnissen von Euthanasie, d. h. von einem glücklichen Tode, reden dürfen. Was der Arzt für ein ruhiges und schmerzloses Abscheiden zu thun hat, ist gleichfalls in den bisherigen Erwägungen schon angedeutet.

Die Euthanasie umfaßt aber nicht blos die eigentliche Erleichterung des Todes, sondern noch einige andere eng damit verknüpfte Fragen. So die nach der Berechtigung einer nicht nothwendig tötlich verlaufenden Operation, wenn sie die einzige Hilfe in einem sonst rettunglos verlorenen Falle ist. Nehmen wir ein in der Tagespresse seinerzeit viel besprochenes Beispiel. Die Wiener Schauspielerin Kamilla Hoch litt an einem schweren Nierenleiden und wollte operirt sein. Mehrere Operateure in Wien schlugen ihr Ansinnen ab, ein Heidelberger Arzt aber ließ sich zur Operation bereit finden, nachdem Fräulein Hoch ihm einen Schein ausgestellt hatte, daß sie sich der wahrscheinlichen Folgen dieses Eingriffes bewußt sei. Die Kranke starb unter dem Messer. Der Arzt wird sich gesagt haben: an eine Heilung der Kranken ist nicht zu denken, eine gewisse — wenn auch noch so geringe — Möglichkeit eines glücklichen Ausganges der Operation liegt vor und im schlimmsten Fall werden der Patientin qualvolle Wochen erspart, denn besser sofort in der Narkose verenden als langsam unter Schmerzen dahinsiechen. Man muß den Muth des Arztes anerkennen, der seinen Ruf aufs Spiel setzte, um dem Wunsche der Kranken und

einer eigenen Ueberzeugung zu entsprechen. Und trotzdem wird dieses Verfahren nicht gebilligt werden können. Kein Mensch hat das Recht, das Leben eines Anderen zu verkürzen, selbst nicht auf dessen Wunsch und bei der Möglichkeit einer Rettung vor späterem marterreichen Tode. Die Tage, die diesem Leben so geraubt werden, hätten ja vielleicht doch eine Wendung zum Besseren bringen oder wenigstens für irgend welche Handlungen und Entscheidungen nöthig sein können.

Mag man nun hierüber so oder anders denken, jedenfalls wird über einen zweiten in Betracht kommenden Punkt keine Meinungverschiedenheit bestehen. Manche Aerzte haben die Sitte, die unabwendbare Gefahr und den baldigen Tod rückhaltlos anzukündigen. Das ist grausam und unmenschlich. Jedes Lebewesen klammert sich an die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und will am Wenigsten von Dem enttäuscht werden, der ihm Genesung bringen soll. Das Sterben Anderer läßt sich im Allgemeinen leicht ertragen. Aber wenn ich mir sage, daß ich selber einmal aufhören werde, zu athmen, daß auch ich, der ich so gern mich unter den Lebenden tummele, über kurz oder lang vier Fuß unter dem Erdboden liegen werde, daß ich mit allen meinen Erlebnissen, Gefühlen, Eigenschaften, Hoffnungen gleichfalls dem „König des Schreckens" unterthan bin, — dann begreife ich, wie furchtbar die Ankündigung des nahen Todes wirken muß. Man sage nicht, daß Schmerzen und Beschwerden einer langwierigen Krankheit, womöglich mit äußerer Noth verbunden, das elende Dasein werthlos machen und die Liebe zum Leben ertöten. Irgend Etwas heftet auch den Aermsten an die Erde, sei es das starke Tau der Liebe oder das schwache Gespinnst aus Hoffnungfäden. Daher handelt der Arzt unsittlich, sobald er unbarmherzig dem Kranken sein Ende prophezeit.

Ist nun das Unabwendbare genaht und der Todesengel in das Krankenzimmer eingetreten, dann sorge der Arzt dafür, daß sein Schutzbefohlener mit Ruhe in den Hafen des jenseitigen Landes einlaufe. Weder Angehörige noch Priester dürfen dem Kranken die letzten Stunden durch Jammer oder lautes Beten erschweren; der Arzt denke an den Jairus im Evangelium Matthäi und treibe nöthigenfalls die Störenfriede, die es gut meinen, aber schlecht machen, mit Gewalt hinaus. Er willfahre ohne Vielgeschäftigkeit und ohne unnütze Anstrengungen den Wünschen des Sterbenden, auf daß dieser lind und sanft in die ewigen Reiche des Friedens hinübergeleitet werde. Er gewähre daher auch narkotische Mittel Denen, die in großen körperlichen Qualen ihren Lebensrest verbringen. Mancher Arzt zögert mit der Morphiuminjektion, weil er dadurch möglicherweise den Eintritt des Todes beschleunigen könnte. Indessen seine Hauptpflicht ist unter solchen Umständen die Linderung der Schmerzen, und eine mögliche Verkürzung des Lebens kommt Dem gegenüber nicht in Betracht.

Ganz anders steht es, wenn der Arzt absichtlich große Gaben Morphium oder Opium reicht, um sofort ein schnelles, schmerzloses Ende herbeizuführen. Da der Tod in dem gegebenen Falle unvermeidlich ist, so soll er wenigstens erleichtert, zur „Euthanasie" gestaltet werden. Wenn alle irdische Hoffnung schwindet, der Tod eine Erlösung von unaussprechlichen Leiden ist, der Sterbende und seine Angehörigen den Arzt um mitleidige Beschleunigung anflehen, — soll es da nicht Recht und Pflicht sein, den Todeskampf durch irgend ein Mittel zu beenden? Oder ist es nicht zum Mindesten verzeihlich, daß der Arzt aus warmem Mitgefühl und sicherer Ueberzeugung des baldigen, unaus-

bleiblichen Todes aus der Rolle eines passiven Zeugen heraustritt? Eduard Rod hat uns in einem seiner Romane (La Sacrifiée) den Gewissenskampf eines jungen Doktors geschildert, der seinem Freunde für einen bestimmten Krankheitsfall Erlösung versprochen hat. Der Arzt meint später, er hätte damals Alles versprechen, den Kranken beruhigen, aber sich innerlich nicht binden sollen: „un médecin a le droit d'agir ainsi; sachant l'influence que la santé morale exerce sur le corps, il doit à tout prix l'entretenir en bon état.“ Aber im Augenblick zögert er, der Freund drängt, wirft ihm falsche Humanität vor, schwört, er werde sich im Weigerungfalle noch heute töten, — und so kommt ein feierliches Versprechen zu Stande, das später auch erfüllt wird. Die Besonderheiten dieses gewiß dem Leben entlehnten Falles — daß der Arzt die Frau des Freundes liebt und es sich um das Vegetiren eines Apoplektikers handelt — kümmern uns hier nicht; nur auf die meisterhafte Analyse der inneren Kämpfe des Arztes sollte hingewiesen werden.

Ich glaube, alle Gründe für die künstliche Erzeugung der Euthanasie sind rechtlich und moralisch werthlos. Von dem Juristischen sei an dieser Stelle abgesehen. Auf dem Standpunkte der medizinischen Ethik aber muß zunächst daran erinnert werden, daß der heilige Beruf des Arztes im Heilen und Retten, nicht im Zerstören besteht. Was thut Derjenige, der Euthanasie herbeiführt? Sagen wir es gerade heraus: er tötet. Er, dessen Amt Erhaltung und Verlängerung des Lebens ist! Er, der da wissen sollte, welche wundersamen Rettungen Mutter Natur zu Wege bringt! Denn Das ist es ja eben: könnten wir wirklich die absolut sichere Ueberzeugung haben, daß der Leidende rettungslos dem Tode verfallen ist, daß eine bestimmte Krankheit weder zur Heilung noch zum Stillstande gelangen kann, — dann thäte der Arzt vielleicht ein gutes Werk, wenn er das schmerzhafte Ringen des Kranken verkürzte und den dünnen Lebensfaden des Kranken früher durchschnitte. Allein diese volle Gewißheit fehlt der Wissenschaft. Die Aerzte dürfen kaum je von der Unmöglichkeit einer Wiederherstellung sprechen und nicht vergessen, daß ihre Meinungen auf der unsicheren Grundlage der inductio per enumerationem ruhen. Und der Tod stellt seine Bedetten auch nur in nächster Nähe auf, ja er ruft sie, obschon in äußerst seltenen Fällen, doch auch wieder zurück. Wie wollen wir das Herannahen des Todes mit Sicherheit sehen, da wir den wirklich eingetretenen Tod nicht einmal immer sofort und mit völliger Bestimmtheit erkennen können?

Das Ergebniß lautet demnach: versteht man unter Euthanasie die Erleichterung der Schmerzen Sterbender und die Herstellung der ihnen wohlthuenden Umstände wie Ruhe und Linderung, so ist sie moralisch erlaubt, ja gefordert; versteht man darunter die willkürliche Abkürzung des Lebens eines schwer Leidenden, sei es durch Operation oder durch Narcotica, so ist sie verboten.

Edmund W. Rells.

Heimlichkeit und Spekulation.

Der warme Sonnenschein und die Abnahme des Gebrauches von Kohle haben seit einiger Zeit eine eigenthümliche Regelmäßigkeit im Verbreiten von Spekulationdepeschen erzeugt. Eine Reihe von Tagen wird das Börsenherz von einer ungünstigen Meldung nach der anderen erschüttert und dann folgt

wieder mit größter Harmlosigkeit eine hübsche Portion befriedigender Nachrichten. Unter solchen Umständen ist es weniger wichtig, die Prüfung aller dieser Neuigkeiten auf ihre Richtigkeit vorzunehmen, als der auffallenden Erscheinung nachzustellen, daß hier hell und düster gerade so streng getheilt ist, als ob danach bequem gekauft oder verkauft werden sollte. Den Faden in diesem Labyrinth zu finden, ist nicht leicht, da in Köln die zwei größten Zeitungen: hie Kulturkampf, hie Katholizismus! einander spinnefeind sind und jede unrichtige Mittheilung von derjenigen Seite, welche diesmal nichts publizirt hat, einfach als tendenziös erklärt wird. Auf diese Weise wird es sehr schwer, die unsicheren Quellen aufzufinden und zu zeigen, während es doch sicher ist, daß die Zeitungen sehr oft nur die ganz unfreiwilligen Organe gewisser Cliquen sind. Beispielsweise wirft die „Köln. Ztg." der „Köln. Volkszeitung" vor, stets gegen die Interessen der Ruhrzechen zu arbeiten, was ja übrigens dem Interesse des Publikums auch dienen kann, aber sie selbst verfällt desto lieber in den entgegengesetzten Fehler, gute Nachrichten zu bringen. So wäre z. B. die so wichtige Vereinbarung zwischen dem Westfälischen Kokessyndikat und den Belgiern nicht breiter bekannt geworden, erst die Wiedergabe der „Kölnischen Zeitung" hat der Sache eine allgemeine Bedeutung verliehen. Hierauf vergingen mehr als acht Tage, alsdann lasen die Herren jenes Bochumer Syndikats genau so, als ob sie jede Nummer des rheinischen Blattes erst eine Woche nach Erscheinen läsen, die ihnen selbst ganz unbekannt gebliebene Kokesvereinbarung, erklärten Alles für unbegründet und die Kölnische versicherte, daß sie damals die Notiz gleich unter Vorbehalt gebracht habe. Wer einmal die Kohlenherren besucht, wird gegen die „Volkszeitung" viele Vorwürfe vernehmen. Wer die Eisenbarone spricht, wird wiederum deren Neugier vermerken, die verschiedenen Ursprungsorte für die Meldungen der „Köln. Ztg." kennen zu lernen. In den einzelnen Syndikaten herrscht so große Machtvollkommenheit, daß oft die näheren Glieder noch keine Ahnung von Preisveränderungen haben, wenn der Beschluß der Leitung bereits zur großen Ueberraschung in einer Morgenausgabe zu lesen ist.

Diese ewig wechselnden Nachrichten von den Zwischenfällen des Marktes wären gar nicht so bemerkenswerth, da ja die Spekulanten unter sich einander getrost das Aergste anthun können, würde dadurch nicht das objektivere Interesse an einem unserer wichtigsten Gewerbe- und Arbeitgebiete in Trübung gerathen. Wenn heute eine Zeche viele hundert Menschen entläßt, so hat die Oeffentlichkeit ein Recht darauf, die Gründe zu vernehmen, — ob hier ein Einzelfall vorliegt? — ob Dies mit der Förderungeinschränkung von Syndikatwegen zusammenhängt? — ob Entlassungen auch noch weiter sicher bevorstehen? Die gründliche Scheu, welche die Bergwerksgesellschaften vor der Börse dadurch manifestiren wollen, daß sie alle derartigen Aufsehen erregenden Maßregeln gleichsam ohne Textbegleitung komponiren, führt zum direkten Gegentheil ihrer edelmüthigen Absicht — zum Verdrehen und Aufbauschen eben seitens der Spekulation. Es ist ja richtig, daß die Kritik leicht reden hat, wo sie die Unannehmlichkeiten und den Aerger gar nicht ermessen kann, den die geschäftlichen Spitzen der Montangesellschaften bereits früher durch unberechtigte Kursbewegungen ihrer Aktien erfuhren, aber bei der Macht, die heute noch solche Direktoren gegenüber ihrem der Börse schon befreundeteren Aufsichtrathe haben, sollten sie sich die von Palmerston allen Großen empfohlene Rinozeroshaut anschaffen und unempfindlich publiziren.

Verschwiegen bleibt ja doch nichts, da Kohle eine der ausgedehntesten räumlichen Handelserscheinungen bildet und nicht wie Diamanten in kleinen

Päckchen versandt werden kann. Außerdem ist der Rhein ein ohne Vergrößerungsglas wahrnehmbarer Wassertropfen, dessen niederiger Stand, in Bezug auf Flußbeförderung, jeglicher Berechnung klar vorliegen muß. Dadurch aber, daß von unterrichteter Seite gar nichts kommentirt wird, arbeitet die Hausse- und Baissephantasie desto stärker. So hieß es neulich, die großen Rhederfirmen hätten enorme Quantitäten von den Ruhrzechen zu herabgesetzten Preisen erhalten, während eine richtige Darlegung damit nur ein Muß der Rhedersirmen enthüllt haben würde, die eben vertragsmäßig die nicht abgesetzten Kohlenmengen der Zechen, natürlich zu billigeren Preisen, zu übernehmen haben.

Gerade die verwundernswerthe Stellung der großen Rhederfirmen zum Syndikat, zu dem sie ja schließlich nur hingezerrt wurden, würde durch öftere Beleuchtung an Peinlichkeit nur verlieren. Diese Kaufmannsmächte, die reicher als Bergwerksgesellschaften und da, wo es auf Aktion ankommt, auch ungleich beweglicher sind, haben nicht etwa wie sonst ihren gewaltigen Bedarf bereits gedeckt, sondern — sie warten die Fähigkeit des Syndikats ab, die Preise von jetzt überhaupt halten zu können. Das heißt doch in Wirklichkeit nichts Anderes als: „Die Händler haben kein Vertrauen zu der Macht des Kohlenverkaufsvereines, weil wir selbst an dieser Macht beständig rütteln." Das ist im weiteren Sinne ein Kampf zwischen Produktion und Vertrieb, dessen heute noch gar nicht absehbarer Verlauf das Interesse so mancher großer Volkswirthschaftler wachhalten könnte. Auch hier fehlt noch der Roman, der einen einfachen Kohlenkaufmann schildert, wie er mehr durch unwillkürliche Monopole als durch Intelligenz, mehr durch Egoismus als durch Ideen, zu den größten Reichthümern gelangt, aus einem Kahnbesitzer zum Schiffsrheder wird, Areal über Areal ankauft, Brücken baut und die Passanten zu Abgaben zwingt 2c. 2c. Und was bändigt dann die Stellung eines solchen Mannes? Daß er aus Ehrgeiz selbst Zechen erwirbt und nunmehr schließlich sein eigener Gegeninteressent wird. Und der Zwist, der beim Vater selbst angefangen hat, setzt sich dann in den Kindern fort, die bereits in einseitigeren Anschauungen aufgewachsen sind.

Auch die Geschicklichkeit des Syndikates schwankt in den Zeitungsmeldungen hin und her. Die Eroberung Hollands seitens der englischen Kohle wurde lange als übertrieben dargestellt, obgleich sie an dieser Stelle schon lange als feststehend dargelegt worden war; erst jetzt kommt ein offizieller Trost: unsere Seehäfen würden Holland ersetzen. Jedenfalls bedeutet diese Versicherung mehr das vollständige Eingeständniß, daß Holland verloren ist, was übrigens noch immer völlig räthselhaft bleibt, als einen wirklichen Ersatz durch die Hansastädte. Gerade diese haben bei Gründung des Syndikats schon zu Ausnahmepunkten geführt, indem der Export nach dort billigere Preise machen sollte, eben wegen der englischen Konkurrenz. Ohne bedeutsame Konzessionen geht es also wohl in Hamburg nicht ab. Fährt die Eisenindustrie jenseits des Kanals wie bisher fort, bitter zu klagen, so wird auch die Kohle von dort schon weiter bei uns eindringen.

Die Spekulation in Kohlenaktien allein wäre angesichts der ernsten Anlagen und der sich sehr rasch vollziehenden Meinungskäufe keineswegs so excessiv, wenn nicht in Folge der erhöhten Stempelsteuer das große Spekuliren einen Sporn bekommen hätte. Die Arbitrage hört auf, Hausse und Baisse sind die Erben.

Pluto.

Schloezer.

Am Pfingstsonntag ist Kurt von Schloezer gestorben, der in Washington zehn Jahre das Deutsche Reich und eben so lange beim Vatikan den preußischen Staat vertreten hat. Er war mehr als ein gewöhnlicher, mehr sogar als ein ungewöhnlich tüchtiger Diplomat; er war eine kantige, eigenthümlich geprägte Persönlichkeit, ein feiner und starker Mensch, der den Muth hatte, unpopuläre Dinge zu denken und sogar auszusprechen, der menschliche Größe leidenschaftlich liebte und vor menschlicher Erbärmlichkeit einen physischen Ekel empfand. Er hatte viel gelernt und gelesen, über Rußland und die Hansa, über Choiseul, Friedrich und Katharina kluge und unterhaltsame Bücher geschrieben, und als er 1850 in die Politik verschlagen ward, blieb er den literarischen Neigungen doch immer treu und der Lust an den Reizen einer geistreichen Sprachbehandlung. Sein eigener Stil wurde früh berühmt und Lagarde erzählt, daß Bunsen Schloezer für den Verfasser der Depesche hielt, die 1853 von der preußischen Gesandtschaft in Petersburg über die deutsche Auswanderung nach Berlin gerichtet wurde. Diesen Ruhm mußte Schloezer nun freilich abtreten, aber an Einen, vor dem er sich willig stets beugte und zu dem er in schwärmerisch liebender Bewunderung emporsah, bis zum letzten Wank: an Otto Bismarck. Für Schloezer gab es unter den Lebenden nur einen ganz großen Menschen: ihn, den er in Gedanken mit lauter großen Buchstaben schrieb; der hagere Mann, der nur aus Sehnen und Nerven zu bestehen schien, konnte zornig losfahren, wenn irgendwo an seinen Helden ein Zweifel sich wagte, und er konnte Stunden lang, ohne daß man das Schwinden der Zeit dabei merkte, mit tausend reizvollen Details, mit Erinnerungen, Citaten und Vergleichen, von dem Einzigen erzählen. Aber auch Bismarck wußte den hingebenden Freund zu schätzen und er hat häufig gesagt, daß er ihn, der mit seinem Junggesellenwitz, seinem scharfen und behenden Verstand und seiner Weinkennerschaft unter den vatikanischen Staatsmännern nahezu unersetzlich war, freiwillig nie aus der Amtspflicht entlassen hätte. Die Segenspender des neuen Kurses waren anderer Meinung; Schloezer war als ein intimer Freund des Hauses Bismarck bekannt, er stand nicht im Geruch willfähriger Fügsamkeit, — und so wurde er ganz plötzlich und formlos aufgefordert, seinen Abschied zu nehmen, weil ein diplomatisches Revirement nöthig geworden sei. Schloezer ging, wie die Verhältnisse einmal lagen, sicherlich gern; aber er trug in Berlin, wo er sich nicht mehr acclimatisiren konnte, nicht nur das bittere Gefühl der erlittenen schlechten Behandlung sondern auch die bange Sorge um die Zukunft des Vaterlandes mit sich herum und er pflegte zu sagen, daß man in Deutschland noch gar keinen Begriff davon habe, welche Einbuße an Macht und Ansehen die jähe Entlassung Bismarcks für das Reich bedeute. Das schien Manchem der Ausfluß persönlicher Verbitterung. An dem selben Tage aber, da das reiche Leben des guten, klugen und selbstlosen Mannes zur Rüste ging, zählte in der Stadt, an der Schloezers zärtliche Sehnsucht hing, Herr Crispi die Stimmungen der Völker auf, die für Italien wichtig werden könnten, und als er Deutschland erwähnte, berief er sich nicht auf den leitenden General, sondern auf den machtlosen Mann, der in der weiten Welt noch immer den Genius des Deutschen Reiches verkörpert.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Bürenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Mai 1894.

Samoa.

Als die britische Ländergier nach Kanada die Fänge streckte und Frankreich vor der Aufgabe stand, gegen den englischen Anspruch seinen fast sechzigjährigen Besitz zu vertheidigen, sprach Ludwig der Fünfzehnte gelassen das große Wort, ein paar amerikanische Schneehügel seien ernstlicher Anstrengung nicht werth. Dieser allerchristlichste König war ein bequemer Herr; Aufregungen und Sorgen waren seine Sache nicht, Reisen nach Compiègne und Fontainebleau hießen für ihn schon de grands voyages und er fühlte sich niemals wohler, als wenn er in Choisy oder Saint-Hubert prunkenden Pomp entfalten und mit der Marquise von Pompadour in üppigen Lüsten sich amusiren konnte. Die Macht und die Größe Frankreichs waren ihm herzlich gleichgiltig, so lange in der Hofschatulle das Geld erklang; die frivole Tröstung, die ihm nach der Schlacht bei Roßbach die schlaue Maitresse gespendet hatte — après nous le déluge —, war für immer in das Gedächtniß des weibischen Weichlings geätzt und der Gedanke langweilte ihn, am Lorenzo-Strom, den er doch niemals sehen würde, um ein Besitzthum kämpfen zu müssen, dessen münzbaren Werth sein verblödeter Blick nicht erkannte. So wurde Quebec geräumt und Kanada den Engländern überlassen. Bald darauf starb die Pompadour, Madame d'Esparbès, die von der Partei Soubise zunächst für die frei gewordene wichtige Stellung in Aussicht genommen war, wurde von Choiseul vor der Entscheidung rasch noch beseitigt und der

vereinsamte König mußte wohl oder übel für ein Weilchen, bis nämlich Mademoiselle L'Ange, verehelichte du Barry, seine Gunst gewann, mit dem Regiren die Zeit tot schlagen. Die Jesuiten, die an Maria Leczinska nur eine schwache Stütze hatten, wurden aus Frankreich vertrieben, und ehe noch Choiseul den wühlenden Intriguen des Hofgesindes zum Opfer fiel, wurde von den Franzosen die erste Reise um die Welt unternommen. Im Vergleich mit dem albernen Wort von den paar Schneehügeln war Das immerhin schon ein Fortschritt und ein lustiger Zufall wollte, daß der selbe Mann, der den schmählichen Rückzug aus Quebec geleitet hatte, nun auch zum Leiter der Expedition ausersehen ward, die für eine kluge und kräftige Kolonialpolitik die Vorbedingungen schaffen sollte. Der Mann hieß Louis Antoine de Bougainville und man muß unwillkürlich an ihn denken, wenn man vom Samoa-Archipel sprechen will; denn er hat der polynesischen Gruppe den Namen der Schiffer-Inseln gegeben, weil in ihrer Nähe sein Kurs sich mit dem anderer Schiffer schnitt, und wir haben jetzt, da den neuen Kurs bei Upolu fremde Seefahrer bedrohen, alle Ursache, dieser Taufe vom Jahre 1768 uns zu erinnern.

Auch eine Lehre aber kann sich an den Namen Bougainvilles knüpfen, der in Kanada der Adjutant des Generals Montcalm de Saint-Véran gewesen war, — die Lehre, in der Abschätzung überseeischer Länder nicht trägen Vorurtheilen zu folgen und zu spät dann erst den Werth und die Größe der erlittenen Verluste zu erkennen. Das Beispiel Ludwigs des Fünfzehnten, dessen zaudernde Schwäche heute noch in Frankreich beseufzt wird, sollte auch anderen Völkern nicht verloren sein und namentlich in Deutschland sollte man niemals vergessen, daß alljährlich etwa hunderttausend Auswanderer mit ihrer Habe das Reich verlassen, daß der Nothstand der Landwirthschaft diese Zahl bald erheblich vergrößern wird und daß, trotz dem unermeßlichen „Handelsvertragswerk", wie Graf Caprivi es stolz zu benennen liebt, die Absatzgebiete unserer Export-Industrie sich mählich verengen werden. Nur unverbrauchte Länder, deren Bevölkerung nach und nach zu gesteigerten Bedürfnissen erzogen wird, können dafür annähernd doch ausreichenden Ersatz bieten und nur sie können die Arbeit der Auswanderer zum Theil wenigstens dem nationalen Wohlstande nutzbar machen. Das Ziel jeder Kolonialpolitik kann nur sein, für ein altes Volk, dem seine Grenzen zu eng werden, neue Länder zu finden, in die es seinen Ueberfluß an Menschen

und Industrie-Produkten ableiten und aus denen es solche Güter einführen kann, die es bisher von anderen Staaten erkaufen mußte. Die cobdenitische Anschauung, unter deren unheilvoller Herrschaft wir nun wieder leben, sieht darin keinen Vortheil; sie hat sich in das Traumnetz einer Weltwirthschaft versponnen, ihr ists gleichgiltig, ob die Nationen zu Grunde gehen, wenn nur Handel und Wandel florirt, und sie liebt sogar die verwesenden Länderleichen, auf denen ein wimmelnder Verkehr von emsigen Handelswürmern sich zu entwickeln pflegt. Der große Richard von Manchester begrüßte mit Hohn und Schimpf jeden Versuch eines kolonisatorischen Vordringens und sein über die Erde verstreuter Same eifert dem Stammvater nach. Der konsequente Freihändler kümmert sich nicht darum, von wem er kauft und an wen er verkauft; die Hauptsache ist ihm, daß er überhaupt kaufen und verkaufen kann, daß er einen möglichst raschen und häufigen Umsatz erzielt und beim Handel nicht etwa durch nationale Lumpereien gestört wird, durch ganz überflüssige Lebensregungen eines Staates, der im Grunde doch nur dazu da ist, für die Ruhe des Marktes und für eine glatte Abwickelung der Geschäfte zu sorgen. So ist der absolute Freihandel, der beim Baumwollenabsatz nicht beunruhigt sein will, in der Werthung kolonialen Besitzes auf dem Standpunkte des absoluten Königs angelangt, der um das Bischen Kanada sich nicht aus den weißen Armen der Pompadour lösen wollte; und so ist es gekommen, daß, als vor vierzehn Jahren der deutschen Herrschaft der Weg in den Samoa-Archipel gebahnt werden sollte, Herr Bamberger, Cobdens fähigster Enkel, dieses Bemühen durch Aeußerungen vereiteln konnte, die heute schon sehr bedenklich an das Wort von den amerikanischen Schneehügeln erinnern. Vielleicht müssen auch die neuen Anbeter des goldenen Kalbes erst durch den Tod ihres Kommerzliebchens — auch die Pompadour war ja die Gattin eines Finanzhelden — daran gemahnt werden, daß hinter den Bergen noch Leute wohnen und hinter den Meeren noch weite und reiche Strecken zu gewinnen sind. Allzu lange werden sie, wenn die Politik des Verkehrs und der Verkehrtheiten fortdauert, auf diesen kritischen Augenblick nicht mehr zu warten haben; und deshalb sollten die Souffleure der Freihandelsblätter sichs doch noch ein Weilchen überlegen, ehe sie die Losung ausgeben, das Deutsche Reich möge die Schiffer-Inseln gemächlich ihrem Schicksal überlassen.

Wie herrlich dieses Schicksal sein könnte, davon ahnen die braven

Leute nur selten Etwas, die über die Samoafrage jetzt ihre Federn in Bewegung setzen. Der gute Grundsatz, daß man über ein Land nicht eher urtheilen soll, als bis man seine Geschichte, seine politischen und sozialen Verhältnisse, seine Lebensbedingungen, wenigstens einigermaßen kennen gelernt hat, ist, wenn er in den Emporien der öffentlichen Meinung überhaupt jemals galt, in den Kolonialfragen jedenfalls längst schon aufgegeben worden. Eine Zeitung ist für oder gegen Kolonien, je nach der — meistens durch geschäftliche Rücksichten bedingten — Parteistellung des Verlegers, und sie giebt mit kleinlichem Forschen nach dem Werth der individuell doch verschiedenen Kolonien sich eben so wenig ab wie mit der Frage nach der Möglichkeit ihrer Erwerbung. Wenn man die Leitartikel über Samoa — und leider auch die Eingabe der Kolonialgesellschaft an den Reichskanzler — liest, dann stößt man auf allerlei mehr oder minder interessante Einzelnheiten aus Weißbüchern und Parlamentsreden, auf wenig substantiirte Anklagen gegen den früheren Staatssekretär im Auswärtigen Amt, aber man erfährt so gut wie gar nichts über die Inselgruppe selbst und über die auf ihrem Gelände herrschenden Zustände, die schließlich doch für die Entscheidung nicht ganz unwichtig sein sollten. Eine richtige Beleuchtung der internationalen Verhandlungen über den Zankapfel in der Südsee ist heute noch schwer zu erreichen, weil die meisten Aktenstücke ungedruckt und unbekannt in den Schränken des Auswärtigen Amtes schlummern. Sehr leicht aber kann Jeder erfahren, daß die neun Inseln ein Gesammtareal von 2800 Quadratkilometern umfassen, daß etwa 36000 Eingeborene, von denen die Hälfte mindestens zum Christenthum sich bekennt, und kaum 300 Weiße dort leben, daß Tabak, Kaffee, Kakao, Mais, Kokospalmen, Bananen und Baumwolle angebaut werden und daß die paar Weißen alljährlich an Zöllen und Steuern einen Ertrag von beinahe 120000 Mark in die Kassen des Königreiches liefern. Auch Das ist nicht schwer zu erkunden, daß die Eingeborenen, ein prachtvoller, von Kraft und Schönheit strotzender Menschenschlag, ein Faullenzerleben führen, daß sie in ihrer Sittlichkeit noch bei paradiesischen, in ihren Kriegssitten bei bestialischen Zuständen verharren und daß trotz Alledem nichts ihr tropisches Behagen zu stören brauchte, wenn sie von Europens übertünchter Höflichkeit frühzeitig nicht zwei gefährliche Eigenschaften übernommen hätten: den Partikularismus und das Parteigetriebe. Der alte Welttheil kann

in diesem Strich Polynesiens seine Karikatur erblicken, die ins Groteske verzerrte Verkleinerung europäischer Wirren. Jedes Dorf hat seinen eigenen Häuptling, jeder Bezirk vereinigter Dörfer seinen eigenen Tupu, und erst vom Rath der Tupu sind die Tui abhängig, die man bei uns etwas hochfahrend Könige nennt. Man kann sich mühelos vorstellen, welche Rivalitäten und Konflikte so entstehen; und da die Kulturhöhe einen Kampf mit offiziösen Artikeln oder mit geschickt benutzten Privatbriefen noch nicht gestattet, so braucht man sich eigentlich nicht darüber zu wundern, daß kriegerische Zusammenstöße auf der Tagesordnung sind. Dazu kommt noch eine soziale Zerklüftung, ein Gegensatz zwischen Häuptlingen und besitzlosen Leuten, der in dem stolzen Gefühl unserer wirthschaftlichen Entwickelung uns beinahe erschüttern könnte, — und die nothwendige Folge solcher Zustände war: zuerst der Verfall und später die Fremdherrschaft.

Es gab einen Augenblick, wo es leicht gewesen wäre, dem Deutschen Reich im Samoa-Archipel eine beherrschende Stellung zu sichern. Das war im Jahre 1880, zu einer Zeit also, die vom Kolonialfieber und von den Wonnen des Flaggenhissens noch verschont war. Damals hatte der Bundesrath beantragt, die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft durch die Uebernahme einer Garantie von höchstens 300 000 Mark zu unterstützen und so der Gesellschaft die Möglichkeit einer 4½prozentigen Jahresdividende zu schaffen. Damit wäre das Unternehmen nicht nur finanziell gesichert gewesen, sondern es hätte auch die Autorität des mächtigen Deutschen Reiches hinter sich gehabt und die deutsche Herrschaft hätte sich im Laufe der Zeit gewissermaßen von selbst begründet. Herr Bamberger aber war gegen den Antrag und so groß war, namentlich im Centrum, sein Einfluß, daß der Reichstag am siebenundzwanzigsten April 1880 die Vorlage mit 128 gegen 112 Stimmen ablehnte und den Regirungen die winzige Summe versagte, deren Bewilligung sich so reichlich gelohnt hätte. Der günstige Augenblick war verpaßt, und obwohl der deutschfeindliche König Malietoa Laupepa gefangen und nach Kamerun gebracht wurde, sollten ähnlich vortheilhafte Umstände für Deutschland nicht zum zweiten Male eintreten. Ungefähr um das Jahr 1884 erwachte überall der Kolonialneid und der Wunsch, ein unverbrauchtes Land in Besitz zu nehmen, führte auf allen Seiten Reibungen und Verwickelungen herbei; man braucht, um Das zu erkennen, nur an den Karolinenstreit und an die immer er-

neuten Konflikte zwischen England, Portugal, Italien und Frankreich zu denken. Noch 1877 hatte der amerikanische Konsul vergebens versucht, auf den Schiffer-Inseln die Flagge der Union zu hissen; der Versuch scheiterte an dem — nicht veröffentlichten — Uebereinkommen Deutschlands und Englands, daß die Unabhängigkeit der Samoa-Inseln bewahrt bleiben solle. Aber schon am zehnten Januar 1885 konnte Fürst Bismarck im Reichstag eine Depesche verlesen, die aus Wellington meldete: „Die Regirung von Neuseeland hat den Antrag gestellt, die Samoa-Inseln zu annektiren. Ein Dampfer hält sich in Neuseeland bereit, abzugehen, sobald die Entscheidung des Lords Derby eingetroffen sein wird.“ Auch diese Alarmnachricht vermochte nicht, die Reichstagsmehrheit, die Bismarck deshalb dem alten Wiener Hofkriegsrath verglich, zu raschen Entschlüssen zu stacheln. Wohl wurde der neuseeländische Plan noch vereitelt, aber seit jener Zeit hat man von Australien und Amerika aus immer wieder mit gierigen Augen auf den Samoa-Archipel und seine ungehobenen Schätze geblickt.

Den Freunden des Herrn Bamberger ist das Eingeständniß, daß ihre lederne Mattherzigkeit auch in der Südsee den deutschen Nationalbesitz geschmälert hat, natürlich sehr unangenehm und sie haben deshalb, wie es in solchen Fällen üblich ist, sich einen schwarzen Mann konstruirt, der an allem Unheil die Schuld tragen soll. Graf Herbert Bismarck, so heißt es in allen freisinnigen Blättern, hat uns in die Sackgasse geführt und er hat gerade in der Samoa-Angelegenheit gezeigt, daß er nicht einmal die Elemente der diplomatischen Kunst beherrscht. Das klingt ganz besonders komisch, wenn man bedenkt, daß durch die selben Blätter ein Säuseln höchsten Rühmens für Herrn von Marschall geht, dem wir, neben anderen Herrlichkeiten, den Sansibarvertrag und das Abkommen über das Hinterland von Kamerun verdanken. Graf Bismarck war, seit er sehr widerwillig sich entschlossen hatte, bei seinem Vater eine Vertrauensstellung zu übernehmen, die ihm eine ungeheuere Arbeitlast und nicht die geringste Aussicht auf Anerkennung brachte, stets der Gegenstand wilden Hasses und die ganze Opposition von damals, deren Wüthen der Vater nicht die genügenden Angriffsflanken bot, bemühte sich eifrig, den Sohn, der den Vorzug der Jugend hatte, frühzeitig unmöglich zu machen. Er sollte den Fall Wohlgemuth, an dem er gar nicht betheiligt war, verschuldet und fast gleichzeitig in der Behandlung der Samoa-Angelegenheit unglaubliche Fehler begangen haben. Nun ist

Graf Bismarck nicht verpflichtet, das Genie seines Vaters zu besitzen; jedenfalls aber ist er ein ungewöhnlich unterrichteter und gebildeter Diplomat, der über eine außerordentliche historische und personelle Kenntniß verfügt und den die Vertreter der Großmächte sehr ungern aus seinem Amte scheiden sahen. Manche Vorgänge der letzten Jahre wären uns erspart geblieben, wenn ein Mann von seiner Erfahrung und Unabhängigkeit bei den Entscheidungen mitgewirkt hätte, ein Mann, der mit vierzig Jahren auf jede Beförderung verzichtete, weil sein Gewissen ihn gehen hieß. Es ist heute noch unbekannt, wie wesentlichen Antheil Graf Bismarck an manchem gelungenen Werk — z. B. an der Befestigung des Dreibundes — hatte, dem selbst die Feinde des alten Kanzlers jetzt Beifall spenden. In der Samoafrage war er schon deshalb mehr als Andere geeignet, die richtigen Wege zu finden, weil er in England werthvolle Verbindungen unterhielt und weil er die Verhältnisse dieses für alle Kolonialangelegenheiten wichtigsten Landes besser als irgend ein anderer deutscher Staatsmann kennt. Darum ist es bedauerlich, daß auch in der Eingabe der Deutschen Kolonialgesellschaft die Dinge so dargestellt werden, als hätte Deutschland 1889 nur nöthig gehabt, zuzugreifen, um im Samoa-Archipel seine Herrschaft zu gründen, und als sei das Mißlingen nur durch die Ungeschicklichkeit unserer Diplomatie verschuldet worden. Die Herren, die solche Thorheiten von sich geben, übersehen ganz, daß zwischen 1880 und 1889 die Verhältnisse sich gründlich geändert hatten.

Die Samoa-Konferenz in Washington verlief im Jahre 1887 resultatlos, weil wir unseren Standpunkt bei den Vertragsmächten nicht zur Annahme bringen konnten und nicht vertragsbrüchig werden wollten. Vom Grafen Bismarck wurde der Konsul in Apia immer wieder zu vorsichtigster Neutralität ermahnt und angewiesen, die Occupation des Landes durch Mannschaften der Marine thunlichst abzukürzen. Inzwischen waren die Kämpfe des von den Anhängern Malietoas zum König ausgerufenen Mataafa gegen Tamasese, den Erwählten der Vertragsmächte, entbrannt, in Washington war der ehrgeizige und gewaltthätige Blaine ans Ruder gelangt, und als der deutsche Konsul Knappe ohne Autorisation seinen unbedachten Kriegszug unternommen und das Unglück vom achtzehnten Dezember 1888 herbeigeführt hatte, entstand unter den Republikanern der Union eine Aufregung, die von der lieben Schwesterrepublik Frankreich und auch von englischer Seite

künstlich geschürt wurde und die, wie die Berichte des Grafen Arco, der das Reich damals in Washington sehr klug vertrat, ergaben, sehr leicht zu einer kriegerischen Verwickelung zwischen Deutschland und Amerika führen konnte. Viele einflußreiche Yankees hätten einen solchen Krieg gar nicht ungern gesehen; dabei ist an Lieferungen viel zu verdienen, im Millionenstil kann betrogen und durch die Ausgabe von Kaperbriefen kann der große deutsche Seehandel ruinirt werden, ohne daß für Amerika selbst, an dessen riesiger Küste eine Landung ausgeschlossen ist, irgend eine Gefahr zu befürchten wäre. Ein solcher Krieg wäre so ungefähr das Dümmste gewesen, was sich erdenken ließ, und Fürst Bismarck hat denn auch keinen Zweifel darüber gelassen, daß es ihm nicht einfallen würde, der Schiffer-Inseln wegen das seit hundert Jahren ungetrübte Verhältniß zum stammverwandten Amerika zu zerstören. Ganz ungefährlich war die Situation aber nicht und bei einiger Ungeschicklichkeit, wie man heute sie unschwer sich vorstellen kann, waren sehr bedenkliche Komplikationen nicht ausgeschlossen.

Am einundzwanzigsten März 1889 fuhr Graf Bismarck nach London und es gelang ihm, im Laufe einer Woche mit Lord Salisbury eine gemeinsame Haltung in der Samoafrage zu verabreden. Dadurch waren die Yankees isolirt und wir erreichten, daß die amerikanischen Bevollmächtigten zu einer Konferenz nach Berlin kamen und den täglichen Hetzereien ihrer Landsleute entzogen wurden. Ob die am vierzehnten Juni 1889 unterzeichnete Generalakte für Samoa die geeigneten Rechtszustände geschaffen hat, ob der Apparat der Verwaltung nicht zu umständlich war —: diese Fragen brauchen uns hier nicht zu beschäftigen. Die Hauptsache war damals, einstweilen die Neutralität der Inselgruppe zu sichern und einen Zustand zu begründen, der uns die Möglichkeit vorbehielt, später, wenn die Leidenschaften sich gelegt hätten, an eine Neugestaltung der Verhältnisse heranzutreten. Das ist geschehen. Wir haben uns 1889 politisch nichts vergeben, denn einen Rechtstitel für den Anspruch auf ein Protektorat oder gar auf die Annexion besaßen wir nicht, wir waren vielmehr durch frühere Abmachungen mit anderen Mächten gebunden. Vorwiegende Interessen, von denen die Kolonialgesellschaft spricht, hatten wir auch in Sansibar, haben wir heute noch in Rio Grande do Sul, das doch noch ein ganz anderer Bissen als Samoa wäre, weil dort Millionen Deutscher klimatisch angenehm leben könnten; trotzdem haben wir Sansibar an das

schwache und so leicht verwundbare England abgetreten und kein verständiger Staatsmann denkt daran, den nur lose zur brasilianischen Föderation gehörenden Staat zu annektiren. Vorwiegende und historisch verbürgte Interessen hatten wir auch in Luxemburg; trotzdem wurde 1867 die Londoner Konferenz abgehalten und die preußischen Truppen zogen von der Festung ab. Es ist ganz unsinnig, wenn jetzt der Glaube geweckt wird, 1889 sei die Annexion der Samoa-Inseln möglich gewesen. Was damals möglich war, ist erreicht worden: eine Einigung mit allem Vorbehalt, und es ist ein Verdienst des Grafen Bismarck, daß er unter sehr komplizirten Verhältnissen dieses Resultat erzielt hat; er hat die damals noch saure Pflaume zum Reifen aufs Stroh gelegt und nun brauchen die neuesten Diplomaten sich nur zu bücken, um, wenn sie nicht ganz ungeschickt sind, die reife Frucht einzuheimsen. Denn jetzt, nach fünf Jahren, sind die Yankees durch die Thatsachen mürbe gemacht worden, die Aufregung ist verraucht und es kann nun nicht mehr schwer sein, im Stillen Ozean eine Theilung herbeizuführen, die England die Tonga-Inseln, den Vereinigten Staaten Hawaii und dem Deutschen Reich den Samoa-Archipel sichert.

Bald muß es offenbar werden, ob der günstige Augenblick abermals versäumt werden soll; diesmal würde die Verantwortlichkeit auf dem Reichskanzler lasten bleiben, der freilich auch in der Schätzung überseeischen Besitzes Herrn Bamberger bedauerlich nahe steht. Graf Caprivi hat in seiner Kolonialpolitik bisher eine nahezu beispiellos unglückliche Hand gezeigt und, seit er in der Wilhelmstraße wohnt, sind auch auf Samoa arge Mißgriffe begangen worden. Er hat jetzt die Gelegenheit, zu beweisen, daß er das Ansehen des deutschen Namens in fernen Meeren zur Geltung zu bringen vermag, und es wird interessant sein, zu beobachten, wie lange es dauert, bis von den Marschall-Inseln zum Samoa-Archipel eine sichere Fahrstraße gefunden wird.

Die Reform der Irrengesetzgebung.

Die von der Mehrzahl der bedeutenderen Tagesblätter vor einiger Zeit übereinstimmend gebrachte Nachricht, die Regirung plane eine Reform der „Irrengesetzgebung", ist allgemeiner Befriedigung begegnet, weil, wie gleichzeitig in der Presse „konstatirt" wurde, auf diesem Gebiet ein Gefühl der Rechtsunsicherheit in der Bevölkerung bestehe. An diese Nachricht knüpfte eine große Anzahl von Zeitungartikeln an, um Vorschläge zu veröffentlichen oder zu erörtern, die zur Verwendung bei der geplanten Reform empfohlen wurden. Die meisten dieser Vorschläge kann man ruhig mit Stillschweigen übergehen, denn sie tragen den Stempel des Dilettantismus oder ganz einseitiger Stellungnahme gegen die Irrenärzte und theilweise auch gegen die zur Bearbeitung der Entmündigungbeschlüsse berufenen Richter, oder einer mehr als naiven Leichtgläubigkeit an allerhand Schauergeschichten und unbewiesene Behauptungen an der Stirn.

Die Thatsache aber, daß man in weiten Kreisen den irrenärztlichen Gutachten und den darauf beruhenden gerichtlichen Entscheidungen mit einem gewissen Mißtrauen gegenübersteht, kann nicht geleugnet werden; und deshalb hatte die Presse mit der Behauptung von dem Vorhandensein eines Gefühls der Rechtsunsicherheit in Beziehung auf das Irrenwesen auch nicht Unrecht. Wie steht es aber mit der Frage, ob das Gefühl ein berechtigtes ist? Wenn sie gewöhnlich mit dem Hinweis auf einzelne allgemein bekannte Fälle bejaht werden soll, so darf nicht vergessen werden, daß diese auch heute noch in der Schwebe sind, da unter den Psychiatrikern auch jetzt noch die Meinungen auseinander gehen, ob die Personen, die in Betracht kommen, geistesgesund oder geisteskrank waren oder sind, — und daß in dieser Angelegenheit Manches übertrieben und absichtlich aufgebauscht worden ist, wenn aus einzelnen Vorgängen Kapital für politische und andere, manchmal recht unlautere Zwecke geschlagen wurde. Wer etwa mit mir auch in der Kolportageliteratur unterster Ordnung bewandert sein sollte, der wird gestaunt haben, was gerade dem mit dem geringsten Maaße von Urtheilsfähigkeit begabten Theile des Publikums von diesen Dingen aufgetischt worden ist. Statt vieler will ich nur eine Broschüre erwähnen, die vor noch nicht zwei Jahren in tausenden von Exemplaren angeboten — und

abgesetzt worden ist, unter dem Titel: „Der große Irrenhausschwindel"; ein Machwerk, in dem erzählt wird, wie in einer großen Handelsstadt um die Mitte der siebziger Jahre sich ein Komplott von Geschäftsleuten, Aerzten, Advokaten und Richtern gebildet habe, um alsbald, wenn die Bestimmung im Entwurf der Civilprozeß-Ordnung, daß zur Entmündigung wegen Geisteskrankheit das Gutachten eines Sachverständigen ausreiche, Gesetz geworden sei, über die reichsten Leute herzufallen, sie als Geisteskranke entmündigen zu lassen und dann als nächste Verwandte oder ungetreue Vormünder sich ihres Vermögens zu bemächtigen. Auch der Verfasser jener Schrift will ein Opfer dieser Bande gewesen sein. Daß diese Schrift im günstigsten Falle das Produkt einer krankhaften Phantasie, wenn nicht Schlimmeres war, liegt wohl auf der Hand, sie hat aber trotzdem der gläubigen Leser viele gefunden; ich könnte sogar von einer Zeitschrift, die von ihren Lesern sehr ernst genommen sein will, berichten, die den Inhalt als baare Münze in einem Leitartikel reproduzirte und Betrachtungen daran knüpfte.

Ganz abgesehen aber von solcher Uebertreibung, muß anerkannt werden, daß in den letzten Jahren thatsächlich manches Gutachten abgegeben ist, das immerhin geeignet war, namentlich bei ferner Stehenden und überhaupt bei Laien ein bedenkliches Kopfschütteln hervorzurufen; mancher ärztliche Ausspruch über den Geisteszustand einer Person, hat, wenn er in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, überrascht, und mußte überraschen. Wenn deshalb in einem Zeitungartikel die Forderung aufgestellt wird, daß man statt der Irrenärzte Bekannte und Freunde eines auf den Geisteszustand zu Untersuchenden vernehmen solle, so ist Das zwar Unsinn, es beweist jedoch, wie sehr es thatsächlich im Publikum Befremden erregt hat, wenn Leute, mit denen man ahnunglos verkehrte, die vielleicht sogar eine gewisse Rolle spielten, denen Niemand Etwas angemerkt hatte, wegen Geisteskrankheit entmündigt oder etwa als Angeklagte wegen irgend einer Strafthat plötzlich für geisteskrank erklärt wurden. Und doch gehen die Leute mindestens zu weit, die wegen solcher Vorkommnisse ohne Wahl Steine auf die psychiatrische Wissenschaft und ihre Vertreter werfen, von Rechtsunsicherheit reden und nach gesetzgeberischen Reformen rufen. Man darf vor allem Eines nicht übersehen. Das Laienpublikum im Allgemeinen, und nicht blos die große Masse der Ungebildeten, ist immer noch gewohnt, unter einem Geisteskranken sich einen Menschen zu denken, der, mit rollenden Augen, schreiend oder verworrenes Zeug redend, in seiner Zelle umhertobt, also einen Rasenden oder vielleicht auch Einen, der, ohne Bewußtsein von der ihn umgebenden Außenwelt, vor sich hin starrend theilnahmlos in einer Ecke sitzt. Daß aber auch Jemand, der mit scheinbar ganz intakter Intelligenz unter seinen Mitmenschen verkehrt, dem man eine Seelenstörung

nicht ansieht und in seinem Benehmen nicht ohne Weiteres anmerkt, geisteskrank sein kann, so daß er weder privatrechtlich zu disponiren im Stande ist noch vom Strafrichter verantwortlich gemacht werden darf, Das will den Meisten nicht in den Sinn. Dieser Umstand ist bisher in der ganzen Frage noch niemals scharf hervorgehoben worden durch diesen Gegensatz zwischen den unzweifelhaften Ergebnissen der neueren Wissenschaft und dem Volksbewußtsein würde sich aber schon allein der Widerspruch der öffentlichen Meinung gegen manche irrenärztliche Gutachten und damit schließlich das Mißtrauen gegen die Aussprüche der Irrenärzte erklären. Daher kommt es auch, wenn man sogar so weit gegangen ist, der Psychiatrie die Bedeutung einer selbständigen Wissenschaft überhaupt abzusprechen.

Allerdings muß die Frage aufgeworfen werden, auf die ich nachher noch näher eingehe, ob die Irrenärzte, und selbst hervorragende Vertreter der Psychiatrie nicht ausgenommen, in ihren wissenschaftlichen Publikationen und in ihren Gutachten über Einzelnsfälle sich immer die Selbstbeschränkung auferlegt haben, die ein streng wissenschaftlicher Standpunkt verlangt, ob es nicht vorgekommen ist, daß sie nicht genügend begründeten Ansichten eine zu große Bedeutung beigelegt und Dinge als wissenschaftlich erwiesen angenommen haben, denen höchstens der Werth einer geistreichen Hypothese zukommt, ob sie nicht zu leicht geneigt gewesen sind, aus einzelnen Erscheinungen unberechtigte Schlußfolgerungen zu ziehen, und ob sie auch namentlich in der Sammlung des Materials für ihre Gutachten stets so sorgfältig zu Werke gegangen sind, thatsächlich Bewiesenes und geringwerthigere Angaben scharf von einander zu sondern und auseinander zu halten. Die häufige Erscheinung, daß verschiedene Sachverständige in dem selben Falle ganz entgegengesetzter Meinung waren, und daß Dies gerade auf dem Gebiet der Psychiatrie besonders häufig beobachtet werden kann, trägt nicht am Wenigsten dazu bei, daß von ihr als Wissenschaft gering gedacht und den Aussprüchen ihrer Vertreter Mißtrauen entgegengesetzt wird. Hier muß besonders auf gewisse Vorkommnisse in der Strafrechtspflege hingewiesen werden. Es ist mehrfach vorgekommen, daß bei Aufsehen erregenden Verbrechen, gerade dann, wenn die öffentliche Meinung ein verurtheilendes Erkenntniß des Strafgerichts mit Spannung erwartete und von einem solchen mit Genugthuung Kenntniß genommen hätte, statt dessen das Verfahren vorläufig eingestellt wurde oder Freisprechung erfolgte, weil einzelne Sachverständige den Angeklagten für geisteskrank erklärten (während Andere ihn für geistesgesund hielten) und das Gericht bei den nun einmal angeregten Zweifeln an der Zurechnungsfähigkeit nach dem Satz: „in dubio pro reo" handelte; oder daß, wenn auch schließlich verurtheilt wurde, doch im Verfahren plötzlich wenigstens ein Sachverständiger aufgetreten war,

dessen Gutachten, in Widerspruch mit anderen, auf Geisteskrankheit lautete. So kommt es, daß man den Irrenärzten fast allgemein die Neigung zutraut, allzu leicht ihre Mitmenschen für geisteskrank zu halten und zu erklären. Es ist eine bedauerliche, aber nicht weg zu leugnende Thatsache, daß man, wenn z. B. eine Persönlichkeit aus den sogenannten ersten Kreisen unerwartet ein Verbrechen begeht, häufig, und zwar auch von gutgesinnten Leuten, den Ausspruch hört: „Der wird für verrückt erklärt." Wieder ein Zeichen des stärksten Mißtrauens in die Gutachten der Irrenärzte! Als ich vor Kurzem einmal einen solchen Ausspruch hörte und durch Fragen festzustellen suchte, wodurch diese Ansicht hervorgerufen war, da erfuhr ich, daß der Sprecher damit durchaus nicht behaupten wollte, daß Sachverständige und Gericht, etwa um das Recht zu beugen und den Mann der sogenannten besseren Gesellschaft der Strafe zu entziehen, so handeln würden, sondern daß er, aus seiner Praxis als Geschworener und seinen sonstigen Lebenserfahrungen Grund zu der Meinung zu haben glaubte, die Thatsache, daß das Verbrechen der Erziehung, dem bisherigen Lebenswandel, der sozialen Stellung und der Vermögenslage des Angeklagten so ganz und gar widerspreche, werde für eine Anzahl Sachverständiger ausreichen, um ein Gutachten auf Geisteskrankheit abzugeben. Eine Geschworenenbank in Berlin hat neulich einmal den Muth gehabt, trotzdem eine starke Partei unter den Gutachtern sich für Geisteskrankheit ausgesprochen hatte, schuldig zu sprechen; der Gerichtshof hat dann allerdings den Wahrspruch als „irrthümlich zum Nachtheil des Angeklagten" kassirt.

Aus der Thatsache, daß so häufig die Gutachter über den Geisteszustand eines Menschen verschiedener Meinung sind und daß die Meinung Derer, welche sich für die geistige Gesundheit ausgesprochen haben, sich meist mit den Urtheilen unbefangener näherer Bekannten des Untersuchten im Einklang befindet, ohne Weiteres den Schluß zu ziehen, daß nun auch wirklich immer diejenigen Sachverständigen im Recht sind, welche den Betreffenden für geistesgesund erklärt haben, und daß die Anderen aus Unkenntniß oder leichtfertig oder gar gewissenlos gehandelt hätten, würde aber eben so übereilt sein, als wenn man, wie vorher hervorgehoben wurde, auf Grund abweichender Laienmeinungen ein irrenärztliches Gutachten als irrig ansehen wollte. Die Psychiatrie kennt eine Anzahl bestimmter Formen von Geisteskrankheiten, deren Symptome im Wesentlichen feststehen, und unschwer läßt sich in vielen Fällen für den Sachverständigen mit Sicherheit erkennen, ob das Krankheitbild des ihm zur Begutachtung übergebenen Menschen unter eine der bekannten Krankheitformen paßt. In solchen Fällen wird auch selten ein Widerstreit unter den Gutachtern stattfinden. Man darf aber nicht vergessen, daß es kein Urbild eines normalen Geistes giebt und daß deshalb der Begriff

der geistigen Gesundheit eben so ein relativer ist wie der der körperlichen Gesundheit. Eine überraschend große Anzahl von Menschen ist vorhanden, deren Geisteszustand unzweifelhaft als nicht normal bezeichnet werden muß, bei denen aber die positive Feststellung, ob und warum sie unter eine der bisher bekannten und anerkannten Formen der Geisteskrankheit einzureihen — oder schon einzureihen — sind, höchst zweifelhaft ist und im Einzelnfall deshalb sehr streitig sein kann. Auf Einzelnheiten und Beispiele kann ich hier nicht näher eingehen; aber gerade bei den so gearteten Fällen beginnen die Schwierigkeiten für den Gutachter, wenn er vor die Nothwendigkeit gestellt ist, zu entscheiden, ob der Mensch nicht schließlich doch als Geisteskranker zu bezeichnen, bei dem nur gewisse Funktionen noch scheinbar unversehrt sind oder periodisch unversehrt erscheinen, oder ob er thatsächlich auf eine Grenzlinie zu verweisen ist zwischen dem normalen Zustand und der wirklichen Geisteskrankheit. Hier ist der Boden gegeben, auf dem gänzlich von einander abweichende Ansichten aufgestellt werden können, ohne daß man deshalb die eine oder die andere als direkt falsch und irrig bezeichnen darf, weil es unmöglich ist, die eine oder die andere auch als geradezu falsch nachzuweisen. Dies wird um so einleuchtender sein, wenn man noch hinzunimmt, daß in Fällen dieser Art z. B. auffallende Handlungen, Verhalten des zu Untersuchenden in Konflikten, sein Auffassungvermögen, die Entwickelung und der Ablauf von Vorstellungen u. s. w. eine ausschlaggebende Bedeutung für den Ausfall des Gutachtens gewinnen können, und daß in der Beurtheilung dieser Erscheinungen auch die subjektive Seite in der Person des Gutachters eine sehr große Rolle spielt; ferner, daß für gewisse Dinge, z. B. das Vorhandensein von Wahnideen und Sinnestäuschungen, der Sachverständige auf die Angaben und Darstellungen des zu Untersuchenden mit angewiesen ist, und daß es für den Ausfall des Gutachtens wesentlich sein kann, ob Das, was der zu Untersuchende angegeben hat, dem Gutachter glaubhaft erschienen ist oder erscheinen konnte. Speziell für die Strafrechtspflege muß noch erwähnt werden, daß unter den auf ihren Geisteszustand zu untersuchenden Angeklagten ein großer Prozentsatz von Simulanten ist, die zwar meist dann als solche entlarvt werden, die aber vorher oft z. B. durch gewandte Darstellung angeblicher Sinnestäuschungen, durch Vorspiegelung von Symptomen der verschiedensten Art, zu falschen Diagnosen Anlaß gegeben haben. Daß aber auch thatsächlich Irrthümer vorkommen, daß also Gesunde auf Grund falscher Gutachten für geisteskrank erklärt werden, wird Niemand zu bestreiten wagen; es sind mir selber einige Fälle bekannt, bei denen das anfängliche Gutachten auf Geisteskrankheit unzweifelhaft irrig gewesen ist; jedenfalls aber sind die Fälle eines nachgewiesenen Irrthums weit geringer, als man anzunehmen geneigt ist.

Vor Allem muß man sich hüten, etwa aus der Thatsache, daß ein für unheilbar geisteskrank Erklärter später bei einer anderen Gelegenheit selbst nach übereinstimmenden Gutachten mehrerer Sachverständigen für geistesgesund befunden wird, oder daß ein angeblich Geisteskranker nachher als Simulant überführt wird, unter allen Umständen auf einen Irrthum des ersten Gutachters zu schließen. Der Ausspruch „unheilbar" geisteskrank ist überhaupt nicht immer absolut streng zu fassen, namentlich nicht in dem Sinne, daß nicht Perioden scheinbar zurückgekehrter geistiger Gesundheit vorkämen; solche lichte Zwischenräume können längere Zeit andauern, so daß der Betreffende vollständig den Eindruck eines Geistesgesunden macht und zur Zeit als geistig gesund anerkannt werden muß. Dieser Zustand augenblicklicher geistiger Gesundheit beweist nichts für die Vergangenheit, nichts für die Zukunft, nicht einmal für die allernächste Zukunft.

Was die Entlarvung von Simulanten anbetrifft, so darf man nicht übersehen, daß es neben den wirklichen Simulanten, (d. h. geistesgesunden Verbrechern, die den Geisteskranken spielen: sogenannten wilden Männern) auch „geisteskranke Simulanten" giebt. Das klingt paradox und doch ist an der Thatsache nicht zu zweifeln. Geisteskranke Simulanten sind solche Geisteskranke, die noch so viel Bewußtsein behalten haben, daß sie überschauen können, was ihnen in ihrer augenblicklichen Lage dienlich ist, und die dann gewisse Zustände oder Anfälle dem beobachtenden Arzt vorspiegeln. Bei der Entlarvung einer solchen Person als Simulanten besteht nun die große Gefahr, daß der Umfang der Simulation nicht sofort richtig erkannt wird und, weil etwas Simulation nachgewiesen ist, der Betreffende überhaupt und in allen Stücken dann als Simulant behandelt und schließlich zu Unrecht für geistesgesund erklärt wird.

Die Fälle, daß vorhandene Geisteskrankheit irrthümlich nicht erkannt und der Betreffende nicht in eine Irrenanstalt aufgenommen und nicht entmündigt wird, oder im Strafverfahren, daß er als Verbrecher verurtheilt wird, sind übrigens viel zahlreicher, als die eben besprochenen umgekehrten. In dieser Beziehung speziell möchte ich Zweifler veranlassen, eine sich vielleicht einmal darbietende Gelegenheit zum Besuch der Irrenabtheilung in der Strafanstalt Moabit ja nicht vorübergehen zu lassen. Sie können dort in größerer Anzahl (nicht etwa Verbrecher, die durch die Behandlung in den Strafanstalten verrückt geworden sind, wie Manche fabeln, sondern) Leute sehen, die schon ihre letzte Strafthat und vielleicht auch schon frühere im Bann einer vorhandenen, vielleicht noch in der Entwickelung begriffenen, jedenfalls aber nicht erkannten geistigen Umnachtung begangen haben.

Die vorstehenden Ausführungen sind absichtlich, so weit Das im beschränkten Raum möglich war, etwas in die Breite gegangen, um die

Grundlage für die Frage zu gewinnen, in welchem Umfange die Gesetzgebung auf diesem Gebiete mit Erfolg thätig werden kann.

* * *

Einen direkten Einfluß auf den Ausfall der Gutachten kann die Gesetzgebung nicht ausüben; die Feststellung des Begriffs geistiger Erkrankung und dessen Anwendung auf den Einzelnfall muß sie der Wissenschaft überlassen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Grenzlinie für diesen Begriff noch schwankender werden sollte, als sie heute ist, oder daß diese Grenzlinie einmal, was nicht absolut zu verneinen ist, weit in den Bereich der heute noch als geistig normal Geltenden sich hinein schieben sollte. Ob die Gesetzgebung dann vielleicht einmal vor die Nothwendigkeit gestellt werden kann, Unterschiede in der rechtlichen Behandlung verschiedener Arten von Geisteskranken aufzustellen, ist eine Frage, die heute noch und vielleicht noch für lange Zeit auf sich beruhen kann. Ein indirekter Einfluß auf den Ausfall von Gutachten dagegen kann wohl im Wege der Gesetzgebung gewonnen werden. Das Gesetz kann vor Allem Grenzen ziehen für die Auswahl der Gutachter, alsdann Fürsorge treffen, daß nur Das als Grundlage für die Gutachten verwerthet werden darf, was in beweiskräftiger Form ermittelt ist, daß in zweifelhaften Fällen mehrere Gutachten oder Obergutachten eingezogen werden, daß eine Vertretung der Interessen eines zu Entmündigenden eingeführt wird, welche mit ihren Anträgen gehört werden muß, und daß nur unter bestimmten Voraussetzungen Jemand einer Irrenanstalt zugeführt werden darf. Aber wenn die Gesetzgebung auch noch mehr thun würde, so würde sie doch immer nur einen relativen Schutz gegen irrige Entscheidungen gewähren können. Schließlich giebt doch ein Gutachten den Ausschlag, und wenn selbst nur von den berühmtesten Psychiatrikern die Gutachten zugelassen würden — ich erinnere an den in neuester Zeit vor dem Landgericht Düsseldorf verhandelten Fall —, so wird die Möglichkeit eines Irrthums nicht auszuschließen sein, namentlich aber dann, wenn Gutachten gegen Gutachten steht und der nicht sachverständige Richter nun sich für das eine oder das andere entscheiden soll und muß.

Drei Punkte sind zu unterscheiden, bei denen die Gesetzgebung einsetzen wird: die Verbringung eines angeblich Geisteskranken in eine Anstalt, das Entmündigungverfahren, die Feststellung des Geisteszustandes Jemandes in einem Prozeß, eines Zeugen oder (im Strafverfahren) des Angeklagten. Ich will hier keine eigentlichen Gesetzvorschläge machen. Im Allgemeinen sei deshalb nur erwähnt, daß zum ersten Punkt vielleicht durch Gesetz bestimmt werden kann, daß Niemand, der nicht freiwillig die Aufnahme begehrt, in eine Privatirrenanstalt aufgenommen werden darf, wenn nicht durch eine Bescheinigung eines Irrenarztes an einer öffentlichen Irrenanstalt oder wenigstens

des Kreisphysikus die Nothwendigkeit der Unterbringung dargethan ist. Durch eine solche Bestimmung wird der Verdacht, daß Jemand grundlos in eine Irrenanstalt gesperrt werden kann, beseitigt werden. Auch könnten periodisch wiederkehrende Revisionen der Privatirrenanstalten durch irrenärztliche Sachverständige angeordnet werden. Wie diese, so werden überhaupt bei dieser gesetzgeberischen Reform noch manche andere Bestimmungen weniger einem dringenden Bedürfniß als vielmehr dem Bestreben entspringen, für alle denkbaren Fälle vorbeugend zu wirken und damit zur Beruhigung des Publikums beizutragen.

Von dem Entmündigungverfahren ist am Meisten die Bestimmung angefochten, daß der Entmündigungbeschluß schon auf das Gutachten eines Sachverständigen hin erlassen werden kann. Für jeden Fall das übereinstimmende Gutachten zweier Sachverständigen zu fordern geht zu weit; dagegen wird man wohl statt „Sachverständige" sagen müssen: „eines Irrenarztes oder des Kreisphysikus". Ein Irrenarzt wäre stets vorzuziehen, sein Gutachten wird aber nicht immer zu beschaffen sein, namentlich nicht bei ländlichen Gerichten, die von einer Irrenanstalt oft weit abliegen. Jetzt kann der Richter jeden approbirten Arzt zuziehen, er braucht Das aber nicht einmal, wenn er glaubt, daß auch andere Personen, z. B. ein nicht ärztlicher Unternehmer einer Irrenanstalt, in Folge jahrelanger Erfahrung sachverständig sind. In der Civilprozeßordnung ist vorgeschrieben, daß der zu Entmündigende unter Zuziehung von Sachverständigen vom Richter vernommen werden muß; die Vorschrift ist aber eingeschränkt durch die weitere Bestimmung, daß die Vernehmung unterbleiben kann, wenn sie nach Ansicht des Gerichtes schwer ausführbar oder für die Entscheidung unerheblich oder für den Gesundheitzustand des zu Entmündigenden nachtheilig ist. Der Mittelsatz ist bedenklich. Das Gericht kommt, wenn ein bestimmt gehaltenes Gutachten vorhanden ist, zu leicht zu der Ansicht, daß nun die Vernehmung für die Entscheidung ganz unerheblich sei, und so unterbleibt sie sehr häufig. Bei dem Richter kann die Vernehmung, gerade durch den persönlichen Eindruck, Zweifel über die Richtigkeit des schon vorhandenen oder demnächst eingehenden Gutachtens erwecken, die ihn vielleicht veranlassen, noch andere Sachverständige zu hören; der zu Entmündigende stellt vielleicht selbst irgend welche Anträge bei seiner Vernehmung, die für die Entscheidung der Sache von Erheblichkeit sind. Jedenfalls wird eine Anordnung, daß regelmäßig die Vernehmung des zu Entmündigenden vor dem Richter stattfinden soll, mit zur Stärkung des öffentlichen Vertrauens beitragen. Nur dann, wenn wegen des Krankheitzustandes (z. B. bei Tobsucht) die Vernehmung nicht angängig erscheint, wird sie unterbleiben dürfen; in solchen Fällen ist sie aber auch für die Entscheidung

thatsächlich unerheblich. Angeregt ist ferner, ob man nicht dem zu Entmündigenden von vorn herein einen Prozeßvertreter bestellen oder diese Funktionen auf einen besonderen, zur Wahrung des öffentlichen Interesses in dem Verfahren berufenen Beamten, vielleicht den Staatsanwalt, mit übertragen soll, da dieser in dem Verfahren auf Entmündigung ja nicht Partei gegen den zu Entmündigenden sei; weiter, ob man nicht statt des Amtsgerichts einem Kollegialgericht, der Civilkammer des Landgerichts, nach altpreußischem Muster, das Entmündigungverfahren übertragen möchte, schließlich, ob man nicht den sachverständigen Aerzten überhaupt das Recht der Befragung des zu Entmündigenden abnehmen und dem Richter ausschließlich übertragen müsse. Diese Vorschläge sind alle, mit Ausnahme des letzten, auf den ich noch eingehen will, diskutabel, der erste hinsichtlich der Mitwirkung irgend eines Dritten bei dem Verfahren zur Vertretung der Interessen des zu Entmündigenden sogar sicherlich empfehlenswerth. Man darf sich nur, wie schon gesagt, über die praktische Bedeutung aller dieser Vorschläge keine Illusionen machen. Die Idee einer Einschränkung oder Aufhebung der Befragung des zu Untersuchenden durch den ärztlichen Sachverständigen dagegen fällt alsbald mit der Erwägung, daß schon bei einem körperlich Leidenden der sachverständige Arzt ganz allein Derjenige ist, der eben als Sachverständiger in der Lage ist, eine sachgemäße Befragung vorzunehmen, da er allein weiß, worauf es ankommt, daß aber bei einem Geisteskranken oder angeblich Geisteskranken danach erst recht nur der Arzt die Befragung vornehmen darf, weil er allein auch weiß, wie ein Geisteskranker behandelt werden muß, damit von ihm überhaupt eine entsprechende Antwort zu erhalten ist. Der Arzt wird häufig eine längere Beobachtung mit vielen Besuchen und Unterredungen nöthig haben, um ein Gutachten abgeben zu können; Das zeigt schon, daß die Idee, den Verkehr zwischen dem Arzt und dem zu Begutachtenden zu beschränken, undurchführbar ist. Ich bitte übrigens, die vorhin erwähnte richterliche Vernehmung des angeblich Geisteskranken im Entmündigungverfahren nicht mit dem hier Erörterten zu verwechseln. Dort handelte es sich um die unter Zuziehung eines Sachverständigen vorzunehmende Vernehmung durch den Richter, um diesem einen Eindruck über die Persönlichkeit des angeblich Geisteskranken und einen Einblick in sein Geistesleben zu verschaffen, die Vernehmung verfolgte also nicht wesentlich den Zweck, dem Sachverständigen das Material für sein Gutachten zu liefern; hier handelt es sich um den Verkehr, der, abgesehen von der Vernehmung, zwischen dem Sachverständigen und dem zu Untersuchenden zum Zweck der Gewinnung des Materials für dessen Gutachten stattfindet; dort soll der „Laie auf diesem Gebiet" sich seine Ansicht bilden, deshalb mag er der Fragende sein, allerdings unter Assistenz

des Sachverständigen, hier soll der Sachverständige sich seine Ansicht bilden, deshalb muß er unbeschränkt sein im Verkehr und speziell in der Befugniß zum Befragen des zu Untersuchenden. So wenig durchführbar der Gedanke an eine Beschränkung des Verkehrs zwischen Arzt und Geisteskranken ist, so ist er doch anscheinend das Ergebniß, einer in der Praxis gesammelten, höchst bedenklichen Erfahrung. Den ärztlichen Sachverständigen fehlt oft die Fähigkeit, das für ihr Gutachten gesammelte Material auf seinen thatsächlichen Werth richtig zu beurtheilen und oft auch die nöthige Vorsicht in der Art ihrer Fragestellung. Dieser letzte Umstand ist von geringerer Bedeutung bei einem wegen Geisteskrankheit zu Entmündigenden, kann aber zu sehr bedenklichen Konsequenzen führen, wenn es sich darum handelt, einen Angeklagten, der im Verdacht der Simulation steht, auf seinen Geisteszustand zu untersuchen. Ich will nur einen derartigen Fall erwähnen, in dem der Sachverständige, ein Irrenarzt von Ruf, bei dem Besuch eines der gefährlichsten Verbrecher Deutschlands, über den schon Mancherlei von sachverständiger Seite geschrieben und der übrigens neulich wieder einmal aus der Irrenanstalt ausgebrochen ist, jede Frage mit den Worten einleitete: „Nicht wahr, Sie haben" (z. B. gegen Abend den Eindruck von Tönen rings um Sich her ꝛc.) oder „nicht wahr, Sie bekommen" (z. B. einen Zustand, als wenn Sie berauscht wären ꝛc.). Der geriebene Verbrecher, der eine reiche Praxis in Irrenanstalten hinter sich hatte, wußte sofort, wie er sich verhalten mußte, und der Irrenarzt schied nach verhältnißmäßig kurzer Zeit, — während welcher, charakteristisch genug, der sonst immer in seiner Zelle tobende Gefangene sich gar fein sittsam benommen hatte, um das Wohlwollen, dessen er als hochinteressanter Fall sich ganz sicher fühlte, nicht zu zerstören — mit der laut geäußerten Ansicht: der Mann ist vollständig geisteskrank! Aehnliche Vorkommnisse mögen zu der Idee geführt haben, den Irrenärzten die Befragung überhaupt zu entziehen. Hier ist aber die Gesetzgebung machtlos, der irrenärztliche Sachverständige muß jedoch solche Art der Befragung unterlassen. Die Befragung nur in Gegenwart des Richters geschehen zu lassen, würde ebenfalls unmöglich sein, da man den Sachverständigen nicht zwingen kann, in ein paar Terminsstunden sich sein Urtheil zu bilden, und da man nicht jedem Irrenarzt für die Dauer seiner Beobachtung einen Richter mit einem Gerichtsschreiber an die Seite setzen kann.

Dagegen könnte wohl etwas Anderes geschehen. Der Richter müßte nicht nur das thatsächliche Material, das der Gutachter z. B. über das Vorleben des zu Untersuchenden, über sein Verhalten in Konflikten, seine Neigungen, die durchgemachten Krankheiten, seine Intelligenz, über die Persönlichkeit seiner Eltern und Geschwister, über deren Lebenswandel, Krankheiten, Todesursachen u. s. w. gesammelt zu haben glaubt, auf seine Be-

weiskräftigkeit nachprüfen, sondern er müßte vor Allem dem Irrenarzt in der Sammlung dieses Materials Hilfe leisten, vielleicht ihn, allerdings nach dessen Anleitungen handelnd, in dieser Beziehung ganz ersetzen.

Hierbei würde der Richter oft Gelegenheit haben, zu finden, wie Gerüchte als Thatsachen, eben so Angaben des zu Untersuchenden selbst als feststehend angenommen und dem Gutachten zu Grunde gelegt sind, während bei genauerer Prüfung den Quellen, aus denen der Sachverständige geschöpft hat, nicht der geringste Werth zukommt und die angeblichen Thatsachen sich in nichts verflüchtigen. Hier würde dann Etwas von dem früher verworfenen Gedanken, Angehörige, Standesgenossen, Bekannte des zu Untersuchenden aus dem Laienstande über den Geisteszustand zu hören, verwerthet werden können: ihre Aussagen, in beweiskräftiger Form festgestellt, würden ein brauchbares Material für den ärztlichen Sachverständigen zur Beurtheilung des Vorlebens und des Verhaltens des zu Untersuchenden sein. Wenn der Richter das thatsächliche Material beherrscht, so wird er auch in der Lage sein, das Gutachten wenigstens daraufhin zu prüfen, ob es nur auf erwiesenen thatsächlichen Grundlagen aufgebaut ist. Manches Gutachten würde ein anderes geworden sein, wenn die als nachgewiesen angenommenen Dinge zuvor auf ihre Richtigkeit sorgfältiger geprüft wären. Oft sind ja gegenüber den klar hervortretenden Symptomen und einem vielleicht sogar hinzukommenden somatischen Befund alle anderen Dinge ganz unwesentlich oder nur von historischem Werth für den Psychiatriker, oft aber sind auch jene vorhin erwähnten Punkte von dem Vorleben des zu Untersuchenden und seiner Eltern, von seinen und ihren Krankheiten &c., den Neigungen und dem Verhalten des zu Untersuchenden u. Dergl. sowie seine eigenen Angaben gerade von ausschlaggebender Bedeutung geworden. Ich möchte wohl das Gesagte durch Beispiele belegen; für zwei mag hier Raum sein. In dem einen Fall lautete das ärztliche Gutachten auf Geisteskrankheit, weil der Untersuchte, ein älterer Mann und Ehegatte einer sehr jungen Frau, von deren Untreue überzeugt, diese durch seine Eifersucht quälte, während die Frau alle Behauptungen des Mannes von Besuchen anderer Männer und Begegnungen solcher mit ihr beharrlich für Phantasiegebilde ausgab und das Dienstmädchen, mit der Frau im Bunde, deren Angaben unterstützte. Der Umstand, daß die Frau zufällig entlarvt wurde, bewahrte den Mann vor dem Irrenhaus und vor der Entmündigung. Wenn ich nicht irre, waltet der Betreffende seines Amtes noch heute, jedenfalls ist von Geisteskrankheit keine Rede mehr gewesen. Hier wäre das Eingreifen des Entmündigungrichters zur Feststellung der Grundlagen für das Gutachten am Platze gewesen. Die gegenwärtige Bestimmung der Civilprozeß-Ordnung: „Das Gericht hat von Amts wegen die

zur Feststellung des Geisteszustandes erforderlichen Ermittelungen zu veranstalten und die geeignet erscheinenden Beweismittel aufzunehmen", erscheint in ihrer allgemeinen Fassung nicht ausreichend und wird in der Praxis auch selten im Sinne dieser Vorschrift verstanden und gehandhabt.

Der andere Fall: Vor Gericht stand wegen eines schweren Verbrechens ein vierzehnjähriges Kind, von Sachverständigen untersucht, da der Vertheidiger die Zurechnungsfähigkeit bezweifelt hat. Das Kind behauptet plötzlich, von einem fremden Manne zu der That verleitet zu sein. Darauf der Sachverständige: Das Kind scheint mir an Wahnideen zu leiden und ich habe deshalb Zweifel an seiner geistigen Gesundheit. Nach eindringlichem Vorhalt des Vorsitzenden gestand die Angeklagte, daß sie die Geschichte von der Anstiftung erlogen habe, und unter dem Lächeln des Vorsitzenden räumte nun der Sachverständige ein, daß dann allerdings das Kind geistig gesund sei. Die unwahre Erzählung von der Anstiftung hatte also dem Sachverständigen genügt, um Wahnideen anzunehmen.

Das sind allerdings nur einzelne Fälle, die ich gewiß nicht ohne Weiteres generalisiren möchte. Die öffentliche Meinung ist aber ja leicht geneigt, aus einer Vielheit einzelner Fälle zu verallgemeinern. Die öffentliche Meinung hält sich an Das, was vor Augen zu liegen scheint, ohne auf die Ursachen näher einzugehen, und so hat sie auch hier die wesentlichste Ursache nicht gefunden. Die Ursachen des Mißtrauens in die irrenärztliche forensische Gutachterthätigkeit liegen vor Allem in der Entwickelung der Psychiatrie als Wissenschaft nach einer Richtung, die ihre Gutachten dem Verständniß der großen Menge entrückt hat; — insoweit ist das Mißtrauen unberechtigt. Hinzugekommen ist, daß die Grenzen, welche den Ergebnissen der Forschung einstweilen gezogen sind, nicht immer eingehalten, daß nicht immer mit der nöthigen Sorgfalt verfahren ist, daß die subjektiv verschiedene Auffassung des schwankenden Begriffs „normal" nicht ohne Einfluß gewesen, endlich aber auch, daß Gutachten auf eine Grundlage von nur scheinbaren Thatsachen gestützt sind, die vor einer strengen Prüfung sich später dann nicht immer als stichhaltig erwiesen haben.

Für das Strafverfahren würden ähnliche Bestimmungen über die Auswahl der Sachverständigen und über die Sammlung und Feststellung der thatsächlichen Grundlagen für die Gutachten zu erlassen sein. Wenn aber überhaupt die Gesetzgebung dem Irrenwesen ihre Aufmerksamkeit zuwendet, dann erinnert man sich vielleicht auch endlich des alten Antrags, die Regelung eines Verfahrens herbeizuführen, durch welches verbrecherische Irre einer wirksamen Beaufsichtigung überwiesen werden können. ***

Die sympathetische Kur.*)

Alle Krankheiten beruhen nach der Lehre der Paracelsisten auf einer Störung des Lebensgeistes, — eine Ansicht, die später Mesmer erneuerte. Auf diesen Lebensgeist einzuwirken, ist die Aufgabe des Arztes, und kann geschehen, Dank dem magnetischen Rapport, der zwischen diesem Lebensgeist und dem der Mumie besteht. Indem die Mumie als Patient behandelt wird, wirkt es zurück auf den kranken Organismus. Um zu zeigen, wie diese solidarische Verbindung zwischen dem Od der Mumie und dem der organischen Quelle zu denken sei, berief man sich auf ein bekanntes Phänomen im Pflanzenreiche, welches auch Goethe erwähnt:

Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret sich der Wein im Faß.

So verweist auch Tenzel darauf, daß der alte Wein in den Fässern gährt, trübe wird und Hefe ansetzt, wenn der Weinstock, von dem er gewonnen wurde, blüht.**) „Wie kommt es — sagt Santanelli — daß z. B. die spanischen Weine, die nach Neapel gebracht worden, die klimatische Ordnung ihrer Heimath beibehalten und zu der Zeit unruhig werden, wenn die Reben in Spanien, nicht aber wenn sie in Neapel blühen?"***)

Dieser Rapport herrscht also in der ganzen Natur und er kann beim Menschen benutzt werden, um den Krankheiten viel direkter beizukommen, als es in der gewöhnlichen Arzneikunde geschieht. Eine medikamentöse Behandlung des extoriorisirten Odes der Mumie muß auf das gestörte Od des kranken Organismus direkt wirken, während das in den Körper selbst eingeführte Medikament gleichsam nur die Hülle des Kranken streift. Die Paracelsisten verachten denn auch die allopathische Heilmethode nicht blos darum, weil sie mehr zur Homöopathie und Isopathie neigen, sondern auch, weil die Allopathie dem Körper nur von außen und materiell beikommt, wobei man besten Falls die Symptome zurückdrängt, die aber wieder-

*) S. Nr. 33 der „Zukunft."
**) Tenzel I. K. 1.
***) Santanelli K. 2.

kommen müssen, weil der Lebensgeist nicht verbessert wurde. Die Heilung, so sagen sie, muß von innen heraus erfolgen, im Centrum des Lebens vollbracht werden. Der Lebensgeist selbst muß verbessert und verstärkt werden. Er, welcher den Lebensprozeß in Gang hält und welcher der Repräsentant der vis medicatrix naturae ist, wird alsdann mit den Krankheiten von selbst fertig, wie es denn thatsächlich bei allen Krankheiten vorkommt, daß sie manchmal von der Natur allein geheilt werden. Diese Verbesserung und Verstärkung des Lebensgeistes wird an der Mumie vorgenommen; aber weil ihr Rapport mit dem Körper ein gegenseitiger ist, muß während der mumialen Kur auch der Kranke in der geeigneten Weise behandelt werden und muß er zunächst die geeignete Diät beobachten.

Die Mumie steht nicht blos mit dem Körper im Allgemeinen in solidarischer Verbindung, sondern mit dem besonderen Körpertheil, aus dem sie stammt. Maxwell sagt: „Durch den Darmkoth werden alle Krankheiten der Gedärme, durch den Urin Blasen- und Nierenleiden geheilt; auch zu allgemeinen Krankheiten bedient man sich zuweilen des letzteren wegen der Verwandtschaft, die er zu den Adern, der Leber und dem Magen hat. Vermittels des Speichels, der durch den Husten ausgeworfen wird, werden die Lungenleiden geheilt. Durch den Schweiß hilft man denjenigen Theilen, von denen der Schweiß kommt. Durch die Nägel werden Hand- und Fußübel geheilt. Durch die Haare hilft man den Theilen, von denen sie genommen sind. Durch das Blut endlich werden die Krankheiten des ganzen Körpers kurirt."*) Die Behandlung der Mumie richtet sich in jedem einzelnen Fall nach der Besonderheit der zu bekämpfenden Krankheit. So sagt — um wenigstens ein Beispiel anzuführen — Santanelli: „Der Saft der Wolfsmilch, mit Salz vermischt und in den frischen Darmkoth gebracht, purgirt auf magische Weise heftig und mit großen Schmerzen, die aber aufhören, sobald man den Koth mit gewöhnlichem Wasser mehrmals abspült und auseinander breitet.**)

Wenn schon die Ausscheidungen des Körpers, weil mit Lebensgeist erfüllt, als Magnete benutzt werden können, um die Krankheit an sich zu ziehen, so muß Das noch mehr von Theilen des Körpers selbst gelten. So dachte in der That Paracelsus. Ich charakterisire diese Anschauung wohl am Besten durch eine Erzählung, die sich bei Van Helmont findet:

„Einer von Brüssel hatte im Gefecht seine Nase verloren; der Selbe ging zu einem Wundarzt, Namens Tagliacozzo, der sich zu Bologna aufhielt, sich eine andere Nase ansetzen zu lassen. Weil er sich aber aus seinem eigenen Arm nichts wollte ausschneiden lassen, bestellte er hierzu einen Tagelöhner, der um

*) Maxwell II. K. 14.

**) Santanelli. K. 10.

eine bestimmte Summe sich das für die Nase nöthige Fleisch ausschneiden ließ. Als nun der Erstere wieder etwa 13 Monate in seiner Heimath war, begann die angesetzte Nase kalt zu werden; einige Tage später war sie ganz faul und fiel herab. Als nun diese seltsame Begebenheit untersucht wurde, ergab sich, daß beinahe in demselben Augenblick, als ihm die Nase kalt wurde, der Tagelöhner gestorben war. Es giebt noch Zeugen in Brüssel, die Dies mit eigenen Augen gesehen haben."*)

Einen ähnlichen Vorgang soll Edmond About in einer (mir unbekannten) Novelle „Die Nase des Notars" behandelt haben.

Es wäre nun noch Vieles zu erwähnen, was hierher gehört, die Waffensalbe, die Lebenslampe, die Liebeszauber, die sogenannte Verwitterung der Thiere, die noch immer ausgeübt wird"**); ich muß aber Alles übergehen und will nur noch die Frage aufwerfen, wie das Mittelalter zur Kenntniß der magisch-magnetischen Heilkunde kommen konnte. Die zufällige Erfahrung und philosophische Spekulation konnte offenbar diese Kenntniß nicht liefern, wenngleich zugestanden werden muß, daß die Paracelsisten, da sie nicht blos Aerzte, sondern auch Philosophen waren, viel tiefer in die Natur schauten als wir, denen die materialistische Weltanschauung die Augen mehr oder minder verblödet hat. Es giebt aber noch eine dritte Quelle magischer Einsichten, die ich vorhin schon gestreift habe. Paracelsus giebt***) eine Beschreibung der Exaltation, die sehr gut auf den Somnambulismus paßt, und er sagt, daß wir in diesem Zustand in das Verborgene hineinsehen und die Heimlichkeiten der Natur entdecken. Solche Exaltirte, die sich als medizinische Somnambule erwiesen, lieferte das Mittelalter in großer Zahl unter den Besessenen, Hexen und sogar Heiligen, von denen ich nur die Heilige Hildegard erwähnen will. Das Gleiche gilt vom künstlichen Somnambulismus der Magnetisirten. Sie werden in ihrem Zustand von den odischen Qualitäten der Dinge affizirt; daher wissen sie, sobald sie in Somnambulismus versetzt sind, sofort Bescheid über die innere Wesenheit der Dinge und das Verhältniß dieser Wesenheiten zum menschlichen Körper. So z. B. die früher erwähnte Somnambule Manette. So hat auch schon im vergangenen Jahrhundert eine Somnambule Puységures — die von Od und Transplantation sicherlich nichts wußte — ihre Krankheit der Art beschrieben, daß Puységure sie als Transplantation bezeichnete. †) Kerners „Seherin von Prevorst" gab häufig Aufschlüsse über die innere Wesenheit der Pflanzen, die sie in den Händen hielt. Eben so empfinden die Somnambulen die odischen

---

*) Van Helmont: De magnetica vulnerum curatione.

**) Jäger: Die Entdeckung der Seele. I. 330—334.

***) Paracelsus: de imaginibus (Huser II. 308).

†) Puységure: Mémoires. 368—379.

Qualitäten der Menschen als individuell verschieden, und darum — nicht erst durch Hellsehen — können sie die Diagnose vornehmen und Heilmittel empfehlen, die zur Verbesserung des Od beitragen. Jüngst beim „Schloserprozeß“ in Straßburg gegen den Somnambulen Jost von Dorlisheim erklärten die „Sachverständigen“, es gebe kein Hellsehen, und darum seien die Diagnosen und Verordnungen des Jost Schwindel. Dieser Prozeß hat sich also um einen ganz falschen Punkt gedreht. Es handelt sich gar nicht um Hellsehen, sondern um odische Ausströmungen. Wer diese leugnet, auf denen doch der ganze Naturprozeß beruht, den muß man auf Reichenbach verweisen. Sollte er aber die absonderliche Behauptung aufstellen, nur Mediziner seien in dieser Sache berechtigt, ein Urtheil zu fällen, so ist er auf die in seinem eigenen Lager befindlichen Gegner zu verweisen, auf Ochorowicz, Barety und den, wie es scheint, ganz unbekannten Dr. Martin Ziegler — auf dessen Schriften*) ich selbst erst kürzlich aufmerksam gemacht wurde. Kurz, solchen „Sachverständigen“ sollte gesagt werden, daß sie kein Recht haben, im Namen der Wissenschaft zu reden, sondern daß sie eben nur ihre individuelle Meinung vortragen.

Wenn die Somnambulen Haare eines entfernten Patienten, oder Etwas von seiner Leibwäsche, befühlen, so wissen sie, woran es fehlt, weil sie die odischen Ausströmungen, den in solchen Gegenständen aufgespeicherten Lebensgeist, auf Grund der eintretenden odischen Verschmelzung fühlen. Auf dieser Vermischung der odischen Essenzen beruht es auch, daß die Somnambulen oft Schmerzen empfinden, wenn der Magnetiseur sich plötzlich und rasch von ihnen entfernt, ja sogar, wenn ein Gegenstand, womit sie in Rapport stehen, von ihnen getrennt wird. Eine Somnambule Kerners hatte eine Rebe lange in der Hand gehalten, und als diese nun auf einen entfernten Tisch gelegt wurde, bat sie, man möchte sie ihr näher legen; sie sei „aus der Rebe noch nicht ganz wieder zurück“, und darum mache ihr die rasche Entfernung der Rebe, wie die schnelle Entfernung von Menschen, in die sie schaue, ein beunruhigendes Gefühl.**) Auch diese Somnambule zeigte sich sofort im Sinne der Transplantation orientirt. Als sie einen Haselnußzweig in Händen hielt, sagte sie: „Würde man dieses Rüthlein, das meine magnetische Kraft ganz in sich gezogen, verbrennen, so würde ich die schrecklichsten Qualen erleiden, namentlich einen brennenden Schmerz in allen Theilen des Körpers, und es würde unausbleiblich mein Tod erfolgen. Würde man es ins Wasser stellen, so würde eine Kälte meine

*) Martin Ziegler: Atonicité et Zoicité. — Lutte pour l'éxistence entre l'organisme animal et les algues microscopiques. — Le rayonnement magnétique.

**) Kerner: Geschichte zweier Somnambulen. 192.

Glieder durchströmen, es würde alle meine Kraft ins Wasser gezogen, und ich von einem kalten Fieber befallen und in den Sinnen geschwächt werden. Meine Rettung allein wäre dann, daß ich sogleich jenes Wasser trinken müßte; dadurch erhielte ich wieder die Kraft in mich." *)

Die Diagnosen der Somnambulen sind also odisch-sensitiv, und Dies ist der Punkt, um den sich der „Schloserprozeß" in Straßburg hätte drehen sollen. Aber auch die Verordnungen der Somnambulen sind häufig auf sympathetische Mittel gerichtet, weil sie in der odischen Welt zu Hause sind. Darum eben glaube ich, daß die mittelalterliche Kenntniß der sympathetischen Kurmethode aus dieser Quelle geflossen ist. Ein Verpflanzungmittel der Paracelsisten war z. B. die Applikation. Sie bestand darin, daß auf den erkrankten Körper oder Körpertheil Dinge aufgelegt wurden, die den erkrankten Lebensgeist in sich ziehen. Maxwell sagt z. B., man solle fieberkranken Kindern im Schlaf eine Gurke beilegen; die Gurke verderbe, das Kind aber werde gesund. Eben so könne man ihnen Krankheiten benehmen, wenn man ihnen junge Hündchen in die Wiege lege. **) So spricht aber auch eine Somnambule von Bende Bendsen. Bei der von ihm behandelten Wittwe Petersen kam es zweimal vor, daß ihr kleiner Hund in den Hinterbeinen Krämpfe bekam, die sich erst nach einigen Stunden verloren. Im Somnambulismus erklärte die Kranke, der Hund sei von ihr angesteckt worden. Auf die Frage Bendsens, ob es möglich sei, ihre Krämpfe auf ein Thier zu übertragen, entgegnete sie: „Dann müßte mein eigener Hund, dessen thierisch-magnetische Fluth durch das stete Beisammensein mit der meinigen am Meisten verschwistert ist, zugleich mit mir magnetisirt und nachher beim Ableiten der Krämpfe mit meinen Händen oder Füßen in unmittelbare Berührung gebracht werden; so würde schon der Krampf auf ihn übergehen, mit einem fremden Hunde würde das schwerlich gelingen. Aber der meinige liegt ja bald in meinem Bett, bald auf meinem Schoße; ich streichle ihn oft und kaue ihm nicht selten Stückchen Butterbrot ins Maul, und alles Dieses giebt ihm mit mir eine engere thierisch-magnetische Verwandtschaft." Eine Einwilligung zum Experiment konnte Bendsen von ihr nie erhalten; er stellte es aber bei anderen Kranken an: „Im Winter 1819 machte ich an einer anderen Krampfhaften den Versuch mit einem fremden Hunde, indem ich ihn blos beim Ableiten mit den Füßen der Kranken in Berührung setzen ließ, ohne ihn zuvor gestrichen zu haben. Wie sehr sich der Hund auch sträubte, so fuhr doch der Krampf zweimal nacheinander auf ihn über. Er verdrehte die Augen, bekam die Maulsperre und zog die Füße krampfhaft zusammen, gerade so, wie sonst

*) Kerner: 237.

**) Maxwell II. K. 9.

der Krampf die Arme und Schenkel der Frau zu ziehen pflegte. Nach zwei Minuten lief er aber schon wieder in der Stube herum und suchte sich zu verkriechen."*) Diese Art von Applikation wurde übrigens von älteren Aerzten häufig angerathen.**) Dr. Müller in Pforzheim verwendete dazu junge Haustauben.***) Die oben erwähnte Petersen rieth einmal ihrem Magnetiseur, gegen heftiges Kopfweh Rindfleisch, noch thierisch warm, aufzulegen. Er gebrauchte das Mittel öfter mit Erfolg, gab dann das Fleisch ihrem Hunde und einem aus der Nachbarschaft; beide erkrankten jedesmal unter gleichen Symptomen. Derartige und andere sympathetische Mittel, die beim Volk in Gebrauch sind, sind von vorurtheilslosen Aerzten geprüft worden und viele sind als erprobt gefunden worden.†)

Wir haben also eine vollständige Uebereinstimmung zwischen Dem, was im Mittelalter die Paracelsisten, seit hundert Jahren die Mesmeristen lehren, was Reichenbach und Andere entdeckt haben, und was gelegentlich verschiedene Somnambulen über Rapport und Transplantation intuitiv erkannt haben. Das Grundprinzip aller dieser Anschauungen ist jedenfalls ein richtiges. Sollte ich also gefragt werden, ob ich denn allen Ernstes der Wiedereinführung dieser Kurmethode das Wort reden will, so müßte ich, allerdings mit einer Einschränkung, diese Frage bejahen. Beurtheilen wir diese Kurmethode nach ihren Früchten, so müssen wir uns zunächst an Paracelsus halten. Er war der berühmteste Arzt seiner Zeit. In seiner Schrift über die tartarischen Krankheiten führt er achtzehn Fürsten auf, die von ihren Leibärzten nicht kurirt werden konnten und die er herstellte. Das ist seither anders geworden, und wenn heutzutage ein mächtiger Potentat erkrankt, so versammeln sich um sein Bett „Koryphäen" aus verschiedenen Ländern, gerathen unter einander in Streit, und der Patient stirbt. Die Zeitgenossen des Paracelsus sprachen von ihm mit der größten Verehrung. Giordano Bruno sagt: „Wer seit Hippokrates war dem Arzte Paracelsus gleich, dessen Heilkunst bis an die Wunder heranreicht!"††) Aehnlich urtheilen Van Helmont und Erasmus von Rotterdam, und noch die eigene Grabschrift des Paracelsus verkündet seinen Ruhm als Arzt. Daß nun Paracelsus seine beispiellosen Erfolge der sympathetischen Kurmethode verdankte, wissen wir von ihm selbst. Er sagt:

---

*) Archiv für thierischen Magnetismus. IX, 1. 153.

**) Wolfart: Jahrbücher für Lebensmagnetismus. Hufeland: Journal für praktische Heilkunde. Hensler: Die verschiedenen Wirkungen des thierischen Magnetismus. 148.

***) Archiv XI, 2. 15—22.

†) Masius: Medizinischer Kalender 1814. Most: Die sympathetischen Mittel und Kurmethoden.

††) Kuhlenbeck: Lichtstrahlen aus Giordano Brunos Werken. 81.

„Auß diesen magnetischen Curen, so durch Mumia geschehen, seind viel wunderbarlicher Curen erfunden worden, mehr denn sie zu beschreiben seindt. . . Also mag einem jeden Menschen an allen vorgemeldeten Suchten geholffen werden, da ihm sonsten mit nichten mehr zu helffen ist. Denn eben diese magnetische Cur, so durch Mumia geschieht, übertrifft alle anderen Artzneiischen Arcana, so viel ihrer von Kreuttern, Wurtzlen, Mineralien und Metallen separiirt und gemacht sein werden. Da sehet nun zu ihr Apotecker, was ihr für Mumiam habt, und wie weit diese Mumia, davon ich sie traktier, und ewere Mumia, in der Wirkung und Tugendt von einander seyn: nämlich so weit als Orient und Occident, auch so ungleich neben einander, als ein corpus und ein spiritus, oder Tod und Leben. Wie gefallt euch die Rede, und was saget ihr dazu?"*)

Daß auch seine Nachfolger diese Kurmethode sehr hoch stellten, ersehen wir aus den angeführten Schriften von Tenzel, Wirdig, Marwell und Anderen.**)

Heute hat Paracelsus nur mehr Nachfolger unter den Bauern auf dem Lande, die, im Besitze irgend eines alten Schweinlederbandes, sympathetisch kuriren. Man kann sich denken, daß diese Kurmethode bei ihnen nicht in den besten Händen ist, und doch — man braucht sich nur zu erkundigen — haben sie nicht selten ganz unbestreitbaren Erfolg, sogar wo die offizielle Medizin gescheitert ist. Ich könnte den Namen eines sehr berühmten Malers anführen, der, nachdem alle Mittel erschöpft waren, schließlich von einem Kurpfuscher geheilt wurde. Ich habe auch einst einen solchen Bauern gesehen, der — wie eben Alle, die der monopolisirten Medizin Konkurrenz machen — gerichtlich belangt wurde; er macht sich aber nichts aus den Verurtheilungen, weil ihm die Prozeßkosten — von der Gemeindeverwaltung gezahlt werden.

Wenn ich also der sympathetischen Kurmethode das Wort rede, so meine ich nicht jene primitive Form, die sich auf dem Lande noch erhalten hat. Auch die Rückkehr zu den Paracelsisten meine ich nur insofern, als sie nöthig ist, um den verlorenen Faden wieder aufzuheben, ihn weiterzuspinnen und so diese Kurmethode auf eine Höhe zu bringen, die bei unseren seither ungeheuer gesteigerten Hilfsmitteln erreichbar ist. Wer aber nicht einmal Das zugeben will, den müßte ich darauf verweisen, daß die Medizin gar nicht in der Lage ist, sich diesem Entwickelungsgang zu entziehen, weil ihm alle Naturwissenschaften anheimfallen werden. Die Paracelsisten lehren nämlich, und Reichenbach hat es bewiesen, daß das Od in allen Naturreichen vorkommt, daß alle Naturkörper ihre odischen Qualitäten

*) Paracelsus: II. 313 (Huser).

**) Bartholinus: de Transplantatione morborum 16ä3. Grube: de Transplantatione morborum 1674. Valentin Kräutermann: der curieuse und vernünfftige Zauberarzt 1725.

haben, nur daß diese weder physiologisch noch chemisch nachweisbar sind. Sie verrathen sich nur dem feinsten Reagens in der Natur, dem sensitiven Nerv. Nehmen wir zunächst das Mineralreich. Ich begnüge mich damit, eine einzige Thatsache anzuführen. Die Gegner mögen sie immerhin ignoriren, nur mögen sie bedenken, daß man es damit nur eben zur Ignoranz bringt. 1865 erhielt Reichenbach von dem berühmten Chemiker Berzelius in Stockholm einen Brief des Inhalts, daß er Karlsbad aufsuchen werde und dort den Gegenstand des Od mit dessen Entdecker besprechen wolle. Reichenbach kam dieser Einladung nach, suchte nach einer sensitiven Person und fand eine solche durch Vermittelung des Badearztes Hofrath Hochberger, nämlich ein Fräulein von Seckendorf, das die Freundlichkeit hatte, eine Sitzung zu geben. Reichenbach brachte eine Tasche voll verschiedener chemischer Präparate mit, alle in Papier gewickelt, so daß Niemand den Inhalt erkennen konnte. Er streute sie ohne Ordnung mit Abständen von einander auf dem Tisch aus. Dann forderte er das Fräulein auf, mit der flachen Hand langsam darüber zu streichen. Sie that es und erklärte alsbald, daß einige von diesen Papilloten eine ziehende Einwirkung auf ihre Hand ausübten, die anderen nicht. Auf Reichenbachs Wunsch sonderte sie nun die ziehenden von den nichtziehenden in zwei Häufchen. Man öffnete nun die Papierhüllen und es ergab sich die merkwürdige Thatsache, daß alle nichtziehenden elektropositive, alle ziehenden elektronegative Stoffe enthielten. Reichenbach fügt bei: „Der große Meister der elektrochemischen Theorie war nicht wenig überrascht, im sensitiven Nerv ein ganz neues Reagens zu finden, das seiner Schöpfung einen frischen Grundpfeiler liefern mußte. Von diesem Augenblick an war er für meine Ansichten gewonnen und hat Dies bekanntlich in einer öffentlichen Rede zu Bonn und später in seinem Jahresbericht von 1856 laut ausgesprochen."*)

Gehen wir zur Pflanzenwelt über. Reichenbach hat auch darüber experimentirt**). Wer ihn aber nicht anerkennen will, der gehe ins Freie spaziren, bis er eine Kuh auf der Weide sieht. Er wird dann finden, daß sie sich von den Pflanzen nährt, die ihr zuträglich sind, an den giftigen aber vorübergeht. Da sie Botanik nicht studirt und z. B. von Colchicum autumnale nie gehört hat, ist anzunehmen, daß die odischen Ausströmungen der Pflanzen ihren Instinkt leiten. Weiß nun unsere Botanik Etwas von diesen odischen Qualitäten? Nein. Professor Jäger sagt:

„Wenn ein geschulter Mensch Botanik treibt, so begnügt er sich, mit sehr wenigen Ausnahmen, vollständig mit dem Augenschein; wenn er Form, Farbe,

*) Reichenbach: Der sensitive Mensch. I. 706.

**) Reichenbach: Die Pflanzenwelt in ihren Beziehungen zur Sensitivität und zum Od.

Zahl, Stellung der Theile kennt und die Namen von Allem weiß, wenn er vollends den mikroskopischen Augenschein von Allem kennt, hält er sich für einen vollendeten Botaniker, und trotzdem: vom Wesen der Pflanzen weiß er nichts ... da befindet sich denn das Thier doch hoch über dem Menschen: es beurtheilt in erster Linie das Wesen, auch die spezifisch wesentlichste Substanz der Pflanzen, das Wesen, welches noch deren kleinstem Theil, selbst dem, der gar keine Form hat, z. B. dem Saft, anhängt und es jederzeit mit Sicherheit als zu der betreffenden Pflanze gehörig und von ihr stammend kennzeichnet, und was das Thier in den Stand setzt, die Pflanze auch bei Nacht und aus der Ferne und nach der Spur zu finden. Das Thier erfaßt nicht nur dieses Wesen, sondern auch die wesentlichste, praktisch wichtigste Beziehung dieses Wesens, nämlich die zu seinem Ich, zu seinem eigenen Wesen, auch ob die Pflanze genießbar, zuträglich, heilsam oder ungenießbar, unbekömmlich, giftig ist.*)

Auch bei den Lebewesen spielen diese odischen Beziehungen eine große Rolle in den Instinkten, Idiosynkrasien, in den Antipathien und in der Liebe, sind also maßgebende Faktoren für unsere eigene Geburt; aber in der Wissenschaft vom Menschen hört man davon nichts.

Wir haben also odische Qualitäten im Mineralreich, im Pflanzenreich, in der Lebewelt. Sie fallen nicht in die Sinne, werden aber empfunden, wo und wenn die nöthige Sensitivität vorhanden ist. Eine Wissenschaft dieser Wesenheiten haben wir nicht; eine Wissenschaft der Beziehungen dieser Wesenheiten haben wir ebenfalls nicht. Diese Beziehungen existiren nun aber, also müssen alle Naturwissenschaften, die sich bisher nur mit der Analyse der Aeußerlichkeiten befassen, allmählich zur Analyse der Innerlichkeiten übergehen. Die Wissenschaft vom Menschen kann sich dieser Nöthigung am Allerwenigsten entziehen, und die Medizin wird es um so weniger thun, als diejenigen Aerzte, die die grasbewachsenen Fundamente der Paracelsisten wieder aufdecken und daran weiter bauen, ihre Kollegen um mehr als eine Nasenlänge schlagen werden. Dann wird wieder ein Wort des Paracelsus zu Ehren kommen: „Die rechte Erfahrenheit ist also, die Dinge in dem Unsichtbaren zu erkennen.**)

München. Dr. Karl du Prel.

---

*) Jäger: Die homöopathische Verdünnung.

**) Paracelsus: Chirurg. 301.

Polen und Landwirthschaftkammern.

Unter den vielen dunklen Punkten am Horizont des neuen Kurses ist sicherlich einer der dunkelsten die Polenfrage. Mit einer Unruhe, von deren Intensität man in Berlin anscheinend keine rechte Ahnung hat, verfolgt die deutsche Bevölkerung des Ostens die neue Polenpolitik. Wird hier nicht bald beigedreht, so sind Demonstrationen zu erwarten, die dann die Regirung in eine höchst bedenkliche Situation bringen werden. Mit wachsendem Unmuth sieht man, wie zwar das Ansiedlungwerk fortgesetzt wird, wie dabei aber Katholiken oder gar Polen angesiedelt werden, die, der slavischen Hochfluth einen starken Damm entgegenzusetzen, doch nicht gerade geeignet sind. Man erlebt, daß der preußische Kultusminister mannhafte Erklärungen im Abgeordnetenhause zur Polenfrage abgiebt, und sieht bald darauf, wie Konzessionen von grundsätzlicher Bedeutung in der Schule gemacht werden; man liest staunend, daß die polnischen Rekruten in der Heimath bleiben sollen und daß polnische Staatsbeamte innerhalb der Provinz Posen in autoritative Stellungen berufen werden; man erzählt sich von Zurücksetzungen, die die protestantische Geistlichkeit bei den verschiedensten Anlässen gegenüber dem polnischen Klerus zu erdulden hat, und man flüstert sich allerhand seltsame Geschichten zu von der demonstrativen Art, in der geistliche und weltliche Spitzen der polnischen Gesellschaft von einzelnen Behörden hofirt und umworben werden. Da ist es denn kein Wunder, wenn in der ganzen Provinz Posen steigende Erbitterung sich regt und innerhalb des Deutschthums allmählich die Ueberzeugung Platz greift, daß es in seinem Existenzkampf von der Staatsgewalt im Stich gelassen werde und deshalb dem Untergang geweiht sei.

Neuerdings aber bereitet sich ein Schlag gegen das Deutschthum vor, wie er schlimmer kaum gedacht werden kann, und auch hier wieder kann man nur mit Staunen und Befremden die Haltung der Staatsregirung beobachten, die unausgesetzt bestrebt ist, den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen. Der Gesetzentwurf über die Landwirthschaftkammern, dessen Schicksal beim Erscheinen dieser Zeilen in erster Instanz entschieden sein wird, enthält in seinem § 5 die Vorschrift, daß die Mitglieder der Kammern gewählt werden. Hierzu war von der freikonservativen Fraktion der Antrag gestellt worden, daß in der Provinz Posen ein Drittel der Mitglieder durch den Oberpräsidenten nach Anhörung des Provinzialraths ernannt werden solle. Unter dem Antrage befinden sich die Unterschriften von Männern, die seit Jahrzehnten in der Provinz in hervorragenden Stellungen wirken und die Verhältnisse noch etwas besser kennen als die klugen Herren aus dem Westen. Von den Antragstellern wurde zahlen-

mäßig nachgewiesen — und dieser Nachweis ist von keiner Seite, auch von polnischer nicht, angefochten worden —, daß ohne dies Amendement die Landwirthschaftkammer für Posen unfehlbar dem Polenthum ausgeliefert sei. Würden für jeden Wahlbezirk zwei Mitglieder gewählt, so erhielte man 80 Mitglieder, darunter 32 Deutsche und 48 Polen. Würden in den kleineren Wahlbezirken je zwei, in den größeren je drei Mitglieder gewählt, so ergäbe Dies bei einer Gesammtzahl von 86 Mitgliedern 37 Deutsche und 49 Polen. Vereinigte man endlich, um den Ausgleich zwischen kleineren und größeren Wahlbezirken zu finden, je zwei kleinere Kreise zu einem Wahlbezirke, so würde die Kammer aus 70 Mitgliedern bestehen, darunter 28 Deutsche und 42 Polen. Wie man also auch vorginge, die Majorität sei, ohne ein Ernennungrecht für den Oberpräsidenten, den Polen gesichert. Höchst seltsam war in der Kommission wie im Plenum die Antwort des Landwirthschaftministers: Die Staatsregirung sei dieser Frage noch nicht näher getreten, das Gesetz sei ein wirthschaftliches, kein politisches. „Daß aber eine polnische Majorität ihre Macht dazu mißbrauchen sollte, um lediglich vom nationalen Gesichtspunkte aus nachher die landwirthschaftlichen Fragen zu beantworten oder über die Mittel zu verfügen, um aus nationalen Gesichtspunkten deutsche Landwirthe zu schädigen", Das hält der Herr Minister für unmöglich. Für dieses Eintreten erhielt denn auch Herr von Heyden-Cadow die wohlverdiente Dankesrede des polnischen Abgeordneten Schroeder.

Mir ist als die markanteste Eigenschaft des neuen Kurses immer der Mangel an thatsächlicher Information und an Kenntniß der realen Verhältnisse erschienen. Worauf dieser so verhängnißvolle Mangel zurückzuführen ist, ob auf persönliche oder sachliche Gründe, darüber kann man streiten, und vielleicht gestattet der Herausgeber dieser Wochenschrift einem dem großstädtischen Getriebe entrückten Landwirth noch einmal, seine unmaßgeblichen Gedanken über diesen Punkt hier kurz darzulegen. Aber die obige, wörtlich aus dem stenographischen Bericht entnommene Aeußerung des verantwortlichen Vertreters der Staatsregirung beweist wiederum, daß Herr v. Heyden die Verhältnisse der Provinz Posen absolut nicht kennt. In Posen, Herr Minister, zweifelt nämlich kein einziger Mensch auch nur einen Augenblick daran, daß eine Landwirthschaftkammer mit polnischer Mehrheit ausschließlich nationalen Rücksichten folgen würde, zweifelt kein Mensch daran, daß sie nie, aber auch niemals irgend einem deutschen Landwirth je einen Groschen zuwenden wird, zweifelt kein Mensch daran, daß sie Alles aufbieten wird, das Fortkommen der Polen zu fördern, das der Deutschen zu hemmen. Es ist nachgerade zu einer nationalen Kalamität geworden, daß die Staatsregirung die Verhältnisse in den Provinzen nach den Reden und dem Auftreten der Abgeordneten beurtheilt, daß sie in diesem Falle also wähnt, die Polensache werde durch die Herren v. Kos-

cielski, Motty, Mizerski u. s. w. verkörpert. Alle diese Herren sind gewiß sehr loyale Unterthanen und wirklich nicht gefährlich; im Polenlager bedeuten sie nichts oder doch so gut wie nichts; da sind andere Mächte thätig, über die freilich die Akten nichts ergeben. Das polnische Volk betrachtet sich als im Kampf mit der deutschen Nation befindlich, es hält sich — ob mit Recht oder Unrecht, ist an sich gleichgiltig — für unterdrückt und ihm ist in dem Kampf gegen den angeblichen Unterdrücker jedes Mittel recht. Die Polen haben noch nie einen anderen Gesichtspunkt gekannt als den nationalen. Denjenigen, von welchen sie Konzessionen erhoffen, bewilligen sie Alles, und das gesammte Kulturleben des deutschen Volkes, das politische Leben in Staat, Provinz, Kreis und Gemeinde ist ihnen absolut gleichgiltig, so lange nicht ihre nationalen Interessen in Frage kommen.

Es ist in den letzten hundert Jahren unendlich viel über die Polenfrage geredet und geschrieben worden; man wird sie mit dem Munde oder mit der Feder schwerlich lösen. Was beweist es, wenn Polen und Polenfreunde nach Gerechtigkeit rufen, wenn sie auf die Uebermacht des Deutschthums hinzuweisen nicht müde werden, das die ganze offizielle Autorität der Staatsgewalt hinter sich habe? Und wenn die Zahl der Soldaten und der Beamten verzehnfacht würde in den polnischen Landen, was wollte Das sagen allein gegenüber der unermeßlichen, täglich wachsenden, stets unfaßbaren Macht des polnischen Klerus? Glaubt man etwa in Berlin an die Harmlosigkeit auch dieser Macht? Dieser Klerus arbeitet in Posen, Westpreußen und Oberschlesien mit einem Fanatismus, der um so gefährlicher wirkt, als er gegenwärtig sehr klug verhüllt wird. Es ist bedauerlich, daß ein so verständiger und patriotischer Mann wie Graf Limburg-Stirum in seiner Rede diese Gesichtspunkte gänzlich übersieht und sich der Hoffnung hingiebt, die Polen würden im Besitz der Macht schon verständig sein. Das wollen sie gar nicht und dürfen es nicht wollen. Kein ruhig denkender Mensch beabsichtigt, den Polen ihre Sprache, ihre Religion zu nehmen; sie mögen sie in Gottes Namen behalten; aber unerbittlich muß der preußische Staat in seinem Plane beharren, die polnischen Provinzen dem Deutschen Reiche zu gewinnen, ihre Einwohner zu preußischen, zu deutschen Staatsbürgern sans phrase zu machen. Es giebt kein Kompromiß auf diesem Gebiet, nur den offenen, ehrlichen Kampf. Entweder das Deutschthum ist Hammer, oder es wird Amboß sein und hierbei elend zu Grunde gehen. Schon ist es auf dem besten Wege dazu: langsam, aber sicher werden Land und Städte von der polnischen Hochfluth überschwemmt, und man sollte sich doch wirklich hüten, dem siegreich vordringenden Feind aus freien Stücken Waffen und Munition auszuliefern.

M. v. P.

Erinnerungen an Schloezer.

Als ich im Januar des vorigen Jahres einige Zeilen von Kurt von Schloezer erhielt, ahnte ich nicht, daß unsere Beziehungen schon so bald ein Ende haben würden. Und doch, — möge man sagen, was man wolle: Wer unseren früheren Gesandten am Vatikan näher gekannt hat, wer namentlich nach seiner Entlassung im engeren Verkehr mit ihm stand, fühlte es, daß Herr von Schloezer die Art, wie man ihn gehen geheißen, und fast mehr noch das Verlassen Roms, nie verwinden würde. Der Verstorbene war mit den hiesigen Verhältnissen so verwachsen, sein scharfer Verstand, die Weite seines Blickes, die Vertrautheit mit den Umtrieben der schwarzen Hof- und diplomatischen Gesellschaft drängten so sehr in ihm nach der Fortsetzung des zehnjährigen heißen Kampfes mit der päpstlichen Kamarilla, daß seine Zurückberufung in das Privatleben für Schloezer nur ein langsames Dahinsiechen einleiten konnte. Schloezer ist den Folgen der Influenza erlegen, sagen die Aerzte. Ich meine, er ist am „crepacuore" dahingegangen, am gebrochenen Herzen, ja, am zweimal gebrochenen Herzen. Seit der Entlassung des Fürsten Bismarck fühlte er, daß die neue Zeit auch ihn beseitigen werde. Die Behandlung, die Fürst Bismarck erfahren hatte, schien ihm eine Ohrfeige in das Gesicht seines Helden, seines Abgottes. Nach diesem Vorfalle hörten für Schloezer die Welt und die Weltgeschichte auf, er war für seine Person mit beiden fertig. Und da mag es dann wohl geschehen sein, daß er nicht mehr so scharf wie früher auf die Umtriebe gegen ihn aufpaßte, an die er in den langen Jahren seiner diplomatischen Thätigkeit gewöhnt, aus denen er alle Zeit als Sieger hervorgegangen war. Er fiel; und seine Gegner am Vatikan jubelten laut genug, daß diese von ihnen so gefürchtete „bête noire" für immer unschädlich gemacht worden war. Im Angesicht seines Todes erkannten aber auch die intransigenten Geister des Vatikans willig an, daß Schloezer ein Mann war, ein Diplomat, wie man so leicht nicht seines Gleichen sehen wird. „Schloezer war bei allen den heißen Kämpfen betheiligt, die nach dem Jahre 1882 Fürst Bismarck mit dem Vatikan zu führen hatte, und Das war sein großer Ruhm", sagte soeben das Blatt des Kardinalstaatssekretärs Rampolla, der „Nouveau Moniteur de Rome", in einem warmen Nachrufe an den Verewigten.

Andere und Bessere sind berufen, den ungewöhnlichen Verdiensten Schloezers auf politischem und diplomatischem Gebiete gerecht zu werden. Meine Worte sollen nur dem Privatmanne, dem Menschen, gelten, — wenn man will: dem Sonderling. Als solcher ist er hier nicht selten verspottet worden. Wer ihn nicht näher kannte und nicht in seinen Gedanken zu lesen verstand, wem er nicht dann und wann sein Innerstes offenbarte, Der mußte ihn mit vollem Recht für einen Sonderling ansehen. Wenn man aber recht genau hinsah, so waren uch das absonderliche Benehmen Schloezers in gesellschaftlicher Beziehung, seine fast peinliche Genauigkeit in Geldsachen, nichts weiter als die geschickt gewählten Masken des geborenen Pfiffikus und lachenden Philosophen. Es kitzelte ihn, so beurtheilt zu werden, um sich selbst gestehen zu können, daß die Welt ein großes Narrenhaus sei und er allein der kluge Mann. Und so wurde Herr von Schloezer ür die Beobachter bald zum Original, zu einem Typus, dessen Verschwinden aus Rom eine fühlbare Lücke hinterließ.

Wir traten erst nach Schloezers Abberufung in nähere Verbindung. Auch ich hatte von vorn herein das Gefühl, daß hier einem verdienstvollen Manne ein bitteres Unrecht geschehen sei, und diese Empfindung ließ mich ihm gegenüber vielleicht wärmere Töne finden, als es bei derartigen Beileidsbesuchen sonst der Fall ist. Bis dahin hatten wir unsere Visitenkarten ausgetauscht und uns guten Tag, guten Weg geboten gehabt. Ich bin nie einem Diplomaten mit Fragen lästig gefallen, und Schloezer wäre der Allerletzte gewesen, einem Journalisten Etwas zu bekennen, wenn er nicht dazu höheren Ortes beauftragt gewesen wäre, wie Das z. B. im Jahre 1884 einmal der Fall war. Dieses Erwidern der zu Neujahr oder einer anderen Gelegenheit bei Seiner Excellenz hinterlassenen Visitenkarten ist eine der mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit ausgeführten Obliegenheiten Schloezers gewesen und charakterisirt ihn deutlicher als manches Andere. In Rom weiß es noch heute Jedermann, daß Schloezer seine Visitenkarte stets persönlich abgab, und zwar nicht beim Portier, sondern in der Wohnung des Betreffenden selbst. Es war ihm keine Straße zu weit, keine Wohnung zu hoch. Er kam unfehlbar persönlich und stets innerhalb vierundzwanzig Stunden. Einen Wagen gebrauchte er zu solchen Besorgungen nie. Und wie saß ihm bei solcher Gelegenheit der Schalk im Nacken. Ein Beispiel für Viele. Der Pförtner des deutschkatholischen Hospitals der „Anima" schickte auch einmal Herrn von Schloezer seine Visitenkarte. Nun, wenn ein Portier einem Gesandten seine Karte schickt, so weiß man ja wohl, was Das zu bedeuten hat. Herr von Schloezer aber schien Das nicht zu wissen. Er that, was er immer zu thun pflegte. Er setzte sich seinen Cylinder auf, begab sich in das genannte Institut und überreichte dem braven Pförtner mit der unbefangensten Miene von der Welt seine Visitenkarte.

Im eigenen Hause war Herr von Schloezer von einer außerordentlichen Aufmerksamkeit und, wenn er wollte, Aufgeräumtheit. Er erzählte, ließ erzählen und war ungemein wissensdurstig. Er verfolgte die internationale Politik mit scharfen Augen und hatte auch für ihm fern liegende Dinge ein gesundes Urtheil. Mit derselben, vielleicht mit einer noch größeren Lüsternheit nahm er alle Skandalgeschichtchen, die hinter den Coulissen der römischen weißen und schwarzen Gesellschaft reichlich zu finden sind, in sich auf. Ich höre noch immer das vergnügte Schnalzen des alten Herrn, womit er seine Erzählungen zu begleiten pflegte, wenn er bei Laune war. Er blies dann die schmalen Backen auf und Zunge und Lippen brachten dann einen schwer wiederzugebenden Laut hervor. Seine Ausdrucksweise im intimen Gespräch war durchaus unceremoniell, burschikos; er „berlinerte" stark. Seine Lieblingsbezeichnung war „höllisch". Fürst Bismarck oder sonst eine Persönlichkeit, die ihm gerade imponirte, waren „höllische" Menschen. Dieses Wort war der Ausdruck für seine allerhöchste Bewunderung. Leo den Dreizehnten bezeichnete er wohl gelegentlich als einen alten Mann, der gern viel spricht — er gebrauchte für Sprechen eine schärfere Berliner Bezeichnung —; trotzdem hegte er für den greisen Kirchenfürsten und für dessen phänomenale geistige Begabung eine unverhohlene Hochachtung. Er zog viele musikalische Kräfte in sein Haus; er soll so mancher schönen Frau in Rom in das Auge geblickt und in mancher deshalb eine Helferin in den Wirrgängen der vatikanischen Politik gefunden haben, und schließlich galt er als einer der besten Weinkenner Roms. Er hatte allezeit die besten Tropfen im Hause. Und bei einer Flasche köstlichen

alten Marsala-Weines haben Herr von Schloezer und ich ebenfalls unsere, leider so kurze Bekanntschaft geschlossen. Ich besuchte ihn an einem schönen Wintervormittage. Er öffnete selbst. „Sie kommen mir gerade recht", rief er mir schon entgegen. Mein Herz hüpfte, zweifellos war eine „Enthüllung" in Sicht. „Heute gehen wir in den Eßsaal", sagte er und nahm mich beim Arm. „Ich habe nämlich aufgeräumt und eine Flasche uralten Marsala gefunden, ein Geschenk von sehr hoher Hand. Die müssen Sie mit mir leeren." Wer je Herrn von Schloezer in Rom besucht und seinen Eßsaal gesehen hat, der wird sich sicherlich dieses schönen Raumes mit dem alten Deckengemälde erinnern. Die großen Dimensionen und die außerordentliche Höhe erklären sich daraus, daß der Saal einst das Refektorium eines Nonnenklosters war. Als die Capranica, denen noch heute der Palazzo an der Piazza delle Valle gehört, in welchem Herr von Schloezer das erste Stockwerk bewohnte, das Kloster verweltlichten, ließen sie das kirchliche Gemälde an der Decke wohl bestehen. Um aber der neuen Bestimmung der Räume Ausdruck zu verleihen, ließen sie die lieben Englein des Deckenbildes in Gewänder mit den Farben ihres Hauses kleiden und auf die Tafel mit der heiligen Schrift, welche die Madonna der Welt zeigt, wurde das Wappen Derer von Capranica geklext. So ist es noch heutigen Tages dort zu erschauen. In diesem mächtigen Raume mit den hohen Fenstern nun befanden sich: ein runder Eßtisch, der für höchstens sechs Personen Platz bot, sechs feine Rohrstühle, eine mächtige Hängelampe aus „cuivre poli", ein kleiner eiserner Ofen zum Wärmen der Gerichte und ein viereckiges Stück Läuferzeug, das von der Auslegung des Schloezerschen Salons übrig geblieben war und als Teppich diente. „Im Eßzimmer darf nicht mehr als gerade das Allernöthigste stehen", pflegte Schloezer zu sagen und mit dieser Entschuldigung überhob er sich der Nothwendigkeit einer reichhaltigeren Ausstattung, die auch in seinen Gesellschafträumen so einfach als möglich war. Sein Arbeitstisch war ein Stück Möbel, wie man es im Vorzimmer irgend eines Advokaten in Rom vielleicht findet. Nur kein Tand, schien Herrn von Schoelzers Grundsatz zu sein. So schlicht und einfach, wie er sich gab, so beschaffen war auch das Heim. Als Kaiser Wilhelm bei seinem ersten Besuche Roms das Frühstück bei ihm einnahm, ein nur aus italienischen Gerichten und Weinen bestehendes Mahl, borgte sich der Gesandte thatsächlich bei seinem Hauswirthe die nothwendigen Stühle aus. Bei Tisch, wenn nur eine oder zwei Personen bei ihm aßen, legte er selbst vor. Der Diener setzte die Gerichte auf den Tisch und verließ dann das Zimmer wieder; Schloezer wollte sich bei Tisch ungezwungen unterhalten können. So trug er auch seine privaten Briefe alle Mittage persönlich auf die Hauptpost, um sie der Neugier der Dienerschaft zu entziehen. Wie oft sagte er nicht während des Essens scherzend zu mir: „Ich gebe Ihnen stets die besten Bissen. Erkennen Sie Das schnell an und trinken Sie!" Und wie gut waren die Bissen, die man im Schloezerschen Hause bekam. Die Köchin genoß auch in ganz Rom den Ruf, eines der genialsten Geschöpfe ihrer Gattung zu sein. Der unscheinbare, so engbrüstig aussehende Herr von Schloezer war ein vollendeter Gourmand, aber kein Prasser. Ich möchte ihn einen philosophischen Genußmenschen nennen, der jede behagliche Freude so lange wie möglich auszudehnen wünscht. Eine Flasche des prächtigen feurigen Bordeaux mußte bei Tisch unter allen Umständen von uns Zweien geleert werden. Dagegen mußte von jenem alten Marsala genau ein Schlückchen für den folgenden Tag übrig bleiben;

drei Viertel der Flasche leerten wir wacker inmitten des hineinstrahlenden Sonnenscheins, inmitten des betäubenden Geschmetters der vielen Kanarienvögel, die sich am Fenster in einem großen Bauer tummelten. Ein unangenehmes Leiden peinigte den Gesandten ausnehmend, eine Art rheumatischen Kitzels im Rücken, das weit unerträglicher war als ein wirkliches Reißen. Dieser Kitzel trat namentlich beim Witterungwechsel ein. Herr von Schloezer suchte es dadurch zu mildern, daß er mit den Armen Drehschwingungen machte und sich den Rücken an der Stuhllehne „schubberte". Nach Tisch begleitete er mich bis zum Korso und ich führte ihn wieder bis an das Pantheon. Dort verabschiedete er sich regelmäßig. Es freute ihn, zu hören, daß ich, wie er, ein Frühaufsteher war. „Das habe ich von den Pfaffen", pflegte er zu sagen, „die wissen, wie man in Rom zu leben hat; deshalb werden sie auch so alt und fett." Wie oft habe ich nicht über seine urwüchsige Ausdrucksweise lachen müssen! Ich erzählte ihm eines Tages, daß ich auf einer Buchauktion sein bedeutendes Werk „Friedrich der Große und Katharina die Zweite" zu einem Spottpreise erstanden habe und daß es mir um so werthvoller sei, als ich darin eine eigenhändige Widmung von ihm entdeckt hätte. „Was steht denn darin?" fragte Herr von Schloezer. „Dem lieben Raffaele der Verfasser. Rom, 30. IV. 82." antwortete ich. „Was? Hat das der Sch . . . . doch verkloppt?" Ich wollte nicht fragen, wer denn dieser „liebe Raffaele" sei.

Wie in den Nebel der Vergessenheit verschwand jedoch alles Andere, wenn die Rede auf den Fürsten Bismarck kam. Dann fand der liebenswürdige Erzähler kein Ende. Im Sommer 1870 befand sich Schloezer in Varzin beim Fürsten. Beide „kneipten höllisch", wie schon früher in St. Petersburg. Als Schloezer am 26. Juni Varzin verließ, begann der Fürst seine Karlsbader Kur, die ihn so sehr herunterbrachte, daß seine Freunde nach der Rückkehr Bismarcks nach Berlin sich fragten: „Und Der will der Retter Preußens sein? Das ist ja ein halbtodter Mensch!" Nach Schloezers Ansicht meistert Keiner besser die deutsche Sprache als Bismarck; auch sei er ein hervorragender Etymologe. Als Schloezer auch einmal aus Varzin nach Berlin kam, speiste er im Kreise von Universitätprofessoren. Diesen erzählte er, Bismarck habe nachgewiesen, daß das Wort „Ketzer" von „καθαροι" abgeleitet sei. Die „Reinen" nannte nämlich die Kirche die Abtrünnigen zum Spott. „Und die Professoren gingen nach Hause, um den Fall zu untersuchen, denn sie kannten diesen Zusammenhang nicht", setzte Schloezer, stolz auf den feinen Geist seines Abgottes, hinzu. Wollte er seinem großen Freunde und Vorbilde nacheifern oder sich selbst foppen, als er mir gelegentlich klar zu machen versuchte, daß Schloezer mit Schlot zusammenhänge und daß seine Ahnen zweifellos einmal Schlotfeger gewesen seien?

Es wird nun mancher Leser von mir doch auch noch etwas Anderes wissen wollen, zum Beispiel, was die Verabschiedung Schloezers betrifft. Auch ich kann nur wiederholen, was zum kleinen Theil schon zur Zeit in die Oeffentlichkeit drang und was ich aus Schloezers eigenem Munde erfahren habe. Der Kampf der Klerikalen gegen Schloezer tobte schon seit Jahren. Die Jesuiten behaupteten, daß er und der Kardinal Hohenlohe, die beide innig befreundet waren und geblieben sind, von jeher die Ernennung des Fürstbischofs von Breslau, Kopp, zum Kardinal hintertrieben hätten. Schloezer dagegen sagte mir, daß gerade die Jesuiten es waren, die seine Bemühungen, Kopp den

Purpur zu verschaffen, vereitelten. Genug, die Sache rückte keinen Schritt vorwärts und wurde wohl zum ersten Stein des Anstoßes hüben und drüben. Man schwärzte Schloezer in Rom geradezu als Theilnehmer an den Bestrebungen der Freimaurerei an. Schloezer schrieb in Folge dessen einen Brief an den Papst und dieser, der dem preußischen Gesandten alle Zeit das vollste Vertrauen schenkte, glaubte ihm auch diesmal. Schloezer erklärte mir, daß die Behauptung, er hätte nicht zeitig genug von der Encyklika an die französischen Bischöfe Kunde erhalten, einfach erfunden sei. Man — oder vielmehr der Freiburger Professor Kraus — habe dem Kaiser die Sache so dargestellt. Da Schloezer aber seit dem Jahre 1882 ein Tagebuch geführt hat, so wird über kurz oder lang der Beweis erbracht werden, daß er von den Vorgängen im Vatikan völlig unterrichtet war. Professor Kraus kommt alljährlich um Ostern nach Rom und war früher mit Herrn von Schloezer sehr befreundet. Die Ernennung Fritzens zum Bischof von Straßburg, die von Preußen längst geplant war, galt in den Augen des Professors Kraus als das eigenste Werk Schloezers und gegen ihn persönlich gerichtet, der wohl selbst auf diesen Posten Anspruch zu haben glaubte. Kraus bot sich daher den Feinden Schloezers im Vatikan naturgemäß als Sturmbock, namentlich dem Kardinal Mocenni. „Dieser Prälat", sagte Schloezer, „glaubt, durch seine Grobheit den Schein der ehrlichen Gesinnung zu erwecken, er ist aber in Wahrheit eines der charakterlosesten Geschöpfe." Schloezers Urtheil über diesen Mann, mit dem die Welt unter einem nächsten Papste wohl zu rechnen haben wird, deckt sich hier völlig mit dem Urtheile Berthelets in dessen jüngstem vorzüglichen Buche „Muß der Papst ein Italiener sein" (Leipzig, Rengersche Buchhandlung). Dort heißt es vom Kardinal Mocenni: „Mario Mocenni aus Viterbo hat zwar seine siebzig Jahre auf dem Rücken, doch zeigt er sie nicht. Unter der Maske eines guten Kerls verbirgt er eine außerordentliche Verschlagenheit. Er steht mit aller Welt auf dem besten Fuße, weil er nie seine Gedanken zur Schau trägt. Im Staatssekretariat wie zu Hause, weil er dort seit zehn Jahren das Amt eines Stellvertreters bekleidet, wird er sich zur Unterstützung Desjenigen entschließen, der ihm die Stellung eines Staatssekretärs versprechen wird." Diese Schilderung eines vielleicht kommenden Mannes wird den Freunden des Verstorbenen und den Politikern Deutschlands nicht unwillkommen sein, denke ich.

Ich müßte lügen, wollte ich behaupten, daß Schloezer mir dieses Tagebuch, das seine Schatten zum Schrecken gewisser Leute schon im Voraus wirft, gezeigt hat. Wohl aber schloß er diese Absicht nicht aus, sobald ich ihn in Berlin besucht hätte. Es ist anders gekommen. Es war am letzten Mai- oder Juni-Tage des vorigen Jahres, als ich Herrn von Schloezer zum letzten Male zu Gesicht bekam. Es war um die Zeit der „passeggiata" auf dem Korso bei der Piazza Colonna. Er eilte vornübergebeugt, den grauen Cylinder tief im Nacken, den hellmodefarbenen Ueberzieher über den Arm geschlagen durch die Menge. Er war im Frack, also auf dem Wege zu einem Abschiedsessen. Seine kleinen Augen leuchteten vergnügt und verschmitzt aus dem hageren Gesicht hervor. Er winkte mir lächelnd mit der Krücke des Stockes zu — wir hatten uns schon am Tage vorher im Hotel von England in der Via Bocca di Leoni verabschiedet —, dann entschwand er. So ist er mir im Gedächtniß geblieben, — das einstweilen letzte Opfer der „perfida Roma."

Rom. Alfred Ruhemann.

Rennsport und Totalisator.

Ceterum censeo, Totalisatorem esse delendum! In dieser Tonart ging und geht es noch immer durch die Organe der verschiedensten Parteirichtungen, seit der Sensationprozeß zu Hannover uns Bilder entrollte, vor denen sich der gesittete Staatsbürger das Haupt verhüllte, sich an seine Brust schlug und sagte: „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie Jene — —" Jene — —, ja wer waren sie? Offiziere, Sportsmen, gewerbsmäßige Spieler, Schlepper, Christen und Juden, — Alle aber standen dem „Rennsport" nahe, und folglich ist der Rennsport der Giftbaum, der abgehackt werden muß, ausgerottet bis auf die Wurzel. Der Rennsport verdirbt das Volk und verführt zum Spiel, folglich muß er vertilgt werden. Nichts klarer als Das, der Prozeß zu Hannover ist ja der unumstößliche Beweis dafür. Ob dabei das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird, ob man von dem Kern der Sache, von dem eigentlichen Wesen des Rennsports, eine Ahnung hat oder nicht, Das ist im Grunde ganz gleichgiltig, wenn man nur in die Moraltrompete stößt.

Es ist ganz unzweifelhaft, daß der Rennsport in seiner heutigen Form viele, sogar grobe Mängel aufweist und einer Neuorganisation nach mancher Richtung hin dringend bedürftig ist. Zum großen Theil aber liegen diese Mängel nach der technischen Seite hin, gerade der Seite, die dem größeren Publikum am Wenigsten bekannt ist. Ferner sind die Vorschläge, die bei der außerordentlichen Schwierigkeit einer Neugestaltung bis jetzt gemacht worden sind, noch lange nicht so präzisirt, daß deren Einführung nicht eben so schwere Uebelstände in ihrem Gefolge haben würde; und endlich würde diese von verschiedenen, aber nicht immer den einsichtvollsten oder auch nur sachmännischen Seiten angeregte Reorganisation so tiefe Erschütterungen zur Folge haben, daß die ganze Existenz dieses Sports damit bedroht erscheint. Dahin gehört in erster Linie der Vorschlag des Majors a. D. Henning, die Pferde einzeln nach Zeitbestimmung laufen zu lassen. Abgesehen davon, daß diese Rennen bei ihrer unglaublichen Langweiligkeit — denn der Kampf zwischen den einzelnen Pferden ist es allein, der die Rennen interessant macht — die Rennplätze entvölkern müßte, würde dadurch die Einzelleistung des Pferdes noch weniger glaubwürdig werden, ohne daß einem eventuellen Betrug des Reiters ein Riegel vorgeschoben werden könnte. Weit beachtenswerther ist der Vorschlag eines unter dem Pseudonym „Stop" schreibenden österreichischen Pferdezüchters, der die Basis eines gerechten, nicht vom blinden Zufall abhängigen Rennens in nachstehenden drei Punkten sucht: 1. ein vollkommen richtiger Start, 2. eine gradlinige Bahn, 3. vollkommen gleich geschickte und befähigte Reiter (hier wäre vielleicht noch das Epitheton „ehrlich" sehr am Platze). Da diese drei Punkte nun aber thatsächlich unmöglich zu erreichen sind — die Gründe dafür sind jedem Kenner der Verhältnisse einleuchtend —, so muß es eben beim alten Brauch bleiben, während zwei kleine Abänderungen doch dem Zufall entgegenwirken und dem wirklich besseren Pferde zum Siege verhelfen könnten. Die erste, minder wichtige ist die möglichst umfangreiche Rennbahn, wo die Wendungen weniger Einfluß auf den Ausgang des Rennens hätten und der Geschicklichkeit und Fähigkeit der Reiter ein kleineres Wirkungsfeld geboten wäre, — wobei auch das Vorüberrennen am Sattelplatz ausgeschlossen ist, nach welchem die Pferde oft drängen. Allen Uebeln ent-

gegenwirkend aber wäre die Einrichtung von zwei Siegespfosten in etwa 100 bis 200 Meter (oder mehr) Entfernung von einander, von denen jeder seine eigene Richterloge hat. Das Rennen endet nun beim zweiten Siegespfosten, den Ausschlag aber geben beide und zwar: die Richter placiren die drei ersten Pferde in der Reihenfolge, wie sie den Siegespfosten passiren, und zwar an beiden Richterlogen. Jedes Pferd gewinnt schon beim ersten Siegespfosten den für seinen Platz bestimmten Preis, verliert aber die Hälfte davon an jedes andere Perd, von dem es am zweiten Siegespfosten geschlagen wird. Totes Rennen an einem Siegespfosten entscheidet das andere. Die Berechnung der Gewinnste geschieht der Reihenfolge nach, in welcher die Pferde den zweiten Siegespfosten passirten, vom ersten Pferde angefangen, dann das zweite u. s. w. Der Verfasser ist überzeugt, daß in diesen allgemeinen Formen jeder mögliche Fall enthalten ist, und führt außerdem dafür noch eine Reihe von Beispielen an. Dennoch giebt er sich keinen besonderen Hoffnungen für die Einführung seiner Vorschläge hin (obwohl sie bedeutsam genug sind), denn „die Wurzeln des gegenwärtigen Rennwesens sind so tief geschlagen und umfassen so viele Gebiete und Interessen, daß kein Reformationgedanke in ihnen gelingen kann."

Der schwerste Schlag, der die vaterländische Pferdezucht treffen könnte wäre die Aufhebung der Rennen. Bei uns aber sind die Rennen, so oft und so laut man Das auch behaupten möchte, lange nicht so volksthümlich wie z. B. in England. Die Popularität der Rennen bei uns sitzt thatsächlich im Totalisator, mag man dagegen auch anführen, was man will. Daher haben die Rennen ihr ständiges Publikum, und nur solche Leute, die das Leben und Treiben auf den Rennplätzen aus Neugier gern einmal sehen möchten, gehören zu den gelegentlichen Besuchern. Das Geld, das der Totalisator bringt, erhält die Rennvereine, mit ihnen die Rennen und unsre Vollblutzucht, deren wir bedürfen, um eine edle Halbblutzucht für Militär- und Luxuszwecke heranzüchten zu können. Dazu können wir aber nur erstklassiges Zuchtmaterial brauchen, und da wir zu arm sind, um die enormen Summen, die für derartige Zuchtthiere im Auslande gefordert werden (wenn sie überhaupt zu haben sind), zu bezahlen, so müssen wir sie uns selbst zu produziren suchen. Was aber die Vollblutzucht kostet, Das kann allein der Züchter sagen, — der großen Menge bleibt es unbekannt. Nur in selteneren Fällen gelingt es dem Einen oder dem Anderen, mit großem Verständniß bei sehr großem Glück auch Geld damit zu gewinnen. Die meisten Vollblutzüchter — und es gehört dazu in der That viel Passion und Opfermuth — sind sehr zufrieden, wenn sich ihr hohes Anlagekapital nur halbwegs verzinst oder ihr Verlustkonto ein erträgliches ist. Welchen Zufällen ist ein Rennpferd von der Geburt an unterworfen! Wo soll denn der Vollblutzüchter das Geld zur Unterhaltung seines Gestüts und seines Rennstalles hernehmen, wenn er es sich nicht auf gut dotirten Rennen holen kann? Und da konkurriren doch recht Viele, von denen immer nur Einer den Preis heimträgt. Der Zweite deckt zumeist gerade nur die Kosten. Wir können eben nicht solche Preise auswerfen wie England, Frankreich und Amerika, und weil wir Das nicht können, bleibt unsre ganze Vollblutzucht England und Frankreich gegenüber auf einem gewissen Standpunkt der Mittelmäßigkeit, der zwar überwunden werden muß, aber nur langsam und unter großen Opfern der Züchter überwunden werden kann. Der unglückliche Totalisator aber, die, man möchte fast sagen, einzige Quelle der Mittel zur Unterhaltung der Landes-

pferdezucht, der ist an Allem Schuld, was an Spiel im Lande verbrochen und gesündigt wird. Und warum? Weil er öffentlich ist und von Tausenden kontrolirt werden kann. Die heimlichen Spielsünden kommen mal so gelegentlich an den Tag, und dann ist großes Entsetzen und der Anlaß ist der Rennsport und der Totalisator. Also — fort mit ihm! Und er ist doch genügend beschnitten! Was bleibt denn den Rennvereinen noch von ihren Einnahmen? Sparsam zugetheilte „Totalisatortage", kein Rennen mehr am Sonntag! Das zieht zu viel Volk von der Sonntagsfeier ab und auf die Rennplätze, während allen anderen Volksvergnügungen keine Beschränkung auferlegt wird. Wer aber spielen will, wird doch spielen — und nicht nur in den Kreisen der Offiziere und Sportsmen. Wie will man der Spielwuth gesetzliche Schranken auflegen? — man wird das Spiel eben nur der Oeffentlichkeit entziehen können, wie die Prostitution, aber aus der Welt schaffen kann man Beides heute nicht.

Werfen wir einmal einen Blick auf die Gewinnchancen der Rennen, so werden wir finden, daß sie in der That nur gering sind. Von dem Felde, das über die Bahn geht und das oft bis zu 16 und noch mehr Pferden stark ist, gewinnt nur ein Pferd. Welchen Wechselfällen aber ist dieses eine, gewettete Pferd ausgesetzt, — Wechselfällen, die oft durch eine force majeure beeinflußt werden, manchmal aber auch tief im Busen des Reiters ihren Ursprung haben. Die Chance liegt somit 1 : x, d. h. zu der Anzahl der Pferde des ganzen Feldes, während bei den meisten anderen Spielen weitaus größere Gewinnchancen vorhanden sind. Es ist daher eigentlich verwunderlich, daß es noch so viele Leute giebt, die grade hier ihren Glückshebel ansetzen zu müssen glauben. Kommen dann die Verluste, so wird geklagt und geschimpft und der Totalisator verdammt, meist auch der Vorwurf unredlichen Reitens bezw. Fahrens ausgesprochen. Zum Glück kommen jetzt die Platzwetten immer mehr und mehr in Aufnahme, die entschieden mehr Sicherheit bieten, wenn auch der z. B. geforderte sehr hohe Einsatz einem größeren Gebrauch Eintrag thut Man könnte sogar noch weiter gehen und die Siegerwetten ganz fort fallen lassen und diese in gewissen Quoten an die Inhaber der Tickets für die zweiten, dritten u. s. w. Pferde vertheilen. Um dem wettenden Publikum mehr Chancen zu bieten, schlägt ein Anonymus ganz praktisch vor, bei 1—6 Pferden dem ersten Pferde den vollen Gewinn zu geben. Ueber 6—12 Pferde ⅔ der Einsätze dem ersten Pferde, $^1/_3$ dem zweiten, über 12—18 Pferde, der höchsten Anzahl, die überhaupt starten dürfte, $^{10}/_{15}$ der Einsätze dem ersten Pferde, $^3/_{15}$ dem zweiten und $^2/_{15}$ dem dritten. Hierdurch blieben den ersten Pferden immer noch hohe Erträgnisse und selbst die zweiten und dritten Pferde könnten bei höheren Odds noch Gewinn erzielen, während den beiden letzten, bei niedrigen Odds, wenigstens ein Theil ihrer Einsätze zurück vergütet würde.

Man sieht also, daß die Chancen des Totalisators „verbesserungfähig" sind, und unzweifelhaft würde das Anathema gegen ihn bedeutend abgeschwächt werden, wenn er mehr Gewinn-Chancen böte. Daß er bei der Ermittelung neuer Steuern auch mit ins Auge gefaßt worden ist, wäre durchaus gerechtfertigt, wenn man ihn dabei ehrlich gemacht und ihm wenigstens die selbe Stellung eingeräumt hätte wie dem staatlich sanktionirten Lotteriespiel. Man lege eine Steuer auf die Gewinne, aber nicht auf die Einsätze, man gebe den Totalisator wieder frei und biete, eventuell nach den vorhin erwähnten Vorschlägen, mehr Chancen, und man wird Befriedigung nach allen Richtungen hin erzielen. Die neulich edirte Kabinetsordre, die den Offizieren verbietet, am Totalisator zu spielen,

und ihnen zur Pflicht macht, nur in Uniform auf den Rennplätzen zu erscheinen, ist zweifellos eine nach den Vorgängen höchst gerechtfertigte, wenn — sie nur nicht so sehr leicht zu umgehen wäre. Wozu gäbe es denn Buchmacher und Wettbureaux? Die Buchmacher werden auf den Rennplätzen nicht zugelassen, die Bureaux können uneingeschränkt ihres Amtes walten. Daß die Rennplätze aber von Buchmachern wimmeln, ist allbekannt. Viele stehen neben Buchmachern, ohne zu wissen, daß es solche sind. Außerdem giebt es genug anständig angezogene Leute, die ein „Totalisator-Entree" haben und für Andere — ebenfalls trotz des Verbots — dort Tickets nehmen. Wie soll Das verhindert werden? Wie leicht kann der Offizier dem gefälligen Herrn das Spielgeld in die Hand drücken! Auch vor der Veröffentlichung der kaiserlichen Kabinetsordre ist den Offizieren das Spiel verboten gewesen, und doch haben sich die Einzelnen darüber hinweggesetzt und dem Verbote und seinen Folgen im Uebertretungfalle getrotzt, — wird Das jetzt anders werden? Wäre es nicht besser, das Buchmachergewerbe frei zu geben und es zur Besteuerung heranzuziehen? Welche neue Geldquelle wäre Das und wie viel Betrug würde durch die Ueberwachung verhindert! Die Wettbureaux nehmen die Totalisatoreinsätze an, — wer aber kann kontroliren, ob sie das Geld an die Wettmaschine tragen und nicht für eigene Rechnung die Wetten acceptiren? Das Alles könnte durch Freigabe des Totalisators und des Buchmachergewerbes vermieden werden, wenn — die große Moral nicht eben ihr veto dagegen einlegte. Ich selbst habe übrigens, wie beiläufig erwähnt werden soll, weder jemals am Totalisator oder sonstwie gewettet, noch bin ich ein Freund irgend eines Spiels. Wohl aber bin ich überzeugt was auch tausend Nichtfachmänner vom moralischen oder einem sonst interessirten Standpunkte dagegen einwenden mögen, daß die Basis der Landespferdezucht zur Erzielung reinblütiger, konstanter Rassen, zur Prüfung des Vollbluts in Bezug auf seine Kraft und seine Leistungfähigkeit, die Rennen sind und bleiben werden. Daß Das wahr ist, zeigt uns das Beispiel Englands, dessen richtigem Vorgehen auf diesem Gebiete seit Jahrhunderten wir die Existenz des Vollblutpferdes verdanken, — zeigt uns Frankreich, dessen Landespferdezucht sich seit dem Kriege — also in ca. 22 Jahren — zu einer geradezu bewundernswerthen Höhe entwickeln konnte, — und zeigt uns Oesterreich-Ungarn mit seinen ausgezeichneten, im Auslande so hoch geschätzten Halbblutschlägen. Nur wir in Deutschland — die wir jährlich noch circa 90 000 Pferde für etwa 73 500 000 M. importiren — gegen einen Export von etwa 8000 Pferden im Werth von 900 000 M. — können der anzweifelbaren moralischen Bedenken einer verständnißlosen Majorität wegen unseren Nationalwohlstand in dieser Beziehung nicht vermehren, was zweifellos der Fall sein würde, wenn wir uns selbst das Material züchteten, dessen wir bedürfen. Und da wagt man noch — bei den so außerordentlich geringen Quoten, welche die Landesvertretung der Landespferdezucht zur Disposition stellt — zu behaupten, daß die Rennen, welche die Haupteinnahme für jene bilden, ohne Einfluß auf sie wären, daß sie nur ein „Gimpelfang" seien und einzig nur Sonderinteressen am Sport dienten! Für die großen Massen sind die Rennen ein Spiel und werden es ewig bleiben. Für den Fachmann aber, der das innere Getriebe genau kennt, sind sie nicht Mittel zum Zweck, sondern Zweck selbst, und daher stammt die stolze Devise: „Pro, patria est, dum ludere videmur!" Major a. D. Richard Schoenbeck.

Nach dem Handelsvertrag.

Kaum sechzig Tage sind seit dem Friedensschluß mit Rußland verflossen und Herr Witte krankt bereits derartig an den Folgen persönlicher Ueberarbeitung, daß ihm die Aerzte dringend Ruhe empfehlen. In den Petersburger Ministerialbureaux fehlt es eben weniger an tüchtigen als an verschwiegenen Männern, resp. an solchen, deren Diskretion der Finanzminister unbedingt sicher zu sein glaubt. Auf diese Weise hat er es auch selbst für nöthig gehalten, mit den Bankiers seiner Hauptstadt ein ernstes Wörtlein zu reden, des Inhalts, daß er für die Konversion zwar 1/4 pCt. Vergütung mit Rothschild ausgemacht habe, daß er aber von den inländischen Firmen annähme: sie würden dieses 1/4 pCt. ganz unzerstückelt Denjenigen ihrer Kunden überweisen, welche in die Konversion willigen. In diesen sauren Apfel haben denn auch die Bankiers gehorsamst gebissen, und wenn Wittes Trost, sie würden dadurch ihre Klientele vergrößern, zweifelhaft bleibt, so ist doch der Nutzen für die Konversion zweifellos gewesen. Diese bedeutet einen sichern Erfolg, so daß auch die letzten 350 Millionen Papier-Rubelanlehen nunmehr in Angriff genommen werden können. Es ist kaum denkbar, daß eine so große Operation mit diesem Glanz ohne den Handelsvertrag hätte durchgeführt werden können, zumal die Franzosen der russischen Papiere so voll sind, daß sie nicht mehr viel davon schlucken könnten.

Eigentlich müßte jetzt der Rubelkurs steigen, allein der Finanzminister hält, so lange die Konversionen andauern, die Valuta niedrig. Er erreicht dadurch Zweierlei: den spekulativen Zudrang zu den Konversionen, da man doch bald auf eine Steigerung hofft, und einen größeren Getreideexport. Bei den Brotstoffen hört aber bekanntlich selbst die Macht eines von seinem Kaiser grenzenlos geförderten Ministers auf, — heute, wo die Ernten Oesterreich-Ungarns und Deutschlands so gute Aussichten bieten, daß die Farmer der Union in neue Verlegenheiten gerathen und in Buenos-Ayres die Produktenbörse wegen der niedrigen Getreidepreise ganz darniederliegt. In denjenigen russischen Kreisen, welche mit volkswirthschaftlicher Bildung kokettiren, scheint übrigens jetzt das Stichwort von der sibirischen Bahn ausgegeben zu sein —: wenn dieser Verkehrsweg erst vorhanden wäre, werde der Kampf mit der Getreidekonkurrenz der Union aufgenommen werden und das Zarenreich müsse dann Sieger bleiben. Bei der Energie der Amerikaner, die doch von der Kraft eines Einzelnen an der Newa nicht aufgewogen wird, müssen alle solche phantastischen Kombinationen vorläufig aber sehr kühl geprüft werden.

Der Enthusiasmus der russischen Presse für den Handelsvertrag ist an sich nicht beweiskräftig. Was indessen die Handelskreise betrifft, so glauben diese wirklich, daß ihre Bezüge aus Deutschland nunmehr lange anhalten dürften. Die russischen Industrien können manchen wichtigen Zubehör noch nicht selbst fabriziren und erst jetzt, da sie diesen wieder von uns erhalten, haben sie ihre eigene Thätigkeit auch wieder umfassend vergrößert. In diesem Zubehör liegt aber oft ihr nicht geringer Verdienst, während sie bei der eigenen Fabri-

kation in Bezug auf die Selbstkosten neuerdings vom Inlande oft sehr scharf kontrolirt werden. Wer sich die Mühe nimmt, den Petersburger Kurszettel durchzustudiren, wird die starken Kursbesserungen zahlreicher Industriewerthe seit zwei Monaten herausfinden können. Und es steckt keineswegs viel künstliche Treiberei dahinter.

Wie nehmen sich aber die russischen Bestellungen bei uns in Deutschland aus? Sobald wir nur vom Wichtigsten, dem Eisen, reden und selbst nur von Schlesien, wo doch der Nutzen am Fühlbarsten sein müßte, so läßt sich nur sagen: Die Folgen des Handelsvertrages sind — wenigstens unmittelbar — überschätzt worden. Große Bestellungen und Rendement bleiben stets Zweierlei, und so sind auch diesmal wohl die erwarteten Ordres in großem Maßstabe hereingekommen, aber die Preise lassen kaum einen Nutzen. Tragen die Besteller daran Schuld? Nein, sondern die Hüttenleute selbst, die sich um jene Ordres zu stürmisch bewarben. Das Walzwerk-Kartell gilt nämlich nur im Inlande, und so konnte gegenüber Rußland wenigstens eine geschriebene Weisheit nicht an Unterbietungen hindern. Man vergesse nicht, daß ca. zwei Drittel der oberschlesischen Eisenproduktion und -Fabrikation für das Ausland disponirt werden muß. Die Zeitungparaden, in denen d. d. Kattowitz Preisveränderungen stattfinden, lassen also einen gewichtigen Theil des schlesischen Geschäftes ganz außer Betracht. Es ist deshalb auch stark zu bezweifeln, ob z. B. die Laurahütte, die in den letzten Jahren nur aus ihren Kohlenwerken Dividenden geben konnte, diesmal, wo die Kohlenpreise besonders gedrückt waren, in ihren Eisenwerken Ersatz gefunden hat. Man sollte da wirklich allzu optimistischen Berichten nicht leichtgläubig folgen. Erklärt doch der neueste Jahresbericht der Oberschlesischen Eisenbahnbedarfsgesellschaft ganz aufrichtig: „Es wird immer eine schwierige Aufgabe sein, für ein wesentlich der Eisengroßindustrie angehörendes oberschlesisches Unternehmen eine hohe Rente zu erzielen."

Die Händler der Provinz Schlesien stehen — um gleich einen Laien-Irrthum zu berichtigen — keineswegs zwischen ihren Hüttenwerken und Rußland, vielmehr nur zwischen ihren Hüttenwerken und dem Inland, resp. dem ganzen Osten Deutschlands. Diese Händler sind zwar sehr mächtig und haben schon arge Zwischenfälle zu überwinden gehabt, wie u. A. die bekannten billigen Lieferungen von englischem Eisen bis nach Schlesien hinüber, allein ihr Verhältniß zum Walzwerkverband gilt im Allgemeinen doch als ein ganz gutes. Natürlich besitzen so große Kaufleute bei ihrem konzentrirten Geschäft einen ganz anderen Ueberblick betreffs Nachfrage und Vorrath, und so hat auch ihre kürzliche Preisreduktion den sehr triftigen Grund gehabt, daß man Berliner Offerten herankommen sah, so billig, wie Dies nur Lagerbestände aus früheren Zeiten zu gedrückten Preisen möglich machen konnten. Das war eine höchst schwierige Situation und die Händler, die sich rasch entschließen mußten, die wahre Sachlage nicht länger zu beschönigen, beleidigten dadurch die Berliner Börse tief. Ganze Zeitungballen wurden gegen die angeblichen Breslauer Spekulanten gedruckt, die doch, wenn sie Eisen absetzen wollen, unmöglich vorher bedenken können, ob man in der Reichshauptstadt vielleicht mit Laura gerade nach oben liegt.

Auch im übrigen Deutschland ist der Inlands-Absatz nicht so groß, wie man seit April für ganz sicher angenommen hatte. Selbst die jüngste Erhöhung der süddeutschen Walzwerke wird von Vorsichtigen nur als vielleicht vorübergehend angenommen.

Für Schlesien muß man nur festhalten, daß der dortige Händlerpreis von 14 Mark für Walzeisen immer noch 2 Mark über Berlin steht. Die Hauptstadt konnte also trotz ihrer großen Macht einigermaßen paralysirt werden, und zwar, trotzdem sogar in Schlesien ebenfalls noch ältere Vorräthe ruhen. Dazu kommt, daß dort unsere Staatsbestellungen sehr schwach sind, selbst bei der Friedenshütte, der man die neuesten Einrichtungen in der Schienenfabrikation nachlobt. Eine gewisse Eigenart in seiner Haltung giebt aber doch der oberschlesische Walzwerkverband keineswegs auf. Er hat dieser Tage, entgegen seinen geheimsten Wünschen, die Preise nicht hinausgesetzt, veröffentlicht aber statt Dessen einen Beschluß, angesichts des günstigen russischen Geschäftes die Preise „weiter behaupten" zu wollen. Das ist eine Umsetzung von Schwäche in Kraft, die über den gegenwärtigen Werth unseres östlichen Exportes sehr leicht täuschen könnte. Goethe meinte von Schiller, daß er nichts Schicksalzwingendes gehabt habe. Walzwerkverbände sind aber doch keine deutschen Dichter und brauchen natürliche Vorgänge nicht mit aller Gewalt umzubiegen.

Dabei laborirt auch Schlesien an zu theuren Erzen, so daß die dortigen Werke sogar versichern, sie könnten auf die Dauer den Wettbewerb mit unseren westlichen Hütten, die doch über die selbe Verlegenheit klagen, nicht aushalten. Die dortigen Werke scheinen sich nach neuen preiswerthen Bezugsquellen fleißig umgeschaut zu haben, aber vergebens. So bleibt man auf die Provinzerze, auf österreichische und ungarische, angewiesen. Was aber dabei die so wichtigen Frachtermäßigungen betrifft, so werden die oberschlesischen Erze auf der Schmalspurbahn befördert, wo eben die Ermäßigung keine Anwendung findet, die ungarischen leiden unter der schwierigen Haltung der ungarischen Bahnverwaltung und nur österreichische Erze profitiren von einer kleinen Frachtenreduktion. An einer Wasserstraße für dieses so wichtige Produkt hat natürlich Oberschlesien kein Interesse, was aber nicht hindert, daß man auch dort das letzte Auftreten Eugens Richter gegen einen nützlichen Kanal mit Verwunderung gelesen haben wird. Wenn ein Manchestermann die Verkehrsbedürfnisse von Handel und Industrie nicht sehen will, was bleibt dann noch den Vertretern der entgegengesetzten Interessen möglich? An dieser Stelle ist über die Schattenseite des Dortmund-Rhein-Kanals bereits vor Monaten gesprochen worden, aber wenn man die Wasserverbindung nach den heimischen Erzen in Lothringen durchaus zu theuer findet, so mußte man doch den billigeren Weg herstellen, der wenigstens ein Hereinkommen der spanischen Minette erleichtert. Ohne dieses Brot kann nun einmal das moderne Eisengewerbe nicht bestehen.

In Schlesien interessirt, wie gesagt, die Kanalfrage nur indirekt und in Breslau giebt es heute sogar ein Ding, das über die Aufmerksamkeit für Laura geht —: die neue elektrische Bahn. Wie deren Aktien in wenigen Monaten über 40 Prozent gestiegen sind, wie sich an jedem Montag die Wechselstuben Breslaus mit Kleinbürgern füllen, die, weil sie Sonntags mit der neuen Straßenbahn gefahren sind, schon 24 Stunden später deren Aktien kaufen möchten —: alles Dies ist so recht ein Beweis, daß es eine Spiellust auch außerhalb der Börse giebt — in der Menschenbrust selbst. Pluto.

Der Fall Thüngen.

Herr Drescher, dem seit unserer letzten Begegnung der zwar für seine Stellung, aber gewiß nicht für seine Verdienste ungewöhnliche Titel eines Oberstaatsanwaltes und eine Gehaltserhöhung zugefallen ist, hat in dem Termin gegen den Freiherrn von Thüngen-Roßbach eine längere Rede gehalten, die nach den Zeitungberichten sehr merkwürdig klingt. Herr Drescher hat danach erstens gemeint, wenn die Anklage ein politischer Fehler sei, so treffe die Schuld daran nicht den Staatsanwalt, der sie erhoben, sondern den Reichskanzler, der sie beantragt hat; Das klingt beinahe wie ein leiser Vorwurf gegen die Allweisheit des Grafen Caprivi, der nach Herrn Drescher doch „seiner Aufgabe vollauf gewachsen" ist. Herr Drescher hat zweitens eine vom Reichsgericht aufgestellte Theorie als „bedenklich" und für seine Ansicht nicht maßgeblich bezeichnet, — und dieser Adler soll ihm nicht geschenkt sein. Herr Drescher hat drittens behauptet, nur ein einziges Blatt, die Kreuzzeitung, habe die Zuständigkeit des Berliner Gerichtes gegen den bayerischen Freiherrn eingeräumt; Das ist ein Irrthum: dieses einzige Blatt ist die vom Herrn Drescher sonst liebevoll beachtete „Zukunft" gewesen; hier hat ein königlich preußischer Staatsanwalt seinen Oberkollegen gegen die Angriffe eines bayerischen Juristen und vieler Blätter vertheidigt und ich habe ihn gern zum Wort kommen lassen, obwohl Herr Drescher in öffentlicher Sitzung gegen mich schwere und im Sinne des § 186 strafbare Beleidigungen ausgesprochen hatte. Vergeben ist ja so süß. Herr Drescher hat aber viertens — immer nach den Zeitungberichten — die Anklage gegen Herrn von Thüngen in zwei Theile zerschnitten und wegen der eigentlichen, in Würzburg begangenen angeblichen Beleidigung die Einstellung des Verfahrens beantragt und durchgesetzt, weil nach dieser Richtung ein Strafantrag des Reichskanzlers nicht vorliege. Und dazu möchte ich mir, auf Grund meiner Kenntniß des Aktenmaterials, noch vor dem neuen Termin einige Bemerkungen gestatten.

Es handelt sich zunächst nicht um eine Anklage, sondern um drei verschiedene Anklagen. Graf Caprivi hat am Weihnachtheiligabend 1893, wo doch versöhnliche Klänge selbst in die Wilhelmstraße dringen sollten, gegen den Gutsbesitzer und Landrath Karl Freiherrn von Thüngen zu Roßbach einen Strafantrag wegen öffentlicher Beleidigung gestellt. Die Anklageschrift des Ersten Staatsanwaltes Drescher ist vom 13. Januar 1894 datirt. Beleidigend soll in der inkriminirten Erklärung Thüngens namentlich der Hinweis darauf sein, daß der oberste Reichsbeamte in seinen politischen Handlungen sich nur von einem „höheren Willen" leiten lasse, anstatt auch gegen einen solchen Willen eine selbst erworbene Ueberzeugung vom Wohl des Vaterlandes zu vertreten. Dieser Hinweis soll, nach der Ansicht des Staatsanwaltes, den „Vorwurf grober und bewußter Pflichtverletzung" enthalten und „sowohl dem Inhalt als der Form nach beleidigend" sein, weil besonders auch die gewählten Ausdrücke geeignet sind, „den ersten Beamten des Deutschen Reiches in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen und sein Ansehen zu vernichten." Beantragt wurde deshalb, die Hauptverhandlung vor der Strafkammer des Berliner Landgerichtes stattfinden zu lassen. Daß Thüngens Erklärung zuerst in der „Neuen Bayer. Landesztg." erschienen und vom Redakteur des „Volk" nur übernommen war, ist schon in dieser ersten Anklage erwähnt, nicht aber die Frage, ob Herr von Thüngen an der Veröffentlichung im „Volk" irgendwie betheiligt war; diese Frage war nämlich dadurch erledigt, daß Herr von Thüngen bei seiner ersten

Vernehmung vor dem Amtsgericht Brückenau erklärt hatte, er habe den Abdruck im „Volk“ nicht veranlaßt. Am 7. Februar 1894 erging eine „Nachtragsanklage“, diesmal ganz direkt gegen die Veröffentlichung in der „N. B. Landeszeitung“; motivirt war sie damit, daß die „Landeszeitung“ — in 8 Exemplaren — in Berlin verbreitet und deshalb „auch hier das Vergehen der Beleidigung verübt ist.“ Unterzeichnet ist auch diese Anklage vom Herrn Drescher, der im Termin doch gesagt haben soll, die Verbreitung einer Zeitung durch den Postdebit falle mit der Herausgabe zusammen und könne nur durch eine „bedenkliche“ Theorie als eine selbständige Handlung angesehen werden. Herr Drescher hatte also am 7. Februar gethan, was er am 8. Mai als bedenklich bezeichnen mußte, — ein Beweis dafür, daß selbst so ausgezeichnete Justizbeamte Rechtsirrthümern unterworfen sind. Am 8. Mai soll nun plötzlich der in der ersten Anklageschrift erwähnte Strafantrag nur für den „ersten Theil der Anklage“ vorhanden sein, die Anklage wird also in zwei Hälften zerschnitten und schließlich wird eine dritte Anklage formulirt, die den Freiherrn von Thüngen nur noch dann verantwortlich machen will, wenn er an der Veröffentlichung im „Volk“ betheiligt war, das, nach der Ansicht des Oberstaatsanwaltes, zu der „Landeszeitung“ in einem Kartellverhältniß stehen soll. Auch diese Ansicht wird sich als irrig erweisen und der Freiherr von Thüngen wird im nächsten Termin voraussichtlich freigesprochen werden, weil — ja, weil de facto die beiden ersten Anklagen fallen gelassen sind. Herrn Memminger aber, dem bayerischen Redakteur der Landeszeitung, wird zuerst mitgetheilt, gegen ihn sei das Verfahren eingestellt, und gleich darauf wird er zum 31. Mai wieder als Angeklagter nach Berlin berufen. Und Herr Drescher beklagt sich über die Verwirrung, die in die Angelegenheit gebracht worden sei, — als ob er nicht selbst ganz allein diese Verwirrung hervorgerufen hätte.

Wenn Herr Drescher die erste Anklageschrift auf einen Strafantrag begründet hätte, der in diesem Umfange gar nicht gestellt war, dann hätte er seine Pflicht verletzt. Wenn er die „Nachtragsanklage“ erhoben hätte, ohne dazu vom Reichskanzler als dem Privatkläger autorisirt zu sein, dann konnte er nur glauben, daß die Anklage — nach § 416 — im öffentlichen Interesse liegt, und er hatte nicht den geringsten Grund, sich drei Monate später auf das Fehlen eines Strafantrages zu berufen. Heute ist es vollständig überflüssig, den bayerischen Freiherrn von Roßbach nach Berlin zu citiren, — nur, damit er die vor fünf Monaten in Brückenau abgegebene Erklärung nochmals wiederhole. Es wird vielmehr, wenn nicht der Argwohn entstehen soll, daß die Sache nur vor das Berliner Gericht gebracht werden sollte, unbedingt nothwendig sein, die in Bayern begangene angebliche Beleidigung von den bayerischen Geschworenen aburtheilen zu lassen, deren Spruch man mit einiger Spannung erwarten kann.

M. H.

Notizbuch.

Zur Abwechselung wird jetzt eine offiziöse Preßhetze gegen den preußischen Ministerpräsidenten inszenirt. Das kann nützlich wirken, denn es lenkt die Blicke auf die nachgerade unhaltbar gewordenen Beziehungen zwischen dem preußischen Staatsministerium und dem Reichskanzleramt. Bei den jüngsten Kanalverhandlungen im Abgeordnetenhause konnte man darüber wieder recht interessante Beobachtungen machen Als der noch immer russische Vertrag

durchgepriesen wurde, wies **Graf Caprivi** höchst entrüstet die Insinuation zurück, Preußen sei vom Reich zur Aufhebung der Staffeltarife gezwungen worden, und er fügte hinzu, diese Aufhebung sei „von der in Preußen entscheidendsten Stelle“ angeregt worden. Jetzt haben die beiden Minister, die in dieser Frage die „entscheidendsten“ sein sollten, im Abgeordnetenhause sich mit dem größten Nachdruck gegen die Aufhebung der Staffeltarife ausgesprochen und die Vertreter der östlichen Landwirthschaft sollten sich sehr angelegentlich nach den Gründen erkundigen, die den Herren Miquel und Thielen das Opfer ihrer Ueberzeugung aufgenöthigt haben. Sicher ist, daß in diesem Fall — wie in unzähligen anderen Fällen — der Reichskanzler nicht, nach Bismarcks Mahnung, am Gängelbande des preußischen Staatsministeriums vorwärts geschritten ist. Sollte in diese wirren Verhältnisse nicht bald durch eine Wiedervereinigung der beiden obersten Aemter die Ordnung zurückgeführt werden, dann wird es dringend nöthig sein, mindestens durch ein Gesetz die Verantwortlichkeit der einzelnen Minister deutlich abzugrenzen und festzulegen. Es ist ja sehr schön, daß der Bischof Haffner von Mainz, der selbe Herr, der vor zwei Jahren schon fand, Katholisch sei Triumph, jetzt den Grafen Caprivi feierlich als einen „großen Staatsmann“ verkündet hat, und dieses für Bismarck stets unerreichbare Lob mag den leitenden General über die unerhörte Schlappe tröstenden, die seinem Handelsvertragswerk von den Spaniern zugefügt worden ist. In Deutschland aber leben noch immer Leute, die der Ansicht des Herrn Haffner sich nicht anschließen können, und diese Leute sind auch durch Angriffe auf den Grafen Eulenburg nicht von der bangen Frage abzubringen, wo die für das Wohlergehen des Deutschen Reiches schädlichen Beschlüsse eigentlich verantwortet werden.

* * *

„**Der Gummischlauch**, die Brausewetter und Richthofen haben endlich einen Vertheidiger gefunden. Wer kann dies sein, da die „Hamburger Nachrichten“ in den Chor der Presse einstimmen und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ noch immer schweigt? Wer kann dies sein? Die Antwort ist nicht schwer, es ist der Mann, der sich stolz „Apostata“, der Abtrünnige, nannte, der von uns schon so oft gekennzeichnete Herausgeber der „Zukunft“, Herr Maximilian Harden. Herr Brausewetter hat durch sein Verhalten sich nicht Anspruch auf unsere Rücksicht erworben, daß er aber nach all dem Bösen, was über ihn die Presse geschrieben hat, heute von Herrn Harden in Schutz genommen wird, erweckt selbst bei uns das Mitleid.“ Also stand am 20. Mai im „Vorwärts“, dem Centralorgan der deutschen Sozialdemokratie, zu lesen. Und Die es lasen, die glaubten es sicher auch. Daß die ganze hübsche Geschichte dumm und dreist erlogen ist, daß hier weder für den Gummischlauch noch für Herrn Brausewetter noch endlich für Herrn von Richthofen auch nur ein Wort der „Vertheidigung“ gesprochen, sondern daß von dem albernen Preßlärm die Aufmerksamkeit nur auf die wirklich wichtigen Seiten des Prozesses hingelenkt worden ist, Das braucht den Lesern der „Zukunft“ nicht erst noch mitgetheilt zu werden. Sollte nicht darin, daß man, anstatt mit den Parteirüden blindwüthig immer auf eine schon durchgebissene Stelle zu beißen, in anspruchslosester Subjektivität eine selbst gewonnene Ueberzeugung ausspricht, eine gewisse Berechtigung liegen, sich abtrünnig zu nennen? Und sollte das System, blanke Thatsachen dumm und frech umzulügen, nicht am Ende dazu geführt haben, daß empfindliche Leute jetzt mit Verachtung und Ekel vor den Kulturthaten der Presse sich die Nase zuhalten?

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Juni 1894.

Caligula.

Marcellus, den Praetor von Bithynien, klagte, da des Tiberius Leben in der lucullischen Villa sich schon zum Ende neigte, sein eigener Quaestor Crispinus einst beim Kaiser des Majestätverbrechens an. Der Praetor, dem auch lästernde Reden gegen den Caesar nachgesagt wurden, sollte von einer Statue des Augustus den Kopf abgenommen und einen anderen auf den Rumpf gesetzt haben; dem regirenden Sohn des Augustus mußte so schnöder Unfug wie die frechste Beschimpfung des Vaters erscheinen und die Sache kam, da Augustus selbst schon das Gebiet des Majestätgesetzes beträchtlich erweitert hatte, im Senat zur Verhandlung. Tacitus und Sueton, die Beide uns den Vorgang berichten, stimmen in der Schilderung des Verlaufes nicht überein: nach Tacitus wurde der Angeklagte freigesprochen, nach Sueton wurde er, da die Beweisaufnahme mangelhaft blieb, zuerst gefoltert und dann verurtheilt. Beide aber bezeugen, daß aus solchen Erscheinungen die furchtbar wüthende Seuche des Delatorenthums entstand, und Sueton, der im Herbeischleppen von Anekdoten so eifrig fast wie Lombroso ist, erzählt gar: „So weit ging allmählich diese Art der böswilligen Anklägerei, daß es ein todeswürdiges Verbrechen wurde, wenn Jemand in der Nähe eines Bildnisses des Augustus seinen Sklaven gepeitscht oder seine Kleider gewechselt, wenn er ein Geldstück oder einen Ring mit dem Bilde des Kaisers in eine Latrine oder in ein Wollusthaus mitgenommen oder sich erdreistet hatte, über irgend ein Wort oder eine

Handlung des Kaisers auch nur leisen Tadel zu äußern.“ Dem Imperatorenthum hat dieses sinnlose Wüthen keinen Nutzen gebracht: das eiterte von innen heraus, kein noch so fest geknüpfter Nothverband konnte ihm Hilfe bringen und unter den Denunzianten konnten Die sogar, die nicht, wie Tacitus meint, nur in der Gunst des Tyrannen sich einen Platz erkriechen, sondern ehrlich die Monarchie vor Schaden bewahren wollten, nichts Anderes erreichen, als daß etwas länger das krebsige Uebel den Blicken der Menge verborgen blieb.

Für Jeden, der die Fähigkeit politischen Denkens und Urtheilens sich erwerben will, ist die Geschichte die einzige Lehrmeisterin. Sie zeigt einen ewigen Wechsel von Kostümen und Dekorationen, aber sie wiederholt Dem, der durch Kleid und Zier das Wesentliche zu erblicken vermag, immer die selben Erscheinungen, — und im Vergleich von einst und jetzt dämmert dem Betrachter dann brauchbare Belehrung herauf. Deshalb können Staatsmänner, denen die Weltgeschichte ein Buch mit sieben Siegeln ist, zwar Einzelgefechte gewinnen, aber nicht dauernde und nützliche Siege; und deshalb ist der Versuch, den Tagesereignissen historische Parallelen zu finden, wenn er mit Verstand und Vorsicht geübt wird, auch nicht ein eitles Spiel des Witzes, sondern ein Ergebniß des Wunsches, aus Vergangenem ein Urtheil über Gegenwärtiges abzuleiten. Das fordert Mühe, Verständniß und Fleiß und man darf den Leuten, die zu solcher Anstrengung weder Zeit noch Lust haben, es nicht verübeln, wenn sie, im Aerger über eine gefährliche Konkurrenz, die ihnen das Schleuderhandwerk unrentabel zu machen droht, von den gethürmten Wällen ihrer Unwissenheit rauh und heiser herunterbellen. Was sollte aus dem jetzt spielend geübten journalistischen Gewerbebetrieb werden, wenn die schlimme Sitte aufkäme, mit künstlerischem Sinn auch den Alltagsvorgang in ein Weltbild zu rücken? Viel bequemer ist es jedenfalls, solchen Versuch gleich von der Schwelle des nationalen Palastes zu weisen, auf die hoch pochende Männerbrust zu klopfen und stolz zu verkünden, daß „wir“ — hier folgt dann der Name des glücklichen Volkes, dem die Männerbrust angehört — zu unserem Heil der rückschauenden Betrachtung anderer Zeiten und Völker durchaus nicht bedürfen. Dieses demagogische Treiben, das in Epochen des Niederganges sich immer einzustellen pflegt, ist nicht unbedenklich, denn die Massenschmeichelei hat eine noch verheerendere Wirkung als das Umwedeln des Thrones, auf dem nur ein Einzelner

sitzt, und ein Massenlob, das man ohne Anstrengung glatt einstreicht, klingt stets ganz besonders verlockend. Wer ruhig aber den Blick auf große Vorbilder richtet und von seinem Gewissen nur sich berathen läßt, den wird das Gekläff in rüstigem Vorwärtsschreiten nicht hindern, und je lauter aus den verschiedensten Lagern die Meute heult, desto sicherer wird er des rechten Weges sich bewußt sein und immer wieder, wenn ein der Beachtung werther Vorgang ihn zum Verweilen zwingt, wird er bei der Geschichte den Rath sich suchen und nicht bei der Schnellfertigkeit winziger Tagesschreiber.

Einen solchen Vorgang haben die letzten Wochen gebracht und man muß bei ihm Halt machen, nicht nur, weil er wichtiger ist als der Staatsstreich in Serbien, der Rücktritt des Herrn Casimir-Périer und andere für uns im Grunde ganz gleichgiltige Ereignisse, sondern weil er, als ein zunächst unbeträchtlich erscheinendes Symptom, die Diagnose eines ungesunden Zustandes erleichtert. Wie vor mehr als zweitausend Jahren der bithynische Praetor, so ist heute ein deutscher Professor eines Majestätverbrechens angeklagt, — und eines ganz ähnlichen: auch er soll von der Statue eines römischen Imperators den Kopf abgenommen und einen anderen auf den Rumpf gesetzt haben; auch dieses angebliche Verbrechen ist in die Oeffentlichkeit gezerrt worden und ein heftiger Streit tobt, da die Beweise fehlen und der Beschuldigte leugnet, eben darüber, ob man den Delinquenten freisprechen oder ihn durch die Folter zum Geständniß zwingen soll.

Es ist noch nicht lange her, da erschien in den Schaufenstern eine billige Broschüre, die den Titel trug: „Caligula. Eine Studie über römischen Caesarenwahnsinn" und die der Münchener Professor Ludwig Quidde als Verfasser zeichnete. Das graue Heft blieb zunächst unbeachtet; allgemach aber erhob sich ein Raunen und Murmeln und selbst sonst verständige Leute ließen das Urtheil hören, die kleine Schrift sei vortrefflich und lesenswerth. Das große Publikum aber, die Menge, die Buchhändlererfolge macht, erfuhr von der ganzen Sache noch immer nichts, bis plötzlich in der Kreuzzeitung die Studie ein politisches Pamphlet genannt und gegen den Verfasser die Anklage geschleudert wurde, er habe sich einer besonders tückischen und hinterlistigen Majestätbeleidigung schuldig gemacht. Nun entstand ein Höllenspektakel, an dem eigentlich nur Herr Brausewetter seine Freude haben konnte: die selben Leute, die unaufhörlich eine fabelhafte „Fronde" der

gemeingefährlichsten antimonarchischen Umtriebe bezichtigen, zeterten nun über eine tiefster Verachtung würdige Denunziation und behaupteten, das Blatt des Freiherrn von Hammerstein wolle der Schmähschrift nur eine wirksame Reklame machen. Von der anderen Seite wurde versucht, auf den frisch geschichteten Scheiterhaufen Herrn Quidde rasch noch Gesellschaft zu holen und, da es doch nun einmal ans Verbrennen ging, gleich noch ein paar Bösewichte dabei anzubraten, obwohl sie mit der Sache nicht das Geringste zu thun und sich niemals gescheut hatten, ohne vor Staatsanwälten zu zittern, mit nachdrücklichster Offenheit ihre Ansichten auszusprechen. Solchen Bemühungen muß man in heiterer Freude stets zuschauen, denn sie tragen dazu bei, auch der schwächeren Sehkraft die wünschenswerthe und nothwendige Erkenntniß zu verschaffen, daß nicht etwa die Presse irgend einer Partei den Anspruch auf ein Sittenzeugniß für reinliche Lebensführung erheben darf, sondern daß beinahe jedes Blättchen, wenns gerade so in sein Krämchen paßt, bereit ist, eine mehr oder minder geschickt verborgene Unanständigkeit zu begehen. Wer heutzutage nicht abwechselnd von allen Parteiblättern beschimpft wird, der ist für seine Daseinsberechtigung noch den Beweis schuldig geblieben. Die Presse, die von ihrem hohen Beruf so gern Einiges radotirt und für ihn Verehrung heischt, hat es glücklich schon dahin gebracht, daß der höchste Gerichtshof ihr die Vertretung berechtigter Interessen aberkannt hat; aus Rache hat sie sich nun selbst als einen allerhöchsten Gerichtshof konstituirt, ihr Bannstrahl trifft Jeden, der ihr die Huldigung weigert, und wenn man dem Toben dieses schlimmsten Tyrannen erst ein Weilchen getrotzt hat, dann muß die Vorstellung, man könne vor anderen Machthabern jemals erzittern, wie ein munterer Spaß heiter stimmen. Erreicht wurde mit dem ganzen Lärm also nur, daß abermals das Ansehen der Presse sank; und als zweite Wirkung stellte die unerwartete und noch mehr unerfreuliche Erscheinung sich ein, daß die Schrift des Herrn Quidde binnen wenigen Tagen in sieben Auflagen vergriffen war.

Verdient hat sie diesen für deutsche Buchhändlerverhältnisse märchenhaften Erfolg sicher nicht und Jeder muß enttäuscht gewesen sein, der von den Lobsprüchen sich zu der Lecture locken ließ. Herr Quidde hat in den Zeitungen erklärt, er habe schon in Rom an seiner Studie gearbeitet; Das wird erst glaublich, wenn man erfährt, daß dieser

Historiker sich bisher ausschließlich mit alten Reichstagsakten, mit dem rheinischen Städtebund und dem Kurfürstenkollegium beschäftigt hat; wäre er im Quellengebiet der Imperatorengeschichte heimischer, dann hätte er für die zwanzig Seiten dieser flüchtigen Kompilation wohl kaum mehr als höchstens drei Tage gebraucht. Denn — auch die hüben und drüben eifernden Beurtheiler scheinen Das gar nicht bemerkt zu haben — die Broschüre bringt thatsächlich nichts als einen Extrakt aus der Caligula-Biographie des Sueton und sie fügt dieser Auslese nur noch vereinzelte Züge aus den ersten Annalenbüchern des Tacitus und aus der römischen Geschichte des Dio Cassius hinzu. Herr Quidde wird es gewiß nicht übel nehmen, wenn man ihm sagt, daß diese Herren, deren Schriften bei Reclam und Langenscheidt übrigens doch auch in billigen und sogar deutschen Ausgaben zu haben sind, ihr Handwerk sehr viel besser als er verstanden haben: sie sind amusant und er ist langweilig, sie geben in üppigem Farbenglanz prangende Bilder und er giebt uns einen schwer kontrolirbaren Citatenhaufen, durch den kein geistiges Band uns geleitet. Indessen — n'est pas poète qui veut —, auch ein deutscher Professor ist nicht verpflichtet, Talent zu besitzen; in seiner akademischen Laufbahn und im Umgang mit seiner Wissenschaft könnte eine so unbequeme Begabung ihm eher gefährlich werden. Aber handelt es sich hier um eine wissenschaftliche Leistung und sind überhaupt bei Sueton und Tacitus die Quellen zu entdecken, aus denen, wie mit Herrn Quidde wohl mancher Zunftgenosse meint, die reine „historische Wahrheit" zu schöpfen ist?

Seit drei Jahrhunderten, von Montaigne bis auf Adolf Stahr, hat sich an diese Frage der Zweifel gewagt und heute wird Jeder, der nicht unbedingt autoritätgläubig ist, geneigt sein, in den Geschichtschreibern der ersten Caesaren nicht Historiker, sondern Satiriker zu sehen, — nicht Männer also, die unbefangen und gleichmüthig die Vorgänge notirten, sondern Tendenzschriftsteller, die, mit ganz persönlicher Antheilnahme, subjektiv gefärbte und in eine wirksame Vergrößerung gezerrte Darstellungen gaben. Tacitus war ein Aristokrat, ein unzufriedener, und ein Dichter, dessen Muse der Zorn über unerträgliche Zustände entband; ihn trieb der Ekel an der Verkommenheit eines Volkes, das vom Thron bis zum Sklavenverließ fast nur noch aus Pöbel bestand, dieses Gehudel mit Bildern des Grauens zu peitschen und in der heraufziehenden Kultur des damals noch als

barbarisch belächelten Germanenthums ihm das große, das dräuende Muster zu zeigen. Sueton müssen wir uns als einen kleinen Bureaukraten vorstellen — er war eine Weile Hofkammersekretär —, der auf den Treppen und in den Gesindestuben allerlei schwach beglaubigte Klatschgeschichten zusammentrug und daraus dann, da es für ihn noch keine Anstellung als Feuilletonredakteur gab, eine pikante chronique scandaleuse in zwölf Kaiserbiographien zimmerte. Beide Männer hatten nicht die Kenntnisse, die zur gründlichen Prüfung des Quellenmaterials nöthig sind, Beide hatten auch wohl nicht die Absicht, im großen Stil Geschichte zu schreiben, und Beide lebten in einer Zeit, die, wie uns schon die Entstehung der Apokalypse beweist, einer ins Mystische hineinragenden Ungeheuerlichkeit ganz besonders günstig war. Immer, wenn eine Civilisation zusammenkracht und ein Neues mächtig zum Licht drängt, stehen zwischen zwei innerlich kontrastirenden Epochen solche Gestalten, die man bewundern, vor denen man sich entsetzen mag, je nach der natürlichen Neigung für Sterbendes oder Werdendes, die aber niemals ein blindes Vertrauen in ihre objektive Zuverlässigkeit beanspruchen dürfen. Wenn man die Bücher des Tacitus und — namentlich — des Sueton liest und den gleichförmigen Zug der apokalyptischen Bestien vorüberziehen sieht, die so gar nicht individuell unterschieden sind, mögen sie Tiberius, Caligula, Domitian, Nero oder Heliogabal heißen, — dann hat man den bestimmten Eindruck der Unwirklichkeit, das Gefühl, in einer künstlich arrangirten Welt sich zu bewegen, wo Alles zu Gunsten einer zornigen Tendenz angeordnet und beleuchtet ist. Wer diese Bücher ohne Kritik als Quellenwerke benutzt, der kann auch Zolas Familie Rougon-Macquart als eine Fundgrube für historische Studien über das zweite Empire betrachten, in Stepniak einen wissenschaftlichen Nationalökonomen verehren oder von der Anarchistenpresse sich über die bürgerliche Gesellschaft von heute belehren lassen. Diese Empfindung ist allmählich denn auch so lebhaft geworden, daß sie feine Geister zum Widerspruch aufgestachelt hat: Adolf Stahr machte sich an die Rettung des Tiberius, und Ernest Renan, der später freilich manche Seite in seinem Antichrist bedauert haben mag, fand in Nero gar einen dilettirenden Künstler und ließ sich herbei, über eine angebliche „Aesthetik Neros" höchst merkwürdige Subtilitäten in die Welt zu setzen.

Zwischen zwei Extremen ist für die Vernunft immer Raum.

Eine Studie über den römischen Caesarenwahnsinn konnte nützlich werden, wenn sie die Schriften der Satiriker kritisch sichtete, die sozialen Zustände und Stimmungen aufgrub, die das Imperatorenthum erst verständlich und zugleich seinen Untergang doch natürlich erscheinen lassen, und wenn sie zeigte, was von den geschilderten Gräueln in der Anschauung einer entsittlichten Zeit, was in individueller Veranlagung und erblicher Belastung begründet lag. Vielleicht hätte sich dann ergeben, daß dieses Volk nur diese Tyrannen haben konnte, daß man von der Darstellung des Sueton und Tacitus fünfzig Prozent abschreiben muß und daß nicht dieser oder jener Caesar, sondern eine ganze Gesellschaft in ihrer Kultur verfault und durchfressen war. Herr Quidde hat diesen Versuch nicht gemacht. Er reiht unkritisch allerlei Citate an einen dünnen Faden, er knotet daran allerlei ganz willkürliche Folgerungen fest und er verfährt mit dem Material, das er den Tendenzschriftstellern entlehnt, selbst wiederum so tendenziös, daß am Ende nicht eine historische Studie entsteht, sondern eine ganz werthlose und grobe Karikatur, die vollends unverständlich wird, weil ein fataler Hang sich regt, in die Erzählungen aus dem alten Rom allerhand moderne Begriffe einzuschmuggeln.

Die Beispiele ließen sich häufen. Tiberius, den Tacitus und Sueton uns doch auch als ein kaum zu überbietendes Scheusal schildern, wird der „sparsame alte Kaiser" genannt und Macro, der Praetorianerführer, heißt schlechtweg „der leitende Staatsmann", an dessen Hand der junge Kaiser zum Thron emporgestiegen sei und dessen Bemühen er später mit schändlichem Undank gelohnt habe. Ganz so sieht die Geschichte nun doch nicht aus. Tiberius war erst auf seine alten Tage, und auch da eigentlich nur für Andere, ein Geizhals geworden und die zweihundert Millionen Thaler, die er hinterließ, waren so ehrlich erpreßt und erraubt wie nur je die Schätze seiner ihm ähnlichen Erben. Und Macro war nicht ein leitender Staatsmann, sondern ein kleiner Höfling und, daneben, ein großer Schuft. Gerade das Verhältniß Caligulas zu Macro zeigt uns, wie vorsichtig die Quellen hier benutzt werden müssen. Tacitus erzählt, Macro habe seine eigene Gattin Ennia getrieben, den jungen Prinzen, dem die erste Gemahlin Claudia gestorben war, durch ihre Reize an sich zu locken; Sueton berichtet, Caligula selbst habe, als er die Junia im Kindbett verloren hatte, die Ennia durch ein Eheversprechen ver-

lockt, um so den mächtigen Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache für seinen Thronanspruch zu gewinnen. Da beide Versionen einander widersprechen, läßt sich die Frage auch nicht entscheiden, welcher von den beiden Hallunken dem anderen Dank schuldig war, und nirgends findet man eine Stütze für die tollkühne Behauptung, Macro sei Etwas wie ein Premierminister von heute gewesen. Eben so führt es den unwissenden Leser in die Irre, wenn Herr Quidde von der Beredsamkeit Caligulas wie von einer ungewöhnlichen Erscheinung spricht, als ob nicht sämmtliche Caesaren diesen Ruhm eines Advokatorenzeitalters gesucht und als ob die eitlen Gerichtsreden des Tiberius nicht den selben Ruf wie die Gastspielkomoediantereien Neros sich erworben hätten. Und damit auch an einer Kleinigkeit die Mängel der Darstellung offenbar werden, erzählt Herr Quidde, Caligula habe sich auf einer Reise, „ganz gegen die Sitte der Zeit", einmal den Bart und das Haupthaar wachsen lassen. Das geschah nach dem Tode seiner Schwester Drusilla, mit der er im Konkubinat gelebt hatte, und ein Historiker sollte eigentlich wissen, daß darin nicht ein Verstoß gegen die Sitte der Zeit, sondern im Gegentheil eine Befolgung dieser Sitte zu erkennen war, denn die Römer ließen zum Zeichen der Trauer Bart und Haupthaar wachsen. Schon diese paar Beispiele zeigen, daß die Fünfzigpfennigbroschüre als eine historische Studie ernsthaft nicht bezeichnet werden kann.

Zu welchem Zweck sie geschrieben ist, — Das läßt sich nicht so ohne Weiteres feststellen. Herr Quidde nennt sich einen Republikaner und bekennt eine antimonarchische Gesinnung. Ihm scheint der monarchische Gedanke sich nur in den Schreckensgestalten wüst umhertaumelnder Imperatoren zu verkörpern und die Vorstellung ist ihm wohl fremd, daß ein ganzes Volk das Symbol und das Palladium der nationalen Macht in einem Manne erblickt, der über dem Getriebe der Parteien und der Interessen steht, an den die Versuchung, sich zu bereichern oder Unrecht zu thun, nicht herandrängt und dessen Geschick mit dem Wohlergehen des Landes innig und unlösbar verknüpft ist. Herr Quidde, der sich auf dem Historikertag neulich geärgert hat, weil nach seinem Geschmack zu viel von Bismarck geredet wurde, sieht aus wie ein verspäteter Achtundvierziger und es wäre nicht undenkbar, daß er mit seinem Caligula für die republikanischen Ideale seines Herzens Propaganda machen wollte. Dieser Versuch mußte freilich unwirksam bleiben,

denn mit dem brünstig schwelgenden Imperatorenthum hat die Monarchie, wie wir sie kennen und lieben, nicht das Geringste mehr gemein. In jedem Fall aber muß unter anständigen Leuten der Brauch aufrecht erhalten werden, daß man keinem unbescholtenen Menschen, den man noch nicht auf einer Lüge ertappt hat, den Glauben versagt. Herr Professor Quidde hat öffentlich erklärt, es sei ihm nicht eingefallen, mit seiner Schrift unseren Kaiser treffen zu wollen. Mit dieser Erklärung müssen auch die Leute sich zufrieden geben, die, wahrscheinlich in bester Absicht, das immer bedenkliche Amt der Delatoren antraten. Wenn sie jetzt noch, ohne doch einen bündigen Beweis führen zu können, in ihrem Vorhaben beharren, dann geben sie ihren Gegnern Recht und werden mitschuldig an einem Vergehen, das der kluge Kaiser Hadrian nicht im Gefängniß, sondern im Irrenhaus büßen ließ.

Man kann ohne Mühe sich eine Situation vorstellen, die dazu treibt, auch einem Monarchen ein warnendes Bild zu zeigen. Da die Achtung vor der Person des Herrschers unter allen Umständen wie die Reinheit der nationalen Fahne bewahrt bleiben muß, wird solches Bemühen sich dann oft verhüllen, um in anderen Gewanden die selben Erscheinungen vorzuführen. So thut der dramatische Dichter, der seiner Zeit einen Spiegel vorhält, und seinem Beispiel kann auch der Publizist folgen, wenn er im Innersten die Stimme des ehrlichen Wollens vernimmt. Wie der Dichter, wird aber auch der Publizist lächerlich werden, sobald die von ihm heraufbeschworenen Gestalten mit denen, die sie belehren und warnen sollen, nicht die allergeringste Aehnlichkeit haben. Nur ein verhärteter Byzantiner könnte behaupten, daß jedes Wort und jede Handlung unseres Kaisers im Volk ein freudiges Echo gefunden hat; sehr weit ist vielmehr die Meinung verbreitet, daß der Monarch da oder dort geirrt, daß er die Hindernisse nicht selten unterschätzt hat, die seinen Plänen sich entgegenstemmen, und daß eine gewisse Unruhe und Hast wenigstens die fern vom Thron Stehenden nicht zum behaglichen Genuß der Gegenwart und zum getrosten Hoffen auf eine helle Zukunft kommen läßt. Aber kein halbwegs vernünftiger Mensch zweifelt an der guten Absicht des Kaisers, dessen persönliches und dynastisches Schicksal unzerreißbar mit dem Geschick unseres Vaterlandes verbunden ist; und wenn Jemand auf den aberwitzigen Einfall käme, Wilhelm den Zweiten dem Caligula zu vergleichen, der, mögen Sueton und Tacitus auch beinahe kulimäßig übertrieben haben, ganz sicher

doch ein bestialisches Ungeheuer war, dann wäre es höchste Zeit, nicht zum Staatsanwalt, aber zum Irrenarzt zu schicken. Das Urtheil über den Marcellus, der den Kopf eines tollen Tyrannen mit dem eines anderen vertauscht haben sollte, konnte zweifelhaft scheinen; für einen wirklich schuldigen Quidde aber könnte nicht rasch genug die Zwangsjacke herbeigeschafft werden.

Und doch hat der empörte Ruf, mit dem Caligula sei Wilhelm der Zweite gemeint, ausgereicht, um einer werthlosen und langweiligen Schrift einen Massenerfolg zu verschaffen. Darin ganz allein, und nicht in der Frage nach dem Maß der politischen Heuchelei, das auf der einen oder auf der anderen Seite angewandt worden ist, liegt die Bedeutung des Vorganges. Die Patrioten, die so tapfer jetzt gegen den Münchener Professor wettern, vergessen wieder einmal, über ihre Scheuklappen hinauszublicken und die Ursachen der Erscheinungen aufzusuchen. Eine plumpe und dumme Beleidigung des Monarchen könnte überall vorkommen und sie könnte kaum irgend welchen Schaden stiften, so lange im Volksbewußtsein das monarchische Empfinden feste Wurzeln hat. Vor sechs, vielleicht noch vor vier Jahren hätte kein Hahn nach der Geschichte gekräht, die seit Wochen nun in allen Winkeln des Reiches den Klatschstoff bildet. Wenn jetzt ein Gewimmel begierig nach einer Schmähschrift hascht, die angeblich den höchsten Repräsentanten der Nation beleidigen soll, dann muß eine Stimmung entstanden sein, wie einst sie die suetonischen Libelle, die Juniusbriefe, Montesquieus lettres persanes und Voltaires grinsenden Hohn empfing, und man wird nicht versäumen dürfen, von diesem Symptom aus den Weg zur Diagnose eines ungesunden Zustandes zu suchen. Für die Anschauung, die an dieser Stelle längst schon vertreten worden ist, kann die Aufspürung dieses Weges nicht schwierig sein. Man hat, sicher gegen den Willen des Monarchen, aber nicht ohne Verschulden seiner Berather, sich daran gewöhnt, weit mehr, als es unseren Verfassungzuständen entspricht, an eine persönliche Regirung des Kaisers zu glauben und von ihm die Heilung aller Uebel zu erwarten. Nun zeigt es sich, daß diese Heilung nicht so leicht zu finden ist, und nun möchte die wühlende Unzufriedenheit, anstatt gegen die wirklich verantwortlichen Politiker sich zu waffnen, die Schuld bei dem Herrscher suchen, der doch an das Wohlergehen des Volkes mehr als irgend ein Anderer durch sein eigenstes Interesse gekettet ist.

Bimetallismus.*)

Vielleicht sollte ich es zunächst entschuldigen, daß ich überhaupt hier als Sprecher auftrete; allerdings nicht in der Absicht, eine ausführliche und wissenschaftlich begründete Darlegung meiner Anschauungen über das wichtige Problem des Bimetallismus zu geben, sondern nur, um meine allgemeine Theilnahme an dem Gegenstand zum Ausdruck zu bringen, der uns hier zusammengeführt hat. Es hat mich immer in Verlegenheit gebracht, diese Frage öffentlich zu behandeln, da ich nun einmal unentrinnbar mit der Parteipolitik verknüpft bin. Ich bin so vielfach verpflichtet, mich zum Sprecher der konservativen Partei in Großbritannien zu machen, daß ich allemal mich gedrängt fühle, es besonders zu sagen, wenn ich in einer anderen Eigenschaft vor einer öffentlichen Versammlung erscheine. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit ist es ganz besonders nothwendig, ausdrücklich hier zu erklären, daß ich nur für mich selber rede und daß ich mich nicht für das Mundstück einer der großen organisirten Parteien ausgeben kann und darf, mit der in Beziehung zu stehen ich mir zur höchsten Ehre schätze. Vielleicht werden Sie ebenfalls fühlen, daß selbst dem Führer der Opposition eine gewisse Bewegungfreiheit zustehen muß und daß es ihm nicht verwehrt sein darf, auf öffentlicher Tribüne Ansichten über Etwas zu äußern, das seiner Ueberzeugung nach von der größten öffentlichen Bedeutung ist, selbst wenn darüber keine der beiden Parteien, die einander im Staate gegenüberstehen, in sich einig ist, oder wenn die Meinungverschiedenheiten, die es darüber unter uns Allen giebt, auch noch so wenig mit den Gemarkungen alter politischer Abgrenzungen zusammenfallen.

Meiner Meinung nach sind es nur drei kleinere Fragen, über die wir in Hinsicht auf diese große Streitfrage zur Entscheidung zu kommen haben. Die erste lautet: Ist ein doppeltes Werthmaß überhaupt möglich? Die zweite: Angenommen, es ist möglich, ist es auch gerecht und billig? Und die dritte: Angenommen, es ist möglich und billig, ist es auch zweckmäßig, daß wir es einführen?

Bei der ersten Frage bemerke ich Zeichen eines starken Wandels der öffentlichen Meinung. Noch ist die Zeit nicht lange vorbei, wo Jemand, der den Muth besaß, oder, wie man sich damals ausdrückte, die Dreistigkeit, seine Ueberzeugung zu Gunsten eines doppelten Werthmaßes auszusprechen, wirthschaftlicher Ketzerei schuldig befunden wurde. Das ist jetzt vorüber. Die allgemeine Uebereinstimmung der wissenschaftlichen ökonomischen Autoritäten hat sich bereits seit Jahren mit überwältigender Wucht

*) Diese Rede wurde gehalten am Eröffnungtage der Internationalen Bimetallisten-Konferenz am zweiten Mai 1894 im Mansion House in London.

in die Wagschale eines doppelten Werthmaßes geworfen. Ich spreche jetzt nicht von der Zweckmäßigkeit eines solchen doppelten Werthmaßes, sondern nur von seiner Möglichkeit, und ich wiederhole, daß über diese jetzt Uebereinstimmung unter den wissenschaftlichen Autoritäten der Volkswirthschaftlehre herrscht. Wer heute noch, im Angesicht dieser Uebereinstimmung, sich auf den alten Kohl beruft, daß Angebot und Nachfrage es unmöglich machen sollen, zwischen den beiden Edelmetallen ein festes Verhältniß herzustellen, oder darauf, daß die Einmischung des Staates in die Schaffung der Preise nothwendig ein Fehlschlag sein müsse, und wer damit zeigen will, daß ein doppeltes Werthmaß nicht zweckmäßig sei, der beweist dadurch nur seine Unwissenheit hinsichtlich der neuesten wissenschaftlichen Entwickelung in der Volkswirthschaftlehre. Allerdings dauert das Durchsickern wissenschaftlicher Ansichten durch den ganzen Körper der Gesellschaft in diesem Falle wie in allen anderen Fällen sehr lange. Aber darum kann man doch ganz sicher sein, daß, wie in allen anderen Fällen, was die wissenschaftliche, die uninteressirte Forschung als wahr ermittelt, zuletzt doch die Ueberzeugung der großen Masse der gebildeten Bevölkerung des Landes werden wird. So werden auch in diesem Falle sicher nicht viele Jahre mehr vergehen, bis Jemand, der ein doppeltes Werthmaß für unerreichbar durch ein internationales Uebereinkommen erklärt, sich ganz außerhalb der allgemeinen Anschauung der Gebildeten befinden und allen Denen, die sich auf seine Autorität hin eine Meinung über diese Fragen bilden möchten, als ein hilflos und hoffnunglos unter alten vergessenen Trugschlüssen herumtappender Mensch erscheinen wird.

Ich komme zu der Beantwortung der zweiten Frage von den dreien, die es zu beantworten gilt, bevor wir endgiltig einen Beschluß über die Politik fassen, die wir als Nation zu betreiben haben werden. Das ist die Frage: Ist, angenommen, ein doppeltes Werthmaß wäre möglich, seine Annahme mit dem öffentlichen Gewissen und der Ehre des Staates vereinbar? Mein Freund und Amtsgenosse Goschen, die größte finanzielle Autorität in Großbritannien, hat seine von den trügerischen Anschauungen, die ich eben kritisirt habe, abweichende Meinung öffentlich ausgesprochen und erklärt, daß er persönlich den gewöhnlichen populären Einwänden gegen den Bimetallismus nicht zustimme. Wenn ich aber eine seiner Aeußerungen recht verstanden habe, die er im Laufe einer sehr interessanten und bedeutsamen Rede über indische Verhältnisse vor Kurzem gethan hat, so ist er mit sich noch nicht darüber einig, ob es mit der finanziellen Staatsehre vereinbar sei, daß der Staat eine Verschiebung in der Art des Werthmaßes vornehme, das unsere persönlichen, unsere nationalen und unsere internationalen Geldverpflichtungen regulirt, — und ich stimme

ihm darin insofern ganz zu, als ich meine: Dies ist ein Punkt in der allgemeinen Bimetallismus-Frage, den wir aufs Ernstlichste zu erwägen haben. Wenn wir uns mit Fug als eine das Recht beugende Währungspartei brandmarken lassen müssen, dann ist unsere Sache verloren und sie verdient dann auch, verloren zu sein. Dann will ich nie wieder vor eine Versammlung in Großbritannien und am Allerwenigsten in London treten, um ein System zu befürworten, von dem ich denken müßte, es sei mit den allgemeinen Grundnormen des öffentlichen Rechtsbewußtseins nicht vereinbar, das unser Handeln in dieser heiklen und bedeutsamen Frage der ehrlichen Währung bestimmen sollte, — mag dieses System einzelnen Klassen noch so zusagen und für sie vortheilhaft sein. So viel und reiflich ich aber darüber nachgedacht habe, so habe ich doch keinen Grund für eine besondere Schwierigkeit der Art finden können, von der ich eben spreche. Ohne Zweifel ist ja die Geschichte voll von Beispielen dafür, daß Staaten durch Eingriffe in das Münzsystem, über das sie die Aufsicht hatten, öffentlichen Betrug begangen und sich des öffentlichen Raubes schuldig gemacht haben. Die ganze Geschichte Europas, die Geschichte Nordamerikas und Südamerikas, bieten Belege für Staatsbetrügereien dieser Art. Das ist zweifellos und ist zugestanden; und es ist weiter zuzugeben, daß es für jedes Staatswesen eine sehr kritische Sache ist, das Werthmaß der Verpflichtungen anzutasten, das seine Handelsbeziehungen regelt. Aber ist es darum auch schon gerechtfertigt, diesen Satz so weit auszudehnen, daß wir jenes Werthmaß auch nicht zum Zwecke der Verbesserung, der größeren Stetigkeit und Sicherheit, zum Zwecke der größeren Gerechtigkeit antasten dürfen?

Ich gebe sehr gern zu, daß es fast unmöglich, ja, sogar völlig unmöglich ist, irgendwie gesetzgeberisch mit der Währung vorzugehen, ohne daß dadurch auch irgendwie die Beziehungen zwischen Schuldner und Gläubiger, mögen diese im Staate oder im Privatverkehr bestehen, berührt werden. Aber wer hat es aus diesem Grunde jemals für Unrecht gehalten, wenn ein Staat eine Währung reformirte, die ihre Grundlage verloren hatte, oder wenn ein Staat hartes Metall für nicht einlösbares Papiergeld einführte? Solche Maßnahmen haben auch eine gewisse Wirkung auf die Beziehungen zwischen Schuldner und Gläubiger; die civilisirte Menschheit hat sie aber nicht nur nicht tadelnswerth gefunden, sondern ist sogar immer der Meinung gewesen, es sei für ein großes Finanzgenie die würdigste Aufgabe, die Währung seines Landes auf eine dauernde und stetig bleibende Grundlage zu stellen und, so weit es in seinen Kräften steht, für alle Zeiten die Thatsache zu sichern, daß jene Geldverpflichtungen in einem bestimmten und werthbeständigen Tauschmittel zum Austrag kommen.

Dies sind im Allgemeinen meine Ansichten über die Grundsätze des

öffentlichen Rechtsbewußtseins, welche die Staaten in dieser schwierigen Frage leiten sollten. Damit könnte ich diesen Punkt verlassen, über den ich nichts weiter hinzuzufügen brauche. Aber vielleicht ist es gut, sich noch an Etwas zu erinnern: mag nun der Bimetallismus zu einem Eingriff in das gesetzmäßige Werthmaß führen oder nicht: der Monometallismus führt unzweifelhaft dazu, und zwar in der allerschärfsten Form. In dieser bunt zusammengesetzten Versammlung ist naturgemäß Parteipolitik vollständig ausgeschlossen und keine meiner Bemerkungen soll sie ohne Nöthigung in das Gebiet unserer Debatten hineinziehen; aber vielleicht ist doch die folgende Bemerkung am Platze. Ich habe mit einem Erstaunen, das sich der Verblüfftheit näherte, gewissen Kundgebungen verantwortlicher Politiker gelauscht, die sich hochdogmatisch gegen Eingriffe in die Währung eines Landes aussprachen und sich dann für den größten derartigen Eingriff, der jemals in moderner Zeit vorgekommen ist, persönlich und direkt verantwortlich gemacht haben. Ich will augenblicklich gar keine Meinung darüber äußern, ob die jüngste indische Gesetzgebung, für die Großbritannien direkt verantwortlich ist, in Bezug auf die indische Währung weise oder nicht weise ist. Aber Zweierlei ist doch nicht zu leugnen; erstens: daß sie der bemerkenswertheste Versuch ist, den je eine civilisirte Regirung gemacht hat, um das Schiff der Währung glücklich zu steuern; und zweitens: daß dieser Versuch die direkte und unvermeidliche Frucht der Anhängerschaft an den Monometallismus ist. Somit darf ich für die Bimetallisten wohl Eins in Anspruch nehmen, daß sie sich nämlich nicht zum Gegenstand einer solchen Beschuldigung machen zu lassen brauchen, am Allerwenigsten von Denen, die, wenn überhaupt mit der Sache nicht Alles in Ordnung ist, der Kritik viel mehr Angriffspunkte bieten und für den Tadel viel geeignetere Objekte sind als irgend ein Bimetallist, selbst wenn er sein System bis zum Aeußersten durchführte.

Meine beiden ersten Fragen habe ich erledigt. Es bleibt uns demnach nur noch die dritte. Da kann ich zur Einleitung wohl gleich Folgendes bemerken. Die Einführung des Bimetallismus wird nicht nur unzweckmäßig, sondern sogar unmöglich sein, wenn die Regirung, die sich an die Arbeit macht, dieses große Problem zu lösen, nicht die öffentliche Meinung des größten Finanzmittelpunktes der Welt hinter sich hat, nämlich die öffentliche Meinung von London. Mit London als Gegner würde für jede Regirung in Großbritannien der Versuch, ihr Land in ein internationales Uebereinkommen hineinzuziehen, hoffnunglos und unausführbar sein, selbst wenn er unternommen werden sollte. Aber meiner Meinung nach sollte er in diesem Falle nicht unternommen werden, selbst wenn die Möglichkeit gegeben wäre; es wäre unzweckmäßig. Ich kann nun naturgemäß in diesen Dingen nicht so gut unterrichtet sein wie Manche von meinen Zuhörern,

aber ich darf wohl mit Recht sagen, daß gewisse Anzeichen auf einen großen Umschwung der Stimmung auch unter Denen hindeuten, welche die Finanzmeinung in dem großen Handelscentrum der Welt leiten. Man braucht nur auf diese Tribüne zu schauen, um der Ueberzeugung zu werden, daß viele Männer, die sonst entweder mit positivem Widerwillen oder doch mißtrauisch und zweifelnd auf diese Vorschläge blickten, nunmehr zu dem doppelten Schlusse gelangt sind, daß augenblicklich eine große öffentliche Gefahr hereinzubrechen droht und daß der Weg, sie zu vermeiden, ist: das Silber als eins der großen Mittel der Finanzoperationen der Welt zu rehabilitiren.

In London genießt wohl kaum Jemand höhere Achtung als Libderdale, der frühere Leiter der Bank von England, und ich darf es wohl als seine Meinung aussprechen, es sei unzweifelhaft nothwendig, die Funktion des Silbers als Währungmetall wieder herzustellen, wenn der Welthandel unter gesunden Bedingungen und auf einer sicheren und dauernden Grundlage fortgeführt werden solle. Dieser Ansicht Libderdales folgen ganz sicherlich viele andere Bürger von London.

Die Frage, mit der wir weiter zu thun haben, ist folgende: Ist es zweckmäßig oder nicht, durch ein internationales Uebereinkommen dieses doppelte Werthmaß anzunehmen? Ich denke gar nicht daran, zu bestreiten, daß mit der Lösung der Frage unbedingt Schwierigkeiten im Einzelnen verbunden sind. Ich brauche nur eine dieser Schwierigkeiten zu nennen, die Frage nämlich, welches denn das Verhältniß sein soll, über das sich die Völker der Erde zu einigen haben als das künftige Verhältniß zwischen den Gold- und Silberwerthen des doppelten Werthmaßes. Aber wenn auch Schwierigkeiten vorhanden sind, so sind es doch meiner Meinung nach, wie ich vorhin schon angedeutet habe, nicht grundsätzliche Schwierigkeiten, sondern solche in Einzelnheiten, und trotz ihnen ist es meine innerste Ueberzeugung: wenn es auf der Erde überhaupt eine Frage giebt, die sich ihrem Wesen nach zur Lösung durch ein internationales Uebereinkommen eignet und nach einer solchen Lösung verlangt, so ist es die Frage, welcher Art das Geld sein soll, mittelst dessen das Geschäft des Geldhandels betrieben wird. Es giebt wohl immer noch Leute, die den Traum hegen, die Geldfrage sei eine Frage, die jeder Staat unabhängig und für sich selbst zu reguliren habe, und die glauben, kein fremdes Volk habe ein Recht, sich in die Währungangelegenheiten eines Staates zu mischen. Aber Das ist eben ein Traum. Ich will sogar noch weiter gehen: Das ist ein Traum, wie ihn nur ein mittelalterlicher Träumer träumen kann. Die Civilisationstufe, auf der jedes Land eine selbständige oder annähernd selbständige nationale Einheit war und auf der es sich gestatten konnte, die internationalen Handelsbestimmungen anderer Länder außer Acht zu lassen, liegt lange hinter uns. Diese Tage sind

entschwunden und werden nie wiederkehren, — und in dieser Halle ist wohl Niemand, der ihnen Thränen nachweint. Während uns aber keine Wahl bleibt und wir anderen Völkern gestatten müssen, sich in unsere Währung einzumischen, können wir doch Eins thun, nämlich: sie zwingen, ihr Eingreifen mit so großer Gerechtigkeit und unter so sorgsam vorher geschaffenen Bedingungen, wie nur möglich, vorzunehmen.

Noch immer behaupten Leute: Es ist nichts weiter zu thun, als ein Goldwerthmaß oder ein Silberwerthmaß zu fixiren, je nach Wunsch, und daran dann einfach festzuhalten. Das muß ein Werthmaß ergeben, das durch die Maßnahmen anderer Völker nicht angegriffen wird, sondern nur auf unserem eigenen Handel basirt. Das ist baarer Unsinn. Der Tauschwerth jedes Geldes, mag es nun Gold oder Silber sein, ist das Spielzeug von Gewalten, über die ein Volk als Volk keine größere Macht hat als über die Winde des Himmels. Ein neues Land mit Goldminen oder Silberminen thut sich auf, und, siehe da, Euer gesammtes Gold ändert seinen Werth. Ein Chemiker oder Bergingenieur macht eine neue Entdeckung, und, siehe da, Euere Währung ändert sich, in ihrem Werth und in ihrer Art. Einem Volke fällt es ein, seine Würde verlange, die Goldwährung einzuführen, und Eure gesammten Handelsregulirungen sind außer Rand und Band. Ein anderes Volk findet, es könne für sich allein nicht die Last der freien Prägung für beide Metalle tragen, und wieder ist Euer Währungsystem in Aufruhr. Wir sind nun einmal Glieder einer großen Völkergemeinschaft, werden durch deren Maßnahmen betroffen, durch ihre Thaten beeinflußt, mögen sie uns fördern oder zurückwerfen, je nach der Politik, die sie einschlagen, und wir müssen solche Glieder bleiben. Ist es nicht absurd, wenn wir davon reden, daß wir unsere Währung als unabhängig und isolirt betrachten, während das Vorgehen der Vereinigten Staaten von Amerika — ein Vorgehen, das nicht im Einklang mit Großbritannien, nicht aus freundlicher Stimmung gegen dieses Land, nicht mit dessen Vorwissen, oder nachdem man es ihm auch nur angezeigt, eingeschlagen worden ist — der Regirung Indiens und Großbritanniens die Schaffung des Schrecken erregenden Zustandes aufgezwungen hat, der nunmehr in Indien herrscht?

Aus den Gründen, die ich Ihnen vorgeführt habe, kann man wohl jede der drei Fragen, die ich im Anfang zur Beantwortung gestellt habe, sehr einfach erledigen. Ich halte den Bimetallismus oder ein doppeltes Werthmaß für ein mögliches System. Zweitens meine ich, wir sind als Volk sittlich gerechtfertigt, wenn wir es annehmen. Und drittens glaube ich, daß jede Erwägung der Zweckmäßigkeit uns dazu drängen sollte, mit den anderen großen Handelsvölkern in internationale Beziehungen zu treten, um auf die stetigste Grundlage, die wir finden können, ein

Werthmaß zu gründen, das für alle internationalen Handelsbeziehungen Geltung haben soll, nicht nur für jetzt, sondern für alle Zukunft.

Wie viel, muß ein Mann von meiner Anschauung sich sagen, hat die Welt im Ganzen und Großbritannien im Besonderen dadurch verloren, daß man die Entscheidung dieser Frage so lange hinausgeschoben hat! Ich bin überzeugt, die Lösung des Problems wäre vor zehn Jahren unvergleichlich leichter gewesen als vor fünf Jahren, und vor fünf Jahren unvergleichlich leichter, als sie jetzt ist. Und jetzt ist sie wiederum leichter, als sie in fünf Jahren sein wird. Wie groß ist die Verantwortung Derer, die England, das Land, das vor allen anderen die Leitung dieser Sache in die Hand nehmen sollte, in einer selbstsüchtigen — und ich will noch hinzufügen: thörichten — Isolirung erhalten und damit verhindern, daß die Beilegung dieser großen internationalen Frage endgiltig beschlossen werde.

London. Arthur James Balfour.

Offiziöses zum evangelisch-sozialen Kongreß.

Kein Mensch kann heute in Deutschland sagen, was eigentlich ein „offiziöser" Artikel ist. Schließlich kann es ja immer möglich sein, daß auch ein Leitartikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung nur die Privatleistung irgend eines Herrn Hinz oder Kunz, Müller oder Schlesinger ist. Dann soll man ihn getrost schlafen lassen. Was kümmert es uns, wenn dieser oder jener Herr sich Etwas vom Herzen schreiben will? Anders aber liegt die Sache, wenn in dem gravitätischen Paradeton des amtlichen Stiles dem Volke ein Wink gegeben wird, den es ehrfurchtvoll und dankbar für die Weisheit des Autors als Stimme aus der Regirungwolke empfindet. Da beginnt die Aufgabe des Nachsinnens über den Zweck und Sinn des Orakels.

Am achtzehnten Mai schrieb also die Norddeutsche Allgemeine Zeitung über den evangelisch-sozialen Kongreß in Frankfurt a. M. Der Verfasser mag sein, wer er will, wir wollen ihn in allen Ehren als „Herrn Geheimrath" bezeichnen. Er hat „diese Veranstaltung von Anfang an mit Bedenken begleitet". Verehrter Herr, sagen Sie offen, wie viele Dinge giebt es wohl in der Welt, die Sie nicht mit „Bedenken" begleiten? Es ist ja so natürlich, daß Sie viele Bedenken haben, denn es giebt schon an sich so viel zu thun und das Regiren ist heutzutage nicht leicht, und nun kommen gar immer neue Richtungen, die man noch nicht einmal recht kennt, es kommt neue Luft, neue Begeisterung, neues, unbefohlenes, selbstquellendes Leben, — es wogt auch im geistlichen Stande, es reckt sich die Volksgewalt des

Christenthums, da haben Sie wirklich so Recht: solchen unvorhergesehenen Erscheinungen gegenüber ist der kluge Mann immer bedenklich. Wer weiß, was die Leute da unten schließlich Alles wünschen und fordern, wenn nun auch die Pastoren unruhig werden? Das ist unerhört und unabsehbar. Da müssen Sie sagen: „Meine Herren, ich habe Bedenken", — und wir werden unser christlich-soziales Herz in einen Kasten legen und Ihnen den Schlüssel in Ihr Bureau senden.

Da hat z. B. der evangelisch-soziale Kongreß über die Aufgabe der Predigt gegenüber der sozialen Frage gesprochen. Sie „vermögen wirklich nicht einzusehen, woher ein christlich-soziales Konventikel, weil es sich evangelisch-sozialer Kongreß nennt, das Mandat herleiten will, über derartige Dinge der evangelischen Kirche Normen vorzuschreiben." Das zu thun, wäre, wie Sie sagen, wohl Sache der geordneten Vertretung der evangelischen Kirche, der Generalsynode u. s. w., allenfalls der Augustkonferenz; wenn aber eine willkürlich nach Ort und Zeit zusammengewürfelte stark agitorisch angelegte Versammlung derartige Dinge in den Bereich ihrer Beschlußfassung zieht, so überschreitet sie ihre Kompetenz und kann damit nur Schaden stiften. Natürlich! Die Versammlung entsprang der Freiwilligkeit und freiwillige Regungen sind immer schon an sich nicht ganz einwandfrei. Am Besten wäre es, wenn es nur „geordnete" Versammlungen gäbe, allenfalls die „Augustkonferenz" mag gestattet werden, denn da versammeln sich meist besonnene ältere Glieder der Kirche und da kann man vielleicht auch erwarten, daß nichts Gefährliches getrieben wird, aber in Frankfurt, fern vom Sitz der Weisheit, nahe bei der Paulskirche, in dem selben Saal, in welchem Lassalle einst redete, da kann nichts Gutes erwachsen. Mag auch ein Konsistorialrath den Vortrag halten und ein Generalsuperintendent sich in harmonischster Weise an der Debatte betheiligen, mag auch der Oberpräsident der Provinz mit dem Oberbürgermeister der Stadt, mögen zahlreiche Oberkonsistorialräthe und mehrere Generalsuperintendenten die Schutzengel der Versammlung sein, was hilft das Alles? Die Versammlung ist „stark agitatorisch angelegt" und das Agitatorische ist nun einmal nicht Ihre Liebhaberei. Eins nur wundert uns, nämlich daß Sie eine so agitatorische Menge, die den weiten Raum des Saalbaus Kopf an Kopf gedrängt füllte, mit dem zarten Namen „Konventikel" benennen. Bisher dachten wir, Konventikel seien die kleinen stillen Abende etlicher treugesinnter Brüder. Sollte Das anders geworden sein oder brauchen Sie etwa nur das Wort Konventikel, um an das Grausen Derer zu appelliren, die am Liebsten das Wort christlich nicht mehr hören möchten?

In Einem übrigens haben Sie Recht: „Normen vorschreiben" kann kein Kongreß, Das kann nur eine vorgesetzte Behörde. Aber wo steht denn geschrieben, daß in Frankfurt Konsistorialerlasse fabrizirt werden sollten?

Man tauschte Ansichten aus über eine Frage, die heute jedem ehrlichen Pfarrer die Brust füllt. Soll Das nicht gestattet sein? Wo ist Das verboten? Wer hat es festgesetzt, daß nur die braven, durchfiltrirten öffentlichen Versammlungen über solche Dinge reden dürfen? Verzeihen Sie, aber das Wort von der Kompetenzüberschreitung, das Sie uns entgegenwerfen, könnte von uns, wenn wir eben so formal dächten, möglicherweise auf Sie zurückgeworfen werden. Reden Sie etwa kraft Ihres Amtes, wenn Sie uns hindern, eine Resolution über die soziale Aufgabe der Predigt zu fassen? Sie thun es kraft des selben Rechtes, dessen wir uns bedienen.

Als Beispiel des Schadens, der gestiftet wird, führen Sie die Aeußerungen Stoeckers in der Debatte an. Warum gerade die Worte Stoeckers, warum nicht die Worte von Superintendenten, Professoren und Geistlichen, die eben so zur Sache gehören? Leitet Sie dabei das dunkle Gefühl, daß an verschiedenen Stellen gerade jetzt Stoeckers Name in Ungnaden genannt wird? Was Stoecker gesagt hat, ist unseres Erachtens gar nicht so entsetzlich. Er sagte, daß gegen Nothzustände, wie sie bei den Webern im Glatzer Gebirge sich finden, wo Vater, Mutter und Kinder zusammen auf den Tag 35—74 Pfennig verdienen, gepredigt werden müsse, daß es gehört wird vom Throne bis zur Hütte. „Wenn der Arbeiter ein Drittel seines Lohnes für die Wohnung ausgeben muß, so müssen wir dagegen unsere Stimme erheben. Jacobus hat gesagt: der Lohn der Arbeiter, den ihr abgebrochen habt, schreit zum Himmel. Was Jacobus that, dürfen wir auch, aber nicht einseitig. Wir dürfen uns nicht eine Serie von sozialen Texten anlegen. Wir dürfen nicht blos gegen einen Stand predigen. Von einem Pfarrer sagt man, er predige blos gegen die Reichen und gegen seine Amtsbrüder. Das geht nicht. Auch gegen den Umsturz müssen wir predigen." Das ist es, was nach Ihrem eigenen Citat Stoecker gesagt hat. Nun frage ich: Ist Das nicht eine ganz verständige Aussage? Stoecker hat alle Vorsichtmaßregeln angewendet, um vor einer agitatorischen Predigt zu warnen. Er verlangt nur den Protest gegen ganz sonnenklare Schäden, von denen die Spatzen auf allen Dächern Deutschlands pfeifen. Wenn Sie diesen Protest dem christlichen Gewissen eines Predigers verbieten wollen, dann bitte ich Sie, selber den Muth zu haben, als Nachfolger des Propheten Elias und Jesu Christi die Wahrheiten des gerechten und milden Vaters im Himmel zu verkündigen. Ein Geistlicher, der Sünde nicht Sünde nennen darf und schwarz nicht schwarz heißen soll, der ist ein armer, gebrochener Mensch. Wollen Sie geknickte Prediger im deutschen Vaterlande? Wenn Sie es wollen, so opfern Sie Etwas, das unersetzlich ist: die Kraft des christlichen Gewissens. Selbst gesetzt den Fall, daß einzelne Geistliche sich in Anwendung der Grundsätze

des Kongresses einmal zu weit vorwagen, daß sie das Maß einmal vergessen, ohne welches die Kanzel nicht Stätte der Friedensbotschaft bleiben kann, so werden zwar derartige Vorkommnisse bedauerlich sein, aber sie werden an der Grundwahrheit nichts ändern, daß eine Predigt ohne Salz und ohne Eingehen auf die wirklichen Verhältnisse des Lebens zur sittlichen Läuterung des Volkes nichts beitragen kann.

Ganz nebenbei möchten wir fragen: wissen Sie nicht, daß auch schon Kirchenregimente ihre unterstellten Geistlichen angewiesen haben, der sozialen Frage ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden? Die Nachweise dafür stehen auf Wunsch zu Gebote. Auch die von Ihnen als „geordnete Vertretung" angeführte preußische Generalsynode hat im Dezember 1891 beschlossen:

> Die biblische Lehre über Besitz und Arbeit ist in Predigt und Konfirmandenunterricht den Geistern einzuprägen.

Das ist doch wahrhaftig nichts Anderes, als was Stoecker und Andere in Frankfurt gesagt haben, es sei denn, daß es biblische Lehre sei, jene Glatzer Weberfamilie müsse unter allen Umständen von 35—74 Pfennigen pro Tag leben können. Die biblische Lehre von Besitz und Arbeit! Sie denken wohl, Das sei der heutige Zustand? Wer Das denkt, den beneiden wir nicht um seine Kenntniß des neuen Testamentes. Die Bibel sagt: habt die Brüder lieb! Wo aber bleibt die Liebe im rücksichtlosen Kampfe des heutigen Geldes? Hier muß der Geistliche reden, er muß es, oder er verliert sich selbst. Sie freilich werden sagen: und wenn der Geistliche an innerer Unwahrheit leiden sollte, wenn er über die Sünden der Zeit schweigen muß, so müsse jeder Regirungmann auch oft genug das Opfer des Intellekts bringen, Das sei einmal der Welt Lauf. Es mag sein, daß es der Welt Lauf so ist, aber ein wahrer Staatsmann sollte sich freuen, wenn irgendwo im Volke Charakter zu Tage tritt, insbesondere bei Denen, die die Sittenlehrer der Erwachsenen sind.

Wenn man sich liebevoll in den Leitartikel der Norddeutschen Allgemeinen vertieft, so scheint es, als sei es bis heute überhaupt noch nicht vorgekommen, daß Geistliche über soziale Dinge predigten. Nun ist es aber Thatsache, daß seit 30 Jahren der Kampf gegen die Sozialdemokratie auf zahlreichen Kanzeln geführt wurde. Dagegen hat die Nordd. Allgemeine nichts zu erwähnen für nöthig befunden. Erst jetzt, wo die Predigt auch an den Mammon rührt, wo sich das Christenthum auf seinen uralten Bund mit den Mühsäligen und Beladenen besinnt, da erwacht der Wächter der guten Ordnung und ruft durch die Kirchenhallen hin: Seid still! Man will eben die Religion als gehorsame Magd haben, aber nicht als geistige Macht des sittlichen Fortschrittes im Volksganzen. Die Geistlichen sollen den Staat und den Reichthum schützen, sonst haben sie ihren Beruf verfehlt. Wenn sie nun aber gar an das Recht des großgrundbesitzenden Adels

rühren, dann ist es Zeit, ihnen zu zeigen, was ihre „Kompetenz" ist. „Dem Proletariat die Hand entgegenstrecken", — Das ist die schwere Sünde einer christlichen Versammlung! Das „Proletatiat" aber war es, Herr Geheimrath, unter dem Jesus lebte.

Die Proletarier, denen diesmal der Kongreß sein Interesse zuwandte, waren die Landarbeiter. Die „Nordd. Allgem." sagt darüber Folgendes: „Die Vereinsleitung hat eine Umfrage über die Landarbeiterfrage veranstaltet; solche Privatenqueten sind jetzt Mode, auch Herr Bebel betreibt sie. Von ausgesandten 15 000 Fragebogen wurden nur 1000 beantwortet; Das aber hält die Referenten, den schon als Kandidat bekannt gewordenen jetzigen Pfarrer Goehre und einen Dr. Weber, nicht ab, auf Grund eines so unvollständigen und einseitigen Materials Schlüsse mit einer Sicherheit zu ziehen und zu verkünden, um die Mancher die Herren beneiden mag."

Eine „Privatenquete" hat von vornherein etwas Unpassendes an sich. Wenn Enqueten nöthig sind, so werden sie schon angeordnet werden, und so lange Dies nicht geschieht, sind sie eben nicht nöthig. Dazu kommt, daß die Enquete Bebels über die Lage der Gehilfen im Bäckereigewerbe Manches zu Tage gebracht hat, was im Interesse der allgemeinen Zufriedenheit besser unenthüllt geblieben wäre. Ja, eine Staatsenquete ist etwas ganz Anderes, z. B. die Reichsenquete über die Arbeitzeit der Handlungsgehilfen. An einer solchen Enquete ist Alles tadellos, da giebt es kein „einseitiges" Material, keine „Unvollständigkeit", da entspricht die Zahl der durch den Polizeidiener ins Haus getragenen Fragebogen ziemlich genau der Zahl der erreichten Antworten, während hier „nur 1000" Antworten einliefen. Diese nur 1000 sind verhältnißmäßig sehr viel, wenn man in Anrechnung bringt, daß von den 15 000 evangelischen Geistlichen Deutschlands nur etwa die Hälfte mit der Landbevölkerung zu thun hat und daß die Fragebogen sehr viel Arbeit machten. Sachkundige Beurtheiler halten die vorliegende Enquete für die beste bisherige derartige Unternehmung in Deutschland. Ob Das zutrifft, werden wir ja sehen, wenn das Material gedruckt vorliegt. Dann wird sich auch erst ein Urtheil gewinnen lassen, inwieweit die Ergebnisse der Herren Pfarrer Goehre und Professor Dr. Max Weber mit den Grundlagen übereinstimmen. Für jetzt müssen wir persönlich unser Urtheil über die materielle Richtigkeit der Sätze über den Großgrundbesitz zurückhalten, da wir nicht voreilig auch die Arbeit unserer besten Freunde acceptiren wollen. Aber Das wissen wir: die Bearbeiter kennen die Sache. Goehre ist zwar so unvorsichtig gewesen, schon als „Kandidat" bekannt zu werden, aber die Objektivität der sachlichen Darlegungen seines Buches „Drei Monate Fabrikarbeiter" ist unbestritten. Und was den Professor Weber anlangt, so ist es auf jeden Fall merkwürdig, wenn ihn die „Nordd. Allgem." als „einen

Dr. Weber" bezeichnet. Entweder weiß sie nichts von seiner Mitwirkung bei der Agrarenquete des Vereins für Sozialpolitik und von seinen sehr anerkannten Arbeiten über römische Agrarverfassung und über Handelsgesellschaften im Mittelalter, dann aber hat sie überhaupt kein Recht, von Landverhältnissen und Enqueten zu sprechen, oder sie weiß es ganz gut, will ihn aber absichtlich in das Reich der namenlosen Geister hinabdrücken, dann entspricht Dies kaum der Würde eines von der Regirung benutzten Organes. Dieser gewisse Doktor Weber wird übrigens, wie wir ihn kennen, in das Gewebe der Zukunft noch manchen tüchtigen Faden hineinschießen.

Weber und Goehre sind zu dem Ergebniß gekommen, daß die Vorherrschaft des Großgrundbesitzes unhaltbar und gefährlich geworden sei. Weber sagt: „Der alte hochverdiente Grundadel des Ostens kann sich nicht halten, schon wegen des Mangels an geschäftlicher Intelligenz und wegen des Mangels an sozialer Reflexion. Es geht den Landarbeitern heute nicht schlechter als früher, aber diese Klasse proletarisirt sich zu dem Niveau des Industriearbeiters. Die Einzelnherrschaft wird in Klassenherrschaft verwandelt. Die persönliche Verantwortung verschwindet, etwas Unpersönliches, das Kapital, tritt an seine Stelle. Der Haß gegen Personen verschwindet gegen den überhandnehmenden objektiven Haß u. s. w." Das mag ja nicht angenehm klingen für die Betroffenen, aber es kann vielleicht trotzdem sehr wahr sein. Es liegt nicht außer der Welt, daß es auch auf dem flachen Lande soziale Kämpfe giebt. Erst haben die Grundherren die Bauern gelegt, und nun hört man die Engel des Gerichtes in den Lüften. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Jeder Stand und jede Klasse hält sich nur so lange, als sie ihre sittlichen Pflichten im Volksleben erfüllt. Ob nun der Adel Alles gethan hat, um die Landarbeiter zu heben und zu erziehen, ob er seine Vorzugsrechte als Aufgaben zum Wohl der Gesammtheit gefaßt hat, Das ist der Kern der Frage. Wenn der Großgrundbesitz als Klasse ein gutes Gewissen hat, dann kann ihm kein Angriff schaden, und wenn er es nicht hat, so wird ihm keine Vertheidigung nützen.

In alten Tagen waren die Gutsbesitzer die Herren der Dorfgeistlichen und auch jetzt noch sind sie als Patrone von großem Einfluß. Sie werden darum kaum glauben können, daß „ihre" Pastoren unter Umständen gegen sie Partei ergreifen, und gerade Das deutet Professor Weber als wünschenswerth an. Er sagt: „Der Klassenkampf ist vorhanden, er muß legalisirt, als vorhanden anerkannt werden. Die Kirche kann ihm nicht aus dem Wege gehen. Die Gewährung der Koalitionsfreiheit an die Landarbeiter erscheint mir selbstverständlich. Die Besitzer haben den Bund der Landwirthe gebildet, der die Arbeiterinteressen nicht vertritt. Vielleicht wären die evangelischen Arbeitervereine unter anfänglicher Führung der Geist-

lichkeit die geeigneten Körperschaften. Wir hoffen von der evangelisch-sozialen proletarischen Bewegung eine Fortentwickelung zu einer politischen. Wir hoffen, daß wir über die Köpfe der Spießbürger hinweg dem Proletariat die Hände reichen." Diese Sätze sind weit und kühn gedacht, sie geben der Geistlichkeit Ostdeutschlands eine gewaltige Aufgabe im Ringen um den sozialen Frieden. Der Geistliche soll die ländliche Proletarierbewegung, die nun doch einmal kommt, an der kein Kanzler und kein Majoratsherr mehr viel ändern kann, für den Anfang in seine Hand nehmen, damit sie gesittigt und geordnet bleibt, — eine Aufgabe, die der persönlichen Kraft des Vertreters der Kirche das Höchste zutraut. Ob die Geistlichen des Ostens Das leisten können, was Weber von ihnen verlangt, ist uns augenblicklich noch aus mehreren Gründen zweifelhaft, aber wir danken es ihm, wenn er so groß von ihnen denkt. Es wird ihren Charakter stählen und wird sie fest machen gegen Drohung und Schmeichelei, wenn ein Mann von solchem volkswirthschaftlichen Blick wie Weber sie ins Licht der kommenden Zeit stellt.

Davon nun fühlt der Herr in der Nordd. Allgem. sehr wenig. Er vergleicht Professor Weber mit Rektor Ahlwardt und sagt, daß dieser ebenfalls die selben Gesichtspunkte habe. Nun möchte ich nicht gern von Ahlwardt etwas Ungünstiges sagen, denn ein Mann, auf den Alle hacken und über den jeder Normalknabe thurmhoch erhaben ist, der ist für mich gefeit, einem solchen Manne vermag ich kein Leid zu thun, auch wenn er irrt und stolpert; aber was zu toll ist, ist zu toll: Weber und Ahlwardt! O heilige Einfalt! Das soll der gutsituirte Bürger lesen und soll denken: es giebt doch entsetzliche Menschen in der Welt, Leute, die nicht einmal so viel Respekt haben, um wenigstens ihre Gedanken über den Adel als Klasse still für sich zu behalten! O weh, das Wasser kommt, die Welt geht unter!

Wem schadet nun ein solcher Artikel, wie ihn die Nordd. Allgem. bringt? Uns schadet er wenig, denn wer christlich-sozial ist, bleibt es trotz aller offiziösen Abmahnungen, er schadet aber der monarchischen und staatstreuen Gesammtgesinnung in den evangelisch-sozialen Kreisen. Bis jetzt ist die Staatstreue dieser Art Leute völlig unerschüttert, das Hoch auf Seine Majestät klang von uns Allen warm und lebendig durch den Saalbau in Frankfurt, im evangelisch-sozialen Kongreß lebt ein Schatz vaterländischer Begeisterung. Jedes Wort, das Adolph Wagner oder ein Anderer über nationale Ehre und Pflicht spricht, wird mit offenstem Herzen und mit spontanem Beifall aufgefangen. Zählt solche Grundstimmung bei den Herren von der Nordd. Allgem. Zeitung gar nichts? Hat die Sorge um Geld und Gut bei ihnen das Mitgefühl mit patriotisch empfindenden Versammlungen bereits unterdrückt? In diesem Falle möchten wir in aller Ehrfurcht den obersten Stellen des Volkes die Bitte nahe legen: man achte

auf die Wirkungen der kleinlichen Politik in den Mittelstufen des öffentlichen Lebens! Die evangelische Geistlichkeit hat es verdient, daß man ihr nationale Treue zutraut, und die Nationalökonomie von Leuten wie Wagner, Weber, Kulemann u. s. w. steht tadellos unter dem Gesichtspunkt des Deutschthums. Aber mit solcher tadellosen Treue soll man zart umgehen. Es scheint nicht, als dürften die deutschen Regirungen gerade jetzt zulassen, daß auch nur der Schein entsteht, als winke man von oben einer Richtung ab, die die alten großen Güter des Volkes, Glauben und Staatstreue, mit den mächtigen Wirthschaftgedanken der Gegenwart verbindet. Es ist schon viel in diesen Hinsichten verloren, weise wird es sein, nicht ohne Noth mehr Treue scheu und schüchtern zu machen.

Wir geben zu, daß es immer schwer ist, neue Strömungen sofort gerecht zu würdigen. Das Christlich-Soziale ist etwas Neues in seiner heutigen Ausprägung. Was wir verlangen, ist nur die ruhige Geduld, die auch werdende Dinge zu verstehen sich Mühe giebt. Aus diesem Grunde ist uns unter allen Aeußerungen der Nordd. Allgem. die psychologisch begreiflichste, daß sie von der „Uferlosigkeit des Christlich-Sozialen" redet. In diesem Wort liegt Rathlosigkeit und Selbstgefühl zugleich. Selbstgefühl hat der sichere und fleißige Mann, der Alles mit Maß thut und nie die „Kompetenz" überschreitet, er schaut von geordneter Höhe auf alle jene maßlosen, schwer zu difinirenden, kaum zu tötenden, ewigen, uferlosen Begriffe herab, wie Gerechtigkeit, Freiheit, Brüderlichkeit, Liebe, Glaube, aber während er sie in das Reich der Gespenster zurückweist, dämmert ihm eine Ahnung auf, daß diese wesenlosen Gestalten doch kräftiger sein könnten als alle seine Pentagramme und altersgrauen Traditionen. Aus diesen uferlosen Begriffen quillt das große Leben der Seelen. In ihnen leben und weben die Christlich-Sozialen und sie müssen es, denn sie haben dieses Erbe von ihrem Meister angetreten, von Jesu von Nazareth.

Woher hat wohl unser verehrter Gegner das nicht ganz häufige Wort „uferlos" gerade in diesem Zusammenhang? Ich weiß es natürlich nicht, aber ich erinnere mich, daß ein moderner Beschreiber der Lebensgeschichte Jesu Christi von der „entsetzlichen Uferlosigkeit" seiner Lehre redet. Es ist wenigstens nicht unmöglich, daß Das, was erst von Jesu gesagt worden ist, nun auf die Christlich-Sozialen übertragen wird. Ein schlechter Ruhm wäre Das gerade nicht, denn die Uferlosigkeit Jesu hat sich stark erwiesen wie das wogende Weltmeer. Die weiten sittlichen Begriffe waren dauerhafter als die Verwaltungskörper der Caesaren und noch heute wollen wir lieber mit dem Größten aller Erdenwanderer uferlos sein, als mit den Engen und Aengstlichen uns die Krone der Bravheit erwerben.

Frankfurt a. M. Pfarrer Friedrich Naumann.

Der Ball.*)

Von Giuseppe Giusti.
Deutsch von **Paul Heyse.**

I.

In ein historisches
Haus, deß Gebieter
Ein Farinata, doch
Heut als Vermiether,

Lädt uns Chilosca zu
Glänzendem Feste,
Eitel auf gothische
Schönheit-Beaurreste.

Wie mit verwunderten
Augen ein Bauer
Fratzen und Teufelchen
Sieht an der Mauer

Schwanken im magischen
Lichtschein voll Grauen,
Lockt ihn des Charlatans
Trommel zum Schauen:

So durch die innersten
Gemächer wälzen
Gedrängt sich Hunderte
Mit langen Hälsen.

Barone, Herzoge
Und Excellenzen
Neigen und beugen sich
In Reverenzen.

Ein Diener mustert die
Orden an ihnen,
Jeglichem Dünkel als
Herold zu dienen.

Mein nackt plebejischer
Name nun freilich
Klingt den betitelten
Ohren abscheulich,

Wie wenn in feierlich
Ernsten Musiken
Horn oder Piccolo
Mißtönend quieken.

Jetzo beglückt uns ein
Gruß von der dicken
Göttin des Fests
Mit olympischem Nicken,

Worauf bescheiden wir
Treten beiseite,
Nachdem vom Sopha aus
Ihr Blick uns weihte.

Ward dann in lispelnden
Faden Accenten
Der erste Zoll bezahlt
An Komplimenten,

*) Das Gedicht entstand im Jahre 1841. In wie weit die hier geschilderte Gesellschaft in Folge der politischen Neugestaltung Italiens eine Wandlung zum Bessern erfahren hat, entzieht sich unserem Urtheil.

Strömt durch die Gänge
Gedrängt der bon ton,
Stößt sich und murmelt:
Pardon! pardon!

O Bilder, Statuen,
O heil'ge Pfosten,
Die ihr es müde wart,
Länger zu rosten,

Wie fünf Jahrhunderte
Im Ahnenstaube,
Nun zur Entschädigung
Miethern zum Raube,

Blickt auf das Landeskind
Nicht gar zu höhnisch,
Spricht auch der Tölpel nur
Sein Italienisch.

Dort mich im drängenden
Gewühl versteckend,
Zwischen den Schöpfen und
Locken mich reckend,

Kann ich den Kessel, der
Saal heißt, erspähen,
Daraus mephitische
Mißdüfte wehen.

Wie durch verborgenes
Triebwerk in Gruppen
Kreisen und hüpfen die
Hölzernen Puppen,

Künstliches Spielzeug aus
Deutscher Fabrik,
Hüpfen wie angeleimt
Nach der Musik

Spukhaft und seelenlos
In starren Touren
Dort die steifleinenen
Skelettfiguren.

Nirgends von Fröhlichkeit
Ein Hauch zu spüren,
Nur eleganteste
Blaublutallüren;

Die Seelen zugeknöpft,
Offen die Brüste
Nervösem Fieberhauch
Halbwelker Lüste;

Hochmüthig höfliches
Phrasengeklapper,
Ewig nichtssagendes
Hast'ges Geplapper.

Endlich wird Kartentisch
Und Tanz verlassen,
In andre Räume nun
Drängen die Massen,

Wo hoch die Schüsseln und
Flaschen sich thürmen,
Damen und Herren die
Diener bestürmen.

Rings tumultuarisches
Heischen und Bringen,
Flaschenentkorken und
Klirren und Klingen;

Ein Wirbel rassender
Gieriger Hände,
Teller und Tische
Verwüstet am Ende.

Man sagt, daß Manche, noch
Außer dem Magen,
Die Taschen vollgestopft
Nach Hause tragen,

Und oft im rauschenden
Wogen und Branden
Kämen auch silberne
Löffel abhanden.

II.

Dort unter welken
Hysterischen Töchtern,
Müttern, die schminkend
Den Teint sich verschlechtern,

Bei diplomatischen
Gestickten Fräcken,
Kreuzchen und Ordensstern'
An allen Ecken,

Seh' ich als Widerspiel
Sechs oder sieben
Blöde Plebejer
Sich vorwärts schieben.

Ich, deß verworfene
Denkart im Stillen
Heckt demokratische
Verrannte Grillen,

Lasse dies Aergerniß
Gern mir gefallen
Im Allerheiligsten
Adliger Hallen,

Bis weiterrückend im
Summenden Schwalle
Drei garst'ge Fratzen mir
Regen die Galle.

Einer war ehedem
Ein schäb'ger Frate;
Heut titulirt man ihn
Zum Scherz Abate.

Doch ohne Mäntelchen,
Ohne Tonsur,
Weiht seine Andacht er
Dem Kochtopf nur;

Gilt Astronomen als
Autorität,
Schandbar berühmt
Bei der Sozietät;

Trägt in der Stadt herum
Pikante Szenen,
Schulden und Schande
Von Diesen und Jenen;

Kauft, wenn er tadelt,
Verkauft, wenn er lobt,
Hat das Metier
Des Schmarotzers erprobt.

Bei Frau'n und Jungfräulein
Spielt er den Ritter
Und macht Gelegenheit,
Weiß, wie man Mütter

Und alte gichtische
Sünder dupirt,
Verliert und schuldig bleibt
Und amusirt. —

Und dort ein Nobile
Vom jüngsten Datum,
Der Börsenkönige
Monarch und Fatum.

Schlau dem Gericht
Und dem Beichtstuhl entronnen,
Hat ein Vermögen er
Wuchernd gewonnen.

Heut nach erlauchterem
Gimpelfang spähend
Und stolz Camaldoli's*)
Scherflein verschmähend,

*) L'obolo Camaldolese, den Obolus des borgo Camaldolese, des Armenquartiers von Florenz.

Stieg er zu adligen
Höhen bereits
Und vor den Vogelherd
Pflanzt' er das Kreuz.

Gleichwie die Fäulniß
Den Leichnam verzehrt,
Langsam vernichtend,
Was sie ernährt,

Und unersättiget
Am Fraß der Leichen
Endlich die Würmer selbst
Scheint zu beschleichen,

So klammert adliger
Schimmel, geheckt
Auf noblen Rippen, die
Kein Hemd bedeckt,

Ins Hospital geflohn
Vor Wechselschulden,
Jetzt an den Orden sich
Der blanken Gulden,

Und an den Höfen und
Kasinos leider
Siedelt die Brut sich an
Der Halsabschneider.

Jener Patrizier
Haß möcht' ihn gerne
Schneiden und grüßt ihn doch
Devot von Ferne.

Er aber, ungerührt
Von Haß und Ehr',
Geht in dem Schuldnerschwarm
Rechnend umher. —

Drittens ein „Flüchtling",
Verfolgt und vertrieben,
Mehr als ein nützliches
Buch, das geschrieben,

Ohne den Zehnten und
Zoll zu entrichten,
Zu dem Censoren und
Pfaffen verpflichten.

Aermster! In Rimini*)
Verwundet, wagt' er's,
Brach aus dem Kerker aus
(Wenigstens sagt er's)

Und hungernd, krank dazu,
Kam er herunter,
Doch schläft er — träumt er auch
Vom Strick — ganz munter.

O ihr, des Vaterlands
Redliche Söhne,
Werth einer Zeit, die der
Trägheit nicht fröhne,

Nehmt euch, ihr Biedern,
Vor Dem in Acht,
Der Kapital aus dem
Galgen gemacht!

Wie Alkibiades
So mannichfaltig,
Sinnt dieser Taugenichts
Proteusgestaltig,

Wie er geschmeidig
Den Fang sich erraffe,
Flüchtling in London,
In Rom ein Pfaffe.

Heute mit Kammerherrn
Scharf pokulirend
Und auf die Könige
Loyal toastirend,

Klagt er mir morgen:
Wann werden wir frei? —
Man munkelt, daß er nur
Ein Spitzel sei.

*) Das Gefecht bei Rimini, das während der rasch unterdrückten Unruhen in der Romagna 1845 Statt fand, im letzten Regirungjahr Gregors des Sechzehnten.

III.

Einem der hektischen
Zahnlosen Gecken,
Die unter Schminke
Die Runzeln verstecken,

Während er lispelt und
Wiegend sich rekelt,
Sagt' ich, wie sehr
Vor dem Mischmasch mir ekelt.

Heut, da es frommt
Den erbärmlichsten Wichten,
Daß der Vergangenheit
Man denkt mit nichten,

Und so beflissen ist,
Mit Grabinschriften
Jeglichem Lumpenhund
Nachruhm zu stiften,

Sei mir's verziehn,
Will auch ich mich befleißen,
Diesen ausbündigen
Esel zu preisen.

Adlig und reich,
Da ihn Langweil erstickte
Dorten, wo weiland
Das Licht er erblickte,

Ueber die Alpen ihn
Zog es alsbald,
Und ein Chamäleon
An Vielgestalt,

Schillernd in prächtigem
Farbenschmuck kehrt' er,
Doch sein Vermögen, wie
Ueblich, verzehrt' er;

Jetzt als patrizischer
Schatten gesellt
Russischen Krösussen
Der feinen Welt,

Ganz Appetit, um an
Gastlichen Tischen
Zinsen des früheren
Guts zu erwischen.

Im engen Galafrack
Eng eingezwängt
Dehnt er und windet sich,
Und halsverrenkt,

Mit frech ironischer
Grazie endlich —
Sein halbfranzösischer
Jargon klingt schändlich —

Narrheiten! näselt er.
Sehn Sie die Welt,
Und amusiren sich!
Fremde mit Geld,

Die ihren Ueberfluß
Bei uns vomiren,
Die muß man schröpfen und
Sich nicht geniren.

Lassen wir all das
Gewinsel beiseite:
Ein großer Gasthof ist
Italien heute.

Was geht den Wirth denn auch
Der Leumund an?
Ein flotter Zahler ist
Ein Ehrenmann.

Ist doch so dehnbar der
Begriff der Ehre,
Als ob aus Gummi er
Verfertigt wäre.

Zwar jene Käuze voll
Mürrischer Triebe
Mit ihrer chronischen
Vaterlandsliebe,

Ein melancholischer
Thor, der am alten
Reden und Handeln sich
Stets möchte halten —

Von Kunst und Genius
Laüt deklamirt er;
Leichen, die lange schon
Verwes't, citirt er.

Ich halt' an Austern mich.
Heil Dem, der Geld hat!
Was ist die Münze, die
Kurs in der Welt hat?

Geistreiche Heiterkeit,
Stets frank und frei.
Der Rest ist klassische
Pedanterei. —

Ich, der nur allzu oft
Mich selbst geschädigt,
Weil ich vergebens
Den Steinen gepredigt,

Beim schwachen Punkt gefaßt,
Sagt' ich: Gewiß!
Das europäische
Zuchthaus ist dies.

Einige wenige
Honette Leut'
Kommen und gehen hier,
Weil es sie freut.

Sonst überschwemmt uns
Zu Meer und zu Lande
Die konfiszirteste
Landstreicherbande.

Ehren erweist man hier
Dunklen Banditen,
Dirnen und Kön'gen, die
Vom Thron geglitten

Und, wenn mit Schuften sie
Hier sich berauschen,
Nur einen Schmutz mit dem
Andern vertauschen.

Und dieser scheußlichen
Brut von infamen
Windigen Grafen und
Zweideut'gen Damen

Mit den barbarischen
Borstigen Zügen
Huld'gen wir Tölpel
Mit vielem Vergnügen.

Einem Vandalen
Auf — off oder — iff
Giebt man die Seele feil
Für ein Roastbeef! —

Schrullen, mein Bester,
Die hier nicht am Ort!
Fiel mir der Märtyrer
Grinsend ins Wort.

Schwindsücht'ge Phrasen nur,
Verbrauchte Witze!
Herr, ich empfehle mich.
O Sie Novize! —

Und mit der Miene des
Habitué
Ließ er mich stehen und
Ging zum Buffet.

Gesetze der Weltliteratur.

Das bloße Wollen thuts freilich nicht und „Kunst" kommt von „Können". Aber als die deutsche Sprache das Wort Kunst bildete, verstand sie darunter nur die handgreiflichen, sinnlich wirkenden Künste; das Wort Dichtkunst stammt aus modernem Gepräge. Selbst der Begriff Dichtung, geläufig geworden für Erdichtung, bekam erst in neueren Zeiten Giltigkeit. Früher hieß der Skalde eben „Sänger", was sich noch begrifflich im Wort „Meistersinger" erhielt, obschon Hans Sachs nicht mehr selber seine Mären sang wie die Helden- und Minnesänger. Die Antike vollends kennt den Dichter nur als „Schöpfer" (Poet) und diesen Wortbegriff bewahren noch alle Kultursprachen, während ars nur einem verschwommenen, verallgemeinernden Sinn entspricht. Als Boileau von „L'art poétique" zu doziren anfing, kündigte sich das wahre Nicht-Können eines kritisch alexandrinischen Zeitalters an. Schon Corneille hätte an solchem wohlgepflegten Kunstbegriff Anstoß genommen. Voltaire aber entschuldigte den betrunkenen Wilden Shakespeare ausdrücklich damit, daß er die Regeln der Dichtkunst nicht gekannt habe. So waren auch der Nibelungendichter und der junge Goethe für Friedrich den Großen — Nichtskönner.

Es hat neuerdings ein rein kritisch angelegter Kopf, der nicht als selbst Schaffender in den Verdacht des Redens pro domo gerathen kann, den Muth gewonnen, das dichterische Wollen hoch über das Können zu setzen. Ich meine das seltsame Buch von Leo Berg „Der Naturalismus. Zur Psychologie der Kunst" (München, Pößl). Da der Autor selbst in der Vorrede darauf verzichtet, ein zusammenhängendes System zu bieten, so wird man ihm wohl am Besten gerecht, wenn man einige Stellen herausgreift, die für sein Gedankenlabyrinth den Ariadnefaden spinnen. Eines solchen Geheimnißschlüssels bedarf es, denn oft spielt Herr Berg den Herakleitos, den Dunkeln.

Hat er so Unrecht, wenn er ahnungsvoll munkelt: Je mehr Einer „könne", desto unfähiger werde er, Großes zu leisten? Mit zunehmendem Alter mehrt sich natürlich das technische Können, doch die geniale Frische des jugendlichen Nichtkönnens geht solchen Meistern verloren. Das Beispiel Goethes und Schillers lehrt Dies zur Genüge. Berg kommt daher zu dem Schluß, daß etwas wirklich Schöpferisches allemal nur einem großen Wollen entspringe. Er glaubt offenbar, daß dann das Können sich schon von selber einstellen werde, und huldigt unbewußt der Schopenhauerschen Weltanschauung, wonach der Wille allein als treibendes Grundprinzip den Intellekt bestimme und modele. Wir freilich, von monistischem Standpunkt aus, vermögen eine Trennung von Willen und Intellekt, also von Wollen und Können, in letzter Instanz nicht anzuerkennen. Das philosophische Problem geht uns hier nichts an, wir müssen uns auf den Satz beschränken, daß in einem klaren Wollen ein entsprechendes Können verborgen liegt. Aus dem imperatorischen Willen eines unbekannten korsischen Knirpses erwuchs naturgemäß das Können eines napoleonischen Kaiserreichs, der ziegenhütende Knabe Bonaparte und der Sterbende von St. Helena waren innerlich Eins und das Selbe. Man könnte an ein näher liegendes Beispiel erinnern: an den Deichhauptmann Bismarck, der

sichs nicht träumen ließ, welch eine Könnensmöglichkeit dem in ihm ringenden und drängenden Willen vorbehalten blieb.

Wir haben es nur mit dem künstlerischen oder vielmehr dichterischen Wollen zu thun. Je größer dies Wollen, desto schwerer fällt natürlich das Können, das mit der Schwere der Aufgabe verhältnißmäßig wachsen muß. Wir fragen nun: Wäre ein meisterliches Können in einem Genrebildchen kleinlichen Wollens vorzuziehen einem stolpernden Nicht-genug-Können in einem Gemälde gewaltigen Wollens? Unsere Zeit, die jede Fühlung mit Poesie als „Schöpfung" verlor und daher den Dichter mit unbewußter Herabsetzung einen Künstler schimpft, dürfte vielleicht bejahen. Dem Verstehenden aber hat ein Dichter überhaupt nichts zu bieten, der nicht zugleich ein Denker, d. h. ein tiefsinnig Wollender, ist. Nun kann aber ein großes Wollen nur einer Kraft entspringen und Kraft, auch die ungefügeste, wird immer Etwas „können". Nur wird das Augenmaß dafür oft falsch genommen, eine optische Täuschung waltet. Im verfehlten Torso eines Riesenversuchs steckt mehr wahres Können als im ausgefeilten Kunstwerkchen des Zwerges. Das Talent hat nur eine Saite auf seinem Guitarrchen, ein virtuoser Paganini. Der Geniale spielt auf der ganzen Harfe oder handhabt die verschiedensten Instrumente, manchmal technisch stümperhaft, disharmonisch und scheinbar wirr; aber wer zu lauschen versteht, der hört ein Leitmotiv, das die Seele erbeben macht, sei es wie ein Echo von Sternen herab oder wie die Stimme eines gefesselten Vulkans. Darum eben „Schöpfer", Poet, — weil er selber Natur ist.

An Nietzsches Eintheilung der Dichter in „apollinische", d. h. olympisch ruhige, schaffensfroh unerschöpfliche, und „dionysische", d. h. schwerfällig eruptive, glaube ich nicht. Goethes Jugendwerke, Shakespeares Sonette lassen wahrlich auf keine apollinische Gemüthsanlage und Grundstimmung schließen. Mir scheint, nur die „dionysischen" Erzeugnisse einer plötzlichen wilden Schaffenslust, geboren aus persönlichster Antheilnahme am Geschaffenen, wirken überwältigend. So Werther, Faust, Kabale und Liebe, Hamlet, Byronische und Mussetsche Subjektivismen. Alles „apollinisch" Geborene läßt kalt, wie Goethes spätere Romane, wie Schillers historische Melodramen mit Ausnahme Tells und der Posaszene, wo des Rousseaujüngers pathetische Ideologie höchst persönlich donnert. Was einem Dante oder Burns, einem Lenau oder Heine, einem Zola („Germinal" und „L'Oeuvre") und Ibsen hypnotische Gewalt verleiht, Das ist das Dionysische, der mystische Ausbruch eigenster Seelenkämpfe.

Sehr gut erkennt Herr Berg, daß die Helden moderner Dichtungen um nichts Anderes kämpfen als „um sich selbst". Daher seien alle echten Dichter allerdings Naturalisten, denn „sie betrachten nur sich als Natur". An andere Realitäten glauben wir nicht mehr: die Außenwelt, als bloße Vorstellung des Menschen, kann unmöglich Wahrheit und Vernünftigkeit an sich verkörpern. Ein Realismus, der sich nur an flüchtige Alltagserscheinungen klammert, ist eben so hohl wie Idealismus von Wolkenkukuksheim. Annäherung des dichterischen Empfindens an die wahre innerliche Natur bedeutet Romantik und wird als solche von allen ästhetischen Philistern gehaßt. Der kleinlich kokette Augenblicksrealismus, dem jeder echte Naturschrei aus dem Innersten, einer Individualität widerwärtig klingt, hat nie festen Boden unter den Füßen; denn dieser Boden selbst verschiebt sich unaufhörlich.

Zuletzt läuft doch alles auf individuelles Temperament hinaus, das

sich in kein Prokrustesbett, in keine zur Formel ausgeartete „Form“, einzwängen läßt. Der selbstherrliche Schöpfer ist sich selbst Gesetz; umsonst hinkt die selbstpatentirte Aesthetik, dies dürre Paragraphengerippe, an der Altweiberkrücke ihrer kritischen Regeln hüstelnd nach. Eine neue empirische Kunstforschung auf naturwissenschaftlicher Grundlage wird jede geistige Erscheinung nur als „Dokument“ erklären und beurtheilen. Hyazinthe und Geranium blühen, Cikade und Schwarzdrossel singen nur unter bestimmten Daseinsbedingungen. Selbst das Maiglöckchen erfordert eine besondere Erdmischung und schattenden Schutz eines besonderen Baumes. Die Gall-Wespe ist keine Ausscheidung des Gallapfels, vielmehr bildet sich die Wespe selbständig, sobald der Gallapfel wuchs. So bedingten sich gegenseitig der Mensch und sein Milieu. Revolution und Reaktion, Genie und Trivialität, entwickeln sich naturgemäß aus Umgebungen und Einflüssen. Das Nationale und Klimatische eines Künstlers muß man untersuchen, um ihn zu begreifen. Die feuchtgrünen, wie mit Seesalz bestreuten Landschaften Hollands à la Ruysdael, das Rembrandtsche Halbdunkel Amsterdams, wo ein fahler Flimmer wie Rost die Bäume und Steingefüge abtönt und über den trüben Kanälen schwimmt, lehrt Vondels mystische Brunst verstehen, die an den Wundenmalen des Heilands schlürft. Wenn noch ein Deutscher wie Althaus einzeln herausgerissene Typen behandelt und hiermit naiv „englische Charakterbilder“ zu bieten wähnt, so beschritt schon Taine den modernen Pfad, wenn er nur den Charakter einer ganzen Generation aus dem Milieu abstrahirt. Freilich entwindet er sich selbst nicht dem Einfluß seines Milieu und seiner Rasse.

Aus welchem Boden entsprießen die Ewigkeitgestalten Shakespeares? Aus welcher Atmosphäre strahlen die Ewigkeitstimmungen eines Byron, Natur und Menschenseele zu weihevollem Schwermuthaccord zusammentönend? Wenn in gemeißelten Kirchen blendende Teppichfarben und wollüstige Weihrauchdüfte berauschen und Orgelklänge die Heiligengemälde der Meister zu erklären scheinen, wenn der Mond mit seinem Silberstift auf bunten Mosaik seine Runen zeichnet und die Ritter auf bemalten gothischen Fenstern mit geisterhaftem Leben schmückt, so erwacht Sehnsucht nach dem Unendlichen. Die Signoria von Florenz schrieb einen Preis aus: wer einen Marmorblock behauen könne, der seit alter Zeit unverbraucht auf dem Markte lag. Da faßte ihn Michel Angelo in seine Riesenfaust und formte die Statue des David. Aus spröder Masse lockte so die Renaissance die neue Kultur hervor, einen Davidknaben mit Riesengliedern. Und das Jesuskind der Sistina hatte welterlösende Augen, unbewußt seiner furchtbaren Herrlichkeit. Damals aber, als neue Hellenen im Lorbeerhain der Medicäer wandelten unter ihren marmornen Ahnen, feierte England seine Dogenhochzeit mit dem Meere. Alles strebte gen oben höher und höher, der Tudorstil thürmte seine Terrassen. Erst Heinrich VIII. hatte London zu pflastern begonnen; jetzt wirft Raleigh seinen Sonntagsmantel über eine Pfütze, der Königin zu Füßen. So spreitet man über alle Untiefen und Sümpfe des Lebens den glänzenden Mantel der Schönheit. Diese Mäntel verbrämt man mit Hermelin, die Mieder von Scharlachseide übersäet man mit Perlen, die Hemden bestickt man mit Edelsteinblumen, die Pfauenpasteten trägt man in Silbertellern und den Malvasier in Goldhumpen auf. Solcher gehobenen Stimmung genügte kein nüchterner Ausdruck, Balladen und Flugblätter setzten die Buchdruckerkunst in Nahrung, fünfzig Verlagsfirmen erstanden. Wenn

Marlowes Faust seine heißen Wünsche aufzählt, so bleibt er nicht im Materiellen stecken. Er will Kriegsmaschinen erfinden, wie der Prinz von Parma, will alle Winkel der Columbuswelt durchstöbern und über die Globusform der Himmelskörper disputiren wie ein Giordano Bruno. Sein Mortimer geht zum Tode wie ein Conquistador, „um unbekannte Lande zu entdecken". Und da will man sich wundern, daß Shakespeare, der Lebensmächtigste aller Dichter, gerade diesem überquellenden Eldorado freier Auslebung entstieg?

1652 wird das erste Kaffeehaus in London eröffnet Bald hat jede Klasse ihr bestimmtes Stammcafé. Wie man früher in der lustigen Schänke Altenglands mächtige Kannen Kanariensekt vertilgte und Falstaff und Percy leibhaft kneipen sah, so hockt man jetzt am Kamin im Kaffeehaus, um die Pedantenorakel eines Dryden und Johnson zu verdauen. In höfischen Kreisen blüht die milde Herrschaft des Thees. Königin Anna trinkt zwar tüchtig - kein „Glas Wasser", wie Scribe ihr böswillig andichtet, sondern geistigere Getränke — aber „Schnaps-Annchen" darf dieser kernigen Gewohnheit nicht öffentlich fröhnen. Wohlanständige Heuchelei heißt jetzt das Stichwort und der größte Schurke, der typische Held dieser Epoche, Marlborough, ist auch zugleich der höflichste Biedermann. Addisons Moral schien so glattgebürstet wie sein Rock, Chesterfield und Shaftesbury und Bolingbroke sagten nie etwas Unanständiges und thaten nie etwas Anständiges. Welch ein Milieu für die Geburt der modernen Presse! 1622 erschien die erste Wochenschrift, 1704 die erste Review. Hier kramt man nun in oberflächlichem Plauderton behaglich klare Seichtigkeiten aus. Sehr hübsch sagt Bulwer („England und die Engländer") darüber: „Werke von Bacons prächtiger Auffassung sind die Frachtschiffe der Zeit — diese Ladung wird jetzt auf Fahrzeuge vertheilt, die nach kurzer Fahrt für immer versinken." Es fehlte nur noch, daß die Poesie, ganz Rhetorik geworden, mit gereimten Essais auftrat, und diese schöne Reform ließ nicht auf sich warten. Der gräßliche Pope sang seinen „Essay on Man", worin der Anfang vielverheißend handelt „vom Menschen im Abstrakten"! Sein Geist glich dem zierlichen Raritätenkabinet, womit damals ein gewisser Don Saltero das British Museum bereicherte, sein Verspomp den phrasenhaft posirenden Portraits von Kneller. Seine berühmte Themse-Villa in Twikenham, mit Tempelchen aus Muscheln und künstlichen Echos, entsprach der ausgeklügelten Anspruchslosigkeit dieser nachgeäfften Horazidylle durch welche die charmante kleine Muse auf hohen Stöckelschuhen und mit chinesischem Fächer lustwandelte. Das Federhandwerk gewann jetzt einen goldenen Boden, das Geschäft blüht. Für eine Uebersetzung Homers erhält der kleine Herr Pope 100 000 Thaler; den groben Riesen Shakespeare und Milton hatte man nur ein Trinkgeld für ihre Sachen in die plumpe Faust gedrückt.

Keine Zeit hat „Poeten" höher geschätzt und besser bezahlt, keine Zeit werthlosere Poeten hervorgebracht als diese, die mit dem Ehrennamen „Witzbold" (Wit) ausgezeichnet wurden. Witz ist das große Schlagwort, — und was für ein Witz! Nur der Prosa-Stil gedieh in diesem frostigen Gesellschafttreiben. Man fühlt sich so angeheimelt vom damaligen London, es ähnelt so sehr dem heutigen Berlin! Und da will man sich wundern, daß diese ganze lange Epoche von Shakespeare bis Byron nur mehr oder minder eine literarische Wüste vorstellt? Theils akademischer Epigonenschwulst, theils rüder Augenblicksrealismus mit Hervorkehrung des Animalischen. Das nannte man: aus dem Leben schöpfen, modern fühlen, ganz wie wir Das heutzutage hören, und jede echte Kunst, die

im Erhabenen wurzelt, geht dabei zum Teufel oder wird ins Lächerliche gezogen. Wenn auf der Bühne von edleren Gefühlen die Rede war, so staunte das Premierenpublikum: Wo hat sich dieser Fremdling herverirrt? Die Sonderlingsgrille, von Anderem als schlüpfrigen Abenteuern unterhalten zu wollen, begrub man unter wieherndem Gelächter. Am Schiffbauerdamm und in der Karlstraße kann mans nicht besser; die verständnißvollen Anforderungen an wahrhaft „zeitgemäße“ Literaturthaten sind die gleichen. Nur sitzt heute der Börsianer in den Logen, wo damals der ausbeutende Adel saß.

Falscher Naturalismus und falsche Korrektheit bunt durcheinander. Die Unfläthereien der Einen verzerren die Natur, die konventionelle Technik der Anderen bepinselt sie mit Schönpflästerchen. Die „Nachtigall von Twikenham“, wie man Pope nannte, war ein künstlicher Mechanismus, wie die des Kaisers von China in der Fabel. Chinesische Porzelantäßchen, wohlgeflochtene Zöpfchen, chinesische Mauer konventioneller Lügen. Hogarth, der rücksichtslose Karikaturenzeichner des vornehmen und Verbrecherpöbels, dessen Wagnisse heute von schwachnerviger Polizeicensur verboten werden müßten, verfaßt zugleich eine alberne „Analyse der Schönheit“, wo er Alles in symmetrische Wellenlinien glätten möchte wie ein Perrückenmacher. Als Pope eine neue Auflage Shakespeares herausgab, geschah es nur, um ihn zu verbessern. Aber 30 Jahre später wagte bereits Bischof Warton, in einer Studie „über den Genius Popes“ den kleinen Chinesen aus den Reihen der wahren Dichter auszumerzen. Später vergleicht Wood zornig Popes verbessernde Homerübersetzung mit dem verpfuschten Original. Lowth preist die hebräischen Psalmen, Blair spricht das große Wort gelassen aus, daß Poesie nichts sein könne und müsse als Sprache der Leidenschaft. 1759, im Geburtjahr des ersehnten Originaldichters Burns, erschien die Abhandlung Youngs „Ueber Originaldichtung“, worin das herrliche Wort fällt: „Je weniger wir die Alten irgendwie nachahmen, desto näher kommen wir ihnen.“ Das trifft heute noch die deutsche Schulmeisterei ins Herz, wirft auch auf die Goethepfafferei ein grelles Schlaglicht. Aus dieser revolutionären Aesthetik braute sich dann Macpherson seinen Ossian zusammen, den man nur halb versteht, wenn man das schottische Nebelklima mit säuselnden Heidebirken und graubärtigen Disteln nicht kennt. Aber das Verschwommene entsprach der geistigen Atmosphäre und so verdrängte Ossian den Homer, wie Goethes Werther bekennt, Napoleon berauschte und besänftigte an diesen Elegien seine insulare Träumerseele. So zerrissen denn jetzt die Flanellwämschen und Battistgespinnste der verstandesmäßigen Gesellschaftpoesie. Wie der ungefüge Marlowe dem Shakespeare voranging, so Burns dem Byron. Ewig vollziehen sich im Kreislauf der Dinge die selben Erscheinungen. Wie Herder und Buckle nach historischen Drehungsgesetzen forschten, so wird man Aehnliches auch für die Literaturentwickelung suchen müssen.

Kein Newton kann die Gravitationgesetze des Völkerlebens bestimmen. Man ist leicht bei der Hand, auch in der Literatur von Blütheperioden und welkendem Verfall (Decadence) zu schwatzen. Jeder blühende Genius galt seinen kritischen Zeitgenossen als Decadent, der später vergötterte Klassiker stand in seiner Epoche als Romantiker. Auch macht man sichs allzu bequem, wenn man einen literarischen Aufschwung gern mit einer äußerlich historischen Glanzperiode in Verbindung setzen möchte. Oft keimt aus historischen Ruinen die wahre Blüthe poetischer Weltanschauung, wie bei den Polen, aus Verzweiflung

am gegenwärtig Bestehenden, wie bei den Russen. Die sogenannte klassische Periode der französischen Literatur bedeutete einen Rückschritt und Verfall des vieil esprit gaulois. Revolution und Empire brachten nichts Künstlerisches hervor als die Reaktiongelüste Chateaubriands und Lamartines; diese aber, eben so wie Beranger und Musset, die einzigen echtbegnadeten Poeten Frankreichs, erstanden in einer welken, unfruchtbaren Zeitstimmung. Hingegen dürfte Zusammenstellung einer literarhistorischen Tabelle, z. B. der Geburt- und Todesjahre der Autoren und der Jahreszahlen des Erscheinens epochaler Werke, Merkwürdiges ergeben, z. B. ungewöhnliche Fruchtbarkeit gewisser Zeitspannen oder innere Aehnlichkeit der im gleichem Jahr, wie Burns und Schiller, Byron und Schopenhauer, ja sogar der nur zu gleicher Jahreszeit im gleichem Monat Geborenen, wie Burns, Byron, Petöfi.

Nachdem in England und Frankreich die Vermischung in einander aufgehender Nationalitäten eine gemeinsame Schriftsprache ermöglicht hat, entwickelt sich gleichzeitig dort die Minstrelsy, hier die Troubadourschaft. Wenn nun bei dieser die neckische Erotik, bei jener die düstere Kriegsbesingung vorwiegt, so spielt das zufällige Milieu — dort die galanten Höfe der Provence, hier die Grenz- und Bürgerkriege der beiden Rosen — entscheidend mit, nicht der klimatische Einfluß. Das Eindringen des italienischen Geistes in die höhere Gesellschaft wird diesseits und jenseits des Kanals in ganz gleicher Weise verarbeitet: Chaucer und Rabelais, später die Feen- und Hirtenpoesie der Spenser und Sidney neben der Herrschaft der sogenannten „Plejade“ in Paris. Fast zugleich erscheint Sidneys defense of poetry und Dubellayes illustration de la langue française. Die Ausschreitungen des schwulstigen Euphuismus werden hingegen in Frankreich verzögert durch den heftigen Widerstand der Malherbes und Regnier gegen den fanatischen Hellenismus der Plejade. So erscheint erst 30 Jahre später die „Asträa“ d'Urfés, während Lily schon 1580 England mit seinem „Euphues“ beglückt. Dort aber erliegt der Kultus verschnörkelt formalistischer Phrase dem gesunden Volksdrama und Shakespeare befreit sich vom euphuistischen Milieu, während in Frankreich erst 50 Jahre später Molière tötliche Schläge gegen die „Precieusen“ des Hotels Rambouillet führt. Jetzt spaltet sich die bisher gleichlaufende Entwickelung, durch eine Hemmung der natürlichen Gesetze. Als 1636 Corneilles „Cid“ die französische Klassik einleitete, lange nach Shakespeare und Calderon, geschah Dies nicht im Anschluß an das Volksthümliche, sondern an eine mißverstandene Antike. Der Plejaden-Dichterling Jodelle hatte durch seine Tragödie „Kleopatra“ eine Fluth von Nachahmungen heraufbeschworen und die Ansicht im Bewußtsein der Gebildeten festbegründet, das gelehrte antikisirende Rhetorikstück sei die eigentliche rechtmäßige Form des Schauspiels. Unter dieser schädlichen Ansteckung litten Corneille und Racine, die mit Gesellschaftlustspielen begonnen hatten, und ihr redliches Streben nach Charaktertragödien mußte an der aufgezwungenen Form scheitern. Wenn somit die Tragödie den Franzosen verloren ging, besorgte der unwandelbare Naturprozeß, der für die Epoche nationalen Aufschwungs auch hier wie in England und Spanien einen genialen Träger volksthümlicher Dichtung heischte, einen Ersatz durch Molières Komödie. Im Grunde entsprach sie weit mehr dem gallischen Bedürfniß, obschon durchaus im Gegensatz zur herrschenden Anschauung. Am Klarsten kommt Dies zur Geltung in der Mahnung des „Misanthrope“ an den höfischen Sonettendrechsler, das alte Volkslied als Muster zu

wählen: „Et ce n'est qu'ainsi que parle la nature“. Hingegen bezeichnet im tragisch angelegten englischen Nationalgeist das Aufblühen der Komödie von Congreve bis Sheridan den intellektuellen und sittlichen Niedergang. Die spöttische Skepsis Lafontaines verliert ihre Anmuth bei den britischen Nachahmern, die politische Satire Scarrons ihre witzige Schärfe im Gegenstück der Butlerschen plumpen Komik. Dafür flammt die angelsächsische Idealität noch einmal in Miltons und Bunyans Puritanismus auf. Im Widerspruch zur Verderbniß des absolutistischen Systems, wurzelt dieser Idealismus in revolutionärer Grundstimmung und kann daher in Frankreich erst mit der kommenden Revolutionströmung hervorbrechen. Die Klassiker waren noch konventionelle Gesellschaftmenschen, aber in Pascal kündigte sich schon Rousseau an. Die Entwickelung des Milieu liegt um fast hundert Jahre auseinander, von Miltons „Ready and easy way, to establish a free commonwealth“ zum „Contrat Social“. In der „Neuen Heloise“ folgt Rousseau den Spuren des heute ungebührlich unterschätzten Richardson, in dessen Romanen unter spießbürgerlicher Gewandung eine überspannte Moralität sich heimlich zu einem polemischen Zwecke zuspitzte, wie die nüchterne Bürgertugend der späteren Pariser Schreckensmänner. Und im „Emile“ soll Rousseaus Schüler ein Buch zuerst lesen: den Robinson Crusoë, das schlichte Meisterwerk englischer Vernunft und Tüchtigkeit. Im ganzen achtzehnten Jahrhundert findet ein ununterbrochenes gegenseitiges Beeinflussen Statt. Was sie aus Montaigne und Rochefoucauld empfingen, zahlen die englischen Aufklärer mit Zinsen heim. Die leichte gallische Ironie wird in Swifts düsterm Genie zu einer zermalmend gründlichen Haß-Satire gesteigert, deren cynische Weltverachtung heimlich von revolutionärem Pathos zittert. Aus ihm schöpft Voltaire, was er zu seiner weltgeschichtlichen Aufgabe braucht. Hier haben wir ein Doppel-Beispiel vor Augen, wie das individuelle Temperament des Schriftstellers in verschiedener Weise vom Naturprozeß zu höheren Zwecken verarbeitet wird, je nachdem das nationale oder zeitliche Milieu es erfordert. Voltaire war ursprünglich aus dem gleichen Thon geknetet, sogar physiologisch, wie der bucklige, zwerghafte Pope. Seine Versübungen hatten bedenkliche Aehnlichkeit mit den gereimten Artikeln des bewunderten kleinen Pagoden an der Themse, der mit einem „Essay on Criticism“ epigrammatisch debutirte. Aber die große revolutionäre Bewegung ergreift den eiteln Pariser und siehe da: sein Getändel wird Ernst; ein Swift ersteht in ihm, von geringerer Kraft, aber ungleich größerer Gewandtheit und Vielseitigkeit, wie es dem gallischen Wesen zusagte. Nicht minder geräth der scheue Grübler Rousseau, mit dem krankhaften Gemüth eines Swift und Cowper beanlagt, ins revolutionäre Fahrwasser und wird ein ernster Kämpfer wie Milton. Der zerfahrene Humor eines Sterne, die sanfte Rührseligkeit Goldsmiths, nimmt in Diderot eine kräftigere Färbung an, verquickt sich mit der polemischen Ader der früheren englischen Aufklärer. Der stärkere Druck des absolutistischen Staates in Frankreich erzeugt diese Wandlung, welche plötzlich leichtlebige Franzosen zu heftigeren Geistesstreitern adelt als cholerische Briten. Auch die boshafte Galle Smoletts, die joviale Roheit Fieldings im Sittenroman, wirkt minder eindringlich als schon die schneidende Ironie Lesages und vollends die versteckte Zerstörungsucht in den Komödien des Beaumarchais. Das beste englische Lustspiel kann nur die „Lästerschule“ vornehmer Salons geißeln, die freche „Bettleroper“ verpestet mit einem Rinnstein-Odeur von Gesellschaftparodie

die Bühne, dennoch bleiben Sheridan und Gay hübsch bescheiden und ungefährlich im Vergleich zur politischen That der „Hochzeit des Figaro“.

Aber in revolutionärer Vorbereitung zur Neugeburt der konventionell verseuchten Gesellschaft hat der gallische Geist auf lange seine Kräfte erschöpft. Ein neues, drittes Element dringt in die beiden bisher ausschließlich führenden Literaturen ein: der deutsche Einfluß breitet sich allmächtig aus und erzeugt eine neue poetische Weltanschauung, eben so von der naiven Schaffensfreude der Renaissance wie von der hypercivilisirten Nüchternheit des Aufklärungzeitalters entfernt. Das ist die große Romantik, nicht jene, die wir Deutschen auf die „romantische Schule“ beschränken und von der angeblichen Klassizität in Weimar unterscheiden. Selbst in ihren antikisirenden Anwandlungen bleiben Goethe und Schiller echte Romantiker und so wurden sie auch in Europa aufgefaßt. Wo in den Jugenddramen Schillers und der befreienden Volkspoesie des Schotten Burns etwas „Modernes“ durchzubrechen scheint, täuscht nur inhaltlich die revolutionäre Tendenz der Auflehnung gegen das bevormundende soziale System. Aber Louise Millerin und Major Walter mußten den skeptischen Realisten der vorhergehenden Epoche als romantische Figuren gelten; die genialen Marseillaisen freien Menschenthums, wie sie besonders aus Burns' „Lustigen Bettlern“ grollen, klangen den zarten Ohren des Ancien Regime als romantisch pöbelhafte Tiraden. Wer hatte je gehört, obschon zur Stuartzeit ein Herrick dem alten Volkston des lustigen England lyrisch gehuldigt hatte, daß man ungescheut Milchmädchen besang, als wären es Herzoginnen, und hinter dem Pfluge mit Feldmaus, Hase und Maßliebchen sich in Versen berückenden Wohllauts unterhielt, wie dieser schottische Bauernbarde ohne Bildung und Studien! Sein ganzes Dichten war ein Attentat auf die akademische Klassizität und man erinnerte sich mit Schauder, daß auch Shakespeare nur ein Taugenichts von ungelehrtem Komödianten gewesen sei. In Burns, dessen echter Naturalismus nie über Englands Grenzen hinauswirkte, sehen wir nicht nur den naiven Bahnbrecher, der die Dichtung aus den Fesseln kritischen Vernünftelns befreit und sie dem schrankenlosen Gemüthsleben zurückgiebt, sondern auch schon den Uebergang zum Modernen. Vom Ende des vorigen Jahrhunderts an: überall unsicheres Tasten und Schwanken. Die Crabbe, Rogers, Campbell, die Chateaubriand, Chenier, Lamartine und Delavigne vermögen sich noch nicht vom alten Stile schönrednerischer Rhetorik loszusagen, sie verschließen sich nicht dem neuen Geiste, ohne mit dem alten brechen zu können. Das Gleiche gilt von Thomas Moore, den nur patriotischer Schmerz über seine sonstige Salontändelei erhebt.

Während die Tragiker des Empire sich mit Shakespeare zu beschäftigen anfangen und die Staël ihr Buch „über Deutschland“ schreibt, das Napoleons Polizeiminister als „nicht französisch“ brandmarkte, suchte Walter Scott die Romantik Goethes und Bürgers auf den britischen Inseln heimisch zu machen. Die sogenannte „Seeschule“ nahm diese Bemühung erfolgreich wieder auf. Coleridge übersetzte den Wallenstein, Byron las schon als Knabe eine Uebersetzung des Werther, später trug ihm der ganz deutsch gebildete Shelley den Faust wortgetreu vor. Dies deutscheste Dichterwerk übersetzt zwar erst in Mitte unsres Jahrhunderts Gerard de Nerval ins Französische, aber schon 1809 machte sich Benjamin Constant an Wallenstein. Ducis überträgt Hamlet, Vigny bringt Othello auf die Bühne und die gesammte romantische Schule in Frankreich nährt sich von deutschen Anregungen, vermischt mit Abfällen Scotts und Byrons

oder mißverstehender Auslegung Shakespeares, wie einst die Klassiker sich an der Antike versündigt hatten.

Daß ursprünglich der Romantik eine neuzeitfeindliche Tendenz zu Grunde lag, zeigt das Beispiel Scotts. Auch Ossian und Burns hatten die schottische Natur und Vergangenheit dem Leser vorgezaubert. Niemand aber hatte daran gedacht, die mittelalterlichen Strauchritter zu verherrlichen. Scotts biedere Hochlandsräuber wurden später nur noch von den letzten Mohikanern Coopers und den edeln Spielteufeln des psychischen Goldgräbers Bret Harte übertroffen, wie denn die junge Kultur Amerikas noch heute romantisch angehaucht scheint und von Poe bis Joaquin Miller in Byronismus machte, als der Weltschmerz schon längst europamüde geworden war. Bei Scott fängt man an, durch gothische Fenster zu schielen, während die deutsche romantische Schule weit weniger das historische Kolorit festhielt und mehr philosophisch-musikalisch, symbolistisch-spiritistisch, über ein erträumtes christliches Mittelalter spekulirte. So verschieden befruchtet die gleiche Geistesneigung ein verschiedenes Milieu. Der realistische Engländer stand mit Nixen nicht auf vertrautem Fuße wie Fouqué, sondern erbaute mit romantischen Vorstellungen seinen sehr realen historischen Sinn. Auch ist bezeichnend, daß er patriotische Gesinnungen an seine Wiederbelebung des Ritterthums knüpfte, wie etwa Freytag und Dahn an ihre Deutschthümeleien nach 1870. Die „Jungfrau vom See“ lasen sich die Soldaten Wellingtons in den Laufgräben von Badajos vor, und Scott läßt seinen byronischen Verbrecher Lord Marmion mit dem letzten Gedanken an England schließen. So gewährt der gleiche Naturprozeß in der Mittelalterromantik hier das beste Mittel, den Stolz der modernen britischen Weltherrschaft auszusingen, während sie in Deutschland umgekehrt dazu dient, aus unerträglicher Gegenwart sich hinweg zu flüchten. Da stieß aber die Romantik auf zwei überstarke Individualitäten, und ihre rückfällige Richtung, von den unreinlichen Brosamen der politischen Reaktiontafeln gespeist, schlug plötzlich um. Byron und Shelley waren zu kosmisch angelegt, um nicht Kosmopoliten zu werden, zu vornehm selbständig, um nicht ihr Gegenwartrecht zu beanspruchen. Dazu noch der Hellenismus in Shelley und die Swiftsche Ader in Byron, Erbschaft des angelsächsischen Radikalismus, der auch Shelleys antikisirend-allegorische Art auffallend an Milton anschließt, an dessen ungestüme Prosaschriften auch die Anmerkungen zur „Queen Mab“ erinnern. Für den stumpfen Blick, der am Aeußerlichen haftet, romantisch in ihrer Erscheinung und Dichtungform, waren sie doch innerlich modern oder richtiger revolutionär. Während Goethe und Schiller nur über Aesthetik Briefe wechseln, unterhalten sich diese englischen Dioskuren nur von Politik und Freidenkerei. Byron las grundsätzlich keine Poesie und seine ästhetische Unreife offenbarte sich in aberwitziger Vergötzung Popes, mit dem er doch gar nichts gemein hatte.

Die Korrespondenz Sellwyns und Horace Walpoles, der das „Gothische“ in Mode brachte, wie wir neuerdings den Butzenscheiben-Stil erlebten, das Tagebuch Byrons selber entrollen uns ein dokumentäres Bild jener Generation, deren Puder abschüttelnde Lockenfülle uns die Portraits von Lawrence in der „National Galery“ wiedergeben. Deutsche wie Raumer und Pückler-Muskau, später auch Heine, suchten den überwältigenden Eindruck des damaligen englischen Hochlebens zu skizziren. Aeußere Weltherrschaft, wirthschaftlicher Glanz, übertriebener Luxus, Schildkrötensuppen und indische Vogelnester auf Nabob-Gelagen und daneben die Korntaxe und der Hungertyphus,

Spitäler und Armenhäuser überfüllend. In den Salons spielte man die ossianische Harfe, draußen brüllte die soziale Revolution. In den Klubs (einer hieß „Höllenfeuer-Klub") jeden Tag ein neuer Skandalklatsch galanter Aristokratinnen, wahnsinniges Pharao-Spiel, wo einmal 180 000 Pfund auf einer Karte standen und man die Falschspieler zuerst im Rothwälsch „Griechen" nannte. Ungeheurer Schwindel in Aktiengesellschaften à la Lord Oxfords Südseecompagnie, sexuale Psychopathie à la Grahams Himmelbett und Lord Baltimores Harem. Wir stehen heute in Deutschland auf gleicher Entwickelungstufe nach innen und außen, und deshalb sollte Byrons symptomatische Erscheinung uns die wichtigste sein, zur Erkennung der literarischen Gegenwart. Shelley stand ganz im Bann des Sozialismus, dessen nationalökonomischer Prophet, Godwin, sein Schwiegervater wurde. Der selbe Godwin hat einen wenig bekannten Roman „Caleb Williams" hinterlassen, worin das Gewissensproblem ungleich realistischer und zugleich sozialer behandelt wird als in Dostojewskis „Raskolnikow," der sich zweifellos an den „Eugen Aram" des Romantikers Bulwer anlehnt. Man schreibt heute den Russen eine „moderne" Bedeutung zu, die ihnen gar nicht zukommt; ihre Fortgeschrittensten stecken noch tief in phantastischer Mystik. Und erst recht die Norweger. Björnsons Romantik schimmert durch alle aufgeklebten realistischen Lappen; Alles dreht sich um Uebermenschen; mit Vorliebe ist vom „Künstler" die Rede, wie in der symbolischen Skizze „Thront der Geiger." Ibsens verschossene Stoffe aus altfränkischen Fjordwinkeln stammen aus romantischem Waarenlager von der verstaubten Mustermarke Zacharias Werners, dessen „24. Februar" und „Weihe der Kraft" ein nordischer Symbolist verfaßt haben könnte, der unter Schicksalsgespenstern freie Adelsmenschen schafft. Ob hier und da, wie Phosphor aus fauligen Materien, „moderne" Blitze aufzucken, ändert nichts am innersten Wesen. Auch Zola wirkt nur da dichterisch, wo er an die sonore Verzweiflung Mussets erinnert; auch fühlt er die Enge des Genrebildes so sehr, daß er überall nach historischen Perspektiven hascht und seinen Saccard mit aufdringlicher Absichtlichkeit an Napoleon anlehnt, bei einer Börsenniederlage von Waterloo und Grouchy träumt, in die Weltausstellung den Schatten Bismarcks fallen läßt und endlich im „Débâcle" mit einer langweiligen Kriegschronik endet. Diese rückschauende Analyse ist doch historischer Art; was im zweiten Empire geschah, ist doch nicht „modern". Romantisch dachten auch seine Vorgänger, nicht nur die Sand, Dumas, Sue, sondern auch Balzac, der mit historischen Romanen begann. Dessen „Vater Goriot" könnte eben so gut in der englischen Gewandung König Lears stolziren; das „Moderne" des geschilderten Milieu ist eine aufgeputzte Staffage, eben so gut Kostüm, wie der koloristische Hintergrund Victor Hugos. Unser Gerhart Hauptmann — von dem hochbegabten Unterhaltungschriftsteller Sudermann ganz zu schweigen, bei dem das „Moderne" in sensationellen Schlagworten beruht, dessen Graf Trast und edle Kommerzienrathstöchter, dessen Willy oder Magda aus echter romantischer Bühnengarderobe stammen — hob an mit schwulstigen Reflexionversen im „Promethidenlos" (nebst einer mir im Manuskript vorgelegten Hermansschlacht!) und endet mit Hanneles Engeln und Florian Geyer! Nur jene geschwätzigen Papageien, die nacheinander Schiller, Kleist, Heyse, Keller und Ibsen mit seltener Vielseitigkeit feierten, oder jene Cliquen-Bullenbeißer, die aus banausischen Strebergründen einen Messias erfinden mußten, werden in solch seltsamer Entwickelung eine Konsequenz des waschechten Naturalismus der Moderne wittern. Was die

unwissende Menge täuscht, ist der Prosastil und das Abschwören alles großen Wollens, um in bürgerlichem und erotischem Kleinkram zu wühlen. O wie wunderbar neu! Einfach die Wiederkehr der alten Aufklärungepoche zwischen Renaissance und Revolution. Was uns aber in Zola (und in ihm allein) als moderne Weltanschauung berührt, Das veranschaulicht sich in der pathetischen Poesie Byrons und Shelleys viel stärker: das Versenken in die Naturkräfte, das Spielen mit Geistern und Weltkugeln, das Auflösen des Einzelwillens ins All.

Das unausgeglichene Schwanken zwischen Romantik und Revolution in Lenau und Heine, die auch ohne Byrons Vorbild sich genau so entwickelt hätten, nahm in Byron eine welthistorische Form an, nicht sowohl des genialeren Trägers halber, sondern seiner energischeren Rasse und dem politisch großartigen Milieu gemäß. Byron saß eben nicht in Weimar, sondern behauptete seine Selbstherrlichkeit als unverletzlicher englischer Lord. Faust unterwirft sich Mephisto, Manfred und Kain stehen vor Nemesis und Lucifer ungebeugt, als hätten sie eine Habeas-Corpus-Akte in der Tasche. Das philosophische Grübeln der Deutschen bleibt bei den britischen Vettern religiöses Empfinden, selbst ein Astronom wie Herschel dichtet ein Glaubenslied, Newton legt die Apokalypse aus. Daher der Bodensatz von Calvinismus in Byron. Der Brite trägt seine Heimathliebe in alle Kolonien mit, Bischof Heber denkt bei einer Gangesfahrt an die Themse, Collingwood erinnert unter den Donnern von Trafalgar die Matrosen, daß jetzt daheim die Sonntagsglocken läuten. Daher trotz internationaler Revoluzerei der Britenhochmuth in diesem Verbannten, der wie Marino Falieri gegen seine Standesgenossen kämpft. Die Briten sind endlich ein Krämervolk, Alles wird nach Geld bemessen, Swift rechnet Marlborough den angeblichen Undank der Nation auf Shilling und Pence vor, noch heutige englische Offiziere jammern in Abessinien über zu wenig „Preis-Geld“ für ihre Thaten, wie Graf Seckendorff mit preußischem Staunen in seinem Tagebuch der Napierschen Expedition erzählt. Daher der praktische Sinn in Byron, der so wenig zur sonstigen Schauerromantik zu stimmen scheint, auf den selbst der schlaue Disraeli in „Vivian Grey“ mit Recht verweist, jener praktische Sinn, der mit Carbonari und Philhellenen umzuspringen wußte. Daher auch das heroische Ende im Anti-Humbug-Stil des „Don Juan“ und im Opfertod auf Missolunghi.

Eine große neuzeitliche Dichtung gab es nur einmal, auf der weltumfassenden Bühne Shakespeares, der nichts Menschliches fremd blieb, auch der „moderne“ Weltschmerz nicht, die Flucht vor dem Ich: „O Seele, wandle dich zum kleinsten Tropfen, und fall' ins Weltmeer, wo dich Keiner findet!“ schluchzte schon Marlowes Faustus. Diese echte Dichtung kann nicht wiederkommen, denn ihre Lebensbedingungen eines aristokratisch genialen Leidenschaftrausches fehlen. Mit der Herrschaft der modernen Bourgeoisie steigen Prosa-Aufklärung und Phrasen-Fortschritt auf den Thron; mit der Sozialisirung der Massendemokratie hört die Kunst überhaupt auf. Wer sich individualistisch dagegen auflehnt wie Nietzsche, fühlt eben als Romantiker. Poesie ist Ahnung des Vergangenen und Zukünftigen, meidet ihrem Wesen nach die eigentliche Gegenwart; eine „moderne“ Poesie im Sinne der Banausen giebt es nicht. Sie verwechseln damit die Kotzebuekomödie, oder die revolutionäre Anklage. Die Romantik kann jederzeit gedeihen, sie ist eklektisch. Die revolutionäre Literatur dagegen gehört einer bestimmten Strömung an, wenn die Zeit erfüllet ist; sie ist fast immer kritisch negativ ohne schöpferischen Werth. Aber wenn

sich die revolutionäre Idee in eine romantische, d. h. wirklich dichtungfähige Natur ergießt, so entsteht aus dieser Mischung der Mann mit dem großen Wollen, der Prophet, in dem oft ein genialerer Thatmensch schlummert als in den nüchternen Marktrealisten. Ein solcher romantisch-revolutionärer Doppelmensch war Napoleon Bonaparte, ein solcher Noel Byron. Solche Weltknebler, Weltumwälzer, Weltbefreier erzeugen sich ganz von selber nach Gesetzen psychischer Chemie und Geologie, die unserm Forschen bisher verhüllt blieben. Wer aber aufmerksam das Walten der Naturprozesse in der Literaturgeschichte verfolgt, erräth genau, in welcher Periode man gerade steht. Auf äußere Hüllen und Wandlungen des steten Wechsels kommt es nicht an; die Wogen, die scheinbar neu jede Sekunde an den Strand rollen, sind doch ewig die selben und rollen an gleicher Stelle. Unser „Fin de siècle" lebt aufs neue im Milieu des Geschlechts vor der großen Revolution. Damals haschte man nach den Funken, die von Rousseaus Fackel stoben, lief hinter dem zerlumpten Korybanten her, dessen Wahnsinnsblick ein morsches Jahrhundert anzündete, in den Wald von Ermenonville und an die Ufer des Genfer Sees. Dort, wo auch Voltaire seine Pfeile schnitzte und einst Byron mit Shelley die Spuren ihrer Revolution-Ahnen suchte, vollendete zwei Jahre vorm Bastillensturm sein Werk der Historiker einer untergehenden Gesellschaft, Gibbon. In seiner Biographie tritt er uns als blasirter Skeptiker, als vollendeter Selbstling, entgegen. Und doch genoß dieser Mensch einen Augenblick der Begeisterung, gleich jenen andern muthigen und entschlossenen Kämpen, die unter materialistischer Doktrin einen sittlich ernsten Eifer bargen, wie Voltaire und Friedrich der Große. Gibbon schreibt: „Es war um Mitternacht des 27. Juni, wo ich in einem Sommerhaus meines Gartens die letzte Zeile schrieb. Nachdem ich die Feder niedergelegt, ging ich unterm Akazienggang auf und nieder. Die Luft war mild, der Himmel heiter, und die ganze Natur schwieg". In diesem würdevollen Ausdruck befriedigten Selbstgefühls, im Munde dieses skeptischen Arbeiters, liegt eine eigenthümliche Weihe und Erhabenheit. Und zwar von typischer Art für den Literaturpsychologen. Dieser Zweifel, dieser aufgeklärte Despotismus der damals herrschenden Kaste, arbeitete entsagend am eigenen Untergang, trieb zerstörungfroh dem revolutionären Enthusiasmus zu. Auf Jenseits wie auf behagliche Gegenwart verzichtend, gruben sie rastlos unverdrossen die Wege für ein kommendes Geschlecht, dem ihr Arbeitkultus die Bresche füllen sollte für endlichen Sturmlauf. „Unsere Unsterblichkeit ist nur, den Menschen Wohlthaten zu erweisen", singt der Preußenkönig in einer seiner heroischen Versbeichten, er, dessen Krückstock so viel vornehmer aussah als die Allongeperücke des Roi-Soleil. Und er hätte bei Byrons Zornruf beifällig genickt: „Nichts kann den tiefen offnen Haß je ändern, Haß aller Tyrannei in allen Ländern." Dies war das Geschlecht des beschränkten Könnens, dessen schriftliche Hinterlassenschaft schon heute vergilbte, aber des titanischen Wollens, das die Entwickelung um ganze Jahrhunderte vorwärtsriß und noch heut unser Denken gestaltet. Die ästhetische Romantik befriedigt uns nicht mehr und die große, die wahre Kunst der Renaissance bleibt unerreichbar. Bei den rüstigen Revolutionären der Uebergangsepoche ist unsere Heimath, dort finden wir unsere Ahnen. Wenn wir zum Können in unserem Milieu nie reifen können, so laßt uns doch das große Wollen wählen, stolz den Blick geradeaus gerichtet in die Ferne der Zukunft.

Karl Bleibtreu.

Das Fabrikgeheimniß.

Zur Börse gehen jetzt nur noch Leute, denen der Arzt absolute Ruhe verordnet hat. Die gefülltesten Bomben, wie die muntere retraite des Herrn Casimir-Périer oder das Staatsstreichspiel des Altkönigs Milan, explodiren ohne Anrichtung von eigentlichem Kursschaden und so wendet man sich um so stärker den anderen Fragen, z. B. solchen innerhalb unseres Industriegedeihens, zu.

Da wird jetzt nicht ohne Heftigkeit für und gegen die Schutz-Verschärfung des Fabrikgeheimnisses gestritten. Das ist für die chemische und mechanische Technologie unseres Landes vielleicht eine Lebensfrage. Ein Patent an sich ist noch kein Dowescher Panzer, es schützt nicht vor Nachahmung, weil mit geringer Abänderung häufig auch Umgehungpatente möglich werden. Dann giebt es aber auch äußerst gewinnbringende Fabrikgeheimnisse, deren Patentirung der Umstand entgegensteht, daß etwas grundlegend Neues dabei nicht vorhanden ist. Es werden mir hier Beispiele aus verschiedenen Gebieten gebracht.

Die Herstellung von Salicylsäure beruht auf einem bekannten Prinzip, war also nicht patentfähig. Dennoch soll deren Fabrikation höchst rentabel sein, weil der gute Ausbeutegrad nur wenigen Etablissements bekannt geworden ist. Was würde aber daraus werden, wenn die Arbeiter und Werkmeister freiwillig oder unfreiwillig nicht verpflichtet wären, geheim zu halten, was sie zufällig sehen, resp. was man ihnen trotz aller Gegenbemühung nicht verbergen kann? Solche Leute würden jeden Augenblick vom Auslande — denn im Inlande tritt diese illoyale Konkurrenz höchst selten hervor — mit Vergnügen engagirt werden. Gewaltige Mengen unserer eigenen Rohstoffe würden so unbenutzt bleiben müssen und unserer Ausfuhr gingen zahlreiche Länder verloren, so daß dann schon Hände genug bei uns frei würden. Was nun die leitenden Chemiker betrifft, so erfreuen sich diese, falls sie tüchtig sind, so guter Bezahlung, wie sie nur hochgestellte Beamte nach langjähriger Dienstzeit zu erhalten pflegen.

Weiter. Die Chemische Fabrik von Kahlbaum in Berlin soll seit Jahren ein Verfahren zur billigen Herstellung von Acet-Essig-Ester besitzen, dem Ausgangspunkt für Antipyrin. Es läßt sich also leicht erweisen, daß die Höchster Farbwerke als Eigner der Antipyrinfabrikation die größten Abnehmer jener Berliner Chemikalien waren. Die Farbwerke kamen aber sodann durch unausgesetztes Experimentiren selbst in den Besitz des Geheimnisses, indem sie zwei ihrer Chemiker einige Jahre hindurch nur mit dieser einen Sache Versuche anstellen ließen. Das Antipyrin nun ist in einigen Ländern wie z. B. der Schweiz (wo nur ein Modell und nicht ein Verfahren patentfähig ist) nicht patentirt, man könnte demnach dort ganz ruhig das Heilmittel nachahmen, wenn der Gewinn nicht zu gering wäre, und Dies ist eben nur so lange der Fall, als die billige Herstellung des Acet-Essig-Ester ein deutsches Geheimniß bleibt.

Auch über Karbolsäure könnte ein ähnlicher interessanter Beweis geführt werden, doch wir wollen einmal zur mechanischen Technik übergehen. Eine Privatfirma in Ludwigshafen fabrizirt eine Wärmeschutzmasse zur Umhüllung von Dampfleitungen auf weiten Strecken. Die Bestandtheile dieser Masse kennt man ziemlich sicher, aber keine Mühe, kein Versuch soll das Endprodukt in derjenigen Konsistenz erzielen können, die wirksam zu nennen ist. Ich kann in diesem Augenblick nicht erfahren, ob jene Wärmeschutzmasse patentirt ist. Sehr oft nimmt man aber auch auf ganz neue Erfindungen kein Patent. Es kommt nämlich häufig vor, daß die Erfinder bei der Anmeldung, sogar bei bester

Unterstützung, Etwas übersehen und hierdurch könnte dann von anderer Seite mit geringer Abänderung ein sogenanntes Umgehungpatent genommen werden. Es soll sogar in unserem Vaterlande chemische Laboratorien eigens zu diesem Zwecke geben. Die Folge ist, daß unsere ersten Firmen sehr oft Patente nehmen, die niemals rentabel werden, nur um so einer eventuellen Umgehung eines werthvollen Patentes vorzugreifen. Der Laie, der zufällig einmal die Chemiker-Zeitung liest, wird sehr oft bei Besprechung irgend einer durch den Reichsanzeiger publizirten Novität die unverhüllte Anmerkung finden: „Umgehungpatent".

Wie schwierig die Entscheidungen ausfallen, sobald in derartigen Dingen die Gerichte angerufen werden, dürfte nicht ganz unbekannt sein. So ist es noch ganz frisch, daß der Gewinner eines sehr wichtigen Patentprozesses den Wortlaut des Urtheils wochenlang nicht erhalten konnte, weil ein hohes Gericht mit der Begründung nicht recht fertig zu werden vermochte. Es giebt auch nur wenige Advokaten, die bisher durch diese Dornenhecke gedrungen sind. Zumeist läßt man zur Assistenz seines gewöhnlichen Rechtsbeistandes so einen „Fachsimpler" kommen und der gewöhnliche Rechtsbeistand unterschreibt dann mit tiefem Unverständniß Alles, was der Herr Kollege von auswärts ihm vorlegt. Neuerdings ist es sogar so weit gekommen, daß eine unserer ersten chemischen Aktienfabriken einen ihrer angestellten Rechtsanwälte Chemie studiren läßt. So ein Assessor muß also drei Jahre ein ihm ganz neues Fach hören, darin arbeiten, was ihm natürlich sein Etablissement recht erleichtert und verbilligt, um endlich sein chemisches Examen vielleicht cum laude zu bestehen.

Die Forderung nach strengem gesetzlichen Schutz des Fabrikgeheimnisses ist also in der That wohl begründet, wenn stark angebaute Arbeitgebiete ihre bisherige Priorität gegenüber dem Auslande behaupten sollen. Man braucht ja nur die ungenirten Annoncen in deutschen Blättern zu sehen, wo fremde Etablissements Beamte mit Kenntniß, z. B. ganz bestimmt angegebener Anilinfarben, suchen. Das Mitfortnehmen von Handwerkszeugen würde als Diebstahl gelten, weshalb sollt nicht der Mißbrauch mit geistigem Handwerkzeug als Untreue sehr scharf präzisirt werden können? Dem leitenden Chemiker gegenüber sichert man sich ja so ziemlich durch eine hohe Konventionalstrafe. Es giebt technische Etablissements, die selbst ihre Beamten zweiten Ranges mit 30—50 000 Mark verpflichten, von dieser oder jener Fabrikeinrichtung in einer genau vorgeschriebenen Entfernung zu bleiben. So ein noch ganz grüner Techniker weiß zwar manchmal gar nichts Zusammenfassendes, aber sobald er anderswo eintritt, wird er eben auf kunstvolle Weise ausgefragt und der Schaden von Hunderttausenden ist da. Genau so geht es mit den Arbeitern und Werkmeistern, nur daß diese nicht in der Lage sind, genauere Angaben selbst über Dinge zu machen, die täglich durch ihre Hände gegangen sind. Kennt doch die Technik Mittel und Wege genug, die Arbeitmethoden gleichsam „blind" ausführen zu lassen. So soll z. B. die Einrichtung weit verbreitet sein, daß die chemischen Fabriken Thermometer und Manometer mit falscher Skala versehen. Auf diese Weise vermögen die Arbeiter über Temperatur und Druckverhältnisse kein sicheres Urtheil zu gewinnen, während sich natürlich der leitende Chemiker auf die Umrechnung der falschen in die richtigen Zahlen versteht. Eine Beleidigung haben die Arbeiter hierin bisher nicht gefunden. Sie müssen sich da mit den Commis der verschiedensten Branchen trösten, in denen ebenfalls wichtige Dinge künstlich verborgen werden.

Leider muß konstatirt werden, daß auch sehr viele Fabrikanten mit ihren

Rechten Mißbrauch treiben. Sie wünschen, ihre Angestellten länger zu behalten, einem fortwährenden Wechsel zu entgehen, und behaupten daher, daß bei einem Uebertreten in die Konkurrenz unbedingt das Fabrikgeheimniß verletzt werde. Daraus sind schon zahlreiche unerquickliche Prozesse entstanden. Es fehlt eben auf diesem Gebiete eine einheitliche Rechtsanschauung und ein Gericht hat schon oft einen eingeklagten Vertrag als unsittlich zurückgewiesen, während gleichlautende Verträge von anderen Gerichten als giltig anerkannt wurden.

Da das Patentgesetz nicht ausreicht, mußte die Technik sich Selbsthilfe schaffen, aber der Staat kann da noch sehr viel Gutes wirken. Aufhören müßten alle Verträge, die das einfache Uebertreten in ähnliche Betriebe untersagen und so den Angestellten die beste Verwerthung ihrer freien Arbeitkraft unterbinden. Andererseits sollte jede Verletzung des Fabrikgeheimnisses, so weit sie auf eine illoyale Konkurrenz hinzielt (Das ist das Charakteristikum) durch eine einheitliche Gesetzgebung als schwerer Vertrauensbruch behandelt werden.

Pluto.

Notizbuch.

Wie im Circus von Byzanz einst die Blauen und Gelben, so toben und wüthen noch immer die Offiziösen von Berlin gegen einander. Die Hiebe prasseln hernieder, und wenn einer gar zu derb getroffen hat und ringsum ein unbehagliches Staunen entsteht, dann wird das offiziöse Ursprungsattest versagt und die Prügelei als rollenwidriger Seitensprung eines unbefugten Privatmannes bezeichnet. Erbaulich ist dieses Schauspiel gerade nicht, aber lehrreich, denn es zeigt die Zerfahrenheit einer längst unhaltbar gewordenen Situation. Dabei braucht man noch nicht einmal an Böswilligkeiten zu denken. Die Dinge vollziehen sich ja nicht so, daß etwa Graf Caprivi einen bewährten Oberkuli zu sich bitten läßt und ihm aufträgt, geschwind dem preußischen „Ministerium der verlorenen Schlachten" Eins anzuhängen, und daß Herr Miquel oder Graf Eulenburg dann via Hamburg den über Köln geleiteten Streich pariren und heimzahlen läßt. Nein, äußerlich sind so wohlerzogene Herren gewiß in den allerbesten Beziehungen und sie werden sich hüten, dem Gesinde ihr Innerstes zu enthüllen. Das kommt höchstens mitunter nach besonders schweren Diners einmal vor. Aber der Dualismus rächt sich eben und die beflissenen Diener, die in den Mienen zu lesen und unausgesprochene Wünsche freudig zu erfüllen gewöhnt sind, becifern sich, auch ohne besonderen Auftrag, den wirklichen oder vermeintlichen Gegner zu schwächen, zu packen und niederzuschlagen. Daß die Ansichten der Grafen Caprivi und Eulenburg in wichtigen Fragen erheblich auseinandergehen, ist allgemein bekannt, und am Besten Denen, die aus Beruf oder Neigung ihnen journalistisch dienstbar sind. Ein Vorschlag wird aber gestattet sein. Wenn wirklich noch immer die Erkenntniß nicht durchgedrungen ist, daß unter den heutigen Verhältnissen nur der preußische Ministerpräsident Reichskanzler sein kann, dann sollte man sich wenigstens entschließen, Unparteiische anzustellen, die vorher, ehe sie unter die Presse gehen, die feindlichen Noten prüfen und sie von den ärgsten Offenherzigkeiten säubern können. Auf die Dauer wird sonst im Ansehen der Welt von den Kämpen nicht viel mehr übrig bleiben als zwei schrecklich zerzauste Wedel.

Theater.

War Lope de Vega wirklich ein sehr viel größerer Dichter als die Herren Bisson und Valabrègue? Der Spanier ist lange tot, so an die dreihundert Jahre, die Franzosen leben noch, und wenn sie einstmals gestorben sind, werden sie in der Masse verschwinden. Eigentlich aber ists doch nur ein Glück, kein Verdienst, vor dreihundert Jahren gelebt zu haben; denn erstens wars um ein Beträchtliches leichter, einen faullenzenden Sennor des sechzehnten als einen vermüdeten Europäer des kaum noch neunzehnten Jahrhunderts zum Lachen zu bringen; zweitens fand es damals Jeder selbstverständlich, daß ein Possendichter wie ein Rabe stahl; und drittens waren die alten Nester herzhafter Komik noch nicht sämmtlich ausgeraubt. Bei Alledem ist gar kein Verdienst, ist nur Glück; und deshalb bin ich mit der Frage bis jetzt nicht fertig geworden: War Lope de Vega wirklich ein sehr viel größerer Dichter als die Herren Bisson und Valabrègue.

Neulich sah ich ein Lustspiel des Spaniers, das Herr Eugen Zabel, „mit theilweiser Benutzung der Braunfelsschen Uebersetzung", für das Hoftheater bearbeitet hat; theilweise, geehrter Herr Zabel, ist übrigens ein Adverb und Sie sollten bei Russen, Spaniern und Franzosen doch Ihr freundliches Verhältniß zur Muttersprache nicht ganz vernachlässigen. Das Lustspiel hieß: „Der Tugendwächter" und der schwärmende Dramaturg J. L. Klein, an den wir um Rath und Hilfe in diskreten Angelegenheiten uns immer wenden, sobald ein besonders entlegenes Drama in Sicht kommt, preist es höchlich als einen Treffer. Eine fieberkranke — heute würden wir sagen: hysterische — Königin weiß keine bessere Lust, die Zeit sich zu vertreiben, als das Arrangement von poetischen Wettspielen, bei denen der Hofstaat mit der Beantwortung kitzlicher Fragen sich in Angstschweiß versetzen muß. Eines Tages nun wird die Frage gestellt, was auf der Welt wohl das Unmöglichste sei; und da Ihre leidende Majestät von Neapel mit den Antworten der Kavaliere nicht zufrieden ist und da jede Hoffestlichkeit mit einem Triumph des oder der Allerhöchsten abschließen muß, so prägt die schöne Antonia Allerhöchstselbst auch den Satz: das Unmög-

lichste von Allem sei, ein Weib zu hüten, das in Liebe schmachtet. Bis dahin bleibt Alles im Stil minnehöfischer Troubadour-Poesie; plötzlich aber geschieht, was von Allem fast das Unmöglichste schien: der Königin begegnet Widerspruch. Ein älterer Höfling, vielleicht einer, der auf Beförderung nicht mehr hofft, stimmt auf das Pflichtgefühl der holden Frauen ein Loblied an, das am Ende gar eine kleine Pointe gegen die begehrliche Königin enthält. Signor Roberto, so heißt der Brave, hat eine Schwester, für deren Tugend er einsteht und die niemals selbst einem geliebten Manne auch nur die winzigste Gunst bewilligen würde. Natürlich findet die Königin einen Ritter; natürlich liebt dieser Ritter Robertos Schwester und wird von ihr wieder geliebt; natürlich ist hier ein allwissender und allgegenwärtiger Diener, dort eine kecke und kluge Zofe zur Hand; natürlich wird der komische Bruder nach allen Regeln der Possenkunst gefoppt und betrogen und natürlich muß er beschämt schließlich bekennen, daß die Königin im Witzkampfspiel ihn schmählich geschlagen hat.

Das ist eigentlich wenig, nicht wahr? Und ich kann versichern, daß es durchaus nicht kurzweilig ist, namentlich im Hoftheater, wo drei wunderschöne Dekorationen den etwas verstaubten Ulk auseinanderreißen und wo zu einer poetischen Possenstimmung auch nicht die bescheidensten Ansätze zu entdecken sind. Aber das Publikum freut sich, nachdem in korrekten Gehröcken und in gelappten Schuhen so lange es stammelnde Gestalten erduldet hat, heute schon, wenn es wieder einmal bunte, phantastische Trachten sieht und sorgfältig stilisirte Sätze hört. Außerdem ist die Sache von Lope, und Lope ist so berühmt, daß Keiner ihn kennt und Jeder ihn bewundert; ein Klassiker, so zu sagen, und ein ganz alter, — da kann man sich doch nicht mit einem verspäteten Urtheil blamiren. Wenn die Ehrfurcht nicht wäre, ja, dann würde man vielleicht erwähnen, daß von großer und tiefer Charakterkomik hier nicht die Rede ist, daß nur drollige Situationen gesucht werden und packende Augenblickseffekte und daß die leckersten Bissen aus der geräumigen Speisekammer des Boccaccio entwendet sind. Boccaccio aber war nicht umsonst der Sprosse einer Pariserin; er hat in die nationale Komik der sonnigen Heimath ein neues Element gebracht, ein französisches, das der durchbeizten Zunge allmählich den Geschmack an naiver Heiterkeit nahm, und es ließe sich, wenn man Zeit hätte, ein ganz interessanter Aufsatz darüber schreiben, wie dieser poetische Bastard die Rasse der Komoeden verdorben hat. Aber wozu hat man denn heute noch Zeit? Nicht einmal, den Lope zu lesen; und Das ist für dieses Sonntagskind, dem man jetzt sogar den Antisemitismus verzeiht, abermals ein Glück, denn: wenn man ihn läse, oder wenn man seinen Tugendwächter auch nur etwa der école des maris von Molière verglìche, wärs mit dem Klassiker-Ruhm für ihn gleich vorbei.

Er war ein starker Erfinder — daß er wie ein ganz reicher Mann stahl, habe ich schon erwähnt —, und so sind ihm an die zweitausend Komoedien gelungen, von denen er, nach eigener Angabe, manche an einem Tage begann und zu Ende schrieb. Solcher Fruchtbarkeit muß man sich heute freuen; bei unseren Neuesten, die oft keuchend nur sich ein Werkchen abquälen können, pflegt es lange zu dauern, bis sie gefälligen Preßfreunden endlich mittheilen können, daß nunmehr die „letzte Feile" angelegt wird. Aber man muß auch gerecht sein und sagen, daß der liebe Lope sich die Sache so bequem gemacht hat, wie mans heute nicht leicht mehr einem Possenfabrikanten gestatten würde. Die Art der Komik ist häufig noch ganz die selbe: die Wirkungen werden dadurch erreicht, daß die Foppenden Tausendkünstler und die Gefoppten blind, taub und blödsinnig sind, und der ganze tolle Spuk würde sofort entweichen, wenn von den Spielern ein Einziger sich wie ein Durchschnittserdenbewohner benehmen würde. Das erleben wir heute noch, bei Blumenthal und Kadelburg, bei Bisson und Valabrègue; aber man verlangt einen sorgfältiger hergerichteten Apparat, der Prestidigitateur muß die täuschenden Handgriffe eleganter und sicherer verbergen und für die Blindheit, Taubheit und Blödsinnigkeit der Gefoppten muß ein zwar nicht ausreichender, doch beschwichtigender Vorwand gefunden werden. Man nennt Das sehr hübsch und modern: motiviren; schwer ists nicht, aber — man hört doch gern eine Ausrede, wenn auf der Bühne ein nett aufgeputztes Narrenhaus entstand.

Mit solchen Kleinigkeiten gab Don Lope sich nicht erst ab; er hätte sie auch vermocht, aber er brauchte sie nicht und wollte deshalb dem drängenden Schwall seiner Erfindung nicht ganz unnöthige Schleusen erbauen. Er kannte sein Publikum und er erkannte in ihm seinen höchsten Richter. Zwischen zwei Schnellkunststücken schrieb er einst einen lehrreichen Traktat, einen Katechismus für werdende Dramatiker: „Neue Kunst, in jetziger Zeit Komoedien zu schreiben". Da ist, ganz im Sinne Sarceys, der herrschende Geschmack als die höchste Instanz für den dramatischen Dichter anerkannt und offen ist ausgesprochen, daß ein Publikum, weil es ja die Stücke bezahlt, von ihnen auch jede Albernheit fordern kann, die seinem Appetit gerade behagt. Stolz klingt das Programm freilich nicht, aber es umfaßt die ganze praktische Philosophie des „beliebten" Dramatikers. Und weil Bisson und Valabrègue manchmal dem Publikum auch unangenehme Dinge sagen, weil sie dem Modetrieb nach sozialer Satire mitunter nicht widerstehen können, während Lope stets im gefahrlosen Phantasiereich der schönen Geputztheit bleibt, deshalb vielleicht sind die Preisrichter zu dem Spruch gelangt, der den toten Spanier sehr hoch über die lebendigen Franzosen stellt. M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Juni 1894.

Rechtssicherheit.

Wider Erwarten hat der Prozeß gegen den Freiherrn von Thüngen zu einer Verurtheilung des Angeschuldigten geführt. Herr von Thüngen hat, um einen Angriff abzuwehren, den der Staatssekretär von Marschall gegen eine von dem bayerischen Freiherrn beantragte Resolution der Steuer- und Wirthschaftreformer gerichtet hatte, in einem Würzburger Blatte eine Erklärung veröffentlicht, in der er auch von dem für die Leitung der Reichsämter verantwortlichen Vorgesetzten des Staatssekretärs von Marschall sprach. Diese Erklärung übergab Herr von Thüngen dem Redakteur des bayerischen Blattes mit der Bitte, alle Ausdrücke zu mildern, die ihm, nach seiner Kenntniß des Preßgesetzes, zu scharf erschienen; Herr von Thüngen verließ sich also auf die redaktionelle Routine seines Landsmannes und er konnte auch mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß er im schlimmsten Falle von dem Laiengericht seiner Heimath abgeurtheilt werden würde. Die gewünschte Milderung unterblieb, die Erklärung wurde, wie sie geschrieben war, abgedruckt und sie wurde, ohne daß Thüngen eine Ahnung davon hatte, von dem Redakteur der Berliner Zeitung „Das Volk" übernommen. Durch die Sätze, die seine amtlichen Leistungen kritisirten, fühlte Graf Caprivi sich beleidigt, er stellte, auf Grund des § 185, der die Strafen für formale Beleidigungen regelt, den Strafantrag und nach mancherlei Irrungen und Wirrungen, die uns einstweilen nicht zu interessiren brauchen,

wurde der Freiherr von Thüngen von einem Gendarmen nach Berlin geführt und hier zu einer Geldstrafe von sechshundert Mark verurtheilt. Der Gerichtshof hat in den inkriminirten Ausdrücken schwere Beleidigungen gefunden und er hat angenommen, Thüngen sei zwar an der Veröffentlichung im „Volk" nicht betheiligt gewesen, er habe aber gewußt, daß seine Erklärung aus dem Würzburger Blatte von anderen Zeitungen nachgedruckt werden würde. Den Schutz des § 193 hat der Gerichtshof dem Angeschuldigten nicht zuerkannt, da das Interesse, das Thüngen als Landwirth und Steuerzahler an einer vernünftigen Führung der Reichsgeschäfte habe, ihn noch nicht zu einer tadelnden Kritik des verantwortlichen Leiters dieser Geschäfte berechtige. Herr von Thüngen hat also dreimal geirrt: erstens, als er erwartete, aus seiner Erklärung würden die vielleicht strafbaren Wendungen beseitigt werden; zweitens, als er glaubte, ein bayerischer Staatsbürger könne wegen eines Preßvergehens nur vor die bayerischen Geschworenen kommen; drittens, als er annahm, seine berechtigten Interessen als Landwirth und Steuerzahler wahrzunehmen. Er hat darin geirrt, — wenn die Auffassung des Berliner Gerichtshofes richtig ist, der ganz sicher seinen Spruch nach bestem Wissen und Gewissen gefällt hat.

Die Möglichkeit, das Verfahren genauer zu betrachten, wird sich erst bieten, wenn die schriftliche Begründung des Urtheils vorliegt und wenn Herr von Thüngen das Material veröffentlicht hat, auf das er seinen Wahrheitbeweis stützen wollte; den Versuch dieses Beweises hat der Gerichtshof abgelehnt, weil die Anklage nur wegen formaler Beleidigung erhoben war. Einstweilen wird der beschränkte Laienverstand, der die juristischen Finasserien und Haarspaltereien nicht zu fassen vermag, zu der Ansicht neigen, daß, wenn Thüngens Erklärung beleidigend war, der bayerische Redakteur dafür haftbar ist, auf dessen Kenntniß der Strafgesetze der Freiherr sich verließ, und daß für die Veröffentlichung im „Volk", die Thüngen nicht veranlaßt hat, der Redakteur dieser Zeitung allein die Verantwortung trägt. Aber die Juristen haben es zu allen Zeiten, und besonders in niedergehenden Epochen, vortrefflich verstanden, aus einem klaren und den schlichtesten Intellekt befriedigenden Volksrecht ein geheimnißvoll kabbalistisches Gelehrtenrecht zu machen, dessen allzu tiefe Weisheit Denen gerade verschlossen bleibt, für die es geschaffen ist. Und da dieser unheilvolle Hang zu geheimwissenschaftlicher Dunkelheit nicht von heute auf morgen zu be-

seitigen ist und man immer versuchen muß, sich möglichst konkrete Aufgaben zu stellen, so wird es zunächst darauf ankommen, durch eine in das Preßgesetz einzufügende Bestimmung zu verhindern, daß ein Bürger durch das ganze Reich geschleppt werden kann, um vor irgend einer beliebig gewählten Strafkammer wegen eines angeblich beleidigenden Artikels abgeurtheilt zu werden, der, ohne Zuthun und Wissen des Beschuldigten, in irgend einem Blatte nachgedruckt worden ist. Es hat sich gezeigt, daß die bayerische Bestimmung, die Preßvergehen vor die Schwurgerichte verweist, sehr leicht hinfällig werden kann. Unter einer Regirung, die ihre Macht skrupellos ausnützen würde, könnte es ferner sehr leicht auch dahin kommen, daß ein ärgerlicher Artikel in die gefällige Zeitung eines Ortes glissirt wird, dessen Richter in Präcedenzfällen besonders harte Strafen verhängt haben, und daß der unbequeme Schreiber vor diesen bewährten Richtern sich dann verantworten muß. Auch die Rechtsauffassungen sind, wenn es sich um politische Vergehen handelt, von atmosphärischen Einflüssen bedingt und von den Stimmungen abhängig, die am Ort der That gerade herrschen, und es entspricht nicht dem Geist des Gesetzes, daß der Thäter dem Milieu entzogen wird, aus dem sein Vergehen erwachsen ist. Hätte die Staatsanwaltschaft die Ueberzeugung gehabt, daß die Anklage gegen Thüngen auch vor einem bayerischen Geschworenengericht zu einer Verurtheilung führen würde, dann wäre es nicht verständlich, warum sie die Verhandlung nach Berlin verlegt hat. Ein preußischer Protestant, der etwa über den Trierer Wunderrock unziemliche Glossen gemacht hätte, würde, wenn sein Artikel in einem bayerischen Blatte abgedruckt und darauf eine Anklage erhoben worden wäre, von katholischen Geschworenen wahrscheinlich sehr viel strenger als von seinen lutherischen Glaubensgenossen beurtheilt werden. Und umgekehrt würden katholische Laienrichter vielleicht einen Mann freisprechen, der den großen Wittenberger als einen sündigen Ketzer und Trunkenbold boshaft geschmäht hätte. Daraus ergiebt sich eine gefährliche Rechtsunsicherheit; und es wird nöthig sein, ihr durch die Bestimmung wenigstens vorzubeugen, daß für Preßdelikte der ordentliche Gerichtsstand nur an dem Orte ist, wo durch die erste Veröffentlichung das Vergehen begangen worden ist. Sonst könnte eines Tages eine Justizverwaltung, der die Mittel vom Zweck geheiligt würden, ihre Kenntniß des Richterpersonals dazu benutzen, einen lästigen Opponenten vor eine Strafkammer zu zerren, die sie nach willkürlichem Belieben ausgewählt hat.

Daß der Prozeß gegen Thüngen ein schwerer politischer Fehler war, leugnet heute wohl Niemand mehr. Es mag sein, daß der heißblütige Freiherr allzu starke Ausdrücke gebraucht und daß er aus dem Verhalten und aus den Reden des Grafen Caprivi Folgerungen abgeleitet hat, die nicht erweislich wahr und für die Ehre des Kritisirten verletzend sind. Aber ein Mann von der unzweifelhaft monarchischen und reichstreuen Gesinnung Thüngens handelt sicher nicht leichtfertig, sondern folgt einer sorgfältig nachgeprüften Ueberzeugung, wenn er so schwere Beschuldigungen gegen den obersten Reichsbeamten erhebt. Ein solcher Mann ist viel werth in so theurer Zeit, — um so mehr, als er der typische Vertreter einer Anschauung ist, die — darüber helfen die keckſten Lügen nicht hinweg — heute eine außerordentlich weit reichende Verbreitung gefunden hat. Graf Caprivi verkennt die Leute, die es gut mit ihm meinen. Wirklich zufrieden ist, außer der Truppe, die persönliche Vortheile zu erhaschen hofft, Niemand mit seiner Geschäftsleitung, der Börsenbesucher eben so wenig wie der Landwirth, denn Jeder sieht, daß es mit der Macht und mit der wirthschaftlichen Gesundheit des Reiches rückwärts geht; die politischen Fäden laufen längst schon nicht mehr in Berlin zusammen, Deutschland wird von den Ereignissen überrascht und in „Zwangslagen" getrieben, das kraftvolle Eintreten für die deutschen Interessen, mag es sich um die Körnerbauer oder um die griechischen Gläubiger handeln, wird vermißt, in den Bundesstaaten beginnt man, zum ersten Male die Vortheile wieder gegen die Nachtheile der Reichseinigung nachzurechnen, überall lastet Unsicherheit und Beklemmung und es zeigt sich, daß die Wünsche der produktiven Stände nicht unberücksichtigt bleiben können, ohne daß es schließlich auch der Zwischenhändler und der Arbeiter an seiner Tasche spürt. Selbst die eifrigsten Lobredner der Handelsverträge, die Bankiers so gut wie die schlesischen Eisenleute, sehen jetzt schon ein, daß wir mit dem Verzicht auf unsere tarifarische Selbständigkeit ein schlechtes Geschäft gemacht haben und daß es namentlich verfehlt war, den Russen den deutschen Getreidemarkt noch weiter zu öffnen und ihnen dadurch die Möglichkeit zu schaffen, während der nächsten zehn Jahre in ihren industriellen Bedürfnissen sich von der deutschen Produktion fast oder völlig unabhängig zu machen. Der verheißene „Aufschwung" ist ausgeblieben, in der europäischen Politik hat sich ein für den Deutschen sehr unerfreulicher Szenenwechsel voll-

zogen und über dem ganzen Reich liegt eine Depression, die frohe Zuversicht und helle Hoffnung nicht aufkommen läßt. Die Parteien, die mit dem Reich, wie es nun einmal geworden ist, unzufrieden sind, freuen sich natürlich dieser Erscheinung und besonders die Sozialdemokraten, deren Gesellschaftauffassung gewiß ehrenwerth, nur nicht gerade menschenverständig ist, haben alle Ursache, einer Politik zuzujauchzen, die, ohne es zu ahnen, ihre Geschäfte besorgt; sie waren von der ersten Zurückwendung zum Freihandel sehr entzückt, denn sie erinnerten sich der Worte, die Karl Marx am neunten Januar 1849 in Brüssel gesprochen hat: „Im Allgemeinen ist heute das Schutzzollsystem konservativ, während das Freihandelssystem zerstörend wirkt. Es zersetzt die früheren Nationalitäten und treibt den Gegensatz zwischen Proletariat und Bourgeoisie auf die Spitze. Mit einem Wort: das System der Handelsfreiheit beschleunigt die soziale Revolution. Und nur in diesem Sinne stimme ich für den Freihandel." Wenn man nun sieht, daß der Kanzler des Deutschen Reiches aus den Reihen der Freihändler sich seine Berather holt, daß er die von Bismarck mit schlimmen Irrthümern bezahlten Erfahrungen gering schätzt, in den wichtigsten Fragen sich zu seinem mindestens doch unerhört erfolgreichen Vorgänger in einen bewußten und nachdrücklich bekannten Gegensatz bringt und die von dem großen Gestürzten einst begonnene Politik als eine einseitige Interessenvertretung und Brotvertheuerung darstellt, — dann bleibt, wenn man Bismarck nicht für einen habsüchtigen Großgrundbesitzpolitiker halten will, doch eigentlich nur die Wahl, an dem guten Willen oder an der Befähigung des Grafen Caprivi zu zweifeln. Dazu gehört weder irgend eine besondere Niedertracht noch die allergeringste Gehässigkeit; eine von diesen Ansichten wird bei den höchsten Vertretern der Wissenschaft, des Gewerbes, des Beamtenthums und der Armee fast durchgängig getheilt und die Leute sogar, die, aus taktischen Gründen oder in der Furcht eines schwarzen Mannes, den leitenden General offiziell preisen, sind im Privatgespräch stets bereit, in der Beurtheilung seiner Fähigkeiten die beträchtlichsten Zugeständnisse zu machen. Mit dieser dummen Verlogenheit kommen wir aber nicht weiter; man erweist heute dem Reich und seinem ersten Beamten den besten Dienst, wenn man offen und muthig immer wieder sagt: Dieser Mann will gewiß sein Vaterland fördern und er wird gegen seine Ueberzeugung nicht eine bedenkliche Willfährigkeit vor höheren Wünschen zeigen; aber

ihm fehlt die Vorbildung, die Erfahrung und das Augenmaß, die nöthig wären, um immer bis ans Ende die Konsequenzenreihe seiner Entschließungen zu durchblicken. Und wenn das Reichsgericht zehnmal verkündet, daß ein Bürger an der guten Verwaltung der Reichsgeschäfte kein berechtigtes Interesse hat, so beweisen solche Sprüche nur, daß selbst ausgezeichnete Juristen für politische und wirthschaftliche Verhältnisse nicht immer ein sicheres Verständniß haben; denn es giebt kein berechtigteres, kein individuelleres Interesse als das an dem Wohlergehen des Vaterlandes, das man liebt, in dem man sich nährt, für das man bluten und dessen Ausgaben man bestreiten muß; ein Minister, der mein Vaterland zum Ruin führt, kann mir den individuellsten Schaden zufügen, der überhaupt zu erdenken ist, und es muß gestattet sein, die Thätigkeit eines solchen Staatsmannes innerhalb der vom Gesetz gezogenen Schranken zu kritisiren. Das Reichsgericht leugnet jetzt dieses Recht und gegen seine Sprüche giebt es, wie gegen päpstliche Boten, keine Berufung; aber der Papst in Rom versucht doch wenigstens, in seinen Verkündigungen die Kontinuität aufrecht zu erhalten, während der Papst in Leipzig durch seine verschiedenen Senate schon die verschiedensten Urtheile verkündet hat. Und der Laie, der den ganzen Justizapparat bezahlt, steht unsicher und weiß nicht, wann und wo er mit seinem sorgenden Urtheil überhaupt noch berechtigte Interessen vertritt.

Herr von Thüngen mußte annehmen, in Wahrnehmung berechtigter Interessen zu handeln. Ihn hat Bismarck im Jahre 1879 ausdrücklich aufgerufen, für die Schutzzollpolitik „publizistisch" und „in der Oeffentlichkeit" thätig zu sein. Er hat kräftig mitgeholfen, dieser Politik die Wege zu bahnen, und er hat nun erfahren, wie das große, mühsam vollendete Werk wieder geopfert wurde. Er lebt, als Protestant, vereinsamt unter einer überwiegend katholischen Bevölkerung, er hat die heftigen Angriffe der Klerisei zu ertragen und mußte stumm danebenstehen, als Katholisch im Reich wieder Trumpf wurde. Ist es da gar so wunderbar und so fürchterlich, wenn ein Bayer, der auf die zierliche Eleganz des Ausdruckes kein besonderes Gewicht legt, gegen den verantwortlichen Leiter einer Politik, die er für unheilvoll hält, harte Worte findet? Und konnte ein Staatsmann, nur um die Befriedigung eines die Form dieser Worte verurtheilenden Erkenntnisses zu erreichen, sich dazu verstehen, den ohnehin schon bedrohlich

angewachsenen Partikularismus der süddeutschen Stämme dadurch noch mehr zu reizen, daß er den bayerischen Freiherrn von einem Gendarmen nach Berlin führen ließ? Graf Caprivi hat diesen schweren politischen Fehler nicht vermieden; die Folgen werden nicht ausbleiben, und wenn die Einzelnheiten des Prozesses längst vergessen sein werden, wird es noch heißen: Thüngen war in der Wirthschaftpolitik ein wichtiger Helfer Bismarcks und er wurde fünfzehn Jahre später, weil er bei seiner Ueberzeugung geblieben war, wegen Caprivi-Beleidigung in Berlin verurtheilt. Das resumirt beinahe epigrammatisch den ganzen Wandel der Zeiten.

Vielleicht hat der Eindruck und der Ausgang des Prozesses an wichtigen Stellen Verstimmung erzeugt. Das wäre begreiflich; unbegreiflich aber und geradezu verwerflich wäre der Versuch, auf die Richter nun, weil sie angeblich nicht hart genug geurtheilt haben, einen Druck auszuüben. Thüngen ist zu der höchsten zulässigen Geldstrafe verurtheilt worden und er wird, mit den Gerichtskosten, den Reisen und den Auslagen für die Vertheidigung, wohl mindestens fünfzehnhundert Mark zu bezahlen haben, — ganz abgesehen noch von dem Zeitverlust und den Aufregungen, die er erlitten hat. Das ist für einen Menschen, der ehrlich sein Geld verdient, gewiß nicht wenig; Bismarck pflegte zu sagen, daß man ihn für durchschnittlich zehn Thaler beleidigen könne, — und man muß sich erinnern, daß es dabei ohne ganz persönliche Ehrenkränkungen, ohne die Bezichtigung habsüchtigen Eigennutzes, nur selten abging und daß man heute noch in Berlin Journalisten sehen kann, die auf der äußersten Linken und mit der rücksichtlosesten Erbitterung gegen Bismarck gekämpft haben und die trotzdem noch jetzt nicht „vorbestraft" sind. Aber die — wenn man so sagen darf — geistigen Leiter der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung sind anderer Meinung; ihnen erscheint die gegen Thüngen verkündete Strafe viel zu gering und der Artikel, in dem diese Weisheit ausgekramt wird, muß ans Licht gezogen werden, schon weil er so ungefähr das Schamloseste enthält, was in deutschen Landen bisher mit Druckerschwärze auf Holzpapier verübt worden ist.

Der Gelehrte des vom Guanogelde begründeten Blattes wünscht zunächst, daß die Beleidigung eines Beamten erheblich strenger als die eines Privatmannes bestraft werden soll. Damit schlägt der unbekannte Ehrenmann einen Rechtsbruch vor, denn bei uns sind einst-

weilen noch alle Bürger vor dem Gesetze gleich. Aber vielleicht hat der geehrte Herr wichtige Verbindungen und es gelingt ihm, ins Deutsche Reich das indische Gesetzbuch des Manu einzuführen, nach dem jede Kritik der Handlung eines Brahminen strafbar ist, das über den Sudra, der sich erfrecht hat, einem Brahminen einen Rath zu ertheilen, die Strafe des Todes in kochendem Oel verhängt und das vorschreibt: „Der Brahmine hat die erste Stelle auf Erden, als oberster Herr aller Wesen; was die Welt einschließt, ist Eigenthum des Brahminen; ob gelehrt oder unwissend, ist der Brahmine eine mächtige Gottheit; der König lasse dem Unterthanen siedendes Oel in Mund und Ohren gießen, der die Unverschämtheit begeht, einen Brahminen über seine Pflichten belehren zu wollen; ein Brahmine, der das ganze Rigveda kennt, ist unbefleckbar, und wenn er alle Einwohner der drei Welten getötet oder vom niedrigsten Menschen Speise angenommen hätte." Vorläufig empfiehlt der Norddeutsche Allgemeine Lohnschreiber diese Strafarten noch nicht; aber er wünscht, daß jede durch die Presse verübte Beleidigung eines Beamten mit Gefängniß bestraft wird und er ärgert sich, weil „die Verurtheilung nur selten auf das in solchen Fällen bis zur Höhe von zwei Jahren zulässige Gefängniß lautet". Ueber die rechtliche und moralische Seite der Sache ist kein Wort zu verlieren. Für jeden Menschen, der nicht ein bezahlter Lakai ist, muß es klar sein, daß die Ehrenkränkung eines Privatmannes ungleich schwerer verurtheilt werden muß als die Kritik einer Person, die in der Oeffentlichkeit steht, von unserem Gelde bezahlt wird und selbstherrlich über unsere Geschicke bestimmt, — selbst wenn diese Kritik den im § 185 ausgesprochenen vagen Begriff der formalen Beleidigung enthält. Der große Unbekannte erdreistet sich ferner, zu behaupten, daß die Richter „zumeist nur da" auf eine Gefängnißstrafe erkennen, „wo der angegriffene Beamte selbst zu den Richtern zählt", — er beschuldigt also ganz generell unsere Richter einer amtswidrigen Handlung, die das Strafgesetzbuch — in den Paragraphen 336 und 346 — ausschließlich mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bedroht. Und Das wird gedruckt, und es findet sich kein Staatsanwalt, der darauf sofort die Anklage wegen grober Verleumdung erhebt, und es geht nicht ein Wuthschrei über diese ungeheuerliche Frechheit durch die gesammte Presse und nirgends regt sich das Verlangen, daß ein Subjekt, das derartige

Infamien zu schreiben und zu drucken wagt, öffentlich an den Pranger gestellt und von der allgemeinen Verachtung angespieen wird.

Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung ist das offiziöse, beinahe das offizielle Blatt des Reichskanzlers und des Justizministers. Was in diesem Blatte gedruckt wird, hat mindestens einen halbamtlichen Charakter. In diesem Blatte werden, im Anschluß an einen Prozeß wegen Beleidigung des Reichskanzlers und kurz vor der erneuten Verhandlung über eine vom Herausgeber der „Zukunft" angeblich begangene Caprivi-Beleidigung, die Richter vermahnt, künftig nur noch Gefängnißstrafen gegen die Beleidiger des Kanzlers zu verhängen, — und möglichst in der für solche Fälle zulässigen Höhe von zwei Jahren. Wenn Das unter Bismarck geschehen wäre, dann würde nur eine Meinung darüber herrschen, daß dieser brutale Gewaltmensch, um seine persönliche Rache zu kühlen, die schimpflichste Pression auf die Unabhängigkeit der Richter versucht.

Wir wollen ruhiger urtheilen und sagen: es ist selbstverständlich, daß kein der Regirung angehöriger Beamter diesen Schandartikel geschrieben oder auch nur veranlaßt haben kann. Irgend ein armsäliges Menschenkind, das sich von dem schimpflichen, der körperlichen Prostitution gleich stehenden Gewerbe nährt, aus der Ueberzeugung anderer Leute heraus Artikel zu schreiben, trägt allein die Verantwortung und er kommt zum Wort in einem Blatt, das mit einigem Stolz in der Publizistik die Rolle eines rasch den Herrn und die Meinung wechselnden Lohndieners spielt. Aber die Regirung hat nicht nur die Verpflichtung, ausdrücklich jede Gemeinschaft mit dieser Privatleistung abzulehnen; sie muß auch erwägen, ob sie, im Interesse ihres Ansehens, ferner noch irgend eine Verbindung mit einem Blatte unterhalten kann, das die Rechtszustände des Deutschen Reiches den gehässigsten Kommentaren der sittlich empfindenden Menschheit ausliefert. Selbst in Rußland, das uns immer als Schreckbild vorgeführt wird, hat man bisher noch nicht gewagt, die Unabhängigkeit der Gerichte zu bedrohen, und der Mann, der die Freisprechung der Wera Sassulitsch durchgesetzt hat, ist heute noch in einer der höchsten juristischen Staatsstellen des Zarenreiches. Sind wir in Deutschland vielleicht schon weiter gelangt? Und darf auch nur der Schein aufkommen, als ob die in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Ansichten an irgend einer „maßgebenden" Stelle getheilt würden?

Vor einigen Monaten hat der Landgerichtsdirektor Heinroth, der in Hannover den Spielerprozeß geleitet hatte, für diese Thätigkeit einen Orden und gleich darauf eine Beförderung erhalten. Der Landgerichtsdirektor Schmidt, der das freimüthige Urtheil über die Monarchen-Erziehung verkündet hatte, ist gegen seinen Wunsch an eine Civilkammer versetzt und dadurch veranlaßt worden, seinen Abschied zu nehmen. Offiziös wird bestritten, daß die Versetzung mit dem Urtheil im Majestätprozeß in irgend einem Zusammenhang gestanden hat; es ist aber eine Thatsache, daß Herr Schmidt geäußert hat, er habe von diesem Urtheil „Nackenschläge" gehabt, und es ist ferner eine Thatsache, daß die Versetzung eines Direktors an eine Civilkammer, wenn nicht ein grobes Versehen vorliegt, nur auf den Antrag des Richters verfügt zu werden pflegt. Es kommt bei diesen Dingen auf den Schein mindestens eben so viel wie auf das Sein an. Schon der Schein einer Beeinflussung, die ja auf den verschiedensten Pfaden versucht werden kann, erschüttert im Volke das Gefühl der Rechtssicherheit. Und wenn in dem Blatte, das dem Reichskanzler am Nächsten steht, obendrein noch ein schamloser Versuch unternommen wird, die Richter zu unerbittlichen Rächern jeder in der Form vielleicht ungehörigen Kritik des Kanzlers aufzurufen, dann stellt sich allmählich eine Stimmung ein, die das Aeußerste sogar für möglich und wahrscheinlich hält. Es handelt sich hier um viel wichtigere Dinge als um die Taktlosigkeit eines einzelnen Richters, der am Ende doch von der Mehrheit seiner Kollegen überstimmt werden kann. Es handelt sich darum, auch den leisesten Schein einer Beeinflussung der Richter zu vermeiden, die nur ihrem Gewissen verantwortlich sind, und der Furcht vor einer Rechtsunsicherheit vorzubeugen, die in einer sozial aufgewühlten Zeit zum gewaltsamen Zusammenbruch des Staatswesens führen müßte. In Deutschland, so wenigstens glaubte man bis jetzt, herrscht das Gesetz und nicht das Rachebedürfniß einzelner Personen. Und wenn man in der Wilhelmstraße jetzt auch sich viel mit den Samoa-Inseln beschäftigen mag, so sind wir doch noch nicht bei der samoanischen Gesetzgebung angelangt, die von den Unterthanen verlangt, daß sie an einem Ort, den ein Häuptling bewohnt, mit gebeugtem Haupt und mit gekrümmtem Rücken in scheuer Ehrfurcht vorübergehen.

Wie den Arbeitlosen zu helfen ist.

Eine Epidemie sogenannter Wohlthätigkeit fegt über das Land. Von New-York, wo das neue und massive United Charities Building (Bau der vereinigten Wohlthätigkeitbestrebungen), die Millionengabe eines Philantropen stattliches Zeugniß davon ablegt, daß der Kampf gegen das thatsächliche Verhungern dauernd die Kraft eines städtischen Gemeinwesens überstiegen hat, das ihm jährlich Millionen widmet, und von Chicago, wo die Gänge des Stadthauses und die Thüren der Kirchen als Obdach für Die geöffnet wurden, welche so arm sind, daß sie ein solches Bett willkommen heißen, bis nach Seattle am Puget Sund oder Tampa am mexikanischen Golf, — werden Alle, die Etwas zu geben haben, aufgerufen. Stadtverwaltungen, Kirchen, Handelskammern, Grundbesitzgesellschaften, Arbeitervereinigungen und Genossenschaften von Kaufleuten geben und bitten für Wohlthätigkeitfonds. Beamte geben einen Prozentsatz ihres Gehaltes ab, Polizeileute, Eisenbahnarbeiter, die Angestellten großer Etablissements, Fabrikarbeiter, sogar Tagelöhner ziehen sich einen Theil ihres Lohnes ab und Gewerbebankette werden aufgegeben, um Wohlthätigkeitzeichnungen zu steigern. Man veranstaltet Wohlthätigkeitbälle, Wohlthätigkeitgesellschaften und hat Wohlthätigkeitfonds aller Arten. Ein großes Blatt in New-York errichtet einen Kleidersonds, ein anderes großes Blatt einen Brotfonds, und in Ashland, Wisconsin, haben sie eine Wohlthätigkeit-Fleischpastete von zwei und zwanzig Fuß im Durchmesser und einer viertel Tonne im Gewicht angefertigt. Eine der Spitzen von New-Yorks „400" wendet sich an jeden Zögling der öffentlichen Schulen um eine tägliche Beisteuer einer kalten Kartoffel und eines Stückes Brot zur Speisung der Hungrigen, und um die Parallele mit dem „Brot und Spiele" der sterbenden römischen Republik zu vervollständigen, verlangt man auch, daß die Kirchen geöffnet werden und ihre Orgeln jeden Nachmittag spielen, daß man zur freien Nahrung also die freie Musik füge!

Und doch gab es keine Feuers- oder Wassersnoth, keine Zuckung der Natur, keine Zerstörung durch öffentliche Feinde. Die Jahreszeiten haben ihre Ordnung eingehalten, wir haben den Früh- und den Spätregen gehabt und die Erde hat ihren Ertrag nicht geweigert. Die Kornspeicher sind bis zum Ueberfließen gefüllt und Waaren, sogar solche, die wir durch unseren Tarif zu vertheuern gesucht haben, waren nie vorher so billig wie jetzt.

Der Mangel, der das ganze Land in Noth bringt und erschreckt, ist der Mangel an Arbeitgelegenheit. Für die Arbeitlosen wird die Wohlthätigkeit verlangt: nicht für Die, welche nicht arbeiten können oder wollen, sondern für Die, welche fähig und gierig bestrebt sind, zu arbeiten, die ohne eigene Schuld aber keine Arbeit finden können. So klar ist es in der That, daß von den großen Massen, die heute in diesem Land leiden, bei Weitem der größte Theil ehrlich, mäßig und arbeitsam ist, daß die Pharisäer, die da predigen, daß die Armuth der Faulheit und Verschwendung zuzuschreiben sei, und die Fanatiker, die sie dem Trunk zuschreiben, für den Augenblick still sein müssen. Woher aber kommt es, daß Männer, die zur Arbeit fähig und willig sind, keine Arbeit finden können? Es ist nicht merkwürdig, daß Nichtarbeiten Mangel bringt; denn nur

durch die Arbeit werden menschliche Bedürfnisse befriedigt. Wenn man aber sagt, daß weitverbreitetes Elend von weitverbreitetem Unvermögen, Arbeit zu finden, kommt, dann erklärt man die Noth nicht besser, als wenn man sagt, daß der Mangel an Athem den plötzlichen Tod eines Menschen erklärt. Die drängende Frage, die wirkliche Frage ist: Was verursacht den Arbeitmangel?

Diese Frage beantworten uns die erleuchteten und führenden Männer nicht, die Prediger, Lehrer, Philantropen, Geschäftsleute und Redakteure großer Zeitungen, die im ganzen Land über das Elend sprechen und schreiben und Fonds für die Arbeitlosen sammeln. Thatsächlich scheinen sie einer Prüfung dieser Frage sogar abgeneigt zu sein.

„Die Ursache der Arbeitlosigkeit", sagen sie mehr oder weniger offen, „kommt jetzt nicht in Betracht. Die gegenwärtige Pflicht ist, die Leute vor dem Verhungern zu behüten und sie vor der Verlockung zum Einbrechen und Stehlen zu bewahren. Jetzt ist keine Zeit für Theorien. Jetzt ist die Zeit für Almosen."

Diese Art, zu der Frage Stellung zu nehmen, erscheint etwas mehr als sonderbar. Wenn in einem Dorfe ein Reisender die führenden Männer um den Körper eines Menschen versammelt sähe, der offenbar zu unzeitigem Tode gekommen war, während trotzdem die ihn Umgebenden nur beflissen wären, den Leichnam begraben zu lassen, ohne die Ursache des Todes feststellen zu wollen, — würde er sie nicht für verdächtig halten, mehr über diese Ursache zu wissen, als sie zuzugeben für gut finden? Nun: diese Armee der Arbeitlosen ist eine so unnatürliche Erscheinung wie der Tod in der Blüthe des Lebens bei Gesundheit jedes Organs und jeder Fähigkeit.

Was ist unnatürlicher, als daß Almosen verlangt werden, nicht für die Verkrüppelten, die Lahmen und Blinden, die hilflose Wittwe und die zarte Waise, sondern für erwachsene Männer, starke Männer, geschickte Männer, Männer, fähig zum Arbeiten und begierig zu arbeiten? Was ist unnatürlicher, als daß die Arbeit — die Erzeugerin aller Nahrung, aller Kleidung, alles Obdachs — nicht gegen ihren vollen Gegenwerth an Nahrung, Kleidung und Obdach austauschbar sein sollte; daß, während die Dinge, die sie erzeugt, Werth haben, die Arbeit selbst, die Spenderin alles Werthes, werthlos sein sollte?

Hier sind Menschen, welche die natürlichen Bedürfnisse des Menschen haben, die natürlichen Fähigkeiten des Menschen, — Fähigkeiten, geeignet und bestimmt, jene Bedürfnisse zu befriedigen. Zugeben, daß sie willig sind, ihre Fähigkeiten zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu verwenden, aber Dies nicht thun können, heißt auch zugeben, daß ein Unrecht vorhanden ist. Wenn es nicht ihr Fehler ist, wessen Fehler ist es? Ein Unrecht muß irgendwo vorhanden sein.

Früher sagte man: „Wer nicht arbeiten will, soll nicht essen." Menschen, die, arbeitfähig und arbeitwillig, dennoch keine Arbeit finden konnten, stellte man sich nicht im Traume vor. Die äußere Natur ist die selbe geblieben, auch die Beschaffenheit des Menschen hat sich nicht verändert. Woher kommt es denn, daß wir nun hören: „Wer keine Arbeit finden kann, soll durch die Wohlthätigkeit ernährt werden"? Die so sprechen, sagen doch nicht: „Wer nicht arbeitet, soll durch die Wohlthätigkeit ernährt werden." Diese Pseudo-Philantropen wollen versuchen, keck das Naturgesetz zu verändern, daß der Mensch durch seine Arbeit ernährt werde. Indem sie die Gabe auf Das beschränken, was gerade ausreicht, um wirkliches Verhungern zu verhindern, suchen sie durch Prüfungen und Erkundigungen und entwürdigende Bedingungen organisirter Wohlthätigkeit die Linie zwischen Jenen zu ziehen, die keine Arbeit finden können, und Denen, die nicht arbeiten

wollen. Aber diese Linie läßt sich unmöglich ziehen, denn es existirt keine solche klare Linie. Wir mögen die Wohlthätigkeit organisiren, wie wir wollen, so werden trotzdem noch Männer, die keine Arbeit finden können, hungrig bleiben, und Männer, die nicht arbeiten wollen, gespeist, arbeitwillige Männer aber werden in arbeitscheue Männer verwandelt werden.

Denn die Bereitwilligkeit zur Arbeit hängt davon ab, was man mit der Arbeit erlangen kann und was man ohne Arbeit erreicht, und von der persönlichen und sozialen Würdigung dieses Verhältnisses. Die Arbeit an und für sich ist mühevoll und abstoßend. Kein menschliches Wesen arbeitete je, um zu arbeiten. Ich schreibe diesen Artikel, damit er veröffentlicht wird, damit ich dafür bezahlt werde und meine Gedanken Anderen mittheile. Aber die Arbeit des Schreibens ist so beschwerlich wie die des Holzsägens. So geht es mit jeder Arbeit. In einer roheren Periode betrachteten die Menschen die Nothwendigkeit der Arbeit als den Fluch eines beleidigten Schöpfers. Wir, die wir nun sehen können, zu welchen wunderbaren Fortschritten sie geführt hat, die wir in ihr den Hebel alles Fortschrittes erkennen, dürfen hier nicht einen Fluch, sondern einen Segen erblicken. Aber ihre Beschwerlichkeit bleibt bestehen. Was uns an der Arbeit hält, sind unsere Wünsche und Hoffnungen, unsere Bedürfnisse und unser Stolz. Tötet die Hoffnung und verringert den Wunsch, indem Ihr das Gefühl der persönlichen Unabhängigkeit kreuzigt, gewöhnet Euren Mann an ein Leben, das durch Almosen erhalten wird, und Ihr werdet aus dem Fleißigsten einen Faullenzer machen. Denn das Gesetz unseres Daseins ist, daß wir die Befriedigung unserer Wünsche mit der geringsten Anstrengung suchen.

Warum soll den Arbeitlosen Wohlthätigkeit geboten werden? Sie verlangen kein Almosen. Sie werden beschimpft und verbittert und degradirt, wenn man sie zwingt, als Paupers anzunehmen, was sie gern als Arbeiter verdienen würden. Was sie verlangen, ist nicht Wohlthätigkeit, sondern die Gelegenheit, ihre eigene Arbeit zu benützen, um ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen. Warum können sie Das nicht haben? Es ist ihr natürliches Recht. Er, der Nahrung und Kleidung und Obdach für des Menschen Leben nöthig gemacht hat, hat auch dem Menschen in der Fähigkeit der Arbeit die Mittel gegeben, jenes Leben zu unterhalten; und wenn ohne eigenes Verschulden die Menschen diese Fähigkeit nicht ausüben können, so muß irgendwo ein Unrecht der selben Art begangen sein wie Weigerung des Eigenthumsrechts und Weigerung der Existenzberechtigung, — ein Unrecht, dem Raub und dem Morde gleich.

Die Wohlthätigkeit kann nur das gegenwärtige Leiden ein Wenig mildern, auf die Gefahr, eine tötliche Krankheit damit hervorzurufen. Die Wohlthätigkeit kann kein Unrecht ausgleichen, nur die Gerechtigkeit kann Das. Die Wohlthätigkeit ist falsch, nichtig und giftig, wenn sie als ein Ersatz für Gerechtigkeit geboten wird. Dies ist das unglückselige Gift, das durch alle die Anstrengungen der Reichen und Einflußreichen, den Arbeitlosen zu helfen, sich hindurchzieht. Die Frage der Arbeitlosen ist nur eine mehr als gewöhnlich akute Phase der großen Arbeiterfrage — eine Frage der Güterverthellung. Nehmen wir aber nun irgend ein Unrecht als gegeben an, das die Güterverthellung berührt, und es folgt daraus, daß die herrschende Klasse irgend einer Prüfung dieses Unrechtes abgeneigt sein muß. Denn, seit Reichthum Macht ist, wird die herrschende Klasse nothwendiger Weise von Denen dominirt, welche von der Ungerechtigkeit in der Güterverthellung Nutzen ziehen oder Nutzen zu ziehen meinen. Daher ist gerade diese Abneigung, nach der Ursache von Uebeln zu fragen, die so groß

sind, daß sie die ganze Gemeinschaft aufrütteln und erschrecken, nur ein Beweis, daß solche Uebel einer ausgedehnten und tiefen Ungerechtigkeit entspringen.

Welches diese Ungerechtigkeit ist, kann von Jedem gesehen werden, der irgendwie wirklich sehen will. Wir haben nur zu fragen, um zu finden.

Was meinen wir, wenn wir sagen, daß es der Mangel an Arbeitsgelegenheit, an Beschäftigung, ist, an dem die Massen leiden? Nicht, was wir meinen, wenn wir von den müßigen Reichen sagen, daß sie an Mangel an Beschäftigung leiden. Es giebt keinen Mangel an Arbeitbedürfniß, wenn so Viele wegen des Mangels an den Dingen leiden, welche die Arbeit hervorbringt, wenn wir Alle gern mehr hätten und Alle außer einigen sehr Wenigen von uns in vortheilhafter Weise mehr davon gebrauchen könnten. Auch meinen wir nicht, daß ein Mangel an Geschicklichkeit oder Arbeitwilligkeit vorhanden ist. Eben so wenig meinen wir, daß es sich um einen Mangel an den Naturstoffen und -Kräften handelt, die zur Arbeit nöthig sind. Sie sind so reichlich vorhanden, wie sie es immer waren und immer sein werden, bis die von der Sonne auf unseren Globus ausgestrahlte Kraft ihre Intensität verliert.

Was wir wirklich unter Mangel an Arbeitgelegenheit verstehen, ist ein Mangel, wie er herbeigeführt würde, wenn eine Eisdecke bis zum Sommer dauern würde, so daß sie den Bauern von dem fruchtbaren Feld abschlösse, das er so gern bebauen möchte; solch eine Knappheit, wie sie in Lancashire herbeigeführt wurde, als unsere Blokade der südlichen Häfen plötzlich und ungeheuer den Preis des Stapelartikels erhöhte, den die englischen Arbeiter in Tuch zu verwandeln bemüht sind.

Welche Antwort haben wir auf das Eisfeld oder die Blokade? Brauchen wir zu fragen? Kann man es nicht, von unseren größten Städten bis zu unseren neuesten Territorien, in der Spekulation sehen, die überall den Preis des Landes in die Höhe getrieben hat, das heißt: den Zoll, den der aktive Faktor bei jeder Produktion für die Erlaubniß zahlen muß, den unentbehrlichen passiven Faktor zu benützen? Gerade gegenüber dem Stadthaus von Chicago, wo 1400 Männer, überwiegend Amerikaner von Geburt und beinahe sämmtlich Stimmberechtigte, diesen Winter in den steinernen Gängen geschlafen haben, steht das Handelskammergebäude, dreizehn Stockwerke hoch. Dieses große Gebäude kostet 800 000 Dollars. Der Bauplatz, auf dem es steht, ist über 1 000 000 Dollars werth. In der Nähe der Häuserviertel, wo die New-World heute freies Brot austheilt, ist Land, seit die Brotvertheilung begann, zum Preise von über 12 000 000 Dollars per Morgen verkauft worden.

Wenn es Leute giebt, die nicht die Verwandtschaft dieser Thatsachen sehen, so ist es, weil sie gewöhnt worden sind, der Arbeit als einer von dem Kapital Beschäftigung erhaltenden Dienerin zu gedenken, statt daß das wahre und natürliche Verhältniß ist, im Kapital das Produkt und Werkzeug der Arbeit zu sehen. Sogar der Ausdruck „Mangel an Arbeitgelegenheit“ und sein Gegentheil „Mangel an Arbeitkraft“ kommen uns aus einem Gesellschaftzustand, in dem der Gedanke der sich direkt auf dem Lande beschäftigenden Arbeit vergessen worden ist. Die ursprüngliche Gedankenerregung von „Mangel an Arbeitgelegenheit“ ist, daß das Angebot der miethbaren Arbeit die Nachfrage nach ihr übersteigt. Aber die Dazwischenkunft eines Arbeitgebers ändert durchaus nicht das Verhältniß zwischen Arbeit und Land. Je mehr der Preis, den die Arbeit für das Land zahlen muß, zunimmt, um so schwieriger wird es für Arbeiter, ihre eigenen Arbeitgeber zu sein, und um so weniger von den Erzeugnissen ihrer Arbeit

können sie fürsich behalten; um so größer ist auch das Zahlenverhältniß der Arbeiter, die gezwungen sind, den Lohn eines Arbeitgebers zu suchen, und um so niedriger die Löhne, welche die Konkurrenz sie anzunehmen zwingt. Während auf der anderen Seite wiederum die Nachfrage nach Arbeitkraft seitens der Arbeitgeber — Derer wenigstens, die Arbeitkraft miethen, um deren Produkte zu verkaufen — zum größten Theil durch die Nachfrage Derer bestimmt wird, die ihre Kaufkraft aus Dem ziehen, was sie für ihre Arbeit erhalten, da sie die große Mehrheit irgend eines Volkes sind und immer sein müssen. Einerlei, ob wir am rechten oder unrechten Ende anfangen: irgend eine Analyse bringt uns zuletzt zu der Schlußfolgerung, daß die Arbeitgelegenheiten und die Höhe aller Löhne in letzter Linie von der Freiheit des Zuganges zum Lande abhängen, von dem Preise, den die Arbeit für dessen Benützung zahlen muß.

„Mangel an Arbeitgelegenheit" ist eine verhältnißmäßig neue Klage in den Vereinigten Staaten. In früheren Zeiten hörte man bei uns nie davon. Es gab „Mangel an Arbeitgelegenheit" in Europa, aber auf dieser Seite des atlantischen Ozeans war die Unannehmlichkeit — als solche wurde sie von einer gewissen Klasse betrachtet — „Mangel an Arbeitkraft". Wegen dieses „Mangels an Arbeitkraft" wurden Neger aus Afrika und vertragsmäßig gebundene Lehrlinge aus dem alten Welttheil importirt, verkauften Männer, die ihre Ueberfahrt nicht zahlen konnten, ihre Arbeit für eine Anzahl Jahre, um herüber zu gelangen, und so begann jener große Einwanderungstrom aus der alten Welt, der so viel dazu gethan hat, unseren Kontinent zu bevölkern. Warum nun war damals auf einer Seite des atlantischen Ozeans „Mangel an Arbeitgelegenheit" und auf der anderen „Mangel an Arbeitkraft"? Was war die Ursache dieses Unterschiedes, von dem alle anderen sozialen und politischen Differenzen nur die Folgen sind?

Adam Smith sah ihn und in seinem „Wealth of Nations" giebt er ihn an; aber man hatte hierzu Adam Smith nicht nöthig, da Jeder, der Etwas von den zwei Ländern wußte, damit bekannt war. Der Unterschied war, daß in diesem Lande der Grund und Boden billig und leicht zu bekommen, während er in Europa theuer und schwer erlangbar war. Land ist in den Vereinigten Staaten ständig theurer geworden und in Folge Dessen hören wir nichts mehr von „Mangel an Arbeitkraft", wir hören jetzt von „Mangel an Arbeitgelegenheit".

Im ersten Viertel dieses Jahrhunderts besuchte ein gebildeter und denkender Engländer, Edward Gibbon Wakefield, dieses Land. Er sah seine großen Hilfsquellen und bemerkte die Unterschiede zwischen der englisch sprechenden Gesellschaft, die hier auswuchs, und der, an welche er gewöhnt war. Alles von dem Standpunkte einer Klasse ansehend, die gewöhnt ist, die übrige Menschheit als für ihren Vortheil geschaffen zu betrachten, glaubte er, den großen sozialen und wirthschaftlichen Nachtheil der Vereinigten Staaten in der mangelnden Arbeitkraft zu erkennen. Diesem schrieb er sogar die Roheit der „oberen" Klasse zu, ihren Mangel an jenen Verfeinerungen, Genüssen und Delikatessen des Lebens, wie sie bei der Aristokratie Englands gewöhnlich sind. Herr Wakefield war nicht der Mann, Thatsachen zu bemerken, ohne ihre Verbindung zu suchen. Er sah, daß dieser „Mangel an Arbeitkraft" von der Billigkeit eines Landes kam, wo die weite Fläche der öffentlichen Domainen zu nur nominellen Preisen der Ansiedelung offen stand. Ein Mann seiner Klasse und Zeit, ohne den geringsten Zweifel, daß das Land gemacht war, um von Grundherren geeignet zu werden, und die Arbeiter geschaffen, um den oberen Klassen ein Arbeitangebot

zu liefern, war er doch ein Mann voll Einbildungkraft. Er sah die der englischen Rasse bestimmte Zukunft im Ausbau neuer Nationen da, wo jetzt die wüsten Flächen der Erde waren. Aber er wünschte diese neuen Nationen, als in geselliger, politischer und wirthschaftlicher Beziehung neuere Englande, nicht wie die Vereinigten Staaten von den „niederen Klassen“ allein besiedelt, sondern vom Anfang an mit Angehörigen der „oberen Klassen“ bevölkert. Er sah, daß Mangel an Arbeitgelegenheit mit der Zeit dem Mangel an Arbeitkraft folgen würde, sogar in Ländern wie die Vereinigten Staaten, in Folge des Zunehmens der Bodenspekulation, aber er wollte hierauf in dem neueren Britannien, das seine Einbildungkraft ausmalte, nicht warten. Er schlug vor, sofort einen solchen heilsamen Mangel an Arbeitgelegenheit in jungen Kolonien zu erzeugen, wie sie billige und überflüssige Arbeitkraft geben würde, und zwar mittelst einer Weigerung, öffentliches Land zu verkaufen, — außer zu einem so hohen Preise, daß die Aermeren verhindert würden, Land zu erlangen, wodurch sie gezwungen wären, ihre Arbeit zur Vermiethung anzubieten.

Dies war der wichtigste Theil von dem einst wohlbekannten Wakefieldschen Kolonisationplan. Er ist auf eine richtige Theorie gegründet. In irgend einem Lande, einerlei wie neu und groß, würde es möglich sein, Mangel an Arbeitkraft in Mangel an Arbeitgelegenheit zu verwandeln, indem man den Preis, der für die Verwendung des Landes verlangt wird, erhöht. Wenn drei Familien einen jungfräulichen Kontinent besiedelten, so könnte eine Familie über die Dienste der anderen als Lohnarbeiter verfügen, gerade so, als ob diese ihr Sklaveneigenthum wäre, wenn ihr das Eigenthumsrecht über das Land zuerkannt würde und sie ihren eigenen Preis auf seine Benutzung setzen könnte. Wakefield schlug nur vor, daß das Land auf einem „genügenden“ Preis gehalten werden sollte — das heißt: auf einem Preis, der hoch genug war, um die Löhne in neuen Kolonien nur um ein Weniges höher als im Mutterlande zu halten, und er wollte nicht absolute Unmöglichkeit für den Arbeiter, Arbeit zu erlangen, sondern nur solche Schwierigkeit, daß sie ihn traktabel machen würde und bereit, Das anzunehmen, was Wakefield von seinem Standpunkte aus vernünftige Löhne nannte. In den Vereinigten Staaten haben wir nicht versucht, einen Mangel an Arbeitgelegenheit mittelst des Wakefieldschen Planes zu schaffen. Aber wir haben uns beeilt, durch Verkauf und Schenkung die öffentliche Domaine in die Hände von Privateigenthümern zu bringen, und so der Spekulation gestattet, schneller und wirksamer, als er es geahnt haben könnte, mehr fertig zu bringen, als Wakefield beabsichtigte. Die öffentliche Domaine ist nun so gut wie fort, das Land steigt auf europäische Preise, und wir stehen endlich von Angesicht zu Angesicht sozialen Schwierigkeiten gegenüber, die wir in meiner Jugend mit dem Begriff „der altersschwachen Monarchien der alten Welt“ zu verbinden pflegten. Heute sind, wie der Census zeigt, die meisten amerikanischen Farmer Pächter unter aufs Aeußerste angespannter Pachtschraube, oder sie besitzen ihr Land unter Hypothek, der ersten Form der Pacht, und die große Mehrheit unseres Volkes besteht aus landlosen Leuten, ohne Recht, ihre eigene Arbeit zu verwenden, und ohne Einsatz in dem Lande, von dem sie thörichter Weise noch als von *ihrem* Lande sprechen. Dies ist der Grund, warum die Armee der Arbeitlosen unter uns erschienen, warum der Pauperismus schon chronisch geworden ist und warum wir in dem Tramp (Vagabunden) den Proletarier des alten Roms in gefährlicherem Typus besitzen.

Die sich wiederholenden Anfälle von Geschäftsstockung, die lang ge-

zogenen Perioden des industriellen Niedergangs, die der civilisirten Welt gemeinsam sind, kommen nicht von unserer Behandlung des Geldes, werden nicht durch unsere Tarifveränderungen verursacht und sind nicht durch sie zu heilen. Es giebt nur ein Heilmittel und Das ist, was jetzt als die „single tax" (die einzige Steuer) bekannt ist —: die Abschaffung aller Steuern auf die Arbeit und das Kapital, aller Steuern auf ihre Prozesse und Produkte, und die Wegnahme der ökonomischen Grundrente, des unverdienten Einkommens, und seine Verwendung für die Bestreitung der öffentlichen Ausgaben. Die Wohlthätigkeit kann nur demoralisiren und pauperisiren, während die andere, indirekte Form der Wohlthätigkeit, der Versuch, künstlich „Arbeit zu schaffen", indem man die öffentlichen Ausgaben vergrößert und Wohlthätigkeit-Holzhacker-werkstätten und Wohlthätigkeit-Nähzimmer einrichtet, noch gefährlicher ist. Wenn in diesem Sinne Arbeit geschaffen werden soll, kann man sie schneller durch Dynamit und Petroleum herbeischaffen.

Aber es ist keine Nothwendigkeit für Wohlthätigkeit vorhanden, keine Nothwendigkeit, Arbeit zu schaffen. Nöthig ist nur, die Einschränkungen zu beseitigen, welche die natürliche Nachfrage nach den Arbeitprodukten daran verhindern, sich des natürlichen Angebots zu bedienen. Schafft sie heute aus dem Wege und morgen könnte jeder Unbeschäftigte im Lande für sich Beschäftigung finden, und seine wirksame Nachfrage nach den Dingen, die er wünscht, würde neues Leben in jede Unterabtheilung des Geschäfts und der Industrie bringen, sogar in die des Zahnarztes, des Predigers, des Zeitungschreibers oder des Schauspielers. Das Land leidet an Mangel an Arbeitgelegenheit. Aber man lasse irgend Jemand heute seine eigene Arbeit oder die eines Anderen zu verwenden versuchen, sei es, indem er zwei Grashalme wachsen läßt, wo vorher einer wuchs, oder indem er eine Fabrik errichtet, — und er wird sofort dem Spekulanten begegnen, der ihm einen unnatürlichen Preis für das Land, das er benutzen muß, abverlangt, und dem Steuereinnehmer, der ihn für seine That bestraft, als ob er ein Verbrechen begangen hätte. Der Weg des gesunden Menschenverstandes, Mangel an Arbeitgelegenheit zu heilen, ist, die Steuern von den Arbeitprodukten und -Prozessen zu nehmen und statt ihrer die Steuer aufzulegen, die der Spekulation in Grund und Boden ein Ende macht.

Aber, wird man sagen, Das geht nicht schnell genug. Im Gegentheil: es geht schneller als irgend etwas Anderes. Sogar die öffentliche Anerkennung der Nothwendigkeit eines solchen Verfahrens bei nur einem Theil der Intelligenz und des Einflusses, die heute an Wohlthätigkeitveranstaltungen gewandt werden, würde eine solche Wirkung auf den spekulativen Preis des Landes haben, daß sofort Arbeit und Kapital in Thätigkeit gesetzt würden. Das ist eine „Theorie", die von allen Experimenten und Erfahrungen bestätigt wird. Neu-Seeland ist heute das einzige Land, das einigermaßen Wohlstand inmitten der allgemeinen Depression genießt. Während die Einwohner New-South-Wales und Victoria verlassen und die Leute auf der Suche nach billigem Land sogar nach Paraguay auswandern, haben sich mehr als sechs Tausend Familien seit dem Durchgang des Ballance-Gesetzes in Neu-Seeland niedergelassen, nur in Folge einer theilweise versuchten Anwendung des single tax-Prinzips.

New-York. Henry George.

Vom rothen Götzen.

In seiner philosophischen Dichtung „Also sprach Zarathustra" überschreibt Nietzsche ein Kapitel: „Vom neuen Götzen". Er meint damit den Staat, nennt ihn ein „kaltes Ungeheuer", das sich für das Volk ausgebe, jedoch „der Tod der Völker" sei. „‚Auf der Erde ist nichts Größeres als ich; der ordnende Finger bin ich Gottes' — also brüllt das Unthier. Und nicht nur Langgeohrte und Kurzgeäugte sinken auf die Knie! Ach, auch in euch, ihr großen Seelen, raunt es seine düsteren Lügen." In der That treibt die „moderne Kulturwelt" mit dem Staate Götzendienst, theoretisch und praktisch. Da versichert ein Hegel, des Staates Dasein sei „der Gang Gottes" und die „Idee des Staates" der „wirkliche Gott"; da nennt ein J. Bender den Staat ein „selbstbewußtes, mit freiem Willen handelndes Wesen, eine Persönlichkeit", mit anderen Worten: eine Art Gott; da erwarten die Menschen, wenn sie nicht als gewöhnliche Privatleute Etwas ausrichten können, der Staat werde als deus ex machina von oben erscheinen, des verzwickten Problems sich gnädig annehmen und in seiner Allweisheit sämmtliche Schwierigkeiten bewältigen; bald soll er „die soziale Frage lösen", bald für die Kunst sorgen, bald die Erziehung des Volkes reformiren, hier interveniren und dort subventioniren. Kurz, man hat den Staat erhöht bis zur Majestät einer Gottheit, ihm Allmacht und Allgegenwart verliehen und höchste Wissenschaft und Güte angedichtet.

Die Sozialdemokratie, die sich für die Monopolistin der Freiheit ausgiebt, ist mehr denn irgend eine andere Partei einer wüsten Staatsvergötterung verfallen, wenn auch ihr Götze natürlich nicht in die deutsche Dreifarbe, sondern in revolutionäres Roth sich kleidet. Die Sozialdemokratie erstrebt die Durchführung des Sozialismus mittels der Staatsregirung. Daß sie dabei an eine rein demokratische und streng sozialistische Regirung denkt, unterscheidet sie nur der Form und dem Grade nach von den monarchischen und minder radikalen sogenannten „Staatssozialisten". Jedenfalls muß gerade wegen seines Radikalismus der sozialdemokratische Zukunftstaat ungleich schlimmer als jener Kathedersozialismus Denen erscheinen, die nicht so plebejisch sind, die Futterkrippe der persönlichen Freiheit vorzuziehen. Trägt doch der demokratische Staatssozialist, wie sein Bruder, der Zwangs-Kommunist, kein Bedenken, die Lösung der Magenfrage zu erkaufen durch einen über die Individuen verhängten Staatsdespotismus. Morelly, Babeuf und St. Simon, Cabet und Weitling, besonders Blanc und Lassalle, auch Marx und Engels, huldigten, mehr oder minder, dem Staatssozialismus. Und die geringe Opposition dagegen unterlag auf dem sozialdemokratischen Kongreß zu Brüssel (1868), wo man

die Umwandlung der Bergwerke, Eisenbahnen, Kanäle und des Bodens „in gemeinsames Staatseigenthum" für eine „soziale Nothwendigkeit" erklärte.

Ein komisches Schauspiel bietet die gegenwärtige Sozialdemokratie in Deutschland, wie sie sich zum Staatssozialismus stellt. Offiziell sucht sie ihn zu verleugnen, um nicht mit den monarchistischen Regirungsozialisten zusammengeworfen zu werden und deren Ansehen zu stärken. Doch die Ideen vom „Zukunftstaate", wie sie in den Köpfen der großen Masse „zielbewußter Genossen" spuken, und viele Geständnisse, zu denen Parteiführer sich verlocken ließen, sind durchaus staatssozialistisch. Herr von Vollmar, der bekanntlich vor ein paar Jahren über die staatssozialistische Richtung seiner Partei aus der Schule plauderte und deswegen von Liebknecht und Bebel zum Sündenbock gemacht wurde, ist durchaus nicht das einzige „enfant terrible". Liebknecht selber, der so entrüstet vor dem Vollmarthum warnte, hat sich oft genug noch entschiedener für den Staatssozialismus begeistert. Beispielsweise meinte er (in der Reichstags-Sitzung vom 5. Nov. 1889): „Wir sind die Sozialisten, die den Staat retten wollen, indem wir ihn umgestalten .... Sie stürzen den heutigen Staat mit der Taktik, welche Sie befolgen, in das Verderben ... Sie haben die staatsbildende, die staatsgründende Kraft des Sozialismus nicht verstanden! Der heutige Staat kann sich nur dadurch verjüngen, daß er den Sozialismus auf dem Wege der Gesetzgebung einführt ... Die Sozialdemokratie ist gerade die Partei, auf welche der Staat, wenn Staatsmänner an der Regirung wären, in erster Linie sich stützen müßte." Ich verweise ferner auf das Erfurter Programm und die Erläuterungen, die der theoretische Vater*) dieses Programms ihm beigefügt hat. Da wird das volkswirthschaftliche Ziel der Sozialdemokratie so angedeutet: „Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigenthums an Produktionmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — in gesellschaftliches Eigenthum, und die Umwandlung der Waarenproduktion in sozialistische für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion kann es bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommnung werde." — „Gesellschaftliches Eigenthum", „für und durch die Gesellschaft" betriebene Produktion —: aus dieser Quintessenz Dessen, was die Sozialdemokraten neuester Auflage wollen, spürt man zunächst das peinliche Bemühen, nur ja nicht deutlich über die Zukunft zu reden, diesen dogmatischen Grundsatz der orthodoxen

*) Grundsätze und Forderungen der Sozialdemokratie. Erläuterungen zum Erfurter Programm von K. Kautsky und B. Schönlank. Berlin 1892.

Marxisten, die gleich über „Utopie“ zetern, wenn Jemand den Versuch macht, von ihnen oder durch eigenes Nachdenken nähere Aufschlüsse zu erhalten über die positive Gestaltung des Sozialismus. Kautsky sucht diese Richtung plausibel zu machen durch die Bemerkung, „daß es unmöglich ist, vorauszusagen, wie die sozialistische Wirthschaftgenossenschaft aussehen wird,“ und daß sie „niemals fix und fertig am Tage nach der Revolution dastehen“ werde. Der Verfasser hätte sich diese Versicherung sparen können; denn kein ernst zu nehmender Kritiker verlangt von den Sozialdemokraten Sehergabe und von ihrem künftigen Gesellschaftbau Erhabenheit über den allgemeinen Fluß der Dinge. Was man indessen von wissenschaftlichen Soziologen, die an der Verwirklichung einer sozialen Idee arbeiten, billig fordern kann, ist, daß sie sich und ihren Genossen den Inhalt und die Durchführbarkeit dieser Idee, so gut es geht, klar machen. Möglich, daß die Nachwelt ihren Bauplan nicht ausführen kann oder mag. Möglich aber auch, daß er, ein Meisterstück scharfsinniger Soziologie, im Wesentlichen beibehalten wird und sich bewährt. Nicht blos mit der ersten, sondern auch mit der zweiten Möglichkeit sollte der Sozialismus rechnen; er sollte also zeigen, wie die von ihm empfohlene Volkswirthschaft — nicht „aussehen wird“ — aber aussehen kann. Thut er Das nicht, verzichtet er darauf, soziale Baupläne auszuarbeiten, überläßt er Das einer spätern Zeit, so ist es zwar denkbar, daß diese ihre Aufgabe zur Zufriedenheit löst, aber auch denkbar, daß sie, vor das „hic Rhodus, hic salta“ gestellt, im Sozialismus eine undurchführbare oder unheilvolle Organisation erkennt und nun bedauert, daß die Vorgenerationen so vertrauensselig in eine Sackgasse marschirt sind. So lange also die Sozialdemokratie auf Verdeutlichung ihres Zieles verzichtet, kann sie keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit in ihrem „positiven“ Theile machen und setzt sich dem Vorwurfe aus, leichtfertig ins Blaue hinein zu wirthschaften und, den bestehenden Gesellschaftbau demolirend, das Volk einer noch unwirthlicheren Herberge zu überliefern.

Doch die Sachlage ist noch fataler. Während die Sozialdemokratie einerseits es ablehnt, einen sozialen Bauplan zu entwerfen, kristallisiren sich andererseits in den Köpfen gerade der einflußreichsten „Genossen“ Zukunftvorstellungen, die mit eigensinniger Einseitigkeit auf den Staatssozialismus hinauslaufen. So wird sich uns die auf den ersten Blick nebelhaft erscheinende Redensart „Umwandlung der Waarenproduktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion“ als der krasseste Staatssozialismus entpuppen. Wenn in Zukunft die „Gesellschaft“ produziren soll, so soll Das zweifellos heißen, daß sie es heutzutage nicht thut. Dieser Satz läßt nun keine andere Deutung zu als

diese: die Privatwirthschaft soll abgeschafft werden. Das ergiebt sich, wenn man sich klar macht, was hier mit „Gesellschaft" gemeint ist. Sind es etwa die Millionen Genossen? Sollen sie in corpore durch Mehrheitbeschlüsse Produktion und Konsumtion unmittelbar organisiren? Die unerläßliche Vorbedingung wäre, daß jeder Genosse sich nicht allein um alle möglichen Zweige des wirthschaftlichen Lebens, um Landwirthschaft, Maschinenbau, Kleidermacherei u. s. w. kümmerte, sondern auch auf all diesen Gebieten sachverständig wäre. Ein Unding! Es bleibt nichts übrig als die Annahme, daß die Millionen eine Behörde, eine Obrigkeit zur Leitung der Volkswirthschaft wählen. Kautsky bezeichnet denn auch mit nackten Worten den Staatssozialismus als das Ziel der Sozialdemokratie. Nach seiner Meinung haben „die arbeitenden Klassen alle Ursache, sobald die Staatsgewalt ihnen gehört, die Ausdehnung der Staatswirthschaft möglichst zu beschleunigen." Und das Endziel der Entwickelung, sobald einmal das Proletariat ans Staatsruder gekommen, ist die Vereinigung sämmtlicher Betriebe zu einem einzigen ungeheueren Staatsbetrieb, d. h. die Verwandlung des Staates in eine einzige Wirthschaftgenossenschaft . . . Die Waarenproduktion und das Privateigenthum an den Produktionmitteln sind überwunden; die neue Wirthschaftgenossenschaft, die aus dem Staate herauswächst, besitzt selbst alle Produktionmittel, deren sie bedarf, und erzeugt alles für sich und ihre Mitglieder im Wesentlichen Nothwendige selbst.

Solcher Staatssozialismus verkennt den Charakter der Staatsregirung sowie der sozialen Freiheit. In seiner abgöttischen Verehrung des Staates verkennt er, daß die Regirungmänner nicht höhere Wesen, sondern einfache Beamte sind, daß sie durchaus kein außergewöhnliches oder auch nur ursprüngliches Wissen von den sozialen Bedürfnissen und Heilmitteln haben, daß es vielmehr die Gesellschaft, das private Leben, das Individuum, ist, woraus alle Kenntniß der Bedürfnisse, alle Wissenschaft und Fachkenntniß, alle Güte und alle Macht entspringt, und daß die Staatsregirung günstigen Falles nur Das geben kann, was ihr aus dieser Quelle zugeströmt ist. Er verkennt ferner, daß eine staatliche Regirung der Volkswirthschaft zu so bedeutenden Schmälerungen der Freiheit führt, daß nur wohl Gedankenlosigkeit oder plebejische Unterschätzung der persönlichen Freiheit zu Gunsten der Futterkrippe sich dafür begeistern kann.

Das wird vollends ersichtlich, wenn man bedenkt, daß die Sozialdemokratie nach Kautsky die „Waarenproduktion" beseitigen will. Kautsky unterscheidet „Produktion für den Selbstverbrauch (im weitesten Sinne) und Produktion für den Tausch oder Verkauf" und fährt fort: „Letztere ist die Waarenproduktion . . . Der einzelne Wirthschaftbetrieb erzeugt nicht mehr Alles selbst, was er braucht, er erzeugt aber von der besonderen Art

von Gütern, die er ausschließlich produzirt, mehr, als er braucht. Den Ueberschuß tauscht er aus gegen Güter, die er braucht, aber nicht selbst erzeugt." Solche Waarenproduktion also soll abgeschafft werden! Wie ist Das zu verstehen? Soll vielleicht jeder Genosse oder jede Gruppe nur für den „Selbstverbrauch" produziren? Das wäre Barbarei. Folglich bringt der Produzent auch im sozialistischen Staate „mehr als er braucht" hervor und giebt den Ueberschuß an Leute, die Dessen bedürfen und in der Lage sind, durch Abgabe von Erzeugnissen ihrerseits einem Bedürfnisse jenes Produzenten abzuhelfen. Wenn Kautsky solches Geben und Nehmen nicht „Tausch" nennt, so muß ihm eine Gesellschaft vorschweben, die — gleichsam eine Person — „für sich und durch sich", „für ihren Selbstverbrauch" produzirt. Hiermit aber kann nur gemeint sein, daß das produzirende Individuum nicht das Recht haben soll, selbständig, nach freier Vereinbarung seine Erzeugnisse mit denen eines andern Individuums auszutauschen; sonst wären sie ja „Waaren". Sie sollen vielmehr von der „Gesellschaft" — will heißen: von der sozialdemokratischen Regirung — in Empfang genommen und dann nach einem bestimmten Gesetzes-Modus den Unterthanen zur Konsumtion verabreicht werden.

Solche Volkswirthschaft verhängt über Konsumenten und Produzenten einen widerlichen Despotismus. Indem die Regirung den Waarenaustausch verbietet, zwingt sie den Produzenten, lediglich Das zu produziren, was sie ihm abzunehmen gewillt ist, hält ihn dagegen von der Erzeugung solcher Güter zurück, mit denen seine private Initiative, sein Unternehmergeist, auf einem freien Markte nicht allein das eigene Interesse, sondern auch das Gemeinwohl bestens bedienen könnte. Gerade der von privatem Interesse geleitete Unternehmer findet ja mit feinstem Spürsinn die Bedürfnisse des Publikums heraus; sobald eine Nachfrage auftaucht, erscheint er auf dem Markte, um sein Angebot zu machen, und alle Veränderungen der sozialen Bedürfnisse beobachtet er mit dieser Tendenz. Stellt sich andererseits eine Ueberproduktion seiner Waare heraus, so treibt ihn die Verminderung seiner Einnahme, die Produktion einzuschränken oder einzustellen. Auf diese Weise regelt sich die Produktion für den Markt gewissermaßen automatisch. Und solch ein vortreffliches, freiheitliches Regulativ — das private Unternehmerthum, den freien Markt, die freie Konkurrenz — will die Sozialdemokratie abschaffen! Der Staat einziger Arbeitgeber, ohne Konkurrenz, einziger Abnehmer der Produkte, einziger Kaufmann, einziger Unternehmer — eine unheimliche Vorstellung. Wie müßte es denn die rothe Regirung anfangen, um die Produktion einer gewissen Branche, z. B. des Wohnungbauwesens, zu vergrößern? Ich sehe nur zwei Möglichkeiten: entweder müßte sie an die Freiwilligkeit

der Bauarbeiter appelliren und als Motiv, falls sie es nicht mit engelhaften Altruisten zu thun hat, höheren Lohn ausspielen, — eine Regulirung, die nichts Anderes ist als eben jene von der Sozialdemokratie verworfene Regulirung durch den freien Wettbewerb auf dem Markte, hier dem Arbeitmarkte. Oder aber die Regirung müßte die Arbeiter kommandiren; und Das wäre freiheitwidrig. Und nicht allein als Unternehmerin, sondern vollends bei Vertheilung der Produkte wäre die Regirung darauf angewiesen, entweder zu markten — was dem sozialdemokratischen Programm zuwider ist — oder aber zwangsweise zu verfahren. Sie müßte den Konsum so reguliren, daß die Produktion mit ihm gleichen Schritt halten könnte, also entweder nach Art unserer Kasernenverwaltungen bestimmte Portionen den Genossen verabreichen oder die Produkte verkaufen. Im letzten Falle käme es darauf an, die Preise derart einzurichten, daß sowohl jene Regulirung erreicht als auch die Freiheit der Konsumenten nicht verletzt würde. Wonach sollte sich nun die Regirung bei der Tarifirung der Preise richten? Etwa nach der Arbeitzeit, die durchschnittlich nöthig ist zur Herstellung des Produktes? Dieser Maßstab würde auf Vergewaltigung des Konsumenten hinauslaufen. Denn der Werth, den ein Produkt für den Konsumenten hat, richtet sich nicht nach der durchschnittlichen Produktionzeit, sondern wesentlich nach anderen Faktoren. So kann ein Haus in einer einsamen Gegend unter Umständen einen bedeutend geringeren Werth für die Konsumenten besitzen als ein anderes Haus, das nicht mehr durchschnittliche Arbeitzeit erforderte, aber an der Passage des Verkehrs liegt. Will nun die Regirung etwa eben so viel Miethe erheben für das ungünstig gelegene wie für das bestgelegene? Solche Mißverhältnisse zwischen dem Preise und dem Konsumwerthe wären unerträglich; denn das Publikum möchte gewisse relativ theure Produkte verschmähen, dagegen um die relativ billigen stürmisch konkurriren. Es bliebe der Regirung nichts übrig, als den Preis eben nach dem Konsumwerthe zu bemessen, d. h. zu erhöhen, sobald die Nachfrage nach dem Produkte stark wird, und zu erniedrigen, sobald sich das Angebot als zu groß herausstellt, — wie gesagt also: zu markten.

Weswegen mag nun das sozialdemokratische Führerthum eine Neigung zu solchem freiheitwidrigen Staatssozialismus haben? — Vielleicht weil es selber die großmächtige Regirung des Zukunftstaates zu übernehmen hofft, wenn die Partei in den rothen Staat hineingewachsen ist? Mit Dühring und Benedikt Friedländer*) halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß diese Hoffnung Einfluß auf die sozialdemokratische Theorie und Taktik ausgeübt hat, mag auch Dühring ein Wenig übertreiben, wenn er sagt:

*) „Der freiheitliche Sozialismus", Berlin, F. Harnisch u. Co.

„Gesetzt, aller Besitz wäre im Marxschen Jubeljahre in den großen Kasten des Marxistischen Staates gethan, so hätten nun Alle von Herrn Marx und seinen Leuten Anweisungen zu erhalten, was sie essen und trinken und aus dem Kasten bekommen, auch wie viel Frohndienste sie in Herrn Marx' geld- und tauschlosem Arbeitkasernenreich verrichten sollen. Nach der Beschaffenheit der Marxschen Presse und Agitation zu urtheilen, würde Gerechtigkeit und Wahrheit sicherlich das Allerletzte sein, was bei diesem Marxistisch-autoritären Staatsdespotismus in Frage käme. Das völlige Gegenstück einer freien Gesellschaft, nämlich die willkürlichste und despotischste Konfiszirung der freien individuellen Bewegung, wäre das Ergebniß."

Was bringen nun die Sozialdemokraten vor, um solche Vermuthungen zu widerlegen? Kautsky macht sich die „Widerlegung" gar zu leicht, wenn er erklärt: „Weder von Ausbeutung noch von Unterdrückung kann in der Staatswirthschaft des siegreichen Proletariats die Rede sein. Niemand kann sich selbst ausbeuten, Niemand sich selbst unterdrücken. Die Arbeiterklasse wird dann eben keinen andern Herrn über sich haben als sich selbst." Ein simples Sophisma, wenn die sozialdemokratische „Gesellschaft" nicht als eine Summe von Individuen, sondern einheitlich wie eine Person gedacht wird. Freilich: „sich selbst" kann Niemand ausbeuten; aber die Einen können die Andern, die Obrigkeit kann das Volk ausbeuten. Natürlich protestiren die „Genossen" lebhaft, indem sie versichern, das Volk im sozialistischen Staat werde sich keinerlei Ausbeutung und Unterdrückung gefallen lassen. Doch ich habe keine so hohe Meinung von dem Volk, wenigstens soweit es ein Zögling der Sozialdemokratie ist. Von Kindesbeinen an ein Joch gewöhnt und überdies in Parteiknechtschaft versunken, ist die große Masse derart knechtselig, daß sie stumpfsinnig auch unter ein neues Joch, unter den Despotismus des rothen Götzen, kriecht, wenn ihr nur „Brot und Spiele" dort winken. Im Gegensatze zur Sozialdemokratie erwarte ich die soziale Befreiung keineswegs ausschließlich vom Proletariate, sondern von den besten Elementen aller Gesellschaftklassen, nicht zum Mindesten von einem Theile der vielgeschmähten Bourgeoisie, die im Allgemeinen doch heute noch der Handarbeiterschaft durch seine Bildung und Sinn für persönliche Unabhängigkeit überlegen ist. Was das Bürgerthum mit Recht vom rothen Götzen abschreckt, ist dessen Freiheitwidrigkeit. Sobald es aber eingesehen haben wird, daß ein Sozialismus ohne Staatsknechtschaft möglich ist*), dürfte es dieser freiheitlichen Richtung seine Sympathie zuwenden, soweit es nicht hartnäckig auf der Erhaltung seiner Privilegien besteht.

Dr. Bruno Wille.

---

*) Einen Versuch, die persönliche Freiheit mit dem Sozialismus zu vereinigen, stellt meine „Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel" dar, dem einzelne Ausführungen dieses Aufsatzes entnommen sind. Das Buch ist in diesen Tagen bei S. Fischer, Berlin, erschienen.

Arthur James Balfour.

Sicherlich muß Etwas an dem Manne sein, dem auf der Liste der Bedrücker Irlands der Ehrenplatz nach Cromwell eingeräumt wird. Arthur James Balfour, den die Leser der „Zukunft" kennen, verwaltete viereinhalb Jahre das Amt eines Obersekretärs für Irland und entging dem Dynamit und Meuchelmord sowie den Natterzungen der irischen Parlamentarier. Jetzt wirkt er als Führer J. M. getreuester Opposition im Unterhause ungebrochen ruhig und rüstig fort, während vor ihm der Uriasposten eines Obersekretärs für Irland das beste staatsmännische Material Großbritanniens rasend schnell verzehrte.

Balfour zählt erst fünfundvierzig Jahre und kein Mensch weiß, welche öffentliche Rolle ihm im Geschick seines Landes noch vorbehalten ist. Er besitzt das Vertrauen seiner Parteigenossen, aber auch die Achtung seiner politischen Gegner. Wahrheitliebe gilt als der größte Vorzug seines Charakters, als Lichtseite seines Skeptizismus und seiner kritischen Nüchternheit. Nicht Wenige betrachten ihn als den kommenden Mann, den Mann der Zukunft. Er wird viel thun müssen, um den an seine öffentliche Wirksamkeit geknüpften Erwartungen gerecht zu werden. Es ist ein Glück, daß das große englische Publikum in den Irrgärten der Spekulation so wenig heimisch ist und seine eigenen philosophischen Schriftsteller so wenig liest. Balfour selbst hat in seinen Schriften Alles gethan, um die Erwartung seiner Anhänger herabzudämpfen. Trotzdem beharren sie in dem Glauben, daß er in die Welt gekommen sei, England aus seinen Nöthen zu erlösen: jetzt, wo die Frage der Erhaltung der Reichseinheit die Brandfackel unter die Nation geworfen hat.

Gleich seine ersten Schritte in die politische Arena fesselten die allgemeine Aufmerksamkeit. Er trat 1874 in das Unterhaus ein, um der konservativen Sache zu dienen. Aber zunächst bedrückte der Partei-Konventionalismus sein jugendliches Gemüth und er fand die Bezeichnung: Tory-Demokrat passender. Er schloß sich der sogenannten „vierten Partei" des Lords Randolph Churchill an. Die Freude an den genialen Satyrsprüngen des Meisters scheint jedoch von kurzer Dauer gewesen zu sein. Denn bald trat Balfour in die Reihen der konservativen Partei zurück, damit den Fehler vermeidend, den er später an Cobden rügte: außerhalb der beiden historischen Parteien wirken zu wollen. Seither ist das Licht Churchills etwas verflackert, der Einfluß Balfours dagegen stetig gewachsen und hat, menschlichem Ermessen nach, den Gipfelpunkt noch nicht erreicht. Zunächst hielt er sich still im Hintergrunde, sah, beobachtete, dachte und assimilirte sich Welt und Wissen. Im Jahre 1879 veröffentlichte er sein philosophisches Glaubensbekenntniß, eine Vertheidigung des philosophischen Zweifels, alsdann Revue-Artikel über allerhand literarische und ökonomische Dinge, und er gründete sich damit den Ruf eines sorgfältigen und selbständigen Schriftstellers. Allmählich trat er auch politisch mehr hervor. Im Jahre 1884 verhandelte er als Vertreter der konservativen Opposition mit dem damaligen Lord Hartington als Mundstück des Kabinets Gladstone über das Kompromiß

wegen der letzten großen Parlamentsreform, jener friedlichen Revolution, durch die etwas dem allgemeinen Stimmrecht sehr Aehnliches in England eingeführt wurde. Ein Jahr später soll Balfour im Namen des Lords Salisbury, seines Onkels, mit den Parnelliten geheime Verhandlungen zu dem Zwecke geführt haben, die Konservativen wieder ans Ruder zu bringen. Dem Gerüchte zu Grunde liegt ein wenig belangreicher Briefwechsel zwischen Balfour und Parnell. Früher, im Jahre 1882, war der Vorwurf des geheimen Einvernehmens mit den Parnelliten gegen die Liberalen erhoben worden und er hatte Balfour eine günstige Gelegenheit zu einem geschickten Parteimanöver geboten. Es war nach den schändlichen Phönixparkmorden, und noch zitterte die Erregung darüber im Volksgemüth nach. Um so verstimmender wirkten natürlich die Gerüchte über geheime Verhandlungen zwischen dem Vertreter Parnells, der nebst Genossen zur Zeit hinter Schloß und Riegel saß, und liberalen Kabinetsministern, die Freilassung der irischen Parlamentarier, die freundliche Haltung der Regierung gegen eine Bill Redmonds und ähnliche Anzeichen eines geheimen Paktes. Bestand er oder nicht? Gladstone leugnet. Da springt Balfour auf die Beine und bringt durch eine von Sticheleien der bösesten Art wimmelnde, durch die Verquickung mit literarischen Reminiscenzen um so drastischer wirkende Rede den greisen Premier völlig außer Fassung. So machten die beiden politischen Antipoden zum ersten Male ihre förmliche Bekanntschaft mit einander. Seitdem hat sich ihre Gegnerschaft nicht gemindert, obwohl Balfour sich mäßigen gelernt hat.

Aber wir müssen, den chronologischen Gang der Ereignisse unterbrechend, in die Jahre seines Wachsthums zurückgehen, wo Balfour durch Studium und aus Erlebnissen seine politischen und philosophischen Prinzipien gewann, die ja im Grunde ihre Probe vor der Erfahrung noch erst zu bestehen haben und an deren Bewährung die Geschichte den Werth und den Ruhm seines Lebens abschätzen wird. Da ist, in diesem Zusammenhange, der Umstand jedenfalls nicht ohne Bedeutung gewesen, daß Balfour durch seine Mutter, eine Schwester des Marquis von Salisbury, in die großen Traditionen der Cecils elisabethanischen Angedenkens hineingeboren ist. Man zählt nicht umsonst einen Burleigh zu seinen Ahnen; allein der Fortgang der Zeiten, mit seiner Verschiebung von Zielen und Mitteln und seinen Sprüngen von der Renaissance zur Decadence, macht in jedem Falle den Lehrwerth einer geschichtlichen Persönlichkeit zweifelhaft, für Balfour aber, der mit unerbittlicher Logik die sogenannten Lehren der Geschichte bekämpft, ganz gewiß prekär. Höher ist darum die Intimität mit dem Marquis von Salisbury, dem er Ende der siebenziger Jahre Privatsekretärdienste leistete, sowie die Berührung mit Lord Beaconsfield anzuschlagen, dessen Triumphe auf dem Berliner Kongreß er als Augenzeuge mit erlebte. Salisbury und Disraeli waren beide konservativ, aber konservativ in so besonderer Weise, daß ihr Zusammenwirken oft durch Reibungen gestört und auf die Dauer nur durch die Rücksicht auf das Parteiinteresse ermöglicht wurde. Kein Wunder. Salisbury ist der geborene Tory, ist konservativ von ganzem Herzen. Jede Konzession an die siegreich vordringende Demokratie ist ihm abgerungen; und in einer Zeit des Zweifelns und des Schwankens, des Wollens und Werdens, wo die Neuerung- und Umsturzideen wie Pilze aus der Erde schießen, imponirt das unerschütterliche Vertrauen auf das Daseinsrecht des Ueberkommenen, die treue Ergebenheit an die Herrlichkeiten des alten Glaubens die Ueberzeugung von dessen Ueberlegenheit über den neuen Glauben und der Lebenskraft der alten Gesellschafteinrichtungen mit der erblichen Aristokratie als

der Krone des Gebäudes. Nichts wurde ihm leichter und war ihm mehr Bedürfniß, als sich von seinem Chef Disraeli zu trennen, als dieser im Jahre 1867 die große Parlamentsreform, nur noch demokratischer, als die Demokraten sie verlangt hatten, durchsetzte. Er glühte von ehrlichstem Hasse gegen die humanen Ideen, die Gladstone seine frühere irische Politik eingaben. Keine Maßregel mit der Tendenz, die irischen Katholiken als Herren im Lande oder wenigstens als Gleichberechtigte anzuerkennen, fand Gnade vor seinen Augen. Nach Salisburys konservativem Denken giebt es keinen Widerruf für ein Recht, das durch Gewalt begründet wurde und durch Gewalt aufrecht erhalten werden kann. Was allgemein, von Burke und Wellington bis auf Peel, Disraeli und Froude, als das Unrecht Englands gegen Irland bezeichnet wird: jene lange Bedrückung und Vernachlässigung des besiegten Volkes mit ihren natürlichen Folgen, der Einbuße an Rechts- und Ordnungssinn in ihm —: dafür hat Salisbury nur den Knebel und die Knute, den Säbel und den Küraß zur Antwort; daneben die Mahnung an die gegenwärtigen Machthaber: In England habt Ihr Euch begnügt, zu lenken, für Irland ist es wesentlicher, daß Ihr regirt. Unnöthig zu sagen, wie diesem Manne, der so energisch das Prestige Englands im Auslande aufrecht zu erhalten verstand, die Gladstone und Morley, die Helden des Newcastler Programms, die Apostel der neuen Trade-Unions, die radikalen Heißsporne, die sich so jakobinisch und atheistisch geberden und so heftig gegen den dreieinigen „Anachronismus": Monarchie, Kirche und Adel anstürmen, vorkommen müssen. Nach wie vor sprüht er, trotz allen Konzessionen an den Zwang der Zeit, dagegen seine Verachtung und seinen Spott. Er ist, wie Disraeli von ihm sagte, nicht der Mann, seine Rede zu mäßigen, und ein Meister im Witzeln, Spötteln und Sticheln. Persönlich liebenswürdig und leutselig wie ein Patriarch, immer hilfbereit und der Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen das Wort redend, ist sein ganzes Leben ein fortgesetzter Protest gegen alles Moderne, dessen tastenden Versuchen und Experimenten er die Ruhe und Ueberlegenheit des in sich Einigen und mit sich Fertigen entgegensetzt.

Wie anders Disraeli! Einem Balfour kann nicht entgangen sein, wodurch Beide insbesondere wirken. Salisbury mehr Typus, Disraeli mehr Persönlichkeit. Dort der Stolz, die Ruhe, die Sicherheit des Besitzes und der Macht, der organische Zusammenschluß von Kasteneigenschaften; hier die Hast und Unstetigkeit des nach Einfluß und Ansehen Ringenden, die unorganische Mischung von Heroischem und Lächerlichem, von Genie und Dilettantismus, von Charakter und Karikatur. Aus dem Kontrast gegen den Mann aus königlichem Geschlecht, der zu herrschen gewöhnt ist und für jede Lage das Urtheil oder Vorurtheil bereit hat, wird Disraelis Wesen erst recht klar. Abenteuererduft umweht ihn, der Reiz des Außerordentlichen umgiebt ihn, und die Freude über erstes Gelingen verlockt ihn auf immer seltsamere Wege. Ein orientalisches Pfropfreis auf angelsächsischem Stamme, überrascht er seine schwerfällige Umgebung durch Subtilität, Schlagfertigkeit und Scharfsinn. Was waren seine Ziele, seine Mittel, seine Leistungen? Von Zielen die höchsten, von Leistungen wenige aere perennius, — man schließe auf das teleologische Bindeglied. Balfour war, wie erwähnt, persönlich Zeuge von Beaconsfields Triumphen auf dem Berliner Kongreß. Heroenanbetung war von jeher eine englische Tugend, und nun erhielt Disraeli, von Hause aus ein Ritter vom Geiste, der anno 78 so gewaltig mit dem Säbel rasselte, daß der russische Koloß zu beben begann, seinen Antheil daran. Aber zwei Jahre später war der Paroxismus der Begeisterung

verrauscht und die allgemeinen Wahlen brachten Gladstone ans Ruder. Es zeigte sich, daß der ganze imperialistische Heißhunger mitsammt den Kongreßerfolgen und der Praxis der geheimen Verträge auf die Dauer nicht Das waren, dessen das Volk in seinen sozialen und ökonomischen Nöthen bedurfte. Und selten war, kann man sagen, das Verdikt eines Volkes von einem besseren Instinkte geleitet gewesen. In ihm lag die nachdrückliche Mahnung an die vielversprechenden Anfänge des jungen Politikers, da er, noch unbeirrt von den Reizen des Earldom und des Hosenbandordens, als Staatsmann einsetzte und sich zu einer reineren Staatsphilosophie bekannte. Disraeli hat in seinen Werken so schöne Worte gefunden für die wesentlichen Elemente des wahren Fortschritts. Er glaubte nicht an die Größe einer Nation auf Grund einer Mechanik von Preisdruck und Gegendruck. Er glaubte nicht an den Bestand einer Gesellschaft ohne den Kitt gegenseitiger Verpflichtungen. Er glaubte nicht an den Segen politischer Freiheiten ohne das Korrelat ökonomischer Unabhängigkeit. Und er glaubte nicht an den Nutzen und die Lebenskraft einer Institution ohne eine nur von ihr zu leistende Funktion. Aber es waren platonische Proteste, die nicht dazu dienen konnten, die „konstituirte Anarchie“ zu entwurzeln. Gegen Peel, den Schutzzöllner, frondirte er, noch bevor er zur Macht gelangte, damit er zur Macht gelange. Gegen die große Parlamentsreform von 1832 protestirte er in herzzerreißenden Tönen und in Betrachtungen voll echter Weisheit, und — gleitet, nein: schießt dann 1867 den Niagara in den Strom der Massensouverainetät hinunter, während gleichzeitig der Demokrat John Stuart Mill sich in Versuchen erschöpft, einen Wahl- und Abstimmungmodus zu erfinden, durch den die Minderheit Weisheit vor Vergewaltigung durch die „brutale“ Masse geschützt werden soll. Wogegen protestirt er nicht? Und es sind schöne Proteste, lesenswerthe, geniale Proteste, die Freude und das Entzücken aller literarischen Feinschmecker. Aber der Staatsmann lebt sein Leben nicht für diese und seine Größe wird vor einer anderen Instanz als die eines Künstlers abgeschätzt. Den aufrichtigsten Ruhmrednern Disraelis selbst wird es schwer, Zusammenhang und Folgerichtigkeit in seine Thaten hineinzubringen, und kein noch so geschickter Versuch, Disraelis geniale Aphorismen und Aperçus zu einem System zu verkitten und als Waffe gegen die liberale Weltanschauung, „die philisophische Phrase“, wie er sie nannte, zu gebrauchen, war jemals erfolgreich. Er hatte nicht die Kraft, sich umzuschulen, eine Theorie zu überdenken, aus- und umzudenken. Die Thaten und Werke seines Lebens erschienen seinen Zeitgenossen seltene, uns erscheinen sie seltsam und merkwürdig. Für uns ist die Blendung vorüber. Wir kommen zu spät. Das Feuerwerk ist verprasselt und die Fernsicht durch Pulverdampf getrübt.

Und nun Balfour. Er ist zu sehr Denker, um in den Starrsinn des Aristokraten, zu sehr Aristokrat, um in die Sprunghaftigkeit des Emporkömmlings zu verfallen. Er ist einfach, ja nüchtern; mehr geneigt, Illusionen, auf welcher Seite immer sie gehegt werden, zu zerstören, als ihnen sich hinzugeben oder Vorschub zu leisten; er sperrt sich nicht in Vogelstraußverblendung gegen das Moderne, ohne es für so simpel und klar zu halten, daß es überall als Leitstern dienen könnte Wo er es bekämpft, bekämpft er es mit modernen Waffen, ohne die Galle Salisburys, ohne die Treibhausemphase Beaconsfields. Er ist konservativ in der für die Gegenwart einzig möglichen Form. Er ist Parteichef, ohne vom Parteigeist seine Selbständigkeit ersticken zu lassen. Er bekennt noch immer mit der Freude des Selbstdenkens: car tel est mon plaisir. Er ist frei von den starken konservativen

Instinkten Salisbury's, und eben so wenig konservativ aus Berechnung, wie Beaconsfield. Nicht aus Herablassung, noch aus Neugier, sondern aus Bedürfniß prüft er die neuen Gedanken und Empfindungen. Daraus möchte man die Hoffnung schöpfen, daß Balfour in kritischer Stunde das Rechte treffen wird.

Es war bei Balfour von vorn herein ausgeschlossen, daß er in die schlechte Gesellschaft von Utilitariern, Freidenkern und Atheisten gerathen würde; denn die meisten seiner theoretischen Gedanken gelten der Thesis, die er vertheidigt: daß der gegenwärtige Zustand der Geisteswissenschaften nicht den Schluß von der geschichtlichen Erfahrung auf alle mögliche Erfahrung gestattet. Alle bisherige Konstruktion erscheint ihm vorschnell und logisch ungerechtfertigt. Die Philosophie hat bisher nichts bewiesen, was zur Grundlage der Wissenschaft im eigentlichen Sinne des Wortes dienen kann. Dem denkenden Geiste boten sich zwei Lösungen als besonders wahrscheinlich an, der Phänomenalismus und der Realismus. Beide sind wenig befriedigend, gegen beide macht Balfour die geistreichsten Einwendungen geltend, die, für deutsche Denker nicht neu, von ihm offenbar selbständig gefunden wurden. Ein praktischer Politiker, der im Stande ist, die Transcendentalphilosophie mit solcher Reife und Sachkennerschaft zu kritisiren, wüchse schon dadurch allein über den Durchschnitt hinaus. Er argumentirt: die Vorstellung der Welt an die Bedingung unseres Denkens in Relationbegriffen knüpfen, heißt, ihr Dasein leugnen, wo sie nicht bewußt unter Relationen gedacht wird, das heißt für alle — Nichtphilosophen, was der Erfahrung widerspricht und womit die Wissenschaft nichts anfangen kann. Andererseits ist auch Spencers Beweis des Realismus falsch. Folglich, schließt Balfour, beruht die Wissenschaft auf einem völlig unbeglaubigten System, ihre Praemissen sind unbewiesen und das Universum, wie die Wissenschaft es uns zeigt, ist völlig unvorstellbar. Und was unsere Verwirrung vermehrt: diese Unvorstellbarkeit bezieht sich gar nicht auf das Absolute und das Ding an sich, sondern auf die Welt als Objekt unseres positiven Wissens, diese Zweifel regen sich gegen die, wie es scheint, in alle Ewigkeit unauflösliche Antinomie mit dem Satz: die Welt des positiven Wissens ist real, als Thesis, und dem Satz: die Welt des positiven Wissens ist phänomenal, als Antithesis. Unsere letzten Ueberzeugungen, die Axiomata aller Zweige der Wissenschaft, gerathen so in einen unauflöslichen Widerspruch. Die Hoffnunglosigkeit eines solchen Abschlusses macht die Unruhe begreiflich, von der der Philosoph Balfour, wie jedes philosophische Gemüth, benagt wird.

Ungefähr so begründet er seinen Skeptizismus. Er schließt daran folgerecht den Protest gegen die Benutzung der Philosophie als dienender Magd seitens der Wissenschaft. Es ist das umgekehrte Verhältniß wie im Mittelalter. Damals ragte das kirchliche Lehrgebäude hoch empor und die Philosophie wurde mit der Aufgabe betraut, es, so gut sie konnte, zu stützen. Heute herrscht die Wissenschaft, ist die Wissenschaft der allgemeine Glaube. Die Philosophie begiebt sich ihres Richteramtes und ordnet freiwillig sich ihr unter. Die Ungereimtheiten im System der Wissenschaft sind genau so groß, bedrücken das logische Gewissen genau so sehr wie der Kirchenglaube. Aber die Welt schwört auf Wissenschaft. Also darf in dem einen Falle so wenig wie in dem anderen die Stärke des Glaubens sich auf die Stärke des Beweises gründen wollen; also hat in dem sogenannten Kampfe zwischen Glauben und Wissen dieses kein Recht, als Gradmesser für die Wahrheit jenes zu gelten. Also sollten die Theologen endlich einsehen lernen, wie verkehrt ihr Verfahren ist, religiöse

Wahrheiten oder Lehren wissenschaftlichen Glaubenssätzen um ihrer vermeintlich einwandsfreien Logik willen angleichen oder nachbilden zu wollen.

Damit ist freilich für den Glauben und gegen die Wissenschaft gar nichts gesagt. Die Wissenschaft dient in erster Linie praktischen Zwecken, und dient ihnen überraschend gut. Und theoretisch strebt sie nach einer logisch befriedigenden Interpretation von Thatsachen, deren Existenz Niemand leugnet, während diejenige der Glaubensthatsachen nur subjektiv, d. h. insofern es Menschen giebt, die an sie glauben, beweisbar ist. Balfour selbst ist weit mehr Skeptiker als Gläubiger. Von den religiösen Mysterien spricht er so, wie wenn es ihn die äußerste Anstrengung gekostet hätte, die Worte ausfindig zu machen, um sie annähernd zu beschreiben. Die Glaubensobjekte, sagt er, entgleiten so sehr unserem Vorstellungvermögen, selbst bei äußerster Anspannung, daß sie sich nur unvollkommen in leeren Worten umschreiben lassen; und sie sind so beschaffen, daß jeder bestimmte Versuch, ihre Eigenschaften in Formeln zu fassen, auf eine contradictio in adjecto hinausläuft. Womit psychologisch ganz vortrefflich der Anlauf, ohne die Grundlage äußerer Sensationen Vorstellungen zu bilden, analysirt wird. Wir werden gleich sehen, wie tief in Balfours Geist die Vorliebe für Thatsachen wurzelt, wie überzeugt er von der Schwierigkeit ist, Interpretationsformeln zu finden. Kein Wunder, daß er in Verlegenheit gerieth, als er den Glauben gegen den Positivismus und die Religion der Humanität auszuspielen unternahm.

Es war auf dem Kirchenkongreß zu Manchester im Jahre 1888, wo er sich näher mit der Frage befaßte, und da er inzwischen in eine politisch verantwortliche Stellung eingerückt war, so hatte er seine Worte zu messen. Trotz der heiklen Aufgabe kann Balfour jedoch auch hier nicht den Denker verleugnen. Er ist der Religion der Humanität ein sympathischer Gegner. Er kann sich im Grunde nicht verhehlen, daß der Positivismus, nicht der Comtes, sondern der der Wissenschaft überhaupt, die stärkere Position hat. Ihm konnte unmöglich entgangen sein, daß Wissenschaft und Philosophie mehr als sieben Welträthsel anerkannten. Und dann war er ja politisch sogar stets ein ehrlicher Gegner gewesen, hatte sich nie zu Thiers berühmten Aeußerungen über den Parteikrieg bekannt, glänzte in der Polemik durch die schönste aller Tugenden: die Aufrichtigkeit. Er ist in der That so wenig dogmatisch, daß ihm unmöglich ist, zu sagen, ob die Existenz für das Individuum oder die Rasse ein Gut ist. Aber die Thatsache, daß Unrecht geübt und Elend gelitten wird, beschattet nach Balfour unseren Geist derartig, daß wir im Drange der Noth unwillkürlich über diese Welt hinausblicken. So stellt sich wie von selbst die Transcendenz ein, um das bedrohte Gleichgewicht im Gemüth wieder herzustellen. Schließlich bleiben die unheilbaren Uebel: Trennung, Verfall, Abnutzung und Tod; bleibt mit der Thatsache zu rechnen, daß die Zahl Derer sich vermehrt, welche die sozialen Unzulänglichkeiten empfinden: so daß entweder Religion in irgend welcher Form oder Verzweiflung die einzig möglichen Alternativen sind.

Mit solchen Ueberlegungen kann Balfour nicht gemeint haben, einen toten Körper zu galvanisiren. Diese Beweise, daß der Unsterblichkeitglaube unser Gemüth erleichtere und unsere Schmerzen lindere, sind für die bestehenden Religionen nicht nöthig, da ihre Vortheile auf der Hand liegen. Aber dieser Glaube fehlt ja eben, und was die Gläubigen verlangen, ist gerade die Rechtfertigung vor dem Verstande: sie wollen, daß ihnen die Mysterien des Glaubens zum Mindesten wahrscheinlich gemacht werden. In seiner Noth verlegt sich der

Politiker darauf, die überlieferte Lehre für die große Masse im Gegensatz zu den wenigen Erleuchteten in Anspruch zu nehmen. Er sagt nicht: die Lehre ist wahr, sondern nur: schlimm für Den, der daran nicht glauben kann. Im Grunde richtet sich sein Rath, zu glauben, an — Andere. Man fühlt sich unwillkürlich an Hobbes erinnert, der die Religion als eine Art nothwendigen Aberglaubens konservirt wissen wollte. Wirklich ist Balfour dieser Vorwurf gemacht worden, nur daß er auf seine ganze Persönlichkeit ausgedehnt wurde. Balfour ist, schrieb ein liberales Blatt im Jahre 1887 gelegentlich seiner Ernennung zum Obersekretär für Irland, vielleicht das beste Zeugniß eines reinen Cynikers in der modernen Politik. Sein skeptisches Temperament zieht ihn zu jedem Vorschlag mit gleicher Macht und rüstet ihn für jeden mit gleicher Indifferenz. In der Politik beobachtet er die Haltung eines vollkommenen Skeptikers, und diese führt ihn zur Bekundung strenger Orthodoxie in der Religion. Es läßt sich nicht leugnen, daß Balfours religiöse Philosophie solche Beleuchtung zuläßt. Wie ist der wahre Sachverhalt? Die Antwort läßt sich nur geben, wenn man Balfours geschichtphilosophische und politische Anschauungen ins Auge faßt.

Seinen zahlreichen Anhängern und Verehrern im Lande mögen seine Gedanken über die Bedingungen des menschlichen Fortschritts, die er bei seiner Einführung in das Amt eines Lord-Rektors in Glasgow kundgab, eine Ueberraschung und Enttäuschung bereitet haben. Sie sind von einem tiefen Pessimismus beschattet und der Geist nüchterner Prüfung wird keinen Augenblick durch das Bewußtsein administrativer Leistungen ersten Ranges getrübt. Es fehlt ihm vollkommen die Hoffnungsfreudigkeit und der optimistische Aufschwung des Erfolges. Nichts wäre begreiflicher gewesen. Als er im März 1887 den Posten eines Obersekretärs für Irland bezog, bekannten sich nicht nur seine politischen Gegner zu der Meinung, daß auch ihm ein „absoluter" Erfolg nicht erreichbar sei. Der ganze Posten wird für eine Paradoxie und Balfour gerade für die geeignete Persönlichkeit erklärt, mit seinem Skeptizismus sie zu decken. Der schlanke, hagere Mann hatte seither die Zweifler eines Besseren belehrt. Das Grübeln hatte seiner Thatkraft nicht das Mark entzogen. Er besaß den guten Humor, der für eine irische Debatte unerläßlich ist, und Konsequenz bis zum Starrsinn, den die Verwaltung einer vom Geist der Empörung und der Unzufriedenheit durchwühlten Provinz verlangt. Als er den jungen Studenten in Glasgow seine Ansichten über den Fortschritt in der Geschichte sagte, war die öffentliche Meinung in England überzeugt, daß das Obersekretariat in Dublin keine Paradoxie sei, und Balfour selbst begann, so vorsichtig er ist, zu glauben, daß ihm die Beruhigung Irlands gelingen werde. Bei Alledem diese erstaunliche Besonnenheit. Wie anders Gladstone. Dieser berauscht sich nicht nur an der Exuberanz seiner Worte. In einer Jubiläumsbetrachtung (1887) bemerkt er, daß die Gesetzgebung seit der Thronbesteigung der Königin Viktoria segensreich gewirkt habe. Die Selbstregirung habe sich bewährt; die Kriminalgesetzgebung sei vermenschlicht, die Sklaverei abgeschafft, die Arbeiterschutzgesetzgebung in die Wege geleitet, das Armengesetz von entsittlichenden Bestandtheilen gereinigt und damit veredelt, das einseitig zum Schutze des Kapitals erlassene Verbot der Genossenschaften aufgehoben, den „fiskalischen Narrheiten" in Form des Schutzzolles ein Ende gemacht, die kirchlichen Ungleichheiten seien beseitigt, die Wohnungverhältnisse der ärmeren Klassen durch die vereinten Bemühungen der Kirche, der Gesetzgebung und privater Wohlthätigkeit auf eine gesündere Basis gestellt worden; die Arbeitzeit habe sich verringert, die Löhne seien gestiegen, die

nothwendigen Lebensmittel seien im Preise gefallen, überhaupt habe sich die Lage der arbeitenden Klassen um 50 % gebessert —: kurz auf der ganzen Linie Sieg der Aufklärung und des Fortschrittes. Des Fortschritts? möchte Balfour fragen, giebt es einen Maßstab für den? Ist Schutzzoll nicht die herrschende ökonomische Doktrin, und ist das Wachsthum der Anarchie und des Sozialismus, überhaupt das ganze soziale Massenelend in den Städten, nicht ein Hohn auf ein höheres und größeres Glückseligkeitempfinden? Wenn, nach Balfour, Thatsachen überhaupt dazu dienen können, das Hohelied des Optimismus zu zerstören, so ist es die Geschichte der Zollgesetzgebung und das Fiasko der orthodoxen Nationalökonomie, das um so größer ist, als Cobden das Problem vereinfacht hatte, indem er lediglich an das Selbstinteresse und den ökonomischen Menschen appellirte. Nach Balfour wären 1846 die Korngesetze nicht gefallen, wenn nicht anomale Verhältnisse, so die unzulängliche Vertretung der großen Industriestädte im Parlament, ferner die Thatsache, daß die politischen Machthaber, vor Allem die landbesitzende Whigaristokratie, ökonomische Vortheile aus ihrem Einfluß auf die Gesetzgebung zogen, eine künstliche Entfremdung zwischen den Großgrundbesitzern und den Fabrikanten hervorgerufen und über die rein wirthschaftlichen Fragen irre gemacht hätten. Genug: das ganze simple Spiel mit apodiktischen Lehren in der Staatswissenschaft und Nationalökonomie ist Balfour zuwider; und es giebt in der That keinen besseren Beweis für den schädlichen Uebereifer der orthodoxen Wissenschaft als die unverdiente Vernachlässigung, der sie in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts anheimgefallen ist. Wenn Balfour trotzdem die eingehendste Beschäftigung mit den Sozial- und Geisteswissenschaften jedem Politiker zur Pflicht macht, so vergißt er nicht, die Bedingungen anzugeben, unter denen ihre Wahrheit erreichbar und ihr Nutzen möglich sei. Er übersieht nicht, daß die menschliche Glückseligkeit nicht aus dem Vergleich der Gegenwart mit der Vergangenheit hervorgeht, sondern aus dem Vergleich des gegenwärtigen Zustandes und Befindens mit dem gegenwärtigen Bedürfniß. Ist die Empfindung für die Uebelstände des Augenblicks geschärft, so fehlt allen Rückblicken der Trost. Die soziale Differenzirung in Besitz und Stellung ist jetzt schärfer denn je; also, muß man schließen, ist gerade jetzt ein höheres Maß von individueller Unlust und Unzufriedenheit vorauszusetzen und natürlich. So schrickt Balfour überall zurück, die Thatsachen, auf denen die Gesellschaftwissenschaften beruhen, für so einfach zu nehmen, wie die alte Schule sie ansetzte. Das Kausalgesetz in Anwendung auf historische und psychologische Thatsachen ist ihm ein unzulängliches Instrument, indem den Schlüssen von den Wirkungen auf die Ursachen der überzeugende Nachweis fehlt, daß eine gegebene Handlung gerade nur mit dieser und keiner anderen Motivirung vereinbar ist. Darum sind Geschichte und Psychologie ihrer Natur nach immer nur hypothetisch und das Interesse an den historischen Ereignissen immer mehr ein sachliches als ein philosophisches. Nicht die Philosophie macht die geschichtlichen Einzelnheiten, sondern diese machen jene erträglich; daher man, fügt Balfour hinzu, dem Leser seine Neugier am geschichtlichen Kleinkram nicht verleiden sollte.

Dieser Negativismus ist gründlich und grundsätzlich. Wir begegnen ihm überall in Balfours Schriften, mag er sich über die Freude des Lesens oder das Wesen der politischen Oekonomie oder den Fortschritt in der Geschichte oder Cobden und die Manchesterschule oder sonst Etwas verbreiten. Was dem praktischen Staatsmanne sonst so fremd ist: die klare Einsicht in den absoluten Wahrheitgehalt der geschichtlichen Thatsachen, macht Balfour so kritisch und so

skeptisch. Wir scheinen, nach ihm, bei allen geschichtphilosophischen Betrachtungen im Abderitismus stecken zu bleiben. So sieht das Volk die selben Thatsachen von zweien seiner Führer, von Gladstone und Balfour, verschiedenartig gedeutet. Denn, daß dieser Aufwärtsbewegung eine Zeit des Niedergangs in Landwirthschaft, Handel und Industrie folgte; daß fast ohne Uebergang Umstände und Zustände eintraten, die Theorie und Praxis zwingen, ganz entgegengesetzte Wege einzuschlagen; die neue Soziologien und Oekonomien hervortreiben; die aus Mill, den Erweiterer, Berichtiger und Ausbauer Ricardos, einen Sozialisten machen; die den Glauben an das Evangelium des Freihandels erschüttern und nicht nur Grundbesitzer, sondern auch Fabrikanten zu Schutzzöllnern und Bimetallisten machen; die die grauenhafte Angst vor Staatsintervention beseitigen und die Duldung, ja die parlamentarische Vertretung der Gewerkvereine und Arbeitergenossenschaften durchsetzen und herbeiführen; die in allem Wesentlichen ökonomisch unabhängige und selbstherrliche Kolonien, und zwischen ihnen und dem Mutterlande neben sozialen auch wirthschaftliche Gegensätze schaffen und die Reichseinheit bedrohen: das Alles beweist in Balfours Augen, wie wenig gegen den Sturm und Drang der Thatsachen theoretische Berechnungen und die Staatskunst vermögen. Giebt es einen Fortschritt, so fehlt der Beweis, giebt es eine Berechnung, so fehlt die Probe aufs Exempel. Ueberall auf dem historischen Gebiete giebt es Thatsachen, welche die entgegengesetzte Auslegung zulassen und laut gegen die Anforderung der Positivisten: daß man Fortschritt und Civilisation wie eine Art unzerstörbarer Energie sich vorzustellen habe, protestiren. Balfour bemerkt, einerseits fehle der Beweis, andererseits zeugten jedenfalls gewisse Thatsachen dagegen, daß die Mittel, mit denen die Aufklärungzeit eine stete Fortentwickelung und den Fortschritt des Menschengeschlechts herbeiführen wollten, sich bewährt hätten. Die bewußte rationale Rekonstruktion des sozialen Baues, die Zerstörung von Vorurtheilen, die Herrschaft der Vernunft hätten Anarchie und Dekadenz nicht verhindern können. Ja, Balfour geht sogar so weit, zu behaupten: selbst wenn Politik und Soziologie Wissenschaften im strengen Sinne des Wortes werden sollten, so würden ihre Experten, deren immer nur eine kleine Zahl vorhanden sein könne, aller Wahrscheinlichkeit nach so ohnmächtig sein, die Entwickelung einer Gemeinschaft zu lenken, wie es der Astronom ist, die Bahn eines Kometen zu verändern. Er spinnt den Faden weiter: wenn man die Leute sprechen hört, so sollte man meinen, daß der Nutzen und die Wirksamkeit sozialer Einrichtungen ganz so wie die Leitung einer Aktienbank von kühler Kalkulation abhängt; daß die Ueberzeugungen, die Neigungen, die Triebe, die Leidenschaften und die Vorurtheile der Menschen nur Blöcke auf dem Pfade des Fortschrittes seien, die der Politiker nur aus dem Wege zu räumen habe. Das ist eine natürliche und in manchem Betracht vielleicht wohlthätige Illusion. Bewegung, gleichgiltig, ob fortschreitend oder rückläufig, kann, allgemein gesprochen, nur dann herbeigeführt werden, nachdem die sich ihr entgegenstemmenden Gefühle in bewußter Weise geschärft worden oder ohne unser Zuthun in Verfall gerathen sind. In diesem Prozeß der Zerstörung und in jedem aufbauenden, der ihm folgt, spielt Denkarbeit, oft sehr schlechte Denkarbeit, wenigstens in den westlichen Staaten, eine große Rolle als Ursache und noch öfter als Symptom. So ist der geräuschvolle Kampf entgegenstehender Meinungen oft die am Meisten in die Augen fallende Begleiterscheinung interessanter sozialer Wechsel. Darum ist auch die Funktion des Verstandes im sozialen Organismus oft sehr falsch aufgefaßt worden. Da sie einen

hervorragenden Antheil an den Verbesserungen und Verschlechterungen unserer Einrichtungen hat, so verfällt der Mensch aus Gewohnheit dem Glauben, als ob das Denken die Basis sei, auf die sie gestellt werden müssen, oder die Form, der sie sich anpassen müssen; und er folgert ganz natürlich, daß wir nur immer mehr zu argumentiren haben, um in kürzester Frist das Maschinenwerk zu vervollkommnen, durch welches die menschliche Glückseligkeit produzirt wird ... Sicherlich ist Dies eine große Täuschung. Eine auf Kalkulation beruhende Gesellschaft würde bald keine mehr sein: sie würde sich in die Bestandtheile auflösen, die sie bilden. Tausende aus gemeinsamen Empfindungen, Ueberzeugungen und Vorurtheilen gewobene Bande, die uns von frühester Kindheit unmerklich, aber unauflöslich umschlingen, schweißen uns zu einem einheitlichen Ganzen zusammen. Man stelle sich vor, daß diese Bande gelockert würden und an ihre Stelle ein wohl ersonnenes Stück Verstandesarbeit träte, so daß dann die Gewinn- und Verlustphilosophie zur Förderung des Lebens allein übrig bliebe. Man stelle sich vor, daß unsere Loyalität und unser Patriotismus sich diesem Maßstab unterordneten; daß wir im Einzelnen die Befolgung der zehn Gebote suspendirten, bis wir Muße und Gelegenheit fänden, zwischen den rivalisirenden Philosophien zu wählen, die um die Ehre streiten, sie zu begründen ... Vorstellen können wir uns diese Dinge, aber sehen werden wir sie zum Glücke nie. Die Gesellschaft gründet sich und muß sich wegen der Natur der sie bildenden menschlichen Wesen immer gründen nicht auf die Kritik, sondern auf die Gefühle und Ueberzeugungen, — und auf die Sitten und Gesetze, durch welche die Gefühle und Ueberzeugungen gefestigt und stabil gemacht werden.

Balfours Negativismus ist gründlich und grundsätzlich, aber er erstreckt sich nicht auf die praktische Aktionsphäre. Er bezweifelt die Anwendbarkeit der Theorie in ihrem jetzigen Zustand, um die Praxis nicht zu verwirren. Daher sein Thun und Treiben so einfach und nüchtern erscheinen, wie in der Regel nur die Handlungen Derjenigen, welche ohne das schwere Gepäck einer tiefen geistigen Bildung durchs Leben ziehen. Nur beugt er der Hyperämie des Gehirns durch einen tüchtigen Sport (Golf) vor, den er schlecht und recht betreibt, wie jeder Dutzendmensch. Wenn aber einmal gedacht wird, so muß sauber und anständig gedacht werden: daher die Fragezeichen in allen Ecken und Winkeln der Wissenschaft. Daher auch empfehlen sich dem praktischen Staatsmanne Vorsicht und Besonnenheit wie von selbst. Balfour ist konservativ. Er ist es in dem Sinne, daß er Stabilität in der Entwickelung verlangt. Und als Bedingung dieser Stabilität ist noch von jedem konservativen Staatsmanne Erhaltung alter Sitten und Gebräuche, ja alter Ueberzeugungen und Vorurtheile erkannt worden. Es ist eben so unmöglich wie unerwünscht, die soziale Gewandung (Carlyle: social vesture) auf einmal zu ändern. Die Farben am alten Rocke verblassen allmählich, er wird fadenscheinig, aber er schützt die Blöße nicht nur, sondern drückt auch nicht wie der neue. So erledigen sich auch die gegen Balfours Haltung in religiösen Fragen erhobenen Vorwürfe. Glaube ist der Gesellschaft zu ihrem Bestande nothwendig. Der wissenschaftliche Glaube ist provisorisch. Warum also dem Volke den überlieferten Glauben verleiden, der vor dem rationalistischen jedenfalls Dieses voraus hat: daß er mit seinen Lebensgewohnheiten unauflöslich assoziirt ist? So kommt Balfour dahin, für die Kirche und ihre Lehre einzutreten. Das ist praktische Weisheit.

London. Dr. S. Saenger.

Die große Kunstausstellung.

Die Engel stoßen unverändert ins Horn, die Kunstgenien sitzen an der Decke und der Apollo des Gemäldes von Woldemar Friedrich sieht so begeistert wie je in die gelbgoldene Glorie hinein; nur die polychrome Plastik am Plafond fängt an, gründlicher zu langweilen, Alles wird vom Staube und von der Zeit gemeiner gemacht, aber immerhin genügt noch der Eindruck dieser Eröffnunghalle und giebt der Berliner „Großen Kunstausstellung" etwas Pomphaftes und Strahlendes. Man fühlt sich nicht mehr gänzlich in der Nähe des Lehrter Bahnhofes; man glaubt beinahe, daß man eine Simili-Kunststätte vor sich hat. Das erste Mal glaubt man es freilich stärker; und je längere Zeit dieser Saal mit Engeln und viel Stuck aufrecht bleibt, desto mehr Grauen erweckt der Gedanke, daß alles Dieses nur Schein ist. Der Schein, das Provisorische und Flüchtige, dieses Etwas, das man als für einen Ausstellungraum genügend sich gefallen läßt, beginnt, als Plage empfunden zu werden, sobald die Einrichtung etwas Ständiges erhält. In Paris war es eine auch vom ästhetischen Gesichtspunkt gerechtfertigte Umstimmung des öffentlichen Urtheils, als man die Erwägung am Platze fand, daß, die zuerst mit Enthusiasmus vorgenommenen Baulichkeiten der letzten Ausstellung von 1889 zu erhalten, statt sie niederzureißen, ein Fehler war; was glänzt, ist für den Augenblick geboren; Ausstellungeinbauten mit ihrem dekorativen improvisirten Charakter müssen, nachdem eine Ausstellung sie benutzt hat, verschwinden und einer überraschenden neuen Vereinigung der Künste Platz machen. Also geschieht es in München; in Berlin sind wir auch dieses Jahr bei Woldemar Friedrich, bei den ins Horn stoßenden Genien und bei allen in Plastik ausgedrückten Phrasen dieses Eröffnungtempels stehen geblieben.

Aber die Neuerung mit der Einführung von Möbeln hat mir ganz und gar nicht gefallen. Wollen Möbel im Zusammenhang mit Kunstwerken gesehen sein, so bedarf es ja gar nicht eines besonderen Aufputzes der Möbel, sondern nur ihre größtmögliche innere Vollendung wird verlangt. Der aber durchweg miserable, überladene, für Parvenus vielleicht geeignete, reiche, aber nicht künstlerische Charakter dieser Ausstellungmobiliare thut weh. Man wäre versucht, zu sagen, er müsse dem Eindruck der Bilder gefährlich werden, wenn es von irgend welcher Bedeutung wäre, diese Massenausstellung vor gefährlichen Nachbarn zu schützen. Mir schien, als ob so ungesunde Landschaften wie Ernst Körners effekthaschende Bilder aus den Tropen (Berlin ist die einzige Stadt, wo man Herrn Hildebrandt, den Vorgänger Körners, noch für einen großen Maler hält) indessen nicht durch die Möbel von Müller u. Co., so heißt der Lieferant, geschädigt

würden. Schrecklich ist es, wie dieser Name Müller, über fast jedem Stuhle jedem Sopha, jedem Schranke angebracht, sich dem Auge des arglosen Beschauers aufdrängt und ihm nichts weniger als die oft betonte Ueberzeugung eingiebt, daß dieser Herr sich um die Ausstellung Verdienste erwerbe: im Gegentheil, die Ausstellung soll ihm wohl welche erwerben. Aber wirklich, die Möbel schaden der Ausstellung nicht, wenigstens an vielen Punkten nicht. Zwischen ihnen und Ernst Körners Bildern ist der Zusammenhang gemeinsamer geistiger „Interessen". Derartige Eindrücke betrüben nicht um der einzelnen Persönlichkeiten wegen — Ernst Körner ist nicht gerade eine der Größen in der Berliner Künstlerwelt —, aber solche Eindrücke sind so bezeichnend für Berlin; sie erscheinen dem Fremden als ein Erkennungmerkmal für Das, was die weiten Schichten für Kunst halten. Und deshalb berühren sie schmerzlich und fallen Dem, den die Psychologie der Massen interessirt, vor vielem Anderen auf.

Der Symbolismus ist schon bis nach Berlin gekommen. Selbst die nüchternsten Köpfe wollen so thun, als wären sie Symbolisten geworden. Beweis eine Landschaft vom Professor Bracht, „Eingang zum Schattenreich" betitelt und auch gar nicht ohne Geschick gemalt. Dora Hitz, die vielgewandte, aber in jedem ihrer Werke die Frau bekundende Malerin, ist ebenfalls jetzt, an „Persönlichkeit" Mangel leidend, dazu gekommen, symbolistisch zu malen, übrigens gleichfalls mit Talent. Mehr erfreuen die überzeugungtreu symbolistischen, ganz echten Bilder Walters Crane, des englischen Illustrators, der sich von einem kleinen Handlungbeflissenen zu einer hohen Stufe als Märchenmaler und erfindungreicher Zeichner aufgeschwungen hat. Sein mitausgestelltes Bild „Die Rosse des Neptun" war voriges Jahr in London gleichzeitig mit einem Bilde ausgestellt, das genau das selbe Thema behandelte und von Watts war, der übrigens mit Crane nichts zu dieser interessanten Wette verabredet hatte. Watts' Bild war bedeutend schöner; aber auch in Crane erfreut, wenn nicht vollkommener Rhythmus der Farbe, doch eine gewisse persönliche Kraft; er ist eine Persönlichkeit, er wird nicht nächstes Jahr anders malen als dies Jahr. Welche Wandlung aber Dora Hitz nächstes Jahr durchmachen wird, wird ganz davon abhängen, was sie nächstes Jahr im Pariser Salon sieht. Damit möchte ich gar nichts sagen, was die Dame, eine unserer besten Malerinnen, kränken soll; es fällt mir nur auf, es fällt mir gerade im Zusammenhang mit diesem etwas steifen, doch so schön persönlichen Engländer auf. Noch ein Engländer erhält sich siegreich gegen deutsche Mitstreiter: Herkomer in dem Portrait eines bekannten Berliner Sammlers; dies Bildniß sieht gentlemanlike aus: das Portrait eines Herrn, das Robert Warthmüller malte, hängt als Pendant, und es muß dem Herrn jedenfalls sehr

leid thun, daß er im Bilde so viel weniger gentlemanlike aussieht als das von Herkomer gemalte Gegenüber. Man sieht seine Manschetten so, als ob er sie nur trüge, wenn er sich malen läßt; Herkomers Gentleman sitzt mit der natürlichen Würde Dessen da, der immer gut und anständig gekleidet ist.

Aber die Hauptanziehungpunkte für die Masse der Beschauer sind nicht im Symbolismus und auch nicht im Portrait; es sind zwei Bilder der Ausstellung, welche vor allen anderen Glück gehabt haben. Und nur von ihnen will ich noch sprechen, ehe ich meinen Gang durch die diesmalige, im Ganzen sehr mittelmäßige Ausstellung beende.

Wenn es ein Glücksgefühl für den Maler giebt, wie etwa für einen Schauspieler; wenn er sich sagt, ich schaffe nicht anders als einem Publikum, das ich im Auge habe, zu Liebe, dann darf sich Anton von Werner Glück wünschen; ein voller Erfolg ist ihm geworden. Vor seinem Bilde wird es nicht leer von Beschauern; aber es ist nicht wahr, daß sich der Maler, wie der Schauspieler, für ein Publikum vorzuführen hat. Er giebt, was ihn beschäftigt, Etwas, das unabhängig davon bleibt, ob es mit den Interessen des Publikums zusammentreffe. Und die Frage interessirt nun uns: hat Anton von Werner so wenig Kunstsinn, daß ihn der Gegenstand seines Bildes, die Anekdote, die er wählte und nicht ohne Humor, aber doch auch in einer gewissen Roheit, vortrug, interessirt hat?

Seine Soldatenhumoreske ist der Hauptanziehungpunkt der Kunstausstellung. Man sieht in ein schönes Zimmer einer Villa in Frankreich. Da sitzen einige preußische Unteroffiziere, die gelbe Seide beflecken sie durch ihre Uniformen, den Teppich durch ihre Stiefel. Die gesund gerötheten, brutalen und ganz gutmüthigen Gesichter verklärt eine freudige Laune; dieser stopft sich eine Pfeife; jener hat sich an einen Flügel gesetzt und probirt die Tasten, und ein riesengroßer Unteroffizier singt, mit bequem aufgeknöpfter Uniform, aus freier Brust heraus ein deutsches Lied. Seltsam illustriren die Kronen am Plafond, die Schmuckstücke auf dem Kamin, die Canapés, die vornehmen Fenster die merkwürdige Situation, in der sich deutsche Unteroffiziere befinden. Ein Bursche wirft Scheite in den Kamin, um die Temperatur noch behaglicher zu machen, eine Feldwebelsfrau oder Marketenderin ist, dem Gesang lauschend, in den Saal getreten und soeben ist der stämmige Unteroffizier bei dem Heineschen Lied: „Das Meer erglänzte weit hinaus“ angelangt. Die Anfangssilben dieses Liedes und die begleitenden Noten sind in zierlicher Schrift auf dem Goldrahmen des Bildes angebracht. Das Bild ist nicht gut im streng künstlerischen Sinne; vergleicht man seine Qualität mit der Qualität einer zufällig daneben hängenden Schweizerlandschaft von v. Kameke, so fällt eine gewisse Mattheit bei beiden Bildern auf, die sie als echte Berliner Schule kennzeichnet. Aber glänzend

immerhin unter den Mitbrüdern seiner Schule, und mehr befriedigend als sonst, wenn er sich Aufgaben stellte, die schwerer waren, vertritt Anton v. Werner seinen Namen diesmal in solcher Weise, daß er seines Erfolges sich freuen kann.

Das zweite Bild, das viel betrachtet wird, ist von Hugo Vogel. Es enthält jenes Mittelmaß (um nicht zu sagen: jene Mittelmäßigkeit), wodurch weite Kreise angezogen werden. Es ist ein Bild, bei dessen erstem Anblick man sagt: „Dieser Maler ist nicht stehen geblieben, was er giebt, sieht modisch aus." Und die an das Vergangene sich klammernden Instinkte in uns sagen gleichzeitig: „Und dieser Maler vermittelt, er ist nicht radikal." Kurz: er ist mediokre. Mediokre ist auch der Gedanke des Bildes. Die Bank für Handel und Industrie in Berlin hat ein Gemälde für ihr Treppenhaus bestellt. Die „Industrie" sitzt also vorn im Bilde. Weiß gekleidet wie eine französische Konfirmandin und mit einem blonden Gesicht, wie wenn sie aus Henri Martins zartem Symbolismus mit Scheurembergischer Anpassungfähigkeit zu etwas greifbarerer Wirklichkeit gestaltet wäre. Ihre Aermel hat sie von einer Schneiderin anfertigen lassen, die in England für eine Liebhaberin von Bildern von Burne Jones gearbeitet hat. Burne Jones selber existirt als Seele nach Botticelli; das englische Fräulein, das ihr Kleid nach Burne Jones anfertigen ließ (durch Liberty u. Co.), befindet sich schon in der Nachahmung eines Nachahmenden; noch hat sie aber jenes Unsagbare, in sich Vollkommene, sich Auszeichnende, das uns in den neuen Präraphaeliten nicht die Banalität der modernen Welt wiederfinden läßt. Hugo Vogel indessen (beinahe hätte ich gesagt: Scheuremberg, sie sind sich so ähnlich) übersetzte diese feine englische Abart in eine deutsche Kleinbürgertrivialität; und es kam dadurch so viel Wasser in den ursprünglichen Wein, und die Dame in weißer Tracht ist so unbedeutend, kleinbürgerlich und versimpelt, daß Viele wohl gar nicht mehr merken — ich behaupte es trotzdem auf das Entschiedenste —, wo sich Hugo Vogel einige Zuthaten zu dem Kostüm seiner Industrie geholt hat.

Diese Dame sitzt mit der Miene aller allegorischen Figuren, die wenig zu thun haben und deshalb huldreich sind, auf einem erhöhten Sitze Hinter ihr befinden sich bärtige Männer, vermuthlich Vertreter der Wissenschaften und der Künste. Neben ihr stellte sich die „Wehrkraft" auf, die etwas mager ist und sich nicht gut auf den Füßen hält, die die Reichskron aber in Händen hält und bedeuten soll, daß des Reiches Wehrkraft die Industrie beschütze.

Da die Industrie aber ein Wort ist und Hugo Vogel leider nicht mehr in der Lage war, naiv sein zu können — wie es jene alten Maler waren, die ihren allegorischen Figuren Zettel in den Mund hingen, auf denen ihr

Name stand, oder ihnen zu Füßen mit schönen lateinischen Buchstaben die Tugend bezeichneten, die die Göttin repräsentiren sollte —, so mußte Hugo Vogel der Industrie als Zuthat einige Instrumente natürlich geben, eben so wie die Chemie unfehlbar eine Retorte bekommt. Es sind immer Instrumente, die im Vordergrunde liegen und die riesengroß sind, weil sie eben im Vordergrund sind; und es wird wahrscheinlich erst in einer künftigen Zeit die Energie aufkommen, die Geistlosigkeit dieses Verfahrens zu geißeln, das zur Charakteristik der auftretenden allegorischen Damen moderne Instrumente, realistisch in der Form, allegorisch nur in ihrer Größe, darstellt. Der französische, aber hauptsächlich in Deutschland berühmte Maler Besnard hat das von den jüngeren Malern in unserer Zeit mit übertriebener Verehrung angeschaute Vorbild dieses Stils in seinen Apothekerinstrumenten der Fresken in der école de pharmacie zu Paris gegeben.

Die Treppen zu dieser Industrie kommen Arbeiter empor; man sieht sie mit erstaunten Gesichtern, mit beglücktem Ausdruck, als glaubten sie daß wir es glauben können, daß Hugo Vogel an sie glaubte. Viele Personen glauben ja, in solchen Hervorbringungen die Monumentalmalerei gesundet und wieder vom Tode erstanden zu sehen; was mich betrifft, so habe ich, trotzdem ich fleißig die Ausstellungen der halben Welt besuche, nur ein einziges Mal einen wirklichen Ansatz zu einer Monumentalmalerei gefunden, die mit Modernem und Ewigem durcheinander zu ihrer tiefen Wirkung gelangte, — und Das war nicht in der Malerei. Dieser Ansatz begegnete mir, ich erinnere mich, nur auf den Seiten von Zolas Roman ‚L'oeuvre". Und der einzige Maler, der mir vorkam und das Unmögliche beinah' konnte, dieser Maler Claude in Zolas Roman — wurde verrückt.

Aber verlassen wir Hugo Vogels Industrie mit ihrer entsetzlich schwachen Wehrkraft, mit dieser Wehrkraft, die absolut nicht deutsch ist, sondern Spuren von Bildern mit orientalischem Inhalt, auch Spuren von französisch-akademischen Bildern, aufweist. Maler wie Hugo Vogel und wie Hermann Prell bedeuten trotz Allem, was sich ihnen vorwerfen läßt, auf dem Boden Berlins einen ersichtlichen Fortschritt. Der Boden fängt an, besser zu werden. Das ehrbare Stümperthum der älteren Herren Monumentalmaler kommt durch sie zum Zusammenbruch. Langlebig werden diese neuen Maler durchaus zweiten Ranges aber trotzdem nicht sein. Sie sind die eigentlichen Diener des Tages; mit dem Tag verschwinden sie auch. Gewiß überholt sie eines Tags ein junger Genius wie Franz Stuck, von dem ein ganz wundervoller kleiner Kopf die Ausstellung schmückt und in seiner Wärme und Lebendigkeit zu den, wenn auch räumlich kleineren, aber liebenswürdigsten Arbeiten zählt, die der junge Meister bis jetzt geschaffen hat.

Herman Helferich.

Aberglaube.

Es war nun lange Zeit auf der Insel so ziemlich friedlich hergegangen. Keinerlei Schlägerei, kaum eine kleine Mauserei, keine unehelichen Kinder ohne Vater. Ein Bischen Völlerei dann und wann, ein Bischen Gezänk, Gekeife, Mißgunst und andere kleine menschliche Schwächen, die unausbleiblich sind, waren nur danach angethan, das Einerlei der Tugenden angenehm zu unterbrechen. Da aber tauchte im Nachbarhofe ein räudiges Schaf in Form eines jungen Bootsmannes auf, — und aus wars gleich mit dem Frieden. Es war ein langer Bengel mit einem wahren Galgengesicht und Schenkeln und Fäusten von beunruhigendem Kaliber für die Burschen, die einen furchtbaren Rivalen auf dem Liebemarkt in ihm witterten. Er kannte aber auch auf der Welt keine Rücksicht, zumal sobald er auf dem Lande war. Zur See, wollten Einige wissen, gäbe er es etwas wohlfeiler. So hatte er unter anderen eine garstige Gewohnheit, sich, was ihm nur beliebte, anzueignen, ohne erst um Erlaubniß zu fragen, und seinen Willen stellte er, wo immer er hinkam, als allein giltiges Gesetz auf. Mit einem Wort, es war der allerunverschämteste Lümmel, den man nur je in der Gegend gesehen hatte.

Er erschien in den Häusern und flegelte sich an den Tisch hin, nahm dem Bauern den Bissen vom Munde, schnappte den Burschen die Mädchen weg und verlegte sich, ohne langes Zaudern, auf die gute Beute, wo er es irgend nur gebettet und gedeckt fand.

Und eigen wars, wie sich Alles vor ihm bückte. Nicht als ob er Allen miteinander an Stärke gar so überlegen gewesen wäre. Am Ende blieb er doch immer nur ein Bursche von zweiundzwanzig Jahren. Aber seine Unverschämtheit, die machte es.

Es gab auf der ganzen Insel nur einen einzigen Apfelbaum, der unten auf Carlssons Wiese stand. Ein Holzapfel wars, den Jemand einmal zum Spaß gepfropft hatte. In diesem Jahre trug er ausnahmweise eine Unmenge von Früchten, rothe Rippenäpfel, die Carlsson bis über Weihnachten und Neujahr aufzubewahren gedachte und die für die Bewohner der Insel den Gegenstand der Bewunderung wie des stillen Neides bildeten.

Eines Sonntagmorgens nun, gegen Ende August, fand Carlsson seinen Baum aller Aepfel beraubt. Bis auf den letzten waren sie verschwunden, während den Boden Zweige und Fruchtspuren bedeckten.

„Das haben die Burschen gethan!" hieß es allgemein. „Aber sicher auf Kalles Anstiften." Kalle hieß nämlich der Lümmel.

Was ließ sich da thun?

„Ihn packen und tüchtig durchbläuen", riethen die Bauern.

„Ihn bläuen? Teufel, nein!"

Und Kalle stolzirte den ganzen Sonntag mit den Mädchen umher und

schaute frech drein. Ein paar Stichelreden bekam er wohl da und dort anzuhören, allein davon ließ er sich nicht anfechten. Er pflanzte sich hin und aß und trank, als sei nichts geschehen und der Friede ganz ungestört.

„Warum hat man ihn denn nicht geprügelt?" fragte ein auf der Insel als Sommergast weilender Herr, in dessen Bierschrank sich Kalle Eingriffe erlaubte, wenn seine Kehle gerade trocken war. Einfach deshalb, weil er im Dienste der „Krone" stand und die Krone etwas unerklärlich Heiliges war. Die Krone auf der Zollflagge, diese runde Metallmütze, symbolisirte Macht und Autorität, die Krone auf Kalles blanken Knöpfen und auf seiner Mütze war das Mandarinenabzeichen, das vor Prügeln schützte, wie Stahl vor bösen Geistern. Die Leute gingen in ein Kronamt wie in ein Ritterhaus, die Steuern wurden an die Krone gezahlt, als wäre sie ein großer Herr, den man nicht betrügen konnte, ohne ins Verderben zu rennen, und königliche Majestät und Krone —: sie bildeten einen Theil des höchsten Wesens, das Niemand recht definiren konnte, das Niemand je gesehen hatte, das aber, wie Alle wußten, existirte.

Daher kam es, daß der Bootsmann keine Prügel bekam, obwohl er die Aepfel gestohlen hatte.

Vom Erfolge ermuthigt, wurde Kalle nur immer wilder und dreister. Er erbrach zwar keine Schlösser, stieg aber durch Dachstühle ein; er stahl kein Geld, Das wäre zu gefährlich gewesen, gönnte sich aber Naturalleistungen und nahm sich Freiheiten und Vorrechte heraus.

Wenn man nunmehr abends, die Zeit, um die er zu Besuch erschien, vom Sunde her seinen Hoihoruf vernahm, zitterten Menschen und Thiere, und Alles begrüßte ihn, wenn er die Bauernhöfe betrat, wie einen geborenen Herrscher, ob auch mit entschiedener Abneigung, die er aber gar nicht zu bemerken schien. Eines Abends hatte er einen Schinken gestohlen, und abermals beriethen die Alten, ob sich denn gar nichts thun ließe. Beim Dienstamt wollte Niemand ihn anzeigen. Das wäre nicht nur schimpflich, nein, auch zeitraubend und, was schlimmer war, gefährlich gewesen.

„Habt ihm nichts an, sonst steckt er Euch noch die Scheunen in Brand!" sagte der Aelteste.

„Da würde er sich doch wenigstens die Finger verbrennen," tröstete ein Anderer.

„Was haben wir davon, wenn er sich die Finger verbrennt. Die Scheunen bauen sich deshalb nicht von selbst wieder auf."

Das war eine richtige Bemerkung, und Kalle ging wie gewöhnlich auch diesmal straflos aus.

In der Tenne war getanzt worden. Dabei hatte man getrunken, nachher gerauft, so daß am Morgen die Drehorgel, unter abgerissenen Kleiderfetzen, in Stücke zertrümmert, am Boden lag. Ja, Johansson, der Hausknecht, war aus den Händen des Unholds, der die Eigenheit hatte, dem niedergeworfenen, übermannten Feinde die Kleider in Fetzen herunterzureißen, splitternackt, buchstäblich ohne einen Faden am Leibe, hervorgegangen. Kaum war die Balgerei vorüber, hatte wiederum in allen Vorrathshäusern der Bauernhöfe eine Razzia stattgefunden, und schließlich war der Bandit, der den ganzen Unfug angerichtet hatte, in die Meierei gegangen, hatte den Hühnern der Arrendatorin die frischgelegten Eier weggenommen, sich damit in aller Stille in den Wald davon gemacht und sie dort wie ein Rabe ausgetrunken. Die leeren Eierschalen fand man dann in einem Haufen am Abhange liegen.

Mit den Eiern aber hatte es seine besondere Bewandniß. Die von fremden Hühnern gelegten Eier wegzunehmen, wurde als eine Ruchlosigkeit der schlimmsten Art betrachtet, vielleicht, weil sie ein Eigenthum sind, das, wie der Acker, unbeschützt lag und mit getrostem Vertrauen dem allgemeinen Ehrgefühl überlassen wurde. Deshalb, und vielleicht auch, weil die Eier für die Hausfrau eine Privateinnahme bildeten und wie baar Geld umgingen, wurde die Arrendatorin fuchswild, als sie von dem Streiche erfuhr; bot Himmel und Erde auf und schalt die Männer, daß sie so feige seien, sich von einem Grünspecht hundsvottiren zu lassen. Die Alten saßen auch wirklich ganz beschämt drinnen in der Stube auf der Bank, völlig rath- und hilflos, gegenüber dem Zorneserguß, der von den Lippen der Frau schäumte.

„Und habt Ihr nicht den Muth", schloß sie, „so werde ichs ihm geben, wenn er kommt."

Kalle kam, frech, ungeschnäuzt, bleich um die Nase und grün um die Augen.

„Was hast Du mit den Eiern gemacht, Du Schlingel?" damit eröffnete Madame ihr Verhör, indem sie sich breitspurig vor dem Banditen aufpflanzte.

„Ich? Ich weiß von keinen Eiern"; dabei grinste der Bösewicht.

Im selben Augenblick klatschte eine Ohrfeige, wie wenn man einen aufgeblasenen Papiersack zwischen den Händen zusammenschlägt, — ein Knall, rein wie ein Schuß. Die strafende Hand hatte mit solcher Wucht zugeschlagen, daß man erwarten mußte, im nächsten Augenblick würde das Hirn aus dem Schädel spritzen oder die Augen würden aus ihren Höhlen quellen. Kalle führte seine rechte Hand erst ans Ohr, als wenn er sich überzeugen wollte, ob der Kopf noch fest auf der Schultern sitze, dann erhob er sie mit funkelnden Augen bis zum Gesicht der kleinen Frau und holte zum Schlagen aus. Allein der Arm hielt zaudernd in der Bewegung inne, und im nächsten Augenblick waren alle Männer von der Bank aufgeflogen und der Elende lag, die Nase in einer Blutlache, am Boden.

„Unterstehst Du Dich, ein Weib zu schlagen?" schrie der Bauer in Person, schneeweiß im Gesicht, mehr aus Furcht als aus Entsetzen über die ruchlose That.

„Siehst Du, Du Lumpenkerl, daß ich Dir noch gewachsen war!" Madame, die sich einbildete, sie wäre die stärkere gewesen, legte sich nun ins Zeug, und mit dem abgezogenen Holzpantoffel prügelte sie auf Kalle los, während die Männer ihn am Schwungriemen hielten. Als die Durchprügelung beendet war, wurde er endlich vom Boden aufgerissen. Noch ein Hagel von Backenstreichen sauste ihm um die Ohren, dann ward er mit Fußtritten hinausspedirt.

Kalle ließ sich nie wieder auf der Insel sehen, die somit für immer von ihrem Drachen befreit war.

Er schämte sich, von dem so viel schwächern Weibe Prügel bekommen zu haben, aber er wollte ihre ganze Ueberlegenheit im Kampfe auch nur dem einen Umstande zugeschrieben wissen, daß er nicht zurückschlagen durfte. Sie hätte sonst schon gesehen! — meinte er. — Ja, warum hatte er denn nicht gedurft? Der Teufel mochte Das wissen.

Von diesem Tage an schliefen die Bauern lange Zeit nur mit einem Auge, denn sie waren immer darauf gefaßt, den rothen Hahn auf ihre Heuschober gesetzt zu sehen. Die Frau aber ging abends nie wieder allein in den Hühnerhof, um Eier auszunehmen.

August Strindberg.

Tantiemen für Instrumentalkomponisten?

Es will mir nicht aus dem Sinn. In einem Wiener Kaffeehause, dicht an unserem Konservatorium gelegen, das ein witziger Musiker spitz und treffend einmal „die Fabrik" getauft hat, pflegen sich die besten Musiker Wiens, Professoren und Ledige, zu begegnen. Es wird dort viel Brot- und Talentneid, daneben auch etwas Höflichkeit, ausgetauscht, kurz, es geht nach bester Musikerart zu. Vor einigen Tagen aber geschah es, daß ich einen der bekanntesten Wiener Komponisten, der auch im Ausland weit und breit sehr viel gespielt und genossen wird, zum Nachbarn hatte. Ich fragte ihn bald, was er zur Zeit denn Neues schaffe; darauf antwortete der Meister, liebenswürdig und bescheiden wie immer: „Ach, Gott, wenn man täglich an acht Stunden zu geben hat, so, denke ich, muß man das Komponiren zeitweilig lassen und auf bessere Muße, wie etwa die zweimonatlichen Ferien, verschieben. Ich bin froh, daß ich nach angestrengter Arbeit abends ausruhen darf." Die Antwort hat mich erschüttert. Wußte ich doch, daß der in der Literatur und in der Welt gleich gut bekannte Komponist, mit Ehren überall genannt, mit allerlei Menschentugenden, sogar bis zum Extrem, begabt, als Professor am Konservatorium, als Hoforganist, materiell sein Auslangen hat und von anderen Musikern, die tief im Elend sitzen, hoch beneidet wird, — aber es fiel mir nie ein, zu denken, daß das Leben um des Lebens willen das Leben um der Kunst wegen in dem Grade, wie er selbst es zugestand, bei ihm abtötet. Ich wurde still, — ein Gedanke rief den andern auf, und es kamen allerlei Gedanken. Es wäre somit Brahms, so spann ich fort, der Einzige, der von seinen Kompositionen leben kann, der Einzige unter den heutigen Komponisten, der sich rühmen kann, Beethovens Vorbild nachahmen zu können, von der Kunst zu leben, der man selbst das Leben giebt Freilich hats Brahms heute gut, der mystische, halbhelle Mann von der Karlsgasse, aber die Anderen, die Aermeren in der Kunst, die auf eigene Faust Unbedeutenderes schaffen oder sonst den großen Stoff nur so kreisen machen, Typisches immerfort ummünzen und in Verkehr setzen, die Zwischenhändler der Kunst und alle die Uebrigen? Sie müssen Nebenerwerb suchen. Anscheinend gerechte Vergeltung des mäßigeren Talentes. Und doch wie ungerecht!

Ist man Opernkomponist und schreibt

„verliebte Arien
mit Pausen und Suspir"

und hat das Glück, daß sich Direktor und Publikum dafür finden, dann bedeutet doch jeder neue lebendige Athemzug, den das Werk fortan macht, hier und dort, zu gleichen und verschiedenen Zeiten, neues Geld, neue Einnahme dem Komponisten. So oft es lebt, so oft bringts Geld. Und man muß nicht gerade Mascagni heißen, um sich über die Tantiemen-Einrichtung zu freuen. Ich denke, in Anbetracht der deutschen und immer noch gut deutschen Verhältnisse würde sich heute sogar ein Mozart, ein Beethoven, sicherlich glücklich fühlen, wenn es dem Einen und dem Anderen gegönnt wäre, die Tantiemen von den 16 und 17 Vorstellungen einzustecken, die der „Don Juan" und „Fidelio" im Opernhaus in Wien — sagen wir: erlitten haben seit dem Jahre 1891,

und kaum würden sie Mascagni gar beneiden, dessen „Cavalleria rusticana“ seit dem 20. März 1891 129 Mal sich abgespielt hat. Deutsche Komponisten und Meister sind ja an Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit in Geldsachen von Haus aus gewöhnt.

Man weiß es, nicht Alles, was auf der Opernbühne glänzt, ist echtes Gold, wohl aber immer echtes Geld, so sagt das Tantiemengesetz. Werke, die heute das reichste pretium affectionis davontragen, können für die Zukunft oft nur ganz totes Aktivenmaterial bedeuten, und der Tod, der Meisterwerken, den größten, oft aufgezwungen wird, ist ein Scheintod nur, der zum hellsten Leben dereinst erwachen wird. Und vielleicht ist es nicht ganz unbillig, gerade dem Werke, das geringer an Werth ist, die Gegenwart seines Lebens gut zu bezahlen, da ja eine Zukunft sich ausschließt und schließlich auch in Geld nicht umzurechnen ist. Mögen Mascagni und Leoncavallo und Massenet sich freuen heute, die Nachwelt wird ihnen keine Tantieme zahlen, höchstens einen Bettelpfennig. Freilich ist es traurig, zu denken, daß der wahre Meister die Schaffung eines Meisterwerkes auch noch in Geld büßen muß; — was hat er denn davon, daß noch die späteste Generation ihren Geldzoll ihm zahlen wird, wenn er bei Lebzeiten alle Geldhuldigungen, die die Mitwelt bringt, Anderen überlassen muß, die nur noch nach dem Gesetz eines Verlegers: „Schreiben Sie mir diese Oper“ erfinden können! Doch das Publikum ist nicht bald zu ändern, und verstände es sich auf Meisterwerke, so wäre es ja eben kein Publikum. Von all dieser Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit aber, die die Tantiemen-Einrichtung in Opernsachen mit sich führt, spüren Instrumentalkomponisten nicht einen Hauch. Weder werden schlechte Instrumentalwerke, die das Entzücken des heutigen Publikums sind, für ihre Zukunftlosigkeit entschädigt und reich bezahlt, noch werden gute dereinst viel Geld eintragen in der weiten Zukunft. Hier steht Alles noch auf dem Verlegergeld. Das ist zu starr, zu Wenig und zu Viel, finde ich, — prinziplos im Allgemeinen. Man wird sagen, der Verleger ist ja auch ein Prinzip, — nun ja, aber des Verlegers Prinzip ist eben das Prinzip seiner eigenen Person. Zu Ehren der Verleger sei es gesagt: die Verleger geben gute, — aber vielleicht bestenfalls doch nur Ehrenhonorare für Werke, die viel eintragen. Weniger Ehre, mehr Prinzip wäre aber in allen Fällen am Besten. Einige Keime, die ich beobachtet habe, weisen darauf hin, daß die Idee der Tantiemen für Instrumentalkomponisten, so befremdend sie sein mag, heute dennoch reif ist, Wurzeln zu schlagen auch in Deutschland. Es hat vor Allem vor etlichen zwanzig Jahren einen Verband deutscher Städte gegeben, der zum Prinzip hatte, für den Genuß eines Orchesterwerkes dem Komponisten in Geld — es nannte sich auch dieses Geld ein Ehrenhonorar — zu danken. Dieses Prinzip ist per desuetudinem erloschen. Heute aber zahlt noch der Wiener und der Prager Männergesangverein regelmäßig Ehrenhonorare an die Komponisten aus, — und es ist geschehen, daß unsere philharmonische Korporation einem Komponisten für ein schönes Werk ein ansehnliches Ehrenhonorar von 50 Dukaten ins Haus geschickt hat. Man erzählt, dieses Ehrenhonorar soll der unbegüterte Komponist froh und glücklich eingesteckt haben, trotz und mit dem Bischen Verlegergeld. Wer weiß denn nicht, wie ein Verlegergeld ausschaut?! Wenn ich denke, wie gut der vorhin erwähnte Komponist sich und der Kunst leben könnte, wenn er auch den billigsten Zins von seinem vielgenossenen Orchesterkapital, das er in glücklicher Stunde geschaffen, beziehen könnte, wenn ich denke, daß auch Andere mehr und weniger von ihrer Kunst zehren könnten, je nach der Gunst des Schicksals, der Gegenwart, — dann darf

ich auch sagen, es schüfe die neue Tantiemen-Einrichtung viel Glück für die Komponisten und die Kunst. Man unterschätze nie die anspornende Kraft, die im Geldsegen steckt, — auch für Komponisten nicht. Aus verschiedenen Sphären stammend, berühren sich Phantasie und Geld dennoch in guten Stunden, — die Zeit, in der sie sich berührt haben, heißt gute Schaffenslaune.

Ich kann hier nicht auch praktische Vorschläge und Bestimmungen erstatten; es bleibt abzuwarten, was Musiker, Komponisten, Orchesterkorperationen, und schließlich die Verleger, die ja Alles in der Hand haben, über die Idee denken. Verleger werden viel von Amerika schwatzen, das selbst keine exportfähige Musikwaare besitzt und darum gar so gern europäische Musik nachdruckt und sich das Nachdrucken nicht nehmen lassen will. Amerika ist ja Schuld daran, daß Herr Simrock in Berlin uns so barbarisch theuer die Brahms'schen Kompositionen bezahlen läßt, zu denen man ohnehin nur durch den theuersten Aufwand an Phantasie und Geist gelangen kann. Man wird viel von einer Unausführbarkeit dieser humanen Idee reden, ich weiß es, — möchten nur aber erst einige Musiker zusammentreten und darüber reiflich nachdenken; sie finden, ich versichere sie, bald einen praktischen Kern, dazu angrenzende Bestimmungen, Modifikationen, Regeln, Ausnahmen. Sehr bald sogar. Der Weg ist: Einsicht, Wille, That, Reichstag, Gesetz.

Oder lassen sich lieber die deutschen Musiker in Ruhe wieder aus Paris die Bestimmungen kommen, wo Etwas schon vorgearbeitet ist?

Wien. Dr. Heinrich Schenker.

Konsolpolitik.

Es braucht nur Jemand in dem Rufe zu stehen, ab und zu gern Kunststücke zu machen, — und beim ersten Anzeichen blicken Alle gespannt auf seine Hände. Wie entstand nur jenes gar nicht mehr zu bewältigende Gerücht von der Konversion der 4 prozentigen preußischen und deutschen Anleihen? Ein Nachfragen nach 3 prozentigen Papieren war angebrochen, das Publikum schien in bester Kauflaune, als mit einem Male auch die Firma Bleichröder unter den Käufern erschien. Das genügte räthselhafter Weise, um sofort Herrn Miquel als Festordner dieser ganzen Kursbewegung sehen zu lassen. Und in dem selben Augenblicke, wo man durchaus den Ehrgeiz des preußischen Finanzministers in den hohen Notirungen unserer Renten witterte, glaubte man auch, als Ziel den Konvertirung-Wunsch betreffs der 4 prozentigen Konsols zu erkennen. Seit dieser Kombination: halb Instinkt, halb Nachrechnung, mögen „Norddeutsche Allgemeine" und „Politische Nachrichten" die saubersten Waschzettel veröffentlichen, die Inhaber der 4 prozentigen Staatsfonds sind nicht mehr zu beruhigen. Daher der Rückgang dieser Fonds, die fortgesetzt abgegeben werden, und das Steigen der 3 prozentigen, die fortgesetzt hiergegen eingetauscht werden. Die 4 prozentigen werden seit dem Kurse von ca. 108 verkauft, was eigentlich im Verhältniß zu dem damaligen Stande der 3 prozentigen bereits über 8 pCt. zu niedrig war, also eine deutliche Unsicherheit immer ausdrückte. Die 3 prozentigen wurden zu etwas über 89 mit Vergnügen gekauft, geben also die nahezu

gewisse Chance, bei allmählichem Absorbiren des vorhandenen Materials immer mehr dem Paristande nahe zu kommen. Wahrhaftig! es brauchten noch gar keine Großkapitalisten aus England und Belgien zu sein, die unsere 3 prozentigen Konsols ihren theureren $2^1/_2$ prozentigen und 3 prozentigen Renten vorziehen —: auch bei uns giebt es genug schwere Rentner, die ein Papier auf Jahre hinaus hinlegen können, sobald es solche Kursaussichten bietet.

Ist es nun ein Unterschied, ob Herr Miquel den 4 prozentigen Konsols eine Zinsreduktion angedeihen lassen will oder ob die Kursentwickelung einer solchen Maßregel wirklich entgegenkommt? Denn darüber darf sich doch kein Mensch, der mit Zahlen umzugehen versteht, täuschen: sobald ihrem Kurse nach die 4 prozentigen nicht höher als die 3 prozentigen rentiren, was hinunter und andererseits hinauf nur noch 3 pCt. erfordert, ist die Konversion in sich da. Daß aber Herr Miquel nicht der Mann ist — der Name Posadowsky bleibt ganz außer Spiel —, eine Zinsersparniß von ca. 18—20 Millionen Mark unerbeutet zu lassen, muß als ziemlich sicher angenommen werden. Man kann also ganz ruhig sagen: jene Konversion kommt, und man plaudert damit noch lange kein Geheimniß aus. Ueberhaupt ist Das, was hinter den Kulissen der Börse möglichst leise ausgesprochen wird, mechanisch genommen durchaus nicht immer ein Geheimniß.

Die wichtigste Frage bleibt hierbei allerdings noch offen, nämlich: ob eine solche Maßregel auch richtig wäre. Herr Miquel sowie alle Blätter, die ihn bereits heute beglückwünschen, haben bei einer Konversion die sozialpolitische Forderung eines allmählichen Aufhörens des Zinsfußes absolut nicht im Auge. Sie stehen „voll und ganz" auf dem gegebenen bürgerlichen Boden und wollen lediglich im Budget entweder die Ausgaben verringern oder die nothwendigen Steigerungen durch anderweitige Abstriche ausgleichen. Von diesem strengbürgerlichen Standpunkte aus bietet indessen eine Zinsverkürzung auch ihre Nachtheile, denn nicht die Hälfte aller Besitzer von 4 prozentigen Papieren kann ohne empfindliche Schädigung eine Verkürzung jährlich ertragen. Es giebt 450 Millionen 4 prozentiger Reichsanleihe, von denen ein Theil von 1877—79 zu circa 95 emittirt wurde. Mehr als zwei Drittel wurden aber sodann bis 1884 freihändig verkauft und die Kurse gingen von 1881 bis Ende 1893 successive von 101 bis auf 107. Es ist demnach wohl anzunehmen, daß die meisten Besitzer von heute ihr 4 prozentiges Papier hoch gekauft haben. Von wirklichen 4 pCt. war denn auch nie die Rede bei ihnen und andererseits wäre auch ein Gewinn am Kurse nicht wesentlich zu nennen. 4 prozentige preußische konsolidirte Anleihe giebt es circa für $3^1/_2$ Milliarden Mark. Wer diese Papiere noch zum Emissionkurse hat, erwarb sie 1876 zu 97 pCt., anderthalb Jahre später (es war sogar nur die Hälfte des ersten Betrages) zu nur $93^3/_4$ pCt., sodann zu 95,60, 94,40 und 93,90 pCt. Allein auch hier ist anzunehmen, daß die meisten gegenwärtigen Besitzer vor 1881 kaum gekauft haben, und da gehen die Kurse bis Ende 1893 successive von $100^3/_4$ auf 107. Notabene: Beide Anleihen sehen im Jahre 1888 einen rasch vorübergehenden höheren Kurs.

Wo liegt also der bisher genossene große Vortheil, dem gegenüber ein Beschneiden noch eine Art von Billigkeit für sich hätte? Und es kommen dabei durchaus nicht allein wohlhabende Personen in Betracht! Die Sparkassen fassen doch in sich fast alle kleinen Sparer zusammen, denen einfach der Zinsfuß reduzirt wird, sobald die Anlagen in Konversion übergehen. Und dann die zahllosen gemeinnützigen und milden Stiftungen, die überhaupt nur von solchen

Fonds zehren; sie haben ihre Ausgaben einzuschränken, da sie nicht wie in manchen exotischen Ländern besondere Zinsbenefizien besitzen. Gerade diese Gesellschaften könnten bereits eine interessante Geschichte von den Verlegenheiten erzählen, in die sie durch Zinsreduktionen schon mehrfach gekommen sind. Thatsächlich mußten bei vielen die Ausgaben eben eingeschränkt werden. Es ist die große Frage, ob nicht ganze Schichten unserer Bevölkerung wieder der Spekulation zutreiben, wenn relativ bescheidene Anlagen in ihrer Werthverminderung nicht zur Ruhe kommen. Der Börse bedarf es hierzu keineswegs, da man doch nur z. B. die Antheilseinrichtungen unserer Dombaulotterien anzusehen braucht, um die Geistesblüthe auch der kleineren Geschäftsleute zu bewundern.

Aber wir wollen dies Alles gern als spießbürgerlich gelten lassen, sobald nur bewiesen werden kann, daß die Kursentwickelung der 3prozentigen Konsols in der That eine ganz natürliche sei. Da ist zunächst das Ausland. Einige komische Torquemadas wollten die fremden Käufe in unsern Papieren schon hindern, als ob nicht dieselben Herren vor erst wenigen Jahren die ausländischen Versicherungen zu Anlagen in deutschen Fonds zwingen wollten. Allein wenn auch englische Lords, ihrer $2^1/_2$prozentigen Papiere müde, unsere 3prozentigen gern kaufen mögen, so kann Dies doch keinen Maßstab abgeben für die Ansprüche unserer eigenen Anlageverhältnisse. So ein Kurs ist rasch in die Höhe gestßen und kann sich, da Verkäufe so leicht nicht eintreten, auch ruhig behoaupten. Indem nun so das deutsche Kapital gezwungen ist, zu den einmal bestehenden höheren Kursen weiter zu kaufen, läßt sich doch nicht durchaus von einer inneren Entwickelung sprechen, nach der dann die Konversion eines 4prozentigen Papieres als berechtigt zu gelten hätte. Noch entscheidender wäre es, wenn in der That große Bankhäuser hier planmäßig Käufe vornehmen würden. Ein ärgeres Schnippchen könnte dem ernsten Publikum kaum geschlagen werden und es wäre weit weniger schädlich, etwa Mexikaner zu poussiren, denn von diesen kann ja das Anlagekapital die Hände lassen. Dagegen die Vertheuerung unserer Staatspapiere empfindet nicht nur jeder einzelne Sparer, sondern es wird dadurch jenes falsche Bild unseres Geldmarktes erzeugt, das einen Minister irreführt. Es hat ja auch schon Minister gegeben, die sich eine solche Täuschung nicht allein gewünscht haben, sondern sie mit tüchtigen Bankmännern gegen Provision vereinbarten. Das waren ungesunde Zeiten, die einem Manne von der Erfahrung und Ueberlegung des Herrn Miquel gewiß ganz unfaßbar sind.

Ein buchstäbliches Recht zur Konversion könnten die Regirungen übrigens vorzeigen. Bei der 4prozentigen Reichsanleihe ist die Totalkündigung zulässig, bei den 4prozentigen Preußischen Konsols, die seit 1885 kündbar sind, liegt die Tilgung im Belieben des Staates.

Wenn die Sozialisten eine Ruhepause von zehn Jahren beschließen wollten, mit der Motivirung, erst einmal die Folgen der unaufhaltsam weitergehenden Zinsherabsetzungen zu beobachten, so würden sie sich wundern, wie große Stücke ihres Programmes gerade durch die von ihnen bekämpfte Gesellschaft inzwischen erfüllt sein werden. Es nützt nichts, sich dagegen zu verstecken —: das Zeitalter der zinstragenden Staatspapiere, und damit des künstlichen Ausbrütens von Millionären, neigt sich langsam seinem Ende zu. Pluto.

Meister Seeger.

Ein alternder Handwerksmeister hat in Berlin seine Frau, seine vier Kinder und schließlich sich selbst umgebracht. Zunächst war nur die ungewöhnliche Bestialität der That auffällig; bald aber wurde das Mitleid für den Mann wach, der von Bauunternehmern um den Lohn für seine Malerarbeit geprellt worden war und dem unser kapitalistisches Recht nicht die Möglichkeit geboten hatte, bei den Subhastationen seine Forderungen durchzusetzen. Das kommt in unserer christlichen und sittlichen Gesellschaft alle Tage vor und kein Normalmensch wundert sich mehr darüber, wenn die flinke Galoppade der Spekulanten und Ramschbazarkrämer über die geschichteten Leichen der Handwerker munter hinwegsetzt. Jetzt plötzlich ist überall die Empörung eingekehrt und in den verschiedensten Blättern kann man tiefgründige sozialpolitische Studien lesen, die zornig die Auswucherung des Mittelstandes bezetern. Diese Erscheinung wiederholt sich jedesmal, wenn irgend ein sensationeller Vorgang für eine Woche die Aufmerksamkeit fesselt. Mag es sich um die Prostitution, um die Zuhälterzunft, um Depotdiebstähle oder um den Ruin des Handwerkes handeln —: immer thuen die braven Leute, als sei etwas ganz und gar Neues und nie Geahntes ihnen enthüllt, so oft endlich in den Polizeibericht gelangt ist, was auch vorher Jeder schon wissen und kennen mußte. Vielleicht erklärt diese Erfahrung den sonst unerklärlichen Fall Seeger. Der Meister hat viehisch gehandelt, als er die Frau und vier kräftig heranwachsende Kinder abschlachtete, und zum Märtyrer kann er jetzt auch in den schönsten Leitartikeln kaum herangeläutert werden; der Massenmord war unnöthig, denn für die verwaisten Kinder hätte ganz sicher die Wohlthätigkeit gesorgt und eine größere Wohlthäterin, der Zufall, der zu unserem Glück auch in der kapitalistischen Welt noch eine Rolle spielt, hätte der armen Schaar am Ende gar noch eine helle Zukunft geschaffen. Die wüste Gräuelthat ist nur zu erklären, wenn man annimmt, daß der Malermeister durch ein gräßlich mahnendes Beispiel die träge schwelgende Gesellschaft warnen und schrecken wollte. Das wäre genau die selbe Empfindung, die den Anarchisten, ohne daß er freilich immer wie Seeger gearbeitet und schuldlos gelitten hat, dazu treibt, mit einem lange nachhallenden Knall die Bourgeoisie aus dem Schlummer zu scheuchen. Ob die Methode des Anarchisten, der das Eigenthum und das Leben des lieben Nächsten bedroht, nicht am Ende wirksamer ist, darüber wird ein Kenner der bourgeoisen Psychologie nicht lange im Zweifel sein. Jedenfalls handelt ein Mann, der seine Kinder erwürgt, nicht sittlicher als ein Dynamitbold, der Deputirte, Theatergänger oder Börsenbesucher in die Luft sprengt. Ueber das Leben der jungen Brut hat der Vater keine selbstherrische Gewalt; und wenn ein ehrenhafter Mann sich diese Gewalt brutal angemaßt hat, so beweist Das nur, daß in dem Kleinbürger sogar schon das soziale Empfinden stärker war als das Gefühl der Familienpflicht und daß er die durch das Blutsband ihm Nächsten getrost opfern mochte, um zur Rettung der sozialen Klasse, der er angehört, ein blutiges Signal aufzustecken. So lange unser Bürgerthum von Wekerle, von Stambulow und anderen Gleichgiltigkeiten sich unterhalten läßt, anstatt um die Zustände im eigenen Vaterlande ernstlich sich zu bekümmern, wird immer ein neuer Meister Seeger versuchen müssen, durch ein blutiges Leuchtzeichen auf das Leid seiner Klasse die Blicke zu lenken.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Büxenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Juni 1894.

Landgerichtsdirektor Schmidt.

Royer-Collard, der als Parlamentsadvokat zuerst die Grundsätze der Girondisten bekannt hatte und der später der Restauration der Bourbonen ein eifriger und geschickter Vorkämpfer geworden war, hielt in den letzten Tagen des Jahres 1817 eine Rede, in der er die Einführung von Volksgerichten als die unentbehrliche Vorbedingung für die Freiheit der Presse bezeichnete. Der Gedankengang des Redners war einfach und menschenverständig; er sagte: „Die Gewalten werden, wie die Individuen, durch Neigung, Sitten und natürlichen Trieb zur Willkür verleitet; der Lärm ist ihnen lästig, die Bewegung beunruhigt sie, der Tadel schmeckt ihnen bitter; die Freiheit der Presse, vor der sie verantwortlich sind, erscheint ihnen als Feind, und da sie die Unbequemlichkeiten stärker als die Vortheile dieser Freiheit empfinden, so muß man befürchten, daß sie die Grenzen des Erlaubten immer mehr verengen werden. Um inmitten so unbestimmter und schwankender Definitionen seine Meinung frei aussprechen zu können, dazu braucht man nicht Richter, sondern Schiedsrichter; und Schiedsrichter findet man nur in der Jury, deren Sprüche in England Landesurtheile, **judicia per patriam**, heißen. Ich stelle deshalb das unumstößliche Prinzip auf, daß es keine geschützte Freiheit der Presse giebt, geben kann, wenn sie nicht auf der völligen Unabhängigkeit der Jury beruht". Royer-Collard vertrat in der Kammer der Restauration — einer neidenswerth reichen Kammer, wo neben dem ersten Casimir-Périer

der General Foy und Benjamin Constant saßen — die philosophische Schule und er wurde als ein unpraktischer Doktrinär häufig belächelt. Er unterschied in seinen Anschauungen sich auch wirklich nicht allzu sehr von unseren Liberalen, die nach zusammengelesenen allgemeinen Grundsätzen, ohne Rücksicht auf seine besondere Individualität, den verfeinerten Organismus einer Volkheit leiten und lenken wollen. Aber diese alten Liberalen erschöpften sich nicht in der Sorge um das Wohlergehen des mobilen Kapitals und der satten Großstadtbewohner; sie fanden Ehre darin und höchsten Ruhm, die Hüter des Rechtes zu sein und gegen die Willkür Mächtiger die Schwachen zu schützen. Das ist in den Tagen des jubilirenden Caprivismus anders geworden; unsere Liberalen von heute — oder mindestens ihre Führer — sind auch in den Rechtsfragen längst schon Profitwütheriche geworden, sie rühren sich kaum noch, wenn zu Ungunsten ihrer Gegner dem Recht eine Beugung oder Verletzung droht, und sie haben der Scham so munter entsagt, daß ihnen die Richtersprüche gegen Andersgläubige fast immer zu mild und zu gelind erscheinen. Der Unklugheit ihres Beginnens sind sie sich nicht bewußt; sie leben von der Hand in den Mund und vergessen, daß selbst der große Caprivi eines Tages wieder in die Versenkung verschwinden und daß dann auch für sie die Zeit der politischen Prozesse zurückkehren kann. Oder vielleicht dämmert ihnen auch die Vermuthung herauf, daß sie diese Zeit nicht mehr erleben werden; wirthschaftlich sind sie heute schon eigentlich tot und nur die nach Popularität gierigen Bemühungen dilettirender Politiker können ihnen noch Etwas wie ein gespenstisches Scheindasein verleihen; und da sie, um die Kreise ihrer Lieblinge nicht zu stören, aus dem einzigen Lager jetzt sogar desertiren, wo sie noch nützen könnten, so muß auch die Schattenillusion bald ein Ende nehmen. Jedenfalls muß man auf die Unterstützung der liberalen Doktrinäre — und natürlich auch der eitlen und beschränkten Herren, die in Norddeutschland die Sozialdemokratie tyrannisiren — heutzutage verzichten, wenn es gilt, die Tradition Royer-Collards und seiner Genossen aufzunehmen. Unsere radikalen Tribunen zielen noch immer nach der Scheibe, auf die sie seit dreißig Jahren eingeschossen sind: sie beschimpfen Bismarck, wenn behauptet wird, Herr von Boetticher habe von großen Finanzleuten Hunderttausende entliehen und er sei nur durch eine Zuwendung aus dem Welfenfonds dieser für einen Vertreter des Kanzlers und

für einen eifrigen Vertheidiger des Reichsbankgesetzes unhaltbaren Lage entrissen worden; sie beschimpfen abermals Bismarck, wenn die ehrenhaften Redakteure eines Witzblattes den Beweis dafür anbieten, daß unter der Leitung des Herrn von Holstein im Auswärtigen Amt Ungehörigkeiten vorgekommen sind; und sie beschimpfen noch immer Bismarck, da jetzt festgestellt wird, daß in hochoffiziösen Verkündigungen die Unwahrheit gesagt und daß ein Richter still beseitigt und in ein ärmliches Dasein gedrängt worden ist, weil ein von ihm ausgesprochenes Urtheil an „maßgebenden" Stellen unangenehm berührt hat. Bismarck, der seit vier Jahren so machtlos wie irgend ein Mann im Reiche ist, trägt dennoch an allem schlimmen Geschehen die Schuld.

Schon in der vorigen Woche wurde hier darauf hingewiesen, welcher Lärm sich wohl erhoben hätte, wenn unter Bismarck in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ein großer Unbekannter sich erfrecht hätte, auf die Unabhängigkeit der Richter eine schmähliche Pression zu versuchen. Noch ist mit keinem wirklich bindenden Wort gesagt worden, daß der General von Caprivi und — namentlich — der preußische Justizminister jede Gemeinschaft mit dem Schandartikel des Guanoblattes ablehnen, noch ist wegen der in diesem Artikel enthaltenen bewußten Verleumdung des Richterstandes von keinem Staatsanwalt die Anklage erhoben worden. Ein Anderes aber ist über allen Zweifel hinaus festgestellt worden: „man" ist nicht nur unzufrieden damit, daß die Richter die fürchterliche That der Caprivi-Beleidigung nur mit großen Geldbußen und nicht mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestrafen, nein, „man" hat auch an einem Richter, der in einem politischen Prozeß den auf ihn vielleicht gesetzten Erwartungen nicht entsprochen hatte, bereits sein Müthchen gekühlt. Wer dieses geheimnißvolle „Man" ist, läßt sich nur auf dem Wege des Indizienbeweises ergründen; unter Bismarck würde es über die Person des Attentäters keinen Zweifel geben und das Gezeter über eine schamlose Korruption würde bis zu den Wolken erschallen. Aber man kann die Verhandlung auch „gegen Unbekannt" führen und es wird sich, auch wenn die Mehrheit der Berliner Presse in ihrem Totschweigesystem beharrt, dennoch die Möglichkeit finden, diesen Unbekannten sehr energisch zum Sprechen zu bringen.

Am siebenten April 1893 hatte der Herausgeber der „Zukunft" vor der ersten Strafkammer des Landgerichts I zu Berlin wegen einer angeblich begangenen Majestätbeleidigung sich zu verantworten. Die

Beleidigung sollte in dem Aufsatze „Monarchen-Erziehung" begangen sein; der Staatsanwalt mochte aber dem Gewicht der Anklage selbst nicht recht trauen, denn er versuchte, sie durch einen anderen, viel früher erschienenen Artikel „König Phaeton" besser zu stützen. Beide Artikel wurden vor Gericht verlesen und danach wurde der Angeklagte freigesprochen. Das verkündete Urtheil enthielt wichtige und werthvolle Stellen; es wurde darin gesagt: „In dem Artikel findet man eine Reihe unzweifelhafter Wahrheiten. Die Ehrfurcht vor einem Fürsten zeigt sich nicht darin, daß man ihm byzantinisch zu Füßen liegt und ihm schmeichelt, sondern die wahre und echte Ehrfurcht vor dem Monarchen besteht darin, daß man auch ihm gegenüber die Wahrheit hochhält, vorausgesetzt, daß man ihr keine strafbare Form giebt. Wenn gesagt wird, ein König müsse auf dem Thron sich erst selbst erziehen, so ist Dies eine Wahrheit, die nicht in verletzende Form gekleidet ist. Wenn man von der erhabenen Person des Kaisers absieht und die Gelehrtenwelt, die Richter u. s. w. betrachtet, so muß man sagen, daß z. B. die Erziehung des Richters doch erst beginnt, wenn er in die Praxis hineingreift. Die theoretische Vorbildung eines Königs ist gewiß gut und nützlich, aber sie allein macht ihn doch noch nicht zum Herrscher. Die Erziehung gerade auf einem so hervorragenden Posten dauert fort durchs Leben, und wenn der Angeklagte Dies ausführte, so ist er dabei getragen worden von großer Ehrfurcht gegen den Kaiser. Der junge Kaiser, in seiner Thatkraft, seinem Elan, mit seinem mächtigen und guten Willen, glaubte, mit seinen Reformen rasch vorwärts gehen zu können; und wenn in dem Artikel gesagt ist: er habe wahrscheinlich geglaubt, in kürzerer Frist durchdringen zu können, so liegt darin wohl eine Wahrheit, aber keine Beleidigung. Der Angeklagte vertritt den Grundgedanken, daß, wie jeder nach Vollkommenheit trachtende Mensch nie aufhören dürfe, an sich selbst zu arbeiten und zu erziehen, so auch jeder Monarch mit seiner Thronbesteigung sich diesem Werke der Selbsterziehung widmen müsse und daß so viele Byzantiner, gefällige Fälscher, welche diesen Selbsterziehungprozeß durch Mangel an Aufrichtigkeit und Absperrung der Wahrheit vom Throne hindern oder erschweren, weder für den Monarchen noch für die Allgemeinheit Gutes wirken. . . . Daß der erste Theil dieses Artikels nicht mit Beziehung auf den Deutschen Kaiser geschrieben ist, ergiebt sich auch aus dem Umstande, daß im zweiten Theile mit voller Offenheit

die Person Seiner Majestät des Deutschen Kaisers genannt ist. Auch in den Ausführungen dieses Theiles aber kann eine Verletzung der Ehre Seiner Majestät nicht gefunden werden, denn es ist nicht behauptet — wie die Staatsanwaltschaft annimmt —, daß es dem Kaiser an dem Willen oder der Fähigkeit, sich selbst zu erziehen, mangele, sondern nur, daß ihm die Selbsterziehung und das Vorwärtsschreiten erschwert werde. Die Annahme, daß der Angeklagte in versteckter Weise Se. Majestät den Kaiser habe treffen wollen, erscheint um so weniger zulässig, als der Artikel von monarchischen Gedanken durchdrungen ist. .... Der Angeklagte war daher freizusprechen und die Kosten des Verfahrens waren der Staatskasse aufzuerlegen."

Dieses Urtheil war vom Landgerichtsdirektor Schmidt verkündet und an erster Stelle unterzeichnet worden. Acht Tage, bevor der Herausgeber der „Zukunft" wegen einer angeblichen, wieder auf zwei künstlich zusammengekoppelte Artikel gestützten Caprivi-Beleidigung vor der selben Strafkammer zu erscheinen hatte, trat Herr Alexander Schmidt von dem Vorsitz dieser Kammer und von jeder strafrichterlichen Thätigkeit zurück und er bat zehn Tage später um seinen Abschied. Da bald bekannt wurde, daß Herr Schmidt über die „Nackenschläge" geklagt hatte, die ihm der gegen Harden geführte Prozeß zugezogen habe, so wurde natürlich auch bald davon gemurmelt, der muthige Richter sei „gemaßregelt" worden; und als jetzt die Fehde um Herrn Brausewetter entbrannte, brachte ein Korrespondent der Münchener Allgemeinen Zeitung das Gerücht in die Oeffentlichkeit. Darauf erschien in der Norddeutschen ein gesperrt gedrucktes Dementi, in dem erklärt wurde, die Versetzung des Herrn Schmidt an eine Civilkammer sei auf dem gesetzlich vorgeschriebenen Wege, durch die Entscheidung des aus dem Landgerichtspräsidenten, den Direktoren und dem ältesten Rath bestehenden Kollegiums, erfolgt und auf diese Entscheidung stehe der Justizverwaltung „ein maßgebender Einfluß" nicht zu; die Beweggründe der im Dezember 1893 getroffenen Entscheidung entzögen sich selbstverständlich der öffentlichen Kenntniß; das bereits am siebenten April 1893 ergangene Urtheil in der Strafsache gegen den Schriftsteller Harden sei aber nicht der Beweggrund gewesen. Durch die Zusammenstellung dieser beiden Daten sollte vielleicht der Schein erregt werden, als könnten zwei durch neun Monate getrennte Vorgänge nicht in einer ursächlichen Verbindung stehen; dann mußte der Verfasser der

Sperrnotiz seine Leser für ungewöhnlich dumm halten, denn vor dem Dezember, Das weiß jeder Eingeweihte, gab es überhaupt keine Gelegenheit, Herrn Schmidt zu beseitigen, und bei dieser ersten Gelegenheit ist er beseitigt worden, — und zwar nicht, wie der Notizfabrikant keck behauptet, durch einen Beschluß des zur Entscheidung berufenen Kollegiums. Dieser Theil der anscheinend hochoffiziösen Erklärung steht in schroffem Widerspruch zu den Thatsachen, deren genaue Kenntniß wir einer Darstellung des Herrn Schmidt verdanken.

Als die hoffentlich nur scheinbar hochoffiziöse Erklärung — oder Verdunkelung — ins Norddeutsche Allgemeine Leben trat, hielten einige Freisinnskämpen es für angezeigt, wieder einmal das Vaterland zu erretten und schnöde Verdächtigungen der neuen Herren abzuwehren. In der Vossischen Zeitung, die zum Lob des neuen Kurses und zu läppischen Verleumdungen des Herrn Miquel immer weißes Papier frei hält, erschien ein Artikel, in dem gesagt wurde, die Versetzung eines Strafrichters an eine Civilkammer sei die alltäglichste Sache von der Welt und Herr Schmidt müsse einen Ueberfluß an Empfindlichkeit oder Privatvermögen besitzen, um sich dadurch zum Abschied drängen zu lassen. Gegen diesen Artikel kehrte sich die Berichtigung des Herrn Schmidt, die in der Vossischen Zeitung unter der milderen Form einer Erklärung abgedruckt wurde. Herr Schmidt stellte darin Folgendes fest: seine Enthebung vom Vorsitz einer Strafkammer und seine unfreiwillige Versetzung an eine Civilkammer ist im Schoße des Kollegiums angeregt, von diesem aber abgelehnt worden; die Motive dieser „Anregung", die ganz außerhalb der Person des Richters lagen, haben Schmidt dann veranlaßt, seinen Abschied nachzusuchen, und er ist „in eine recht wenig günstige Lebenslage" gelangt. Gegen die Behauptung eines Zusammenhanges zwischen dem Versuch einer unfreiwilligen Amtsenthebung und dem Prozeß Harden hat Herr Schmidt sich mit keiner Silbe gewandt. Schon daraus konnte jeder nicht absichtlich Verblendete den wahren Sachverhalt erkennen; den größten Theil der biederen Berliner Presse hat Das aber nicht gehindert, frisch und froh fortzufälschen, und nirgends hat man die Frage gehört, wie es denn kommt, daß auf Kosten des Deutschen Reiches in scheinbar hochoffiziösen Notizen glatt und schlank die Unwahrheit verkündet wird.

Dieser Zustand wird nachgerade langweilig. Wenn die liberalen Mannesseelen die großen Grundsätze ihrer doktrinären, aber achtbaren

Ihnen heute um ein Billiges geben, so ist Das ihre Sache, und wenn sie einer unpopulären und unproduktiven Regirung Schuhputzerdienste leisten, so kann man auch dieses herzige Vergnügen ihnen gönnen. Wir Anderen aber haben es allgemach satt, als Antwort auf ernste Beschuldigungen Pistolengeknatter und unkontrolirbares offiziöses Gefasel hinnehmen zu sollen. Uns kann es, bei der Unsicherheit der Rechtsprechung, jeden Tag begegnen, daß wir uns vor irgend einem Gerichtshofe wegen irgend eines angeblichen politischen Vergehens verantworten müssen; und wenn wir für die Unabhängigkeit der Richter eintreten, dann wird sogar das Reichsgericht uns nicht bestreiten können, daß wir in Wahrnehmung berechtigter und höchst individueller Interessen handeln. Ist diese Unabhängigkeit noch in dem wünschenswerthen und nothwendigen Umfange gesichert? Bei einer solchen Frage vergeht der Spaß und auch die Lust an künstlerischer Form schwindet; nichts bleibt übrig als das bittere Bedauern darüber, daß die Frage überhaupt gestellt werden mußte und konnte.

Es mag zweifelhaft sein, ob das von Royer-Collard empfohlene Mittel unter allen Umständen günstig wirken würde. Im Allgemeinen hat man mit den Laiengerichten nicht solche Erfahrungen gemacht, daß man zu jeder bunt zusammengewürfelten Jury ein blindes Vertrauen haben könnte, und bei politischen Prozessen wäre, namentlich in großen Städten, außerdem immer mit der Gefahr zu rechnen, daß unter den Geschworenen eine Partei dominirt, die alle öffentlichen Vorgänge nur durch die fraktionell gefärbte Brille kennen gelernt hat. Der jetzt geltende Zustand ist — wenn es endlich gelingt, den vagen Begriff der formalen Beleidigung so präzis zu fassen, daß auch der Laie ihn verstehen und sich nach ihm richten kann — nicht unerträglich; er wird es erst in dem Augenblick, wo die heute so gern citirte öffentliche Meinung Grund hat, an der Unabhängigkeit der Richter zu zweifeln. Der Landgerichtsdirektor Schmidt hat ein Urtheil verkündet, das der freien Kritik weite Schranken setzt; bei der nächsten Vertheilung der Geschäfte hat der Präsident des Landgerichtes I die Versetzung Schmidts an eine Civilkammer „angeregt", das Kollegium hat aber diese ganz ungewöhnliche Anregung einer unfreiwilligen Versetzung abgelehnt; trotzdem hat Herr Schmidt, in dem Gefühle, lästig geworden zu sein, und durch ganz bestimmte Aeußerungen veranlaßt, sich moralisch verpflichtet geglaubt, seinen Abschied zu nehmen und in einem

bedrängten Privatleben nothdürftig sich einzurichten. Diese Thatsachen sind erweislich wahr und es ist ein Irrthum — oder es besteht die Absicht, den Thatbestand zu verdunkeln —, wenn immer wieder behauptet wird, die Entfernung Schmidts hänge nicht mit dem Majestätprozeß zusammen. Herr Schmidt hat nicht die allergeringste Veranlassung, irgend Etwas von den Vorgängen zu beschönigen oder zu vertuschen, und es ist auch durchaus nicht anzunehmen, daß die Veröffentlichung der Angelegenheit ihm unwillkommen ist. Er hat mannhaft und muthig seine Pflicht erfüllt; und man darf nicht daran zweifeln, daß der Landgerichtsdirektor a. D., wenn es nöthig sein sollte, auch an der Stelle, wo er einst Recht sprach, künftig als Zeuge für das Recht und die Wahrheit auftreten wird.

Herr Schmidt war als Vorsitzender der ersten Strafkammer wegen seiner Tüchtigkeit allgemein geschätzt; niemals ist ihm Mangel an Begabung oder Takt vorgeworfen worden. Es bleibt also nur die Möglichkeit, daß der sachliche Inhalt der unter seinem Vorsitz gefällten Urtheile Anstoß erregt hat. Das zur Entscheidung berufene Kollegium hat seine Versetzung abgelehnt. Darf man annehmen, daß Aehnliches schon früher geschehen ist, so fällt ein ganz neues Licht auf den preußischen Antrag zum Gerichtsverfassung-Gesetz: die Besetzung der Kammern dem Präsidium zu nehmen und sie der Justizverwaltung zu übertragen. Für Berlin würden danach über die Besetzung der Kammern zu bestimmen haben: der Landgerichts-Präsident, der Kammergerichts-Präsident, der Justizminister. Die gegenwärtigen Inhaber dieser Aemter sind sämmtlich aus der Staatsanwaltschaft hervorgegangen, sie waren also in ihrer früheren Thätigkeit an ein beträchtliches Maß von Abhängigkeit gewöhnt. Der Landgerichts-Präsident hat die Amtsenthebung Schmidts „angeregt"; er wird die bündige und unzweideutige Auskunft darüber nicht verweigern dürfen, welche anderen Anregungen ihn zu dem Wunsch veranlaßt haben, Herrn Schmidt aus der Strafrechtspflege zu entfernen.

Agrarpolitik.

I. Das Intestatanerbenrecht.

Die Hauptgedanken der Agrarreform, mit denen sich die preußischen Minister oder einzelne dieser Minister seit längerer Zeit getragen haben, sind durch die Tagung des agrarpolitischen Olymps, welchen am 28. Mai und den folgenden Tagen die Herren Minister v. Heyden und Dr. Miquel an Professoren, Landschaftdirektoren, Gerichtsbeamten und Rittergutsbesitzern um sich versammelt haben, auch auf die Tagesordnung der öffentlichen Meinung gesetzt worden und dieser darf die Orientirung über die ungemein weittragenden Maßnahmen, die in Vorschlag gekommen sind, nicht länger vorenthalten werden. Daß in weiteren Kreisen Klarheit schon besteht, wird nicht behauptet werden dürfen. Im Gegentheil: wenn von Anerbenrecht, von fakultativem Anerbenrecht oder Intestatanerbenrecht, wenn von der gesetzlichen Verschuldunggrenze, der fakultativen oder der obligaten Verschuldunggrenze, wenn von der Amortisationhypothek, von der Abfindung der Miterben durch den Anerben ausschließlich in der Form der Rentenhypothek, wenn von der Errichtung von Rentenschuld-Tilgungbanken, wenn von Sicherung der Amortisation der Rentenschuld durch Tilgungversicherung und Anderem die Rede ist, so geht es wohl fast Allen, die der fachmännischen Erörterung dieser Dinge bis jetzt fremd geblieben sind, ähnlich wie dem Schüler in Goethes Faust: „Mir wird bei Alledem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopfe herum." Und doch muß jetzt Klarheit werden, nachdem alle diese und verwandte Fragen bereits für die Gesetzgebung in Angriff genommen sind.

Das Verständniß des Sinnes und Inhaltes all der kommen sollenden agrarrechtlichen Institutionen ist nun nur möglich, wenn man das Ergebniß der anerkannten Diagnose des Grundübels, an welchem die deutsche Landwirthschaft leidet, kennt und zu Grunde legt. Die leitende, den ganzen Anschauungkreis der v. Heyden-Miquelschen Agrarreform beherrschende Grundannahme ist nun die: daß die weithin vorhandene, wenn auch nicht überall in gleichem Maße vorhandene, aber Jahr um Jahr steigende Verschuldung der Landwirthschaft hauptsächlich der Besitzüberzahlung beim erb- und kaufgängigen Grundbesitzwechsel zuzuschreiben sei. Zur Abfindung der Miterben und zur Sicherstellung des Gutsverkäufers für den nicht baar bezahlten Kaufschillingsrest verschulde sich der Gutsübernehmer viel zu sehr, um mit dem Mühlstein der Besitzerwerbsschulden am Halse wirthschaftlich bestehen zu können. Denn bei steigender Bevölkerung und bei Zunahme des Mobilkapitals, das gierig auch die Grundrente durch Grunderwerb auf Pachtverwerthung schon jetzt aufsauge und immer mehr auf-

saugen werde, erhebe sich der Verkehrswerth, zu welchem die Güter in die Erbtheilung oder zur Veräußerung unter Lebenden gelangen, immer über den nach dem Durchschnittsreinertrag zu bestimmenden Werth. Die Verschuldung durch den Besitzkredit, d. h. jenen Kredit, welcher zur Abfindung der Miterben und zur Sicherstellung der unbezahlten Theile des Kaufschillings, der sog. Kaufschillingreste, bei Güterüberzahlung eingegangen werden müsse, bringe den auf Kredit erworbenen Grundbesitz ins Schwanken, schwäche den Betriebskredit, für welchen die Besitzüberschuldung den genügenden Pfandwerth nicht übrige lasse. Jede ungünstige Konjunktur, wie jetzt die überseeische Getreidekonkurrenz, treffe die Landwirthschaft in widerstandsunfähigem Zustande und stürze sie in Bedrängniß, Noth und Verderben. Im Betriebskredit und Produktenverkehr werde der Landwirth bei Besitzüberschuldung die Beute des Wuchers, die Erhaltung der Bauerngüter in der Familie werde gefährdet. Die produktive Arbeit des selbstbauenden Grundeigenthümers werde vom mobilen Rentenvermögen, vom Stande der Pfandbriefbesitzer, der Sparkassenmitglieder, der direkt ausleihenden Geldmänner, ausgesogen, ohne der größten Masse der produktiven Arbeiter, den kleinen, mittleren und großen Landwirthen, so weit Besitzüberschuldung stattfinde, mehr als das Nöthigste übrig zu lassen, und selbst der Nebenverdienst aus Taglohn müsse vom Kleingütler theilweise zugesetzt werden, um den Gläubiger zu befriedigen. Die besitzüberschuldeten Eigenthümer seien thatsächlich nicht mehr die wirklichen Eigenthümer ihres Bodens, sondern Zinsschaffner und Zinsverwalter für die städtischen und sonstigen Rentnerklassen, jedoch mit Tragung der Verantwortlichkeit für die Abtragung der Rente an das fremde Leihvermögen. Wenn einmal weithin der Hypothekenzins allein über sechzig Prozent des mittleren Gutsreinertrages verschlinge, so entstehen Zustände, die nur der Form nach von irischer oder italienischer Ausbeutung der Bauern sich unterscheiden; denn thatsächlich werde bei solchen Zuständen auch der Eigenthumsbebauer verbleibende Landwirth um den größten Theil des Gutsreinertrages gebracht. Der Umstand, daß zwischen dem besitzüberschuldeten Landwirth und dem Pfandbriefgläubiger immer mehr die Pfandbriefinstitute, Sparkassen u. s. w. als spanische Wand sich einschieben, ändern am Druck der Ueberschuldung nichts und bei steigender Zwangsenteignung des Grundbesitzes, welche das Ende vom Liede der stets wachsenden Ueberschuldung zu werden nicht verfehlen könne, könne ja auch die direkte Auskaufung des bäuerlichen Grundbesitzes durch das mobile Kapital auf Zeitpachtverwerthung immer mehr sich einstellen, könne die deutsche in die italienische oder irische Form der Aufsaugung der Grundrente und eines Theils vom Arbeitertrage der produktivsten Bevölkerungklasse durch allerlei Rentnerthum umschlagen.

Dies ist in den Grundzügen die Diagnose des Uebels, dem Abhilfe werden soll. Ich halte diese Diagnose nicht blos für richtig, sondern ich war auch seit zehn Jahren eifrig bemüht, sie zu begründen und zur Geltung zu bringen. Nur für ganz vollständig halte ich das aus dieser Diagnose abgeleitete agrarpolitische Programm nicht; denn nicht blos die Besitzüberschuldung, auch die Ausbeutung im Betriebskredit, im An- und Verkauf von Produkten und Produktionmitteln und der theilweise geübte Mißbrauch der Verschuldungsfreiheit für Luxus- und Zehrschulden bleiben zu beachten und neben den Maßregeln im agrarischen Kreditwesen muß Anders wirken. Die für die Gegnern der Agrarreform geforderte Enquête will mir opportun erscheinen. Die jüngste Agrarkommission war zwar gewiß im Rechte, weiteres Zeugniß der Statistik in Uebereinstimmung mit der Regirung nicht mehr nöthig zu finden, allein zur Ueberzeugung der Zweifler wäre die Enquête doch wohl vom Standpunkt politischer Taktik angezeigt gewesen. Immerhin ist es die von dem bedeutendsten Faktor der deutschen Agrargesetzgebung, von der preußischen Regirung, übernommene Ansicht, daß schrankenlose Verschuldung, namentlich Besitzüberschuldung, als das zu heilende Grundübel der deutschen Landwirthschaft anzusehen sei.

Bevor man jedoch den agrarpolitischen Maßregeln selbst nahetritt, über welche die preußischen Herren Minister die Agrarkommission befragt haben, gilt es, zu weiterer Grundlegung des Verständnisses dieser Maßregeln, das Prinzip festzulegen, das für die Bekämpfung der Ueberschuldung im Ganzen und im Einzelnen maßgebend wäre. Es lautet einfach dahin: die Verschuldung für den Grundbesitzerwerb darf, ob die Ueberschuldung mittelbar oder unmittelbar abgewehrt werden will, nicht weiter gehen als dahin, daß dem Gutsübernehmer nach Bezahlung der Besitzschuld-Zinsen zwei Beträge aus dem durchschnittlichen Gutsreinertrage übrig bleiben: einmal der nothwendige Unterhaltsbedarf für sich und seine Familie, sodann der zur Tilgung der Besitzschuld innerhalb jeder Besitzergeneration erforderliche Amortisationbetrag. Ohne durchgreifende Geltendmachung dieses Prinzips, das ganz scharfe Maßbestimmungen ergiebt, läßt sich der unwirthschaftlichen Verschuldung nicht wehren, läßt sich ebendeshalb auch die möglichste Erhaltung der Bauerngüter in der Bauernfamilie, so weit diese Erhaltung überhaupt wünschenswerth ist, nicht mit Sicherheit erreichen. Dieses aus der Diagnose der Miquel-Heydenschen Agrarpolitik unmittelbar hervorgehende Prinzip hebe ich deshalb mit besonderem Nachdruck hervor, weil es, so weit Das die Berichte des „Reichsanzeigers“ über die Sitzungen der Agrarkommission erkennen lassen, die erforderliche Vertretung nicht gefunden hat. Die Tragweite des Prinzips wird aber bei der Kritik des Agrarreformprogrammes immer deutlich wieder sich hervordrängen.

Was sind denn nun die Maßregeln, die in das agrarpolitische Reformprogramm der preußischen Regirung eingehen zu sollen scheinen? Nach der Begründung des Herrn v. Heyden zum jüngsten Gesetzentwurf über Landwirthschaftkammern, gleichwie nach dem Inhalt der Tagesordnung, die der Agrarkommission gesetzt gewesen ist, betreffen diese Maßregeln theils die Aenderung des Landgüter-Erbrechtes, theils die Aenderung des landwirthschaftlichen Darlehensrechtes, theils Kreditorganisationen zur Unterstützung der Wirkung sowohl des zu ändernden Agrarerb- als des zu ändernden Agrardarlehensrechtes. Für das Erbrecht ist das Anerbenrecht, für das Darlehensrecht die Verschuldunggrenze angeregt. Diese beiden Programmpunkte sind zuerst ins Klare zu stellen.

Was ist unter Anerbenrecht zu verstehen? Antwort: Der ungetheilte Uebergang des Grundbesitzes an den einzigen, den Familienerben, und wenn es mehrere Erben sind, an einen der Erben, den Anerben, mit Abfindung der übrigen Erben, der Miterben! Dieser ungetheilte Uebergang soll gesetzlich an den Geburtzufall angeknüpft werden, indem das Gut entweder dem ältesten der Erben bei sog. Majoratsrecht oder dem jüngstgeborenen bei sog. Minoratsrecht gesetzlich zufällt, sofern der Erblasser nicht kraft Testaments den Besitzübergang innerhalb der Schranken der gesetzlichen Pflichttheilsansprüche anders geregelt hat. Der Besitzer ist aber durch das Anerbenrecht nicht gehindert, bei Lebzeiten das Gut zu theilen, zu verpfänden, ganz oder theilweise zu veräußern; das Anerbrecht ist also ein Mittelding zwischen der früheren Familiengebundenheit des Grundbesitzes und der Freitheilbarkeit auch von Todeswegen. Der Grundgedanke des Anerbenrechtes ist die Erhaltung des Grundbesitzes in der selben Familie, allein das unerläßliche Mittel hierzu ist die mittelbare Verhütung der Besitzüberschuldung dadurch, daß das Gut zu einer gesetzlich geregelten Taxe, „wobei der Uebernehmer bestehen kann“, zu einem „kindlichen Anschlag“, oder wie es sonst genannt wird, an den Anerben kommt, selbst wenn zu diesem Zweck bei einer größeren Gesammtzahl von Erben die Miterben verkürzt und zurückgesetzt werden müssen. Den praktisch wirksamen Kern alles Anerbenrechtes bildet also der Gedanke einer Grenze gegen unwirthschaftliche Verschuldung, der Gedanke der mittelbar gehandhabten Verschuldunggrenze. Offenbar wird das Grundanliegen der Anhänger des Anerbenrechtes, die Erhaltung des Besitzes in der Familie, nur dann mit Sicherheit erfüllt, der Hauptzweck der halb altagrarrechtlichen Institution nur dann erreicht, wenn das Gut an den Anerben zu einem Anschlage übergeht, bei welchem der Erbe den Besitz behaupten kann, und dieser Anschlag wird so angelegt werden müssen, daß ihm das ausreichende Einkommen nebst den Mitteln zur allmählichen Tilgung der Erbabfindung-

schulden an die Miterben im Gutsreinertrag zur Verfügung gestellt bleibt; denn, wenn Das nicht der Fall ist, so vermag sich der Anerbe nicht zu halten, das Gut überzieht sich mit einem Besitzverschuldungbetrag, bei welchem es aus freier Hand oder im Konkurse an Dritte veräußert werden muß, also den Familiencharakter einbüßt. Die Uebergabtare wird daher zum entscheidenden Faktor des Institutes. Folgerichtig muß in dem Maße, als die Gesammtzahl der Erben größer wird, entweder das Gut mit einer so starken Besitzverschuldung für Abfindung der Miterben belastet werden, daß der Anerbe den Besitz nicht behaupten kann, oder müssen die Miterben dem Anerben gegenüber mehr oder weniger, selbst herab unter den Kopfantheil am Reinertrags-, geschweige am Verkehrswerthe, verkürzt werden. Genau genommen, müßte — diese Konsequenz wird neuerdings von einigen Vertretern des Anerbenrechtes wirklich gezogen — der Anerbe verpflichtet werden, die Besitzübernahmeverschuldung binnen seiner Generation mit oder ohne Unterstützung von Amortisationhypotheken-Banken zu tilgen; denn im anderen Falle drohen die Güter mit jeder weiteren Generation in den Zustand einer stets stärkeren Besitzverschuldung zu gerathen, einen Zustand, der den dauernden Verbleib des Gutes in der Familie ausschließt.

Die ins Erbrecht verlegte mittelbare Verschuldungbeschränkung, welche durch das Anerbenrecht möglichst allgemein zur Geltung kommen soll, unterscheidet sich hiernach von der alsbald zu erörternden unmittelbaren gesetzlichen Verschuldunggrenze nur dadurch, daß das Anerbenrecht für die Regel durch, die Verschuldunggrenze stets ohne Zurücksetzung der Miterben wirkt. Es ist daher schwer, das Erstaunen darüber zu unterdrücken, daß einige begeisterte Anhänger eines möglichst umfassenden und wirksamen Intestatanerbenrechtes die direkte Verschuldungbeschränkung so heftig befehden, welche doch, wie sich zeigen wird, den selben Zweck, nur allgemeiner, d. h. für allen, auch den kaufgängigen Grundbesitzerwerb, ohne jegliche Ungerechtigkeit gegen die Miterben, zur Geltung zu bringen sucht. Die Thatsache, daß dem Anerbenrecht die Bevorzugung eines Erben durch Geburt und die Zurücksetzung aller übrigen von Geburtwegen eigen ist, läßt sich nicht leugnen und nicht beschönigen. Und als Vorzug der ins Erbrecht verlegten mittelbaren Verschuldungbeschränkung, die im Anerbenrecht liegt, gegenüber der direkten, im engeren Sinne sogenannten Verschuldunggrenze läßt sich der Gebürtigkeitcharakter des Anerbenrechtes wahrhaftig nicht bezeichnen.

Das Anerbenrecht findet sich nun in zweierlei Gestalt durchgeführt. Einmal als fakultatives Anerbenrecht, dem das erbgängige Gut nur dann verfällt, wenn der Erblasser es in die gerichtlich geführte Rolle der anerbenrechtlich zu behandelnden Güter, in die sog. Höferolle, eingetragen hat oder wenn dieser, falls es in die Rolle schon vor ihm eingetragen

war, sein Gut darin nicht wieder hat löschen lassen. Das fakultative Anerbenrecht gilt nur durch den Willensakt des Erblassers und dessen besonderer testamentarischen Verfügung hat es unbedingt zu weichen. Man nennt das fakultative Anerbenrecht auch das „System der Höferolle", d. h. der Höferolle mit fakultativem Eintrag. Preußen hauptsächlich hat in den bekannten Landgüterordnungen dieses System für eine Anzahl seiner Provinzen eingeführt. Das andere Grundsystem des Anerbenrechts ist das obligate Anerbenrecht oder das Intestatanerbenrecht, kraft dessen jeder durch Testament oder Gesetz dem Anerbenrecht nicht ausdrücklich entzogene Grundbesitz „ab intestato" an den gesetzlichen Anerben kraft einer bestimmten gesetzlichen Erbfolgeordnung, sei diese Majorat oder Minorat oder andere Erbfolge, nach der anerbenrechtlich gesetzlichen Gütertaxe unter anerbenrechtlich gesetzlicher Abfindung der Miterben übergeht. Das Intestatanerbenrecht selbst gilt entweder schlechthin als prinzipale Ordnung der Grundbesitzvererbung ab intestato, ohne Zulassung von Ausnahmen, oder es gilt nur für ganz bestimmte Kategorien von Gütern. Im zweiten Falle sind der Rechtssicherheit wegen die dem Anerbenrecht verfallenden Güter von Amtswegen und ohne Löschungbefugniß des Besitzers in eine Anerbenrechtsrolle einzutragen. Man kann im ersten Fall vom einfachen Intestatanerbenrecht reden. Im zweiten Fall hat man das registrirte Intestatanerbenrecht, das Anerbenrecht der obligaten Höferolle. Das obligate, die prinzipale Intestaterbordnung bildende Anerbenrecht oder im e. S. sogenannte Intestatanerbenrecht findet sich in Oesterreich, Braunschweig und Schaumburg-Lippe. Ein starke agrarpolitische Strömung geht auf dessen allgemeine Einführung. Dr. Miquel hat es 1882 auf dem Kongreß des Vereins für Sozialpolitik als das „Fundament aller Maßnahmen zur Erhaltung des Mittelbesitzes" bezeichnet. Der selbe Staatsmann ist zum Schluß der Spezialberathung des Anerbenrechtes in der jüngsten Agrarkommission sogar noch weiter gegangen, indem er laut „Reichsanzeiger" „es als einen großen Gewinn ansah, wenn die Versammlung den allgemeinen Grundsatz als richtig anerkenne, daß für ländlichen Grundbesitz, und zwar großen wie kleinen ohne Unterschied, die Vererbung auf einen Familienangehörigen zu erfolgen und die Bemessung des dem Anerben zufallenden Hofwerths wie der Abfindungen der Geschwister nach dem dauernden Ertragswerth des Hofs stattzufinden habe." Und v. Heyden konnte darauf sofort „konstatiren", daß über die „Einführung des Anerbenrechts als Intestaterbrecht für großen und kleinen ländlichen Grundbesitz Uebereinstimmung aller aufgetretenen Redner herrsche." Das Intestatanerbenrecht verfügt also zur Zeit über den stärksten Vorspann in einflußreichsten Kreisen. Ich werde daher demnächst in der „Zukunft" das Intestatanerbenrecht einer eindringlichen Kritik unterziehen, die

allerdings das Institut als ziemlich überflüssiges Wrack des alten besitzbindenden Agrarrechts zu charakterisiren haben wird. Die so gern hervorgehobene Thatsache, daß das Institut noch bis in das achte Jahrzehnt unseres Jahrhunderts herein weitere Verbreitung, namentlich in Norddeutschland, hatte und daß es in Oesterreich nach gesetzlicher Aufhebung der Besitzgebundenheit, des „Bestiftungszwanges", als Gewohnheitrecht sich behauptete, wird mich in meinem Urtheil nicht irre zu machen vermögen. In diesem Artikel handelt es sich aber nur erst um Orientirung über die in der Gesetzgebung-Atmosphäre bemerkbare Strömung. Diese Strömung ist der Institution des fakultativen Anerbenrechtes nicht günstig. Dieses hat die Erwartungen seiner Anhänger schwer getäuscht. Zwar vermeidet es jeden Zwang, indem es den Gutsübergang an den einzigen „Anerben" von einem ausdrücklichen Willensakt des Besitzers in Gestalt des Höferolleneintrages abhängig macht, und es kommt hiermit auch über die große Schwierigkeit hinweg, die dem Anerbenrechte zu unterwersenden Gegenden und Landgütergattungen näher zu bezeichnen. Es ist aber mit Recht „ein Schlag ins Wasser" genannt worden; der Eintrag in die Höferolle unterbleibt nicht nur aus Lässigkeit oder Einsichtlosigkeit der Besitzer, sondern, wie Buchenberger (Agrarp. I, 489) hervorhebt, auch deshalb, weil der Besitzer mit dem Widerstand der nächsten Angehörigen zu kämpfen hat, namentlich mit dem Widerstand der Mutter oder zweiten Gattin beim Majorats- und mit demjenigen des ältesten Kindes beim Minoratsanerbenrecht. In ganz Preußen sind bis zum Schluß des Jahres 1891 nur 68 158 Landgüter zum fakultativen Anerbenrecht in die Höferollen eingetragen worden, wovon 65 672 allein auf Hannover, dank dem dortigen Fortbestande der strengen Geschlossenheit der älteren Zeit. Selbst in Westfalen ist von dem fakultativen Anerbenrecht nur ein sehr beschränkter Gebrauch gemacht worden. Diese Erfahrung hat dem Intestatanerbenrecht als prinzipaler Landgüter-Erbordnung den starken Anhang verschafft, den es gegenwärtig besitzt. In der Agrarkommission, in welcher freilich die Gegenden des Freitheilbarkeitrechtes so gut wie nicht vertreten gewesen sind, wurde zwar die allgemeine Anwendbarkeit des einfachen Intestatanerbenrechts bestritten, aber für das Registration-Intestatanerbenrecht machte sich die schon erwähnte breite Strömung geltend. Ein hervorragendes Mitglied der erwähnten Kommission, welches sonst gern das „Schematisiren" in der Agrarpolitik wittert, hat die drei Fächer in petto: das (einfache) Intestatanerbenrecht da, wo es noch in der Rechtsüberzeugung feste Wurzel hat, sonst Registration-Intestatanerbenrecht, endlich das fakultative Anerbenrecht für die Gegenden des französischen Rechtes. Vielleicht ist, ich werde es zu zeigen suchen, überhaupt und in allen Gegenden für die Neuzeit alles Anerbenrecht entbehrlich.

Doch hat in diesem Artikel die Kritik des Anerbenrechtes noch zurückzutreten. Es handelt sich ja nur erst um die Orientirung über dessen Wesen und Tragweite. Zur Orientirung über die Tragweite ist aber weiter völlige Klarheit darüber erforderlich, wie weit das Intestatanerbenrecht seinen Zweck, die Verhütung der Besitzverschuldung und die hierdurch ermöglichte Erhaltung der Güter im Familienbesitz, auch wirklich zu erreichen vermag. Dabei tritt sofort der Mangel hervor, daß es auch bei vollkommenster und wirksamster Ausgestaltung nur die Besitzüberschuldung aus Anlaß des Erbganges zu bekämpfen geeignet ist. Die in den Gegenden der Freitheilbarkeit umfassend vorkommende Besitzüberschuldung aus Anlaß des Besitzwechsels unter Lebenden, die Besitzüberschuldung für hypothekarisch sicherzustellende Kaufschillingsreste, wird auch durch das allgemeinste Intestatanerbenrecht nicht im Geringsten verhindert. Sodann kann selbst der bloßen Erbgangsüberschuldung das Intestatanerbenrecht zu einem großen Theile nichts anhaben; denn für die Gegenden der Freitheilbarkeit wird es schlechterdings nicht durchführbar sein, wie Viele glauben. Das Intestatanerbenrecht kann aber, wenigstens nach der Ausgestaltung, welche ihm bis jetzt geworden ist, die beabsichtigte Wirkung auch in anderen Hinsichten nicht vollauf und sicher erzielen; es gälte ja, daß der Anerbe verpflichtet würde, die Besitzschuld binnen einer Besitzergeneration zu tilgen. Davon scheint jedoch die Agrarkommission gar keine Notiz genommen zu haben und selbst Diejenigen, welche die amortisable Rentenhypothek für die Erbabfindungschuld vorschlagen, denken an eine fünfzigjährige, also fast zwei Generationen lange Tilgungsfrist. Weiter sichert die Institution auch nicht gegen Ueberschuldung aus dem Betrieb und Haushalt, gegen Uebergang in dritte Hand aus diesem weiteren, durch den Wucher so scharf ausgebeuteten Kreditmißbrauch. Endlich schließt das Intestatanerbenrecht durchaus nicht die Möglichkeit aus, daß selbst Anerbenrechtsgüter, geschweige die auch im Erbgang freitheilbaren Güter, durch freihändige Veräußerung unter Lebenden überhaupt aufhören, Familienbesitz zu sein, und der Auskaufung durch das mobile Kapital auf Pachtverwerthung verfallen.

Als ein auch nur annähernd zureichendes Mittel für den beabsichtigten Zweck der Verhütung der Besitzüberschuldung kann also das Intestatanerbenrecht nicht angesehen werden. Mindestens nicht in der Ausgestaltung, welche der Gedanke durch seine Anhänger bis jetzt gefunden hat. Viel weiter würde die Wirkung der allgemeinen gesetzlichen Verschuldungsgrenze reichen. Aber auch sie ist nicht allein A und O für die ganze Agrarpolitik der Gegenwart und nächsten Zukunft.

Stuttgart. Dr. Albert Schaeffle.

Die vergleichende Rechtswissenschaft.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Jurisprudenz auf verschiedene Arten studirt, gelehrt und gelernt werden kann. Die Einen stellen die gedankenmäßige, streng dogmatische Gliederung des Stoffes und seine systematische Entwickelung in das Vordertreffen: Das sind die juristischen Logiker. Andere widmen sich ausschließlich den historischen Thatsachen und Ergebnissen: Sie können die juristischen Antiquare genannt werden. Andere zersetzen die Texte und Gesetzesworte: Dies sind die juristischen Anatome oder juristischen Chemiker. Andere beschreiben die Jurisprudenz: Dies sind die juristischen Registratoren, — es giebt auch juristische Landschaftmaler und Geographen, die ihr legales Domizil wesentlich im öffentlichen Rechte und speziell im Völkerrechte aufschlagen. Andere untersuchen die positiven Satzungen rechtspolitisch und philosophisch: Dies sind die juristischen Reformatoren. Andere versuchen sich rein praktisch: Das sind die juristischen Handwerker. Und alle diese Arten sind erlaubt, zweckmäßig, auch wohl nothwendig, — auch in der Rechtswissenschaft wäre es nicht gut, ja, gefährlich, wenn Alle der gleichen Liebe ihre Huldigung darbringen würden. Non omnes eadem mirantur amantque, sagte schon Horaz.

Eine neue Richtung, die noch um ihre Anerkennung kämpft, vertritt die Ansicht, daß die Rechtssätze auch vom Standpunkte der Menschheit aus, d. h. vergleichend und international, ins Auge gefaßt, gelehrt und gelernt werden sollen. Zwar ist es richtig, daß in den Ländern deutscher Zunge die Hauptgrundlage des Studiums das Pandektenrecht, d. h. das römische Recht, bildet, weil dieses speziell in Deutschland als Gesetz angenommen worden ist. Deswegen sprach ein Jurist Namens Runde 1829 (Grundsätze des gemeinen deutschen Privat-Rechts § 79) von der „erstaunlichen Vorliebe unserer Rechtsgelehrten für das ausländische Recht". Daneben kommt aber auch das eigentlich deutsche Recht zur Geltung, — jetzt viel mehr als früher. Zu dieser juristischen Ausrüstung wurde in der Regel noch ein partikulares Recht gefügt, — aber dann war der Jurist perfekt und er trat kühn auf den großen Fechtboden des praktischen Lebens. Insbesondere galt es bis in die neuere Zeit als ganz unnöthig, sich weiter um das Recht zu kümmern, das sonst in der modernen Zeit auf der Erde (z. B. in Frankreich, Italien, England, Amerika) besteht.

Aber ist es wirklich zweckmäßig oder gar nöthig, auf die Rechtssatzungen anderer Völker Rücksicht zu nehmen, und kann Das praktisch gelingen? Wie ist die Sache eventuell anzufassen?

Andere Wissenschaften tragen schon lange einen universalistischen Zug an sich. Die Philologie treibt Vergleichungen im großen Stile, — ich

erinnere an die vergleichenden Grammatiken der europäischen Sprachen. Die medizinische Wissenschaft hat ihr gemeinsames Band in einer international gleichen „Receptur“ aufrecht erhalten, — dieses eine Stück der Weltlatinität ist intakt geblieben. Die Medizin bemüht sich auch sonst, gemeinsame Ausdrücke in der Anatomie u. s. w. zu erhalten und herbeizuführen. Die Philosophie ist stets auf das Universum gerichtet, die Musik gründet sich in der ganzen Welt, wenn ich so sagen darf, auf ein gleiches Noten-Register von Tönen. Die schöne Literatur kennt keine geographischen Grenzen und wir ignoriren literarische Schöpfungen auswärtiger Genies nicht, weil sie fremd („anational“) sind: wir nehmen davon Notiz, — nein, ich muß diesen Kanzleistil korrigiren: wir lassen uns davon begeistern. Die Kunst ist bekanntlich auch nicht an das Recht des Territoriums gebannt. Der Botaniker geht nicht gleichgiltig an den Blumen des Weltalls vorüber. Und der Jurist soll allein indifferent sein gegenüber den höchsten Schöpfungen des Menschengeistes, — den Blumen des Rechts?

Es gab zwar eine Zeit, da ein großer universeller Geist auch durch die Juristenwelt schritt: eine schöne Zeitschrift legt heute noch davon Zeugniß ab, aber sie existirte nur von 1829 bis 1856*), da hauchte sie ihr Leben aus, begleitet von einigen Trostesworten, — der Nekrolog ist auch heute noch lesenswerth. Aber da kam die große Lehre, daß das Recht streng gebunden sei an den Erdgeruch seiner Entstehung. Und nun wurden die Juristen in ihre kleinen lokalen Winkel zurückgetrieben, um mühsam die alten Scherben zusammenzulesen, — die Wahrheit des Satzes wurde (wie häufig) übertrieben und die Lehre wurde zu einer Art von Geheimlehre, die den großen Blick trübte.

Aber der Gedanke, daß auch die Juristen nicht gleichgiltig an fremden Gesetzgebungen vorbeigehen dürfen, ist wiederum auferstanden, — übrigens hätte der Geist Friedrichs des Großen verhindern sollen, daß jene Enge ausschließlich zum Wohnsitz der Jurisprudenz erhoben wurde, denn er sagte:

„Rétréeir et borner la sphère de ses idées au lieu qu'on habite . . . . e'est s'abrutir dans l'ignoranee la plus grossiére. Pénétrer dans les temps qui nous ont préeédés, embrasser le monde entier, avec toute l'étendue de son esprit, c'est faire réellement des eonquêtes sur l'ignorance et sur l'erreur, c'est avoir véeu dans tous les siècles et devenir en effet citoyen de tous les lieux et de tous les pays.“ (Oeuvres historiques de Frédérie le Grand. Nouv. édit. 1830. I. S. 10.)

Aber es war, wie gesagt, möglich, eine völlige Indifferenz der Juristen gegen auswärtige Gesetzgebungen und Normen zu schaffen: es entstand auf diesem Gebiete ein ganzes Paradies juristischer Unschuld und

*) Ich meine die kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes, die Mittermeier, R. von Mohl (und später auch Warnkönig) herausgab.

Unwissenheit, weil man fand, man brauche ja von jenen exotischen Dingen nichts zu wissen. Und es gilt auch jetzt noch, vielerorts die **Berechtigung** eingehender Studien über fremde Rechte zu begründen. Auch jetzt wird skeptisch davon gesprochen, wie man denn eigentlich auch vergleichende Rechtswissenschaft treiben wolle, da ja die Frage, was Recht sei, an großer Unbestimmtheit leide; überdies, heißt es, gehen uns die juristischen Trümmer der entlegenen Zonen nichts an, jedenfalls sei Dies keine der Rechtswissenschaft würdige Aufgabe.

Allein die Sache ist doch klar, wenn man sich nicht absichtlich die Augen verbindet. Heute besteht eine große Weltwirthschaft, und da ist es absolut nöthig, daß wir uns um die Kenntniß des Rechts bei anderen Völkern kümmern. Es ist deshalb nichts Anderes als ein großer Anachronismus, wenn die Jurisprudenz auf ihren rein territorialen Satzungen verbleibt, — sie gleicht dann beinahe einem Kleingewerbe; in der That giebt es auch in der Rechtswissenschaft Grossisten und Detaillisten. Nun fällt es mir nicht ein, die Pflege nationalen Rechtes verkümmern zu wollen; ich sage blos, darin dürfe sich unsere Wissenschaft nicht erschöpfen. Die **Welt** ist heute der Schauplatz des Verkehrs, und die Jurisprudenz hat deshalb die Pflicht, das auf der Welt existirende Recht ins Auge zu fassen und sich ihm nicht absolut zu verschließen. Wir müssen stets parallel mit den Bedürfnissen des praktischen Lebens marschiren: es ist eine Art Gleichgewichts oder heilsamen Ebenmaßes zu schaffen zwischen dem Verkehr und dem Recht. Ueberall, wo Menschen in Beziehungen treten, ist der Boden geschaffen für Konflikte und da gilt es, daß Juristen für ihre korrekte, sachgemäße und rasche Erledigung sorgen. Es giebt noch einen anderen Grund, der für eine juristische Anthropologie in dem von mir angegebenen Sinne spricht. Die Menschheit bildet im Grunde eine große Einheit, — Herder (Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit) und Alex. v. Humboldt (Kosmos) traten dafür auf und opponirten gegen „die unerfreuliche Annahme" von höheren und niederen Menschenraffen: „es giebt bildsamere, höher gebildete durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme." Alle sind eben Glieder einer großen Familie,*) diesen Gedanken hat Niemand so schön ausgedrückt wie der Holländer van der Palm.**) Im Grunde giebt es auch nur **eine** Gerechtigkeit in der Welt (sub diversitate judicum una justitia).

*) Willeumier, Het telegraafrecht (Amsterdam 1867) S. 38. Dieser Ausspruch hat mir schon früh imponirt. Ich citirte ihn in meinem Telegraphenrechte 2. Aufl. 1873 S. 3/4.

**) Het menschdom is slechts één geslacht, van deszelfs eerste wording af tot den laatsten, die geboren zal worden. Die leefte, die leeft, en leven zal, zij zijn allen met een' onverbreekbaren band aan elkander verbonden.

Ich habe keinen Zweifel darüber, daß die Wissenschaft der Jurisprudenz sich auf eine höhere Warte stellt, je mehr sie universal, international und modern wird. Sie geht eben nicht auf in logischen Gedanken — die Logik gehört allen Wissenschaften an —, sie geht nicht auf in den verwelkten Blättern der Geschichte, nicht im Buchstabenkultus und nicht in einseitiger Pflege des einheimischen Rechts. Das Ziel und die Mission der Rechtswissenschaft geht weit höher. Das kommende Jahrhundert wird jedenfalls von den Juristen überall gebieterisch verlangen, daß sie das Recht mehr vom Standpunkt der Menschheit aus ins Auge fassen.

Allein womit hat es denn eigentlich die vergleichende Rechtswissenschaft zu thun? Wollen wir das preußische Landrecht etwa mit dem Rechte der Australneger oder mit dem Rechte Afrikas vergleichen oder mit demjenigen eines schweizerischen Urkantons? Es begegnet selten, daß selbst von gebildeten Menschen, ja, auch von Juristen diese scheinbare Argumentation nicht verwendet wird, um den Gedanken einer vergleichenden Rechtswissenschaft als Disziplin zu diskreditiren. Wer spöttelt heutzutage nicht über diese Wissenschaft?

Und doch hat die Rechtsvergleichung im Völkerleben stets eine gewisse Rolle gespielt. Ich will nicht davon reden, daß Solon und Lykurg vor Erlaß ihrer Normen nach Kreta gegangen sind, um sich die dortigen Satzungen anzusehen, also aus Gründen der Rechtsvergleichung eine Reise machten, — nicht reden von der römischen Gesandtschaft nach Griechenland vor Erlaß der XII Tafeln. Aber Das will ich hervorheben, daß das römische Recht ein offizielles Bureau für Rechtsvergleichung hatte: der Chef dieser amtlichen Rechtsstation war der „Fremdenpraetor“. Er untersuchte das Peregrinenrecht, das mit dem alten Stadtrechte (und später mit dem Stadt- und Landrechte von Italien) nicht übereinstimmte, und er bestrebte sich, die nöthigen Auswege zu finden, um die Rechtsinteressen der betheiligten Römer und Fremden zu wahren und mit einander auszusöhnen. Und was die Römer „Völkerrecht“ (jus gentium) hießen, war in That und Wahrheit Das, was wir das praktische Resultat der Rechtsvergleichung nennen können. Das römische Recht trägt denn auch unverkennbare Spuren des Einflusses auswärtiger Rechtssätze, — der französische Jurist Revillout ging ja sogar so weit, zu behaupten, daß das römische Recht ganz wesentlich auf egyptischem Einfluß beruhe.

Aber wir studiren heute ja (zwar nicht in Deutschland, aber anderswo) internationales Privatrecht, — und nun wollen wir den Studenten noch zumuthen, vergleichende Rechtswissenschaft zu treiben! Wie unterscheiden sich diese Fragen? Das vergleichende Recht will die vorhandenen Gesetzesmaterialien studiren, und zwar natürlich nach einem vernünftigen Plane,

d. h. gemäß den in der Jurisprudenz angenommenen Hauptabschnitten nach bestimmten Gruppirungen der verschiedenen Nationalrechte und unter Ausscheidung der wesentlich nur historisch interessanten Rechte der Natur- und Halb-Kulturvölker. Das internationale Privatrecht behandelt die Fragen, die auftauchen, wesentlich über die Konflikte der einzelnen Gesetzgebungen. Allerdings berühren sich die beiden Disziplinen erheblich; die französischen Juristen behandeln sie gerade deswegen gleichzeitig. Aber ich meine, Dies sei unpraktisch. In der vergleichenden Rechtswissenschaft sucht man naturgemäß den Verwandtschaftgrad der einzelnen Normen auf und man strebt deswegen mit Vorliebe danach, Aehnlichkeiten aufzusuchen, — das internationale Privatrecht nährt sich aus den Dissonanzen. Die Universalrechtsgeschichte stützt ihre Grundlage auf den Satz, daß die nationalen Rechtsbildungen nur Fragmente einer größeren Einheit seien, und sie will diese Theile zu einem Systeme erheben: sie richtet deswegen ihre Blicke auf eine Ausgestaltung der Rechtsinstitute auf dem breiteren Boden verschiedener Staaten, — wir besitzen seit 20 Jahren den Abriß einer europäischen Staats- und Rechtsgeschichte (Schulen-Libloy), — hatte ja schon Mittermaier betont (Grundsätze des deutschen Privatrechts), der Blick des Juristen, der das deutsche Nationalrecht aufsuchen wolle, dürfe nicht einseitig nur auf die Quellen gerichtet sein, die Deutschland uns bewahrt habe.*) Die ethnologische Jurisprudenz beschäftigt sich damit, ohne alle Rücksicht auf zeitliche Perioden die Rechtssätze der Völker schichtenweise, ähnlich wie die Geologen die Erde, zu prüfen, — ich erinnere an die Fragen der Gruppenehen, polyandrische, polygynische und monogamische Ehen, an Mutterrecht, Vaterrecht u. s. w. Die ethnologische Jurisprudenz (Post ist ihr Prophet) hat ein sehr großes Verdienst, weil sie den Beweis dafür erbracht hat, daß gleichartige Sitten und Gebräuche bei den verschiedensten Völkern der Erde ohne Rücksicht auf Rasse und geographische Breitegrade bestehen, — das Gehirn der Menschen ist eben nicht so verschieden, wie man mitunter glaubt.

Aber wie sollen die Studenten im Stande sein, Rechtsvergleichungen zu treiben: sie können ja den gegebenen nationalen Stoff und die sonstigen Aufgaben nicht durcharbeiten und die Universitäten erhalten durch Schaffung immer neuer Fächer eine unabsehbare Ausdehnung. Ich antworte mit der Gegenfrage: Wie soll es möglich sein, sich in der heutigen Weltwirthschaft juristisch zurecht zu finden, wenn man sich nicht umsieht nach dem bestehenden Rechte anderer Völker? Alles Neue — zumal in den juristischen Kreisen — ist zunächst unpopulär.**) Alte Wegspuren sind überall beliebt; neuen

*) Vgl. auch Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte I. S. 13.

**) Schon der große Blakstone hatte in der Vorrede zu seinem Werke (Commentaries on the laws of England) darauf hingewiesen, welche Vor-

Gedanken muß gleichwohl auf die Beine geholfen werden. Dies ist kein Tadel gegen die Juristen und soll es nicht sein. Die konservative Neigung der Juristen ist einer ihres Ruhmestitel, denn ihre Hauptaufgabe ruht auf der Anwendung des bestehenden Rechts. Aber mitten unter der Herrschaft der Rechtssätze darf nicht vergessen werden, zu denken und zu fühlen, wo gewisse Normen geändert werden sollten. Freilich muß Dies mit einer gewissen Reserve geschehen. Aber von dieser hier nicht weiter zu erörtenden Frage abgesehen, heißt es die moderne Welt ignoriren, wenn man sich dem Studium fremder Gesetze verschließt. Denn darüber wird man mit mir einig sein, daß es nicht genügt, nur die juristische Phantasie zu Hilfe zu nehmen, wenn es sich darum handelt, fremde Gesetze anzuwenden oder zu erläutern.

Ich meine also, die Argumente gegen die vergleichende Rechtswissenschaft seien baufällig. Eine schwierige Vorfrage in dieser Disziplin ist nun freilich: wie soll der Stoff überhaupt angefaßt werden. Darüber kann kein Streit bestehen, daß eine lose oder katalogartige Aneinanderfügung der gleichartigen oder divergirenden Rechtssatzungen nicht genügt, — Dies wäre höchstens eine Art Rechtsstatistik. Wollen wir der Disziplin neben dem weiten Sehblick auch einen wirklichen Hauch der Wissenschaftlichkeit verleihen, so muß nach inneren Gründen gruppirt werden. Auch geht es nicht an, das Recht etwa nach Rassen zu scheiden. Die Weltgeschichte theilt die Menschen nach der Farbe ein und hält auseinander Weiße, Gelbe, Rothe, Braune und Schwarze; die Jurisprudenz kann diese farbige Basis nicht für Rechtsgruppen acceptiren, und wenn sie jene Eintheilung verläßt, kommt sie vielleicht der Wahrheit noch näher. Eine Hauptvoraussetzung für eine gedeihliche Rechtsvergleichung scheint mir zu sein, daß man die Disziplin innerhalb vernünftiger Grenzen hält. Man sollte z. B. vergleichen den deutschen Rechtszustand der modernen Zeit mit

1) dem französischen und italienischen Recht und
2) dem englischen und amerikanischen Recht.

Ganz besonders einzelne Disziplinen giebt es in der Jurisprudenz, die eigentlich eine Rechtsvergleichung geradezu herausfordern. Ich denke z. B. an

1) das Eisenbahnrecht,
2) das Handelsrecht,
3) das Wechselrecht,
4) das Patentrecht.

Wir stehen in diesen Materien vor Rechtsgebieten, die eine einheitliche universelle Ordnung theils schon haben, theils energisch anstreben.

urtheile in der Regel bestehen gegen jede Aenderung in der festgestellten Erziehungmethode.

Hier sind die großen Probleme und Kontroversen zu konzentriren, — die neuen Horizonte eines künftigen Weltrechts müssen beleuchtet werden.

Die Rechtsvergleichungen haben denn auch stets reiche Früchte getragen. Der Einfluß des Sammelwerks von Treitschke z. B. (Encyklopädie des Wechselrechts, 1831) ist sicherlich nicht unbedeutend gewesen. Es hat durch Vorführung des positiven Materials und durch dessen Kritik der deutschen Wechselordnung von 1848 wirksam vorgearbeitet und die Sammlung der Wechselgesetze von Borchardt war wieder ein Sporn für die von Belgien an die Hand genommene universelle Ordnung. Gerade diese literarischen Vorgänge weisen die Juristen deutlich auf ihre Aufgaben hin.

Die vergleichende Rechtswissenschaft hebt uns auf den höchsten Gipfel des Rechts empor und sie ist — ich möchte sagen — die feinste Blüthe des juristischen Wissens, weil sie die ganze Erde umfaßt. Auf der andern Seite ist es schwer, in so weiter Fläche wirklich zu Hause zu sein, — es giebt vielleicht in ganz Deutschland nur einen einzigen Juristen, der diese umfassende Bildung und Kenntniß besitzt: Kohler. Er ist im Stande, über indisches, chinesisches, japanisches, afrikanisches Recht zu schreiben und in einem kühnen Sprung über das Weltmeer zu setzen, um auch über Amerika tief angelegte Studien zu veröffentlichen.

Die französischen Juristen haben dagegen gerade in der Rechtsvergleichung seit etwa zwanzig Jahren Großes geleistet. Sie sammeln die Materialien der auswärtigen Gesetze, sie publiziren sie und machen Uebersetzungen. Zu meiner Freude vernahm ich, daß in Berlin neulich auch eine Gesellschaft für vergleichendes Recht gegründet worden ist unter der Anleitung des eben citirten Meisters der Rechtsvergleichung.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich mir auch eine Bemerkung erlauben, die man mir nicht verübeln möge: ich glaube, die juristischen Kollegien sollten in ihrer Stundenzahl etwas verkürzt werden. Dadurch würde man Raum gewinnen für andere Fächer, deren Berücksichtigung die Neuzeit verlangt.

Davor müssen wir uns freilich hüten, die Begründung einer Art von Weltrecht bei den Rechtsvergleichungen direkt und tendenziös ins Auge zu fassen. Es giebt zwar einzelne universelle Rechtssätze, aber es wäre thöricht, zu verkennen, daß das Klima, die Temperatur, die Bodenbeschaffenheit, der Kulturgrad einen Einfluß auf das Recht ausüben.

Beiläufig gesagt, führt uns die vergleichende Rechtswissenschaft erst recht wieder zurück auf ein umfassendes Studium des römischen Rechts. Das scheint vielleicht auf den ersten Blick paradox zu klingen. Indessen darf nicht übersehen werden, daß ja das römische Recht in der Hauptsache die Grundlage aller modernen Kodifikationen ist: es wäre nicht sehr schwierig, auch zum schweizerischen Obligationenrecht die entsprechenden Stellen der Gesetze Justinians zu citiren oder wenigstens daran anzuknüpfen.

Abgesehen davon, erscheint mir das römische Recht stets als eine universale Rechtsmünzstätte oder als eine Art juristischer Reichsbank, bei der man ohne zu hohen Zinsfuß Anleihen erheben kann. Worauf beruht diese Meinung? Auf der interessanten Thatsache, daß das römische Recht eine Art Universalreich in geordneten Schranken hielt; in diesem Reiche kamen ja alle wichtigen, ja fast alle überhaupt denkbaren Rechtsbeziehungen vor und sie gelangten zur juristischen Beurtheilung. Wir mögen das moderne Leben anfassen, wo wir wollen: überall können wir ohne Zwang an das alte Recht anknüpfen und dort eine Lösung finden. Das römische Recht ist daher eine Art subsidiären Rechtes, auf das wir zurückgreifen können, namentlich auch dann, wenn unsere Gesetze uns im Stiche lassen.*) Alles Recht ist heute im Flusse; wo wollen wir denn eigentlich unsere reformirenden Ideen herholen? Sollen wir zu Confucius in die Schule gehen oder zu Buddha oder zu Moses oder zum Christenthum oder zum Islam oder zum Alter der Vernunft (the age of reason von Thomas Paine) oder zur sozialen Caritas oder zur modernen Sozialpolitik oder zu einem allgemeinen Rechte der Liebe? Ich glaube, wir thun besser, nach solchen Rechtssatzungen Umschau zu halten, die sich in bestimmten geschichtlichen Perioden bewährt haben. Die Rechtsvergleichung kann uns also hier, in Verbindung mit der Philosophie, gute Dienste leisten.

Stets hat man denn auch neben dem bestehenden Rechte, sei es zur Ergänzung, sei es zur Reform, auf ein ideales Recht hingewiesen. Früher war es ein abstraktes allgemeines Recht („jus universum"), nachher ein Naturrecht, — immer empfindet man das Bedürfniß, von dem realen und manchmal rauhen Rechte zu einem gewissermaßen geweihten Recht zurückzukehren, etwa wie man an einzelnen Orten gegen die Rechtssprüche der Gerichtshöfe an das „Volk" oder die Volksstimme oder an die öffentliche Meinung appellirt. Statt in den Wolken oder in der sogenannten Natur der Dinge zu forschen und die himmlischen Grazien der Jurisprudenz aufzusuchen, ist es wohl zutreffender, die positiven Erfahrungen zu sammeln und Umschau zu halten über die Satzungen anderer Völker.

Döllinger sprach in einer Broschüre einmal den Satz aus: „Unstreitig sind die Deutschen die universalste unter den Nationen, in ihrem Schooße findet sich das echt Menschliche, Weltbürgerliche in großer Fülle, in reicherer Manichfaltigkeit als bei irgend einem Kulturvolke." Es dürfte fraglich sein ob die juristische Wissenschaft so, wie sie in Deutschland gelehrt und gelernt

*) Es ist sehr bezeichnend, daß auch in England das römische Recht immer mehr zur Geltung kommt. An der Universität Oxford wird den Studenten der dringende Rath ertheilt, so oft sie können, auf das römische Recht zu rekurriren. Vgl. Oxford University, Almanach Register for the year 1893 p. 36.

wird, den Beweis für die Richtigkeit dieses Satzes liefere. Deutschland hat in der Rechtsvergleichung einen großen Feldherren, aber ich meine, es müsse eine schlagfertige Armee von Juristen herangebildet werden. Wenn es Deutschland versteht, ein Centrum zu bilden für vergleichendes Recht und internationales Privatrecht, so leistet es der Jurisprudenz ungefähr denjenigen Dienst, den das britische Museum und das Louvre — eine große Welt für sich — der allgemeinen Bildung erweist.

Die Rechtsvergleichung steigert freilich auch noch in anderer Weise die Anforderungen an den Juristen. Es geht auf die Dauer nicht an, daß die Juristen nur eine Sprache sprechen: unsere Zeit verlangt, daß wir deren vier verstehen (deutsch, englisch, französisch, italienisch). Die Römer begnügten sich auch nicht mit ihrer Sprache: sie lernten mindestens noch griechisch. Ich weiß wohl, daß die Römer der modernen Zeit, die Engländer, am Weitesten gehen in ihrer Genügsamkeit (Dies ist vielleicht die einzige Beschränkung, die sie sich auferlegen), — sie überlassen es den andern Völkern, ihre Sprache zu lernen.

Es verstärkt wohl meine Beweisführung, wenn ich hinzufüge, daß seit einigen Jahren der Plan verfolgt wird, in London eine große Universität zu errichten, — eben jetzt erschien der Bericht einer königlichen Kommission, in welcher dieser Plan geprüft und begutachtet wurde. Darin wird ausgeführt, daß die Rechtsstudien einer Erweiterung bedürfen, daß der Unterricht sich neben dem spezifischen englischen und neben dem römischen Rechte, neben Rechtsgeschichte u. s. w., z. B. auch beziehen müsse auf:*)

internationales Recht (Völkerrecht und Privatrecht) und
vergleichende Rechtswissenschaft.

Und es ist bezeichnend, daß Lord Reay in einem Spezial-Votum noch betont hat, man dürfe bei der Aufrichtung einer neuen Macht für das Geistesleben Englands nicht versäumen, die drängenden Bedürfnisse der modernen Zeiten zu befriedigen. Wer wird an den übrigen vielen Orten, wo Dies nöthig wäre, in wirksamer Weise diese Sprache sprechen? Mit Unrecht gilt es an einzelnen Orten noch als unfein, das Inventar der Universitäten und speziell dasjenige der juristischen Fakultäten kritisch zu behandeln. Ich meine, es sei charaktervoller, bestehende Mängel offen zu rügen oder wenigstens die Diskussion darüber zu eröffnen.

Zürich. Professor Dr. F. Meili.

*) Vgl. The Report of the commissioners appointed to consider the draft charter for the proposed Gresham university in London (1894) S. 43. — Nur im Vorbeigehen merke ich hier an, daß 6 Fakultäten begründet werden sollen (Faculties of Art, Medicine, Law, Theology and Music).

Arthur James Balfour.

II.*)

Als Balfour nach dem bemitleidenswerthen Zusammenbruch Sir Michael Hicks-Beachs, den ein schweres Augenleiden zum Verzicht auf die politische Thätigkeit zwang, Ende März 1887 das irische Obersekretariat zur Ueberraschung aller Welt übernahm, galt es, zu zeigen, daß die Gewohnheit der Spekulation nicht die Quellen seiner Energie untergraben hatte. Seine Ansicht über die irische Frage hatte er schon früher in einem Aufsatz über das Leben des Bischofs Berkeley ausgesprochen. Dieser große englische Philosoph, der selbst in Irland geboren war und sein Leben dort beschlossen hatte, hatte als Gründe für den trostlosen Zustand des Landes seiner Zeit angeführt: die Faulheit, den Schmutz und die Armuth der echten Iren; den Mangel an Industrie; die Prunkliebe des Landadels und dessen Verständnißlosigkeit für die wahren Bedürfnisse der Pächter. Berkeley glaubte, die Heilmittel für diese Uebel lägen hauptsächlich bei den Iren selber. Mögen die oberen Klassen, ruft er aus, ihre geist- und geschmacklose Prunksucht aufgeben; ihre Frauen weniger Seide und Bänder kaufen und ihre Männer weniger Claret trinken. Luxussteuern sind, wenn nöthig, einzuführen, um diese Prunksucht zu ersticken. Die Lebensweise der Bauern ist auf eine höhere Stufe zu heben, was dazu dienen wird, ihre faule Bescheidung bei einer Existenz zu erschüttern, wie sie schmutziger und elender bei den Wilden Amerikas nicht vorkommt. Ein besseres Münz- und Kreditwesen sowie eine erhöhte Nachfrage nach heimischen Produkten auf dem heimischen Markte müssen dazu beitragen, die gewerbliche Unternehmerlust anzufachen. Aber es darf sich Niemand einbilden, daß Gutes daraus erwächst, wenn man sich hinsetzt und über die Tyrannei Englands jammert. . . England und Irland sind Eine Nation, und was gut ist für den Theil, muß auch gut sein für das Ganze. Wenn die Engländer diese Wahrheit in Bezug auf die Iren vergessen haben, so mögen diese sie weder in Bezug auf die Engländer noch auf das gegenseitige Verhältniß zu einander vergessen. Für die gedeihliche Entwickelung Irlands ist auswärtiger Handel nicht nothwendig. Wohl aber ist nothwendig, daß die Fabrikanten im Norden nicht auf diejenigen im Süden eifersüchtig sind; daß der Großgrundbesitzer nicht glaube, er könne gedeihen, wenn die Pächter in Schmutz und Elend verkommen; daß die protestantische Minderheit nicht glaube, sie könne reich und glücklich sein, während die katholische Mehrheit arm und bedrückt dahinlebe. Balfour nennt Berkeleys Standpunkt positiv und patriotisch, im Gegensatz zu dem unfruchtbaren negativen Patriotismus Swifts, der England hasse, weil es das Unglück seines Vaterlandes verschuldet habe, und der zu der großen Klasse derjenigen irischen Politiker gehöre, die das Unrecht Englands an Irland zu rächen, anstatt es zu beseitigen wünschten. Diese Bemerkungen schließen im Wesentlichen Balfours irische Politik ein. Nach der fast unwilligen Ablehnung der liberalen Home-Rule-Politik im Jahre 1886 sollte ihm Gelegenheit geboten werden, sie zu bewähren.

Matthew Arnold, der große englische Kritiker, durch und durch liberal

*) S. Nr. 36 der „Zukunft."

in seinen Anschauungen, nur besonnen in seinen Vorschlägen, sagte, die irische Politik sei die große „Chance" der Konservativen. Die Umstände waren ihnen in der That außerordentlich günstig. Die liberale Politik war gescheitert, trotz der unbestritten großen Verdienste des ersten Ministeriums Gladstones, (1868—74). Man konnte ihr bis dahin den Vorwurf nicht machen, sie sei zu abstrakt und logisch verfahren. Man vergegenwärtige sich die Sachlage. Das irische Problem war Jahrzehnte hindurch so geblieben, wie es Disraeli 1844 mit seltenem Scharfsinn formulirt hatte: ein Land, das sich im Wesentlichen vom Ackerbau nährt, ohne die Quellen des Reichthums, die durch die Civilisation entwickelt werden; eine in Schmutz, Armuth und Unwissenheit verkommende Bevölkerung; schließlich eine Staatskirche, die nicht katholisch, und eine landbesitzende Aristokratie, die nicht keltisch ist und in fremden Hauptstädten lebt. Man sollte nun meinen: das einzige Rettungmittel sei die Revolution. In Irland aber ist die Revolution unmöglich, weil es mit einem anderen und mächtigeren Lande verbunden ist. Diese Verbindung mit England ist die Ursache für den gegenwärtigen Zustand Irlands. Somit ergiebt sich als Pflicht für einen englischen Minister: durch seine Politik alle diejenigen Veränderungen herbeizuführen, welche eine Revolution mit Gewalt durchführen würde. Seither sind 50 Jahre verflossen, und nicht umsonst verflossen. Die liberalen Staatsmänner haben sich von der Weisheit ihres Gegners durchtränken lassen. Gladstone bemerkt gelegentlich einmal mit Recht, daß die großen legislativen Maßnahmen zu Gunsten Irlands, die katholische Emanzipation zum Beispiel, der Furcht ihren Ursprung verdanken. Das waren eben so unwürdige wie haltlose Zustände. Latente Revolutionen in einem großen und wichtigen Theile des Reiches entsprechen gewiß nicht der Norm. Es war unter diesen Umständen nur natürlich, daß die englische Regirung sich ihrer moralischen Verpflichtungen gegen Irland erinnerte. Zwar ist die Behauptung, daß seit der Union des Landes mit Großbritannien (1800) dessen Bevölkerung von 9 auf 4 Millionen herabgesunken sei, durch die hartnäckigsten Wiederholungen nicht wahrer zu machen. Die Bevölkerungstatistik zeigt vielmehr klar und deutlich, daß die Bevölkerung Irlands fast während der ganzen ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts stetig gewachsen ist. Erst die auf die verflossene Dekade bezügliche Statistik im Jahre 1851 zeigte einen beträchtlichen Rückgang; nach Stuart Mill einen solchen von 1½ Millionen. Ob aber nur in Folge der mißrathenen Kartoffelernte? Gewiß nicht. Viel richtiger und natürlicher ist es, eine Mehrheit von ökonomischen Ursachen anzusetzen. Es war die Zeit der siegreich aufstrebenden Industrie, und Unternehmerlust wie Kapitalien wandten sich ihr zu. Ihre Quote an der Nationaldividende stieg riesig empor, während die der Landwirthschaft entsprechend sank. Nun ist Irland ein Land ohne die Vorbedingungen für eine gedeihliche Entwickelung der Industrie; ohne Mineralien, ohne Kohlen. Was folgt? Die Kapitalien halten sich vom Ackerbau fern und die Pächter sind unfähig, weil das Geld für sie nicht willig ist, die Landwirthschaft durch Einführung der durch die Wissenschaft geforderten Verbesserungen lohnend zu machen. Preissturz für Ackerbauerzeugnisse, Verschuldung der Pächter, Auswanderung des besten Menschenmaterials, Unzufriedenheit und Gährung unter den Zurückbleibenden sind die Folgen. Aber gleichzeitig wird das Verhältniß zwischen Pächter und Großgrundbesitzer ungesund; sofern es durch Geschäftsvertrag geregelt ist, sieht sich der eine Kontrahent Verpflichtungen gegenüber, die innezuhalten eine für ihn ungünstige Verschiebung des Schwer-

punkts ökonomischer Thätigkeit unmöglich macht. Die stets auf dem Grunde eines leicht erregbaren Volkes brodelnden nationalen und religiösen Voreingenommenheiten flammen mächtig auf und nichtmaterielle Gegensätze überwuchern die rein ökonomische Sachlage. Außerdem betrifft der Fall nicht dieses oder jenes Individuum, sondern die Gemeinschaft in seiner Gesammtheit. Schwierigkeiten genug also, und keine Regirung durfte sie unbestraft übersehen.

Sie erklären auch genügend, warum Agitatoren auf der grünen Insel so leichte Arbeit fanden. Nicht alle waren berufsmäßige Hetzer und sogar bis in die Reihen gemeingefährlicher Fenier fanden sich Patrioten. Balfour selbst erklärte in der Rede, mit der er 1887 seine Zwangsbill im Unterhause einbrachte, er könne sich Zeiten denken, in denen die Sache der Freiheit und die der Ordnung auseinandergehen. Das jetzt in Irland Zustände herrschen, welche die Hoffnung begründen, daß Freiheit und Ordnung zum Segen der Bevölkerung immer enger in einander wachsen werden, ist zum großen Theil der Ruhm der Liberalen. Die Sache änderte sich mit der Home-Rulepolitik. Gladstone hielt und hält das Verlangen nach einem selbständigen Parlament für echt und die Gewährung der Autonomie mit der Sicherheit des Reiches für vereinbar. Professor Dicey knüpft diese ganze Bewegung an die Persönlichkeit des früheren Premiers. Morley hingegen, radikal wie immer und scharf in der logischen Fassung seiner Gedanken, hält es für unmöglich, in einem Lande mit so starker parlamentarischer Vertretung die Verwaltung und Exekutive auf die Dauer den Händen der Gesetzgeber, ihrer Kritiker, zu entziehen. Eine überwältigende Mehrheit erklärte sich 1886 gegen diese Anschauung, und Balfour erhielt bald darauf seine Chance.

Seine irische Politik läßt sich auf drei Grundsätze zurückführen. Der erste lautet: die Verwaltung Englands bleibt in englischen Händen, nach dem Grundsatze Burkes, daß regirt, wer verwaltet. Der zweite Grundsatz lautet: in diesem Falle ist die Sache der Freiheit mit derjenigen der Ordnung identisch Eine Folge davon waren die Ausnahmegesetze, die Balfour zur Aufrechterhaltung von Gesetz und Ordnung, für die Sicherheit und den Schutz von Personen und Eigenthum, als nothwendig erachtete. Er eröffnete damit, was seine Gegner Balfours Schreckenherrschaft nennen. Er kehrte in der That mit eisernem Besen. Zu gleicher Zeit saß einmal ein erkleckliches Häuflein irischer Abgeordneten hinter Schloß und Riegel. Er machte dem Unwesen des Boykotts ein Ende, der über Pächter verhängt wurde, die ihren Verpflichtungen gegen ihre Grundherren nachkamen. Er brach den Terrorismus der Landliga, die allmählich über dem Verfolg von patriotischen Zielen auf die Abwege der Gesetzlosigkeit gerathen war. Die Regirung hatte mittlerweile selbst den Kampf gegen die Folterrenten aufgenommen und arbeitete an der Aufgabe, der von Mill ihr zur Pflicht gemachten, den irischen Bauern auf der heimischen Scholle erbansässig zu machen. So leugnete Balfour gar nicht, daß es noch ungerechte Pachten gebe; nur verwies er die Beschwerdeführer vor die Landgerichtshöfe, denen laut Statut die Feststellung der billigen Pachten oblag, und überließ die von der Land- und der Nationalliga unterstützten Pächter, die sie nicht zahlen wollten, wie er nicht anders konnte, ihrem Schicksal. Dadurch lernten die irischen Pächter einsehen, daß sie durch Auflehnung gegen das Gesetz ihrer gerechten Sache eher schadeten als nützten.

Es versteht sich von selbst, daß zum Zwecke dieses Erziehungwerkes der Verwaltungskörper mit mechanischer Genauigkeit arbeiten mußte, wie daß dieses Festhalten an Sinn und Wortlaut der Gesetze als Härte ausgelegt wurde.

Aber Balfour wich nicht um Haaresbreite von der Politik ab, die er für die richtige hielt, was auch gethan wurde, ihm seine Stellung zu verleiden. Umsonst hatten seine Gegner mit dem „seidenhaarigen Sybariten, dessen Ruhe ein sich ablösendes Rosenblatt stören könnte“, gerechnet. Er zeigte sich als das Gegentheil eines hyperästhetischen Gelehrten. Die irischen Abgeordneten verfielen in die Wuth der Verzweiflung und bespritzten ihn mit dem Geifer ihres Hasses. Das Land wurde mit Flugschriften, d. h. Schmähschriften, überschwemmt, in denen seine „Gräuelthaten“ blutroth unterstrichen waren. Es half nichts. Nicht er, sondern sein parlamentarischer Gehilfe, Oberst King-Harman, der, nebenbei bemerkt, eine kleine Rolle in dem Handel spielte, erlag diesen Angriffen. Sein Kaltblut und unerschütterlicher Gleichmuth wirkten wie die giftigste Herausforderung. Seine Beredsamkeit in und außer dem Hause war eben so geschickt wie wirksam. Im Sommer 1890 durchreist er die irischen Provinzen und wird überall mit Achtung, zuweilen sogar mit Begeisterung empfangen. Und nachdem die Verbrecherakte vier Jahre lang in Kraft gewesen ist, sind nur noch 21 Gefangene von ihren Bestimmungen betroffen.

Aber schließlich konnte die Stärkung der Centralgewalt und der Exekutive nur ein propädeutisches Mittel sein, nicht Selbstzweck. Wie groß auch seine Erfolge waren: Balfour konnte sich nicht darüber täuschen, daß endgiltiger Erfolg nicht durch eine Behandlung auf Symptome, sondern auf primäre Ursachen herbeigeführt werden konnte. Mit anderen Worten: es waren die Landfrage, von vielen für den Kern der irischen Frage gehalten, sowie die Aufgabe zu berücksichtigen, in welchem Umfange den Iren lokale Selbstverwaltung zu gewähren sei. Balfour ist auch diesen beiden Aufgaben näher getreten. Das gehörte als dritter Punkt zu seinem Programm. Hier hatte er sich als konstruktiver Staatsmann zu bewähren.

Balfours Landakte war unbestritten ein großer Erfolg. Sie rechnete mit dem Bedürfnisse vieler Großgrundbesitzer nach Bargeld und ging andererseits nicht so weit wie Gladstones Vorschlag von 1886, wonach die zum Kauf angebotenen Güter zu den vom Landgerichtshofe festgestellten Preisen vom Staate übernommen werden mußten. Die Bill bezweckte, durch Vorschüsse von Ankaufsgeldern aus dem Staatssäckel den Pächter vor dem Elend der Auswanderung und des Bankerotts zu schützen, ohne die Rechte des Großgrundbesitzers preiszugeben. Das Ideal war, möglichst viele lebensfähige Bauerngüter zu schaffen, um den Pächter mit dem Grund und Boden, den er beackerte, dauernd zu verkitten. Es sollte ausgeführt werden, ohne daß der britische Steuerzahler einen Pfennig verlöre. Trotzdem hatten bis zum 21. August 1890 23 348 Pächter um Vorschüsse nachgesucht und sie erhalten. Im folgenden Jahre wurde eine weitere Summe von 33 Mill. Pfd. St. zu gleichem Zwecke ausgeworfen. Parnell selbst erklärte, daß dadurch von 520 000 Pächtern 200 000 zu einer vierzigprozentigen Herabsetzung des üblichen Zinses Besitzer ihrer Güter werden würden. Diese Maßregeln wurden von den liberalen Unionisten, die durch Gladstones irische Politik gezwungen waren, mit den Konservativen eine Sache zu machen, herzlich gebilligt. Gewiß nur durch das Bündniß mit den Liberalen hatte der konservative Minister Eingriffe in die Rechte des freien Kontraktabschlusses wagen dürfen, vor welcher die liberale Regirung kaum einige Jahre vorher noch zurückgeschreckt wäre: Afterpächter, denen durch das Sinken der Preise für landwirthschaftliche Erzeugnisse der Pachtzins unerschwinglich geworden war, wurden von ihren Verpflichtungen

entbunden und Erbsassen durften um Ermäßigung ihres Pachtbetrages einkommen. Auch die landwirthschaftlichen Arbeiter gingen nicht leer aus. Sekundärbahnen wurden gebaut und Alles geschah, um die Industrie, besonders die Fischerei, zu heben. Besonderes Augenmerk wurde den übervölkerten westlichen Provinzen zugewandt. Hier herrschte eine entsetzliche Noth; auf dem mageren Boden saßen die Leute über einander und von dem Fetzen Landes, der je einer meist kinderreichen Familie zustand, konnte nicht einmal die blasse Nothdurft gestillt werden. Durch Uebersiedelung auf dünnbevölkerte Strecken der Insel, durch Veredlung des Viehbestandes und die Einfuhr frischer Rasse, durch Geldvorschüsse unter billigen Bedingungen, durch Verbesserung des Schulwesens und ähnliche Bemühungen, zog bald frisches Wachsthum und Gedeihen in die bedrängten Gegenden ein. Alles ging still und ohne Ruhmredigkeit von Statten. Natürlich wuchs das Vertrauen in die neue Verwaltung, deren Chef die in Schottland, wo in gewissen Bezirken die ackerbautreibende Bevölkerung unter ähnlichen Schwierigkeiten litt, gesammelten Erfahrungen zu Gute kamen.

Allein wichtiger als dieser geräuschlose Staatssozialismus war den Politikern die Frage, ob und unter welchen Bedingungen Irland die Selbstverwaltung zu gewähren sei. Gegen das demokratische Prinzip der Decentralisation an sich hatten die Tories längst aufgehört, sich zu sperren. England und Schottland erfreuten sich der lokalen Selbstverwaltung. Alle Spielarten des Liberalismus waren darin einig, daß Irland als gleichberechtigtes Glied der Union das gleiche Maß von Ortsautonomie auf die Dauer nicht vorenthalten werden könne. Nicht nur Chamberlain, sondern auch der weit gemäßigtere Lord Hartington, hatte zur Zeit, als das Schisma unter den Liberalen ausbrach, einem „kühnen“ Plane der Selbstverwaltung in Irland das Wort geredet. Zwar hatte Lord Salisbury in Newport sich gegen irische Stadt- und Gemeinderäthe ausgesprochen, weil sie lokalen Einflüssen und Vorurtheilen noch weit mehr als ein selbständigeres und verantwortungvolleres Parlament ausgesetzt sein würden; aber das Zusammengehen mit den liberalen Unionisten verpflichtete zur Nachgiebigkeit im Einzelnen. So übernahm es Balfour — obwohl er schöpferische Gesetzgebung als zweite Pflicht der Regirung hinter die Verwaltung setzte —, einen entsprechenden Plan auszuarbeiten. Die Bill befriedigte Wenige. Sie sollte vor Allem eine sichere Maßnahme sein und umgab daher ein Mindestmaß von Autonomie mit einem Gehege von Kautelen, durch das die Centralleitung vor Ohnmacht bewahrt werden sollte. Die Iren waren erbittert; über der Bill, sagten sie, mit ihrem ursprünglichen Ziele einer Erziehung zur Selbstverwaltung, schwebe der Bakel des Schulmeisters. Die Gladstonianer frohlockten; die Bill, sagten sie, sei eine Halbheit, eine Konzession an die Home-Rule-Forderungen, ja selbst eine halbe Home-Rule-Maßregel. Die selbständigeren Konservativen waren verstimmt; die Bill, murrten sie, verwische die Grenzlinien zwischen liberal und konservativ und sei ein Köder für die liberalen Unionisten. Die Bill wurde nicht Gesetz: die allgemeinen Wahlen kamen dazwischen. Was aber Balfour betrifft, so kann man nicht behaupten, daß er sich der Aufgabe, schwierig wie sie war, nicht in logischer Weise erledigt hatte. Es war unabweisbar, das Prinzip der Lokalverwaltung nach dem Vorgang der Schwesterinsel auf Irland zu übertragen. Aber Uebertragung hieß hier Anpassung an die besonderen Verhältnisse, in diesem Falle Irlands. Daher mußte die Bill vielleicht nicht diese, wohl aber eine in jedem Falle von dem entsprechenden Korrelat in Großbritannien abweichende Gestalt erhalten.

Dies war die letzte positive Leistung Balfours vor dem Sturz des Kabinets Salisbury, der selbst die schärfsten Beurtheiler überraschte. Der breiten Masse der Liberalen im Lande dünkte keine Regirung weniger toryistisch als die letzte. Obwohl ihr von liberalen Unionisten nur der einzige Goschen angehörte, war sie durchaus von liberalem Geiste beherrscht. Sie hatte sich zum Prinzip der Zwangsparzellirung der Latifundien bekannt; war für die Rechte der Armen, für die freie Volksschule eingetreten; war einer Reform des Oberhauses — während, im Gegensatz zu vielem Gerede, ein maßgebender Gewährsmann mich versichert, daß an die Einführung einer klassifizirten Einkommensteuer nicht gedacht wurde — im Prinzip nicht abgeneigt: Das waren im Grunde sämmtlich Forderungen eines fortgeschrittenen Liberalismus. Der Einfluß der liberalen Unionisten wurde die mächtigste Triebfeder zur Beförderung einer demokratischen Umformung der englischen Politik. Das patriotische Zusammenwirken hatte den Radikalismus auf beiden Seiten abgeschliffen. An Chamberlain schrumpften die „republikanischen Neigungen" seiner früheren Jahre immer mehr zusammen, obgleich er sich hin und wieder dagegen verwahrte, sein liberales Kredo nach der Tory-Verdauung seines ehemaligen Genossen Goschen einzurichten. Auch war Chamberlain der Erste gewesen, der von einer neu zu bildenden Nationalpartei gesprochen hatte. Nach dem Zusammenbruch der liberalen Partei, meinte er, müsse der Versuch gemacht werden, eine neue Gruppe zu bilden, die in allen sozialen und politischen Dingen nicht weniger der Sache des Fortschritts ergeben sei als die Liberalen der alten Schule, zugleich aber auch nicht weniger entschlossen sei, der Anarchie in jeder Form zu widerstehen und die Einheit des Reiches sowie die Herrschaft des Parlamentes aufrecht zu erhalten. Lord Randolph Churchill griff den Gedanken begeistert auf. Das war im Jahre 1887. Seither sind die Unionisten beider Schattirungen in die Opposition gegangen, der glänzendsten nach Leckys Urtheil, welche die englische Geschichte bisher gesehen hat. Der Druck von außen hat die Kohaesion im Inneren erhöht. Der neue Name fehlt zwar noch, aber der neue Parteiorganismus scheint mittlerweile herangereift zu sein. Die Bildung von Mittelparteien und Koalitionministerien ist in der englischen Geschichte nicht ohne Vorgang. Die Stellung zur französischen Revolution spaltete seiner Zeit die Whigs, und der jüngere Pitt bildete damals sein erstes Koalitionministerium. Die Aufhebung der Kornzölle spaltete 1846 die Tories, und die Peeliten verschmolzen später mit den Liberalen. Es liegt nahe, an ein neues Koalitionministerium: Balfour-Chamberlain-Goschen zu denken. Natürlich läßt sich mit mathematischer Sicherheit nicht voraussagen, ob Das möglich sein wird. Die Meinungverschiedenheiten über Schutzzoll und Freihandel, über einfache und doppelte Währung, über das Verbot der Einwanderung fremder Paupers, über Maß und Umfang der Staatsintervention bei ökonomischen Händeln, enthalten, um nur das Nächstliegende zu erwähnen, Keime zu künftigen Spaltungen in Hülle in sich. Jedenfalls aber bleibt ein Koalitionministerium eine starke Möglichkeit und es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Balfour ihm angehört. In der That fehlt sein Name bei keiner Kombination, die von urtheilsfähiger Seite bislang entworfen wurde: so groß ist das Vertrauen auf seinen Mangel an politischer Orthodoxie, so stark der Glaube an sein praktisches Geschick, so allgemein die Achtung vor der Tiefe seiner Bildung und seines natürlichen Scharfsinns, und so allseitig der Wunsch, ihm die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraut zu sehen.

London. Dr. S. Saenger.

Coelibat im Staatsdienst.

Der Jubel über das schnelle Wachsen deutscher Bevölkerung ist mir stets unerklärlich gewesen. Trotz dem Händemangel auf dem platten Lande leiden wir doch wohl an Ueberbölkerung; und ohne größere Vorsicht in der Eheschließung werden alle Heilmittel gegen soziale Schäden wenig helfen. Von solcher Vorsicht sind wir bekanntlich ferner als je; das Heirathen des wenig über 21 Jahre alten Arbeiters, auf der Basis 0+0=0, ist etwas Alltägliches; der Abzahlunghändler liefert den Hausstand, jedes Jahr eine Entbindung und ein Begräbniß bilden die Annalen mancher dieser Ehen. Der junge Familienvater, der bei dem reichen Kindersegen doch nicht auf einen grünen Zweig kommen kann, verliert den Rest an Aufwärtsstreben und Sparsinn, den ihm sozialdemokratische Bearbeitung gelassen hat.

In merkwürdigem Gegensatz zu der Tollkühnheit der Proletarier steht die Aengstlichkeit der höheren Stände in der Familiengründung. Was die Einen an Wagemuth zu viel haben, haben die Andern zu wenig. Immerhin mag es im Handwerk, beim Landmann, Kaufmann, Industriellen noch angehen; theils ist ihnen die Hausfrau für die Berufsübung zu unentbehrlich, theils sind sie betreffs künftiger Vermehrung ihres Einkommens zu optimistisch, um zur Ehe erst bei völlig gesicherter Vermögenslage zu schreiten. Am Schlimmsten sieht es bei Denjenigen aus, die in Gegenwart und Zukunft nur auf körperlichen Erwerb rechnen können, bei den Beamten und Offizieren, und unter diesen wieder bei Denen, welche den Hausstand am Wenigsten entbehren, weil sie in größeren Städten leben. Die Unterbeamten allerdings folgen meist dem Beispiel der Klasse, aus der sie hervorgegangen sind, — wenn schon besonnener; auch die Subalternbeamten sind so wenig anspruchsvoll und finden meist so leicht Gelegenheit zu verhältnißmäßig günstigen Heirathen, daß der Hagestolz-Sekretär noch immer eine Seltenheit ist. Das Coelibat der Offiziere ist zwar gemindert durch deren bevorzugte Chancen auf dem deutschen Ehemarkt, zum Theil auch durch eigene Wohlhabenheit, aber doch in ziemlich weitem Umfange vorhanden. Die studirten Beamten der Städte, vor Allem die juristisch gebildeten — und, wenn ich nicht irre, unter diesen wieder die eigentlichen Justizbeamten — scheinen mir einen recht großen und wachsenden Prozentsatz Eheloser auf-

zuweisen. Ob die Ressortchefs statistische Uebersichten besitzen und eventuell studiren, weiß ich nicht. Jedenfalls verdient das Imponderabile des Familienstandes der Staatsdiener ernste Beachtung.

In letzter Zeit ist viel darüber gesprochen worden, ob es für das öffentliche Wohl besser sei, daß der höhere und hohe Beamte an Freud und Leid aller Erwerbszweige persönlich unintereſſirt sei oder nicht. Darüber kann kein Zweifel sein, daß im ersten Fall eine etwa vorhandene bureaukratische Anlage sich viel kräftiger entwickeln wird. Wer aber dazu noch Freud und Leid des Hausvaters von sich fern hält, kommt leicht in Gefahr, den Kontakt mit dem in den Volksadern pulsirenden Leben ganz zu verlieren. Hervorragend beanlagte, freie Geister mit weitem Blick und warmer Menschenliebe überwinden natürlich diese Gefahr; die Masse der Durchschnittsbeamten wird sich bureaukratisch am Prächtigsten auswachsen, wenn sie so wenig um Weib und Kind wie um Haus, Hof und Halm zu sorgen haben. Alle Vierteljahre die Zahlung aus der öffentlichen Kasse, daneben vielleicht Coupons oder Hypothekenzinsen, angenehme Ruhe zum häuslichen Aktenstudium, das Wirthshaus oder die Haushälterin für die Mahlzeiten —: wie viel hat solcher Mann noch gemein mit dem Mitbürger, der nach Wind und Wetter, nach der Konjunktur nah und fern spähen, die äußerste Kraft anspannen muß, um im Konkurrenzkampfe nicht zermalmt zu werden, — der die Zukunft der Seinen sichern will, der die Sonnenblicke und Stürme des ehelichen und elterlichen Lebens durchmacht?

Eine gute Seite hat das Coelibat im öffentlichen Dienst. Wer nicht für Frau und Kinder oder Kindeskinder zu sorgen hat, geht meist — bei Weitem nicht immer — früher in den Ruhestand und vermindert die nicht kleine Schaar altersschwacher Greise im deutschen Civildienst; ein Krebsschaden, begünstigt durch Mitleid mit den dürftigen Vermögensverhältnissen, in den Parlamenten nur selten und schüchtern gestreift, der einmal ein besonderes Kapitel verdient, der jedenfalls aber auch anders als durch Ehelosigkeit geheilt werden kann. Daß diese sonst das Gefühl der Abhängigkeit verringere, wird man kaum sagen dürfen. Der Streber, der Servile verdankt erfahrungmäßig diese Eigenschaften mindestens eben so oft dem nackten amtlichen Ehrgeiz wie der Sorge um Weib und Kind. Sicher liegen im Coelibat auch Elemente der Macht; Das lehrt uns der katholische Klerus in Geschichte und Gegenwart. Aber wie unendlich mehr dankt deutsche Kultur dem protestantischen Pfarrhaus! Die Möglichkeit stärkerer Konzentration auf die Berufsarbeit ist dem Ehelosen ja gegeben; aber einer allseitigen und harmonischen Ausgestaltung der Persönlichkeit ist solche Einsamkeit nicht günstig. Selbst nicht auf der Menschheit Höhen, bei den Allergrößten, bei Feldherren, Staatsmännern und Fürsten mit weltgeschicht-

lichen Aufgaben. Man denke an Friedrich den Großen, kinderlos und im tieferen Sinne auch ehelos, seine Neigungen an die Windspiele verschwendend, — und andererseits an den Hausvater Bismarck. Selbst der Grieche Goethe zog aus der Vaterschaft reiche Ernte für sein Erkennen und Schaffen. Christianen dürften freilich heutzutage Geheimräthe und Minister in deutschen Mittelstädten sich nicht im Hause halten und noch weniger heirathen. Will man aber auch Goethes Ehe nicht gelten lassen, die intimste Kenntniß des Weibes wird man ihm nicht absprechen.

Was aber weiß gegenwärtig der Hagestolz der höheren Stände vom Weibe, von der unendlich reichen Ergänzung, die menschliches Geistes- und Seelenleben im Weibe findet, von dessen Leiten und Leiden in menschlichen Dingen? Ueberaus selten lebt er mit der Mutter oder den Schwestern zusammen; da ist wenigstens Vertrautheit möglich, aber die Lehren der Ehe fehlen doch. Die Begegnungen mit Frauen oder gar Mädchen im sogenannten „geselligen" Verkehr sind so oberflächlich und inhaltleer, daß sie für Kenntniß und Schätzung echter Weiblichkeit dem Junggesellen nichts bieten können. Der Offizier wird wenigstens gezwungen, mit Damen der guten Gesellschaft einigen Zusammenhang zu behalten und in den äußeren Formen der Ritterlichkeit zu verkehren. Außerhalb der Armee findet man leider hunderte und hunderte von Männern in wichtigen Stellungen des Gemeinwohls, die jahraus, jahrein mit keinem weiblichen Wesen in Berührung kommen, oder — noch schlimmer — nur mit der Kellnerin und der Dirne.

Welche trostlose Oede in solchem zwischen Amtsstube und Wirthshaus pendelnden Dasein! Welche Förderung jeglicher Art von Banausenthum! Mag der Mann fleißig oder träge, gewandt oder unbeholfen sein, — für edlere Geselligkeit wird er fast stets ungelenk bleiben, Lebenserfahrungen, Menschenkenntniß gewinnt er nicht, Geist und Herz vertrocknen, den Beruf treibt er mechanisch; dem hehrsten und für die Entwickelung der Gesellschaft wichtigsten Amte des Familienvaters entzieht er sich. „Die Ehe", heißt es in den Wahlverwandtschaften, „ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen."

„Ein Soldat ist besser akkommodirt ohne Frau" — sagt Shakespeare. Das Wort ist heutzutage nicht mehr wahr. Bei allgemeiner Wehrpflicht und kurzen Kriegen steht der Berufsoffizier der Frage der Eheschließung kaum anders gegenüber als andere Männer der höheren Stände. Auch er darf sein Haus auf die Erwartung eines friedlich geordneten Lebens gründen. Mögen die Faktoren Weib und Kind für die Leistungen im Waffenhandwerk nicht gleiche Bedeutung haben wie für die Volltüchtigkeit in anderen Zweigen des öffentlichen Dienstes, — unwichtig sind sie nicht. Die

Friedensaufgabe der großen Mehrzahl aller Offiziere ist heutzutage Menschenerziehung; sie erfordert eine harmonische, dabei sich stetig selbst weiter erziehende Persönlichkeit, wie sie selten anders als in der Familie erwächst. Der Völlerei und der Unzucht, der Roheit jeglicher Art, wie sie unter den Gemeinen auch unseres Heeres trotz seiner Vortrefflichkeit leicht einreißt, wird durch Haltung und Beispiel der verheirathete Offizier ganz anders entgegenwirken als der Hagestolz. Exempla docent. Zu meinen trübsten militärischen Erinnerungen gehört ein vierzigjähriger unverheiratheter Hauptmann, der die Cognacflasche nicht zu Hause lassen konnte und auf dem Exerzierplatz mit seinem zwanzigjährigen Lieutenant zotige Bilder besah, — ein ausgezeichneter Soldat, weder Säufer noch Wüstling, aber bei geringen geistigen Interessen die Kneipenatmosphäre, auf die er angewiesen war, vom Abend auf den Morgen und vom Morgen bis zum Abend tragend. Neben Offizieren von umfassender und tiefer Bildung giebt es Deren eine Masse, die im ödesten Kommiß leicht völlig aufgehen, wenn ihnen die Ablenkungen und Anregungen des eignen Herdes fehlen.

Noch mehr zu beklagen wäre häufige Ehelosigkeit beim eigentlichen Erzieherberuf, der Hand in Hand mit den Eltern die Kindesseele erkennen und pflegen soll. Zum Glück war bisher auch der studirte Schulmeister sehr ehemuthig. Ich fürchte nur, daß er mit wachsender „Schneidigkeit", mit erhöhter Rangklasse, auch die Anspruchslosigkeit im Familienleben verliert, auch in der Coelibatziffer vom Juristen sich bald nicht wird distanciren lassen. Bei den Theologen hat es keine Gefahr; mit der Pfarr kommt auch die Quarr; Niemand bedarf ja der Ehe mehr als der Seelsorger. Aerzte und Rechtsanwälte scheiden hier aus, weil sie ein freies Gewerbe mit ungemessenem Einkommen treiben. Uebrigens geht es den Anwälten meist so gut, daß sie nicht gar zu spät heirathen, und die Aerzte sind schon „der Familienpraxis wegen" dazu gezwungen. Die studirten höheren Techniker im Bau-, Eisenbahnwesen u. s. w. fangen schon an, ein Kontingent unbeweibter „Räthe" zu stellen; hoffentlich wirkt die enge Gemeinschaft mit den Juristen in dieser Richtung nicht gar zu ansteckend.

Die juristischen Verwaltungbeamten sollen sozialpolitische, die Wohlfahrt fördernde Thätigkeit, nicht blos kritisch, entscheidend, verhütend, sondern auch anregend und schaffend entfalten. Sie sollen eine umfassende Kenntniß der ihren Dienstzweig, ihren Bezirk berührenden Lebensverhältnisse besitzen. Da hat der Familienvater einen großen Vorsprung und nur selten wird der allein Stehende das volle Verständniß gewinnen. Die ohnehin drohende Gefahr des Verwaltens vom grünen Tisch steigert sich offenbar gewaltig für Denjenigen, der nicht selbst erfährt, wie das Regiren auf den Haushalt wirkt, der in kein innigeres Verhältniß zu Schutzbedürftigen tritt. Die

Wichtigkeit dieses Mangels hat sich in letzter Zeit außerordentlich erhöht und erhöht sich weiter mit der früher ungeahnten Ausdehnung staatlicher und gemeinwirthschaftlicher Thätigkeit und Fürsorge. Man denke an Hygiene und Sanitätpolizei, Schutz der Frauen, der Jugendlichen und Kinder, an Schulwesen, Besteuerung und deren Wirken auf den Haushalt, an Dienstboten- und Arbeiternoth und vieles Andere. Man denke ferner an die Schaar untergebener Beamten, Arbeiter, deren Personalverhältnisse der Regirungrath (mit oder ohne „Ober-" und „Geheim-") bearbeitet, dadurch über das Wohl und Wehe zahlreicher Familien entscheidend. Gegen Ausbeutung der Gesundheit und Arbeitkraft, gegen Bewucherung, gegen eigene Vernachlässigung der Gefahren von Krankheit, Unfall, Alter, Invalidität, bald auch von Arbeitlosigkeit, im Handwerk, Fabrikwesen, Handel, Landwirthschaft, in Bau und Wohnung, zu Hause, auf Reisen, bei Ab- und Auswanderung — wird die Menge in steigendem Maße von öffentlichen Beamten „bevatert" und „bemuttert". Da ist der Junggeselle noch weniger brauchbar als früher, als in einer Epoche des laissez aller.

Richter (und Staatsanwälte) verwalten weniger, sind aber der Belehrung durch die Erfahrungen im eigenen Hausstand mindestens eben so bedürftig. Sie haben als Vormundschaftrichter sich der Kinder anzunehmen, die Nachlässe zum Besten der Familie zu ordnen, bei Testamenten, Grundstückveräußerung und -Beschwerung dahin zu wirken, daß die wahren Lebensinteressen gefördert werden. In Ehesachen, wo zunächst die Sühne zu versuchen, später die Scheidung und das Schuldig des einen oder anderen Theiles auszusprechen ist, wird kaum Einer unter hundert coelibatären Richtern tieferes Verständniß zeigen, soweit es nicht blos auf grobe Thatsachen des Ehebruchs, schwerster Mißhandlung, böslicher Verlassung ankommt, sondern auf die feinere Faserung der weiblichen Seele, und auch der männlichen in ihrer Entwickelung durch die Ehe. Von den Vermögensstreitigkeiten sind unendlich viele aus den eigenthümlichen Verhältnissen des Familienhaushaltes hervorgegangen, spielen zwischen Angehörigen, Dienstherrn und Bediensteten, betreffen Haus und Hof. Im Civil- wie im Strafprozeß ist es von größter Bedeutung, zu wissen und täglich neu zu erfahren, wie sich in der Familie, dem wichtigsten Lebenskreise, dem Lebenskreise der ganz überwiegenden Mehrheit, das Leben thatsächlich gestaltet, — wie der Mann, wie die Frau schaltet, wie sie auf einander und auf die Hausgenossen wirken und von diesen beeinflußt werden. Die Summe der Kenntnisse, die der Hausvater selbst als Beamter aus den zahlreichen kleinen wirthschaftlichen Kontakten mit Gewerbtreibenden sammelt, macht ihn unendlich reicher als den Amtsgenossen, der fast nur mit der Zimmervermietherin, dem Kellner, dem

Schneider und Schuster in vermögensrechtliche Berührung kommt. In der Strafrechtspflege muß der Richter das ganze Gefüge der zu schützenden Gesellschaftordnung klar vor den Augen haben und dieser Bau beruht eben auf der Familie. Er muß wissen, welche Festigung und welche Gefahren diese dem Menschen bringt, wie die Strafe und das Maß der Strafe auf sie wirkt. Vor Allem muß jeder Richter, namentlich der Strafrichter, die Menschen kennen, also auch die Frauen und Kinder, die als Quellen des Verbrechens, als Verbrecher, als Auskunftpersonen, eine so große Rolle spielen. Er muß — Das ist in diesen Blättern jüngst mit Recht hervorgehoben worden — in den Seelen zu lesen verstehen, und zwar nicht blos nach längerer Beobachtung, wie z. B. der Lehrer, der Geistliche, sondern, was seine Aufgabe besonders schwierig macht, in Minuten; denn Dutzende von Personen ziehen als Angeklagte und Zeugen in wenigen Stunden an ihm vorüber, er soll entscheiden, ob und wieweit sie die Wahrheit sagen, bewußt oder unbewußt zurückhalten oder übertreiben, was ihr Beweggrund, ihre wahre Meinung jetzt ist, und vor Tagen, vor Monaten gewesen ist. Ist es an sich schon viel schwerer für den Mann, das Weib zu durchschauen, als mancher selbstzufriedene Urtheilsfabrikant meint, so ist es häufig geradezu tragikomisch, zu beobachten, wie schief der jeder intimeren Beobachtung weiblicher Natur entrückte Richter solche über die Gerichtsschranken hinweg beurtheilt. Mit ungleich größerem Erfolge spielt ihm z. B. das Weib die ihm so leicht fallenden kleinen Künste des ansprechenden, bescheidenen, thränen- und reuevollen Wesens, der beleidigten Unschuld vor; andererseits mangelt ihm für des Weibes physiologische Gebundenheit, die Veränderungen durch Schwangerschaft und Mutterschaft, für Herrschen und Dulden in der Ehe, häufig das Verständniß. Nun gar die Kinder! Man vergegenwärtige sich nur die Unbeholfenheit des Durchschnitts-Hagestolzes, wenn er in fremder Familie einmal mit Kindern in Berührung kommt; der selbe Mann soll in wenigen Minuten aus dem im Gerichtssaal doppelt spröden Kindergemüth die Wahrheit herausholen, des Kindes Seelenleben beurtheilen, oft durch sein Urtheil über dessen ganze Zukunft entscheiden! Vielleicht das Schlimmste dabei ist, daß die Meisten diese Lücken ihrer Lebens- und Menschenkenntniß gar nicht empfinden. Vor Kurzem wurde mir die Antwort eines Richters erzählt, die er auf den Vorhalt mangelnder Vertrautheit mit Kindern gegeben hatte: Das könne er nicht einsehen, er sei ja selbst Kind gewesen! Und es ist heutzutage nicht selten, daß in großstädtischen Gerichten, an den Sammelpunkten des Elends und Verbrechens, wo die Hast der Arbeit und die Bedeutung der Justiz am Größten ist, mehr als die Hälfte der Mitglieder im Coelibat lebt.

Warum? fragt man. Weshalb entbehren so viele Männer im höheren Beamtenthum Das, was sich die Aermsten verschaffen, die jene um ihre gesicherte Lebensstellung, ihr soziales Ansehen, ihr Einkommen beneiden? Die Enthaltung hat mannichfache Gründe. Zunächst machen die (schon berührten) recht traurigen Geselligkeitverhältnisse der höheren Stände eine Anknüpfung mit ernsten Zwecken schwer. Der Verkehr mit dem Schmetterling, der soeben aus der Hülle der höheren Tochter gekrochen ist, hat für den fertigen Mann nicht unbedingten Reiz. Die Konvenienz schnürt den Gedanken- und Gefühlsaustausch eng ein. Die junge Dame soll bis zur Verlobung ein „unbeschriebenes Blatt" sein; Das wird für den Beschauer natürlich bald langweilig, mag auch Ausschmückung und Einband hübsch sein. Wie anders in den unteren Ständen! Aber auch in den höheren überwinden andere Berufe solche Hemmnisse. Der Beamte ist bequemer, er läßt die Sache mehr an sich kommen; um so mehr, wenn er, in der größeren Stadt, Komfort und Vergnügen auch als Junggeselle kaum entbehrt. Er scheut die Unbequemlichkeit der Ehe, ihrer Anbahnung und ihrer Folgen. Vor Allem fehlt es ihm an Kühnheit, nicht blos dem Weibe, auch dem Leben gegenüber. Eine der ungünstigen Folgen der unendlichen Vermehrung des Beamtenthums ist die Ausbreitung einer ängstlicheren Lebensführung auf Tausende von Männern. Disziplinarisch beaufsichtigt, zum Gehorsam mehr oder weniger verpflichtet, in Wohnsitz, Urlaub, Beschäftigungzeit gebunden, im Rang- und Ordenswesen Befriedigung des Ehrgeizes suchend, der Initiative im Beruf großentheils beraubt, verlieren sie den Wagemuth auch im außeramtlichen Leben. Welche Risiken kann die Ehe bringen! Nichteinleben mit einander, Krankheit und Tod der Nächsten, Kindergeschrei und unruhige Nächte, Zeitopfer für Frau und Kinder, vor Allem mangelndes Einkommen. Aus der Kaste fallen, ein Kind in einen bei den höheren Klassen nicht üblichen Beruf schicken müssen —: Das wird als Unglück gefürchtet. Mindestens wird einflußreiche Familienverbindung, noch besser Vermögen auf Seiten der Frau gefordert. Da wird dann bedacht und erwogen, gemäkelt und wieder bedacht. Bald ist das Mädchen zu unscheinbar' bald zu auffallend, bald kann sie nicht „repräsentiren", bald ist sie nicht häuslich genug, bald zu gebildet, bald zu unwissend, hat zu viel Verwandte oder steht zu allein; mit diesem oder jenem Onkel ist Dies oder Jenes passirt; wird das Geld auch reichen, wenn die eine oder andere Erwartung getäuscht wird? Am Bequemsten und Sichersten, der Mann bleibt für sich; da weiß er nach menschlichem Ermessen so bestimmt wie kaum ein Anderer, welche Gestalt sein Leben annehmen wird, er weiß, daß er der Welt nur für sich einzustehen hat; führt er sich „korrekt", dann ist Alles in Ordnung.

Dazu kommt, um gerecht zu sein, daß bei den jetzigen Gehältern die

Begründung eines Haushaltes ohne eigenes Vermögen der Eheleute kaum irgendwo, am Wenigsten in größeren Städten, rechtzeitig möglich ist. Will man den Bedürfnissen der neu begründeten und später der sich entwickelnden Familie einigermaßen durch das Gehalt gerecht werden, so müßte dieses bei einem 30—40jährigen Manne nicht weniger als 5000—6000, bei einem 40—50jährigen nicht unter 6000—7000 Mk. betragen. Selbst dabei könnte er mit Frau und noch nicht erwerbfähigen Kindern nur ganz bescheiden leben. Davon ist man aber in Deutschland sehr weit entfernt; wer im passendsten Alter heirathet, erhält meist noch gar nichts, mit 30—35 Jahren vielleicht 3000 Mk., und steigt in 10 Jahren um 1000 Mk. Da bedeutet denn Heirathen allerdings freiwillige Uebernahme herber Entbehrungen, Verzicht auf jegliche Gleichartigkeit der Lebensweise mit derjenigen anderer Kreise der besseren Gesellschaft. An Abhilfe ist in absehbarer Zeit nicht zu denken; selbst die weitestgehenden Aufbesserungpläne erreichen die angeführten Heirathminima bei Weitem nicht, — und es ist auch schwer anzugeben, woher das Geld genommen werden sollte.

Aber in recht vielen Fällen ist genug vorhanden, um, wenn auch bescheiden, leben zu können, und die Verheirathung unterbleibt doch. Ueble Folgen dieses vermehrten Coelibats für unser öffentliches Leben werden nicht ausbleiben. Es scheint mir zweifelhaft, ob diese Gefahr von den obersten Behörden so klar erkannt wird, wie sie in lebenserfahrenen Kreisen oft zur Sprache kommt. Vor zwei Jahrzehnten hatten wir in Preußen einen Provinzialchef, der jedem höheren Beamten seines Bezirks, sobald er sich bei ihm als fest angestellt meldete, dringend zur Verheirathung rieth; jetzt habe ich lange nichts Aehnliches gehört, ich vermisse auch in der Zusammensetzung der Behörden die nothwendige Rücksicht auf das Verhältniß zwischen Ehemännern und Ehelosen.

Deutsches Leben erhält, man mag es loben oder beklagen, noch immer seine Prägung und Entwickelung, weit mehr als das anderer Völker, von den Männern im öffentlichen Dienst. Eine Hierarchie, dem Wohl und Wehe der Regirten entrückt, kann uns nicht frommen. Wie die Volksgenossen sollen sie lieben, kämpfen und leiden. Fürsten im eignen Hause sollen sie sein, durch die innigsten Bande mit dem schutzbedürftigen Alter und Geschlecht verknüpft, warmen Herzens und männlichen Muthes. Wie man für Gesellschaft und Staat arbeitet und entsagt: Das sollen sie lernen und täglich üben in der Arbeit und Entsagung für Weib und Kind. Jr.

Renans Israel.

Menschen, die sich die Freiheit nahmen, in religiösen oder in politischen Dingen anders als ihre „lieben Mitbürger“ oder die „hohe Obrigkeit“ zu denken oder, was noch bedenklicher ist, zu handeln, haben in der Regel ihren Freimuth mit einem Leben voller Drangsale und Verfolgungen sühnen müssen, wenn sie nicht das Glück hatten, — frühzeitig gekreuzigt zu werden. Alle Welt wird sich noch erinnern, welcher Eclat entstanden war, als Ernest Renan, damals noch der großen Menge unbekannt, seiner Professur am Collège Français entkleidet wurde. Renan hatte sein „Leben Jesu“ geschrieben und die frommen Zionswächter, die am Hofe des Dezembermannes eine so bedeutende Rolle spielten, riefen nach Sühne für die geäußerte Gottlosigkeit; der Klerisei zu Hilfe kam die bigotte Kaiserin Eugenie, die den lieben Gott und den Gott der Liebe gleichzeitig verehrt hatte. Renan mußte nun die Strafe erleiden für ein Buch, an dem übrigens nur der Freimuth zu loben war. Denn Kennern braucht es nicht erst gesagt zu werden, daß die wissenschaftliche Leistung jenes Buches eine sehr minimale war, daß ferner ein Unrecht geschieht, wenn man Renans „Leben Jesu“ mit dem monumentalen Werke Davids Strauß auch nur zusammen nennt. Renan verdankt die ungeheure Popularität seines Werkes der äußern Form und dem Umstande, daß er ein künstlerisches Genie war. Selbst die populäre Umarbeitung, der Strauß sein „Leben Jesu“ unterzog, ist für die Laienwelt, welche für die geistreiche und ingeniöse Beweisführung Straußens kein Verständniß haben kann, viel zu schwerfällig und ermüdend, als daß sie mit Renans Darstellung beim großen Publikum wetteifern könnte.

Von diesem Werke ausgehend, hat Renan später, mit weniger Hypothesen und mit mehr wissenschaftlicher Gründlichkeit, die geschichtliche Entstehung des Christenthums zu schildern unternommen, in dem Werk „Histoire des origines du Christianisme“. Mit diesen Schriften hat Renan bei Weitem nicht den äußerlichen Erfolg erzielt wie mit dem „Leben Jesu“, er wurde aber dafür auch viel weniger angefeindet. Mit einer dieser Schriften, mit seinem „Saint Paul“, hat er gewissermaßen sogar das Wohlwollen der katholischen Welt gefunden, weil er in diesem Lieblingsapostel der protestantischen Kirche indirekt auch diese angriff. Eine traurige Genugthuung für die rechtgläubige Welt. Nichts desto weniger blieb Renan das enfant terrible aller Frommgläubigen und nie kann ich mich des Lachens erwehren, wenn ich mich daran erinnere, wie mir vor Jahren ein Geistlicher meine Bekanntschaft mit den „Heiden“ Strauß und Renan verwies und mir dafür ein langweiliges Machwerk eines Amerikaners in die Hand drückte. Das große Werk aber, mit dem Renan sein Leben abschloß, seine „Histoire du Peuple d'Israël*)“, hat überall nur Beifall und Anerkennung gefunden, so daß der Historiker, von dem herannahenden Tode verklärt, mit heiterer Ruhe und unverwüstlichem Optimismus seine Lebensbahn übersehen konnte. Wenn je, so darf man hier das Wort des „Koheleth“, des Lieblingsschriftstellers Renans anwenden: „Ein (glückliches) Ende ist besser als der Anfang“.

Die „Geschichte Israels“, deren letzter Band erst nach dem Tode Renans erschien, wurde selbst von der Tagespresse, die sich sonst wenig mit Erscheinungen auf diesem Gebiete befaßt, besprochen. Doch wird man fehlgehen, wenn man

*) Paris, Calmann-Lévy, deutsch bei S. Cronbach, Berlin.

diese Theilnahme als eine gründliche oder auch durch die inneren Vorgänge hervorgerufen bezeichnen wollte. Renan gefällt sich in seiner „Geschichte“, deren letzter Band dem politischen und nationalen Untergange des jüdischen Volkes und der Entstehung der messianisch-christlichen Stimmung gewidmet ist, in den beliebten Paradoxen und glänzenden aphoristischen Aussprüchen, die zwar wissenschaftlich nicht stichhaltig sind, bei der großen Leserwelt aber blendend wirken. So wie Renan einst den vielberühmten, aber wissenschaftlich grundfalschen Ausspruch that: der Semitismus sei der Monotheismus, so finden wir auch im letzten Band seiner „Geschichte Israels“ blendende Sentenzen, die, in der Nähe betrachtet, doch nur geistreiche Behauptungen sind. Auf zwei wichtige Punkte möchte ich schon jetzt hinweisen. Renan liebt es, Parallelen zwischen dem damaligen Judenthum und dem der modernen Großstädte Europas zu ziehen, ohne zu beachten, daß die großstädtischen Juden der Gegenwart wohl einen Typus bilden, aber keineswegs den der Judenheit, eben so wenig wie wir die Bewohner von Paris als Typus der französischen Nation nehmen dürfen. Selbst wenn wir alle Juden Westeuropas kennen, dürfen wir noch nicht vom jüdischen Stammestypus sprechen, da die Juden in Westeuropa vor Allem bedeutend entnationalisirt sind und dann die verschwindende Minderzahl bilden gegen die Juden in Osteuropa, Asien und Afrika. Ferner idealisirt Renan oft, indem er geschichtlichen Entwickelungen höhere Motive beilegt. Im Allgemeinen überschätzt man ja oft das geistige Leben und dessen Bedeutung in der Geschichte, auch wenn es sich um neue Ereignisse handelt.

Nun denke man sich den Orient mit seinen Gewohnheiten; man denke sich den alttestamentarischen Juden mit seiner blumenreichen, phrasenhaften Sprache, wo jeder Ausspruch wiederholt und mit verschiedenen Worten ausgedrückt werden kann. Da darf man gewiß nicht sagen: der Verfasser dieser oder jener Schrift habe so oder so gedacht, denn der Orientale spricht selten, wie er denkt, und dann läßt seine Sprache so viele Zweideutigkeiten zu, daß man heutzutage wohl schwerlich wissen kann, was jene Verfasser gewollt haben.

Betrachten wir die Parteikämpfe des jüdischen Volkes, die seinen Untergang wohl nicht hervorgerufen, aber doch gewiß beschleunigt haben. Wir besitzen außer den ersten christlichen Schriftstellern, die bedeutend später schrieben und die Ereignisse nur vom Hörensagen kannten, zwei klassische Zeugen, den jüdisch-griechischen Philosophen Philon und den jüdischen Historiker Josephus. Aber man thut gut, bei Beiden sehr vorsichtig zu sein, um ihnen nicht Alles aufs Wort zu glauben. Philon war gewiß eine sympathische Erscheinung, aber man muß bedenken, daß er vor Allem des Hebräischen nicht mächtig war, daß er nicht in Palästina, inmitten des offiziellen Judenthums, gelebt hat und, was die Hauptsache ist, daß er als Apologet gegen die heidnische Welt aufgetreten ist. Daß er das Meiste phantastisch und willkürlich behandelt, sehen wir doch evident an seiner Interpretirung des mosaischen Gesetzes, — und wer bürgt uns dafür, daß er mit den Schilderungen des Parteilebens, namentlich bei der Verherrlichung der Essäer, nicht eben so verfahren ist? Die talmudische Literatur ist meistentheils von Abneigung gegen diese Sekte erfüllt, gegen die das offizielle Judenthum nur Verachtung und Mißbehagen empfand. Nun wollen wir diese einseitigen Aussagen, die eigentlich nur den Gedankengang der herrschenden Pharisäerpartei repräsentiren, nicht als unanfechtbar hinstellen. Aber daß diese „frommen Narren“, wie der Talmud die Essäer nennt, den Grundstock der

Nation ausmachten, scheint denn doch unwahrscheinlich. Philon hat eben die palästinensischen Verhältnisse nicht gut gekannt und auch zu viel idealisirt. Renan hat ja selbst sehr schön herausgefunden, daß die Pharisäer eine Volkspartei waren, — gewiß mit Recht; es ist nun aber eben so gewiß unwahrscheinlich, daß eine Partei, die auf religiöser Demagogie gebaut war, eine solche Verachtung hegen würde gegen Leute, die überzeugte Demagogen waren. Denn Dies war schließlich der einzige Unterschied zwischen den Pharisäern und den Essäern, daß Diese ihre religiösen Extravaganzen aus Ueberzeugung ausübten, während Jene damit agitatorisch wucherten. Nun mögen die Auguren unter sich über diesen religiösen Fanatismus ihrer überzeugten Anhänger gelacht haben; aber daß die Pharisäer es nicht gewagt hätten, gegen die Essäer eine solche Verachtung öffentlich zur Schau zu tragen, wenn diese einen solchen Respekt genossen, wie Philon uns glaubhaft machen will, ist doch augenscheinlich.

Eben so wenig dürfen wir Josephus trauen, der wohl in Palästina gelebt, dort sogar eine einflußreiche Stellung eingenommen hat — er war bekanntlich Kommandant der Galiläa-Armee im letzten Aufstande und spielte da die Rolle eines Dumouriez — und die Verhältnisse genau kannte, aber Renan hat es ja selbst anerkannt, daß Josephus die Verhältnisse so schilderte, wie sie der heidnischen Welt zugänglich sein konnten, so daß er aus den politischen Parteien philosophische Richtungen machte. Beide offizielle Quellen also müssen durch die jüdischen, die in der talmudischen wie in der agadischen Literatur zerstreut sind, korrigirt werden. Im Uebrigen verdient hervorgehoben zu werden, daß der Talmud weder von Josephus noch von Philon Etwas weiß. Es ist nicht erwiesen — was oft behauptet wurde —, daß man Josephus sein zweideutiges Verhalten während des letzten jüdischen Aufstandes nicht verzeihen wollte; haben doch die gelehrten Männer Jerusalems die selbe Politik wie er verfolgt. Aber man hatte nach dem traurigen Ausgange des Vespasianischen Krieges einen Widerwillen gegen alles Nichtjüdische, d. h. Nichtbiblische, so daß man selbst von dieser glänzenden Erscheinung des alten Judenthums, von Philon, keine Notiz mehr nahm. Im Uebrigen herrschte schon damals eine gereizte Stimmung gegen die Neuchristen, die gegen Ende des ersten christlichen Jahrhunderts bereits den Anregungen des Apostels Paulus Folge gaben und das nationale Judenthum nicht mehr vertheidigen wollten. Weder im Vespasianischen noch im Hadrianischen Kriege haben die Neuchristen am nationalen Kampf theilgenommen, wofür die Aufständischen, die für kurze Zeit reüssirten, auch Rache nahmen. So versteht man am Besten die schauerlichen Schilderungen der Johanneischen Apokalypse. In gewissem Sinne dehnte man die Antipathie auch auf Philon aus, bei dem man christliche Anklänge finden kann.

Renan hat die Pharisäer eine „bourgeoisie religieuse" genannt, und Diejenigen, welche sonst die Vorgänge nicht kennen, werden nun die Sache von diesem Standpunkt aus betrachten. Und doch wird man fehlgehen, wenn man heutige Zustände und Verhältnisse auf jene Zeit anwenden wird. Ich glaube, daß es zuerst Geiger war, der in seiner „Urschrift" die Kämpfe der Sadduzäer und Pharisäer einzig und allein auf den politischen Antagonismus zwischen Aristokratie und Bürgerthum zurückzuführen versucht hat. Diese Annahme ist gewiß geistreich und hat viel für sich. Aber es muß in Betracht gezogen werden, daß die Pharisäer keineswegs die fanatisch-religiöse Partei gewesen sind, für die man sie hält. In vielfacher Beziehung haben sie gegen den klaren Wortlaut der Bibel

auch Erleichterungen durchgesetzt. Die Bezeichnung als „religiöse Bourgeoisie" ist demnach nicht zutreffend. Daß aber die Pharisäer einen politischen Haß gegen die früher so national gesinnnte Dynastie der Hasmonäer empfanden, ist wahr und wird außer durch die beiden genannten Schriftsteller auch durch unzählige Bemerkungen der talmudisch-agadischen Literatur bezeugt. Die Pharisäer, die innerhalb des Judenthums die Sieger waren, haben sich an der hasmonäischen Dynastie gerächt, indem sie das Makkabäerbuch, das ursprünglich hebräisch geschrieben war und von den Verdiensten dieser Dynastie um die jüdische Nation berichtet, aus dem biblischen Kanon ausgeschlossen haben. Die Mischnah erwähnt das Chanûkafest kaum und im Ganzen ist die hasmonäische Periode dem offiziellen Judenthum fast fremd geblieben.

Will man aber durchaus eine Parallele für die damaligen Parteikämpfe in Jerusalem suchen, so wird man sie am Besten in den puritanischen Kämpfen Englands finden. Auch da kämpfte eine religiöse Partei voll puritanischen Eifers gegen einen frivolen Hof, gegen einen König, der die religiöse Ueberzeugung seines Volkes, aber auch dessen politische Rechte, mißachtete. Will man sich auf einen höhern Standpunkt stellen, so wird man die puritanische Bewegung engherzig und fanatisch finden, denn schließlich wollten ja die Stuarts nur die Religionsfreiheit für die Katholiken, wofür der Eine sein Leben, der Andere den Thron einbüßte. Und doch war ein richtiger Instinkt in den Anhängern Cromwells, die allen Sektirern, selbst den Juden, Religionfreiheit einräumen wollten, nur aber nicht den Katholiken, in der damals richtigen Voraussetzung, daß der Katholizismus sich nicht mit der Stellung einer blos geduldeten Religion begnügen, sondern gleich zu Uebergriffen übergehen wird. Ich will zugeben, daß die puritanischen Kämpfer in England edlerere, sittlichere Motive hatten als die Demagogen von Jerusalem; aber Renan hat doch Unrecht, wenn er es den nationalen Juden verargt, daß diese gegen die griechische Welt, wie sie sich damals in Kleinasien repräsentirte, gegen die Graeci, wie sich Augustus verächtlich ausdrückte, nur Widerwillen und Abscheu empfanden und deshalb der Dynastie wie der Aristokratie ihr Liebäugeln mit dem Fremden, Antinationalen nicht verzeihen konnten. Man darf nicht das ganze Volk, das mit Recht unwillig das Treiben des hasmonäischen Hofes betrachtete, für die intriganten, antipathischen Parteiführer verantwortlich machen. Eine kurze Zeit standen die Hasmonäer an der Spitze der nationalen Bewegung, brachten aber dann unsägliches Elend über das Volk.

Daß Renan die Unmöglichkeit hervorhebt, das jüdische Gesetz als Staatsverfassung zu handhaben, ist wohl ganz richtig. Thatsächlich ist es nur ein Mißverständniß, wenn man annimmt, das pentateuchische Gesetz wäre je vollständig in Kraft gewesen. Ein großer Theil davon enthielt nur Träumereien und konnte eben so wenig realisirt verden wie etwa der Bellamysche Zukunft-Staat. Nur darf man hier ebenfalls nicht alle Schuld auf die Pharisäer schieben, die vielfach das mosaische Gesetz modifizirt haben, wogegen die Sadduzäer Stellung nahmen. So war es ein Verdienst der Pharisäer, daß sie das Prinzip „Auge um Auge" beseitigten, auch schafften sie das strenge Blutgericht (dajenê gesêrôth) in Jerusalem ab, was beim Volk eine solche Freude erregte, daß der Tag, wo Dies gelang, als nationaler Feiertag galt. Man sieht auch daraus, daß die Jakobiner mit ihrem 14. Juli, ihrem 10. August und 22. September nicht die Ersten waren.

Dr. S. Bernfeld.

Schweizer Nordostbahn.

Schauspiel in 3 Aufzügen.

Wie es in manchen Städten alte Barrikadenstraßen giebt, die immer und immer wieder ihre wichtige Rolle spielen, so haben einzelne Staaten gewisse Eisenbahngesellschaften, bei denen ab und zu ein heftiger Zwiespalt eintritt —: zwischen Majorität und Minorität, oder zwischen Verwaltungrath und Ministerium, oder zwischen in- und ausländischen Aktionären. Eine solche Arena bildet längst auch die Schweizer Nordostbahn.

Das neueste Kampfspiel daselbst spiegelt sich am Getreuesten an den Börsen ab, wo Herr Guyer-Zeller heute weit mehr interessirt als die Herren Stambulow, Wekerle und Crispi zusammen genommen. In Berlin geduldeten sich die Makler nicht mehr in der Diskontogruppe, wo es still ist, sondern sie springen nach dem Schweizer Markt hinüber, an dem es einmal wieder hoch hergeht. Und wenn solche Makler nur mit schreien, die Lebhaftigkeit steckt an und bringt vielleicht Einiges ein. Sehr große Makler, wenn sie etwas „unternehmen" wollen, vertauschen plötzlich ihre Rolle und geben den mittleren Bankiers ihre Aufträge; sie gestatten dabei, daß man ihnen den Kurs ⅛ Prozent höher stellt, lassen sich aber Courtage vergüten. Auf diese Weise entgehen sie der Meute ihrer eigenen Kollegen, unter deren Augen es nicht gut spekuliren ist, und verdienen auch noch etwas Courtage. Die großen Spekulanten, sobald sie wie heute eine starke Hochfinanz im Hintergrunde sehen, setzen sich eine Summe von M. 20 000 oder 30 000, die sie riskiren wollen, und kaufen oder verkaufen sodann ein paar tausend Schweizer Papiere. Da sie aber einige Erfahrung auf diesem Gebiete sammeln konnten, so breiten sie sich bei dem ersten bedrohlichen Anzeichen durchaus nicht im Widerstand aus; wie sich denn überhaupt die Tüchtigkeit der Berliner Spekulation darin zeigt, daß sie keine Welle über sich kommen läßt. Der Schweizer Markt an der Berliner Börse hat neben einigen sehr fähigen leitenden Maklern, die aber ihre alte Kraft so leicht nicht bethätigen dürften, eine große Coulisse, was natürlich für die Lebhaftigkeit des Verkehrs von größter Wichtigkeit ist. Neben Berlin arbeitet Süddeutschland, wo diese neueste Bewegung sorgfältig mit vorbereitet worden ist, an der Hand seiner alten Kenntniß der Dinge und in der Scheinempfindung, mit den treibenden Kräften mehr Fühlung zu haben. Ein gewisser Vorsprung würde durch die Abendbörse des Frankfurter Platzes gegeben sein, wenn man sich nicht an der Spree besonders die Abendkurse der Schweizer Papiere sehr genau ansähe. In Süddeutschland sind eigentlich zwei große Firmen die Generalpächter dieses ganzen Gebietes. Die Schweiz selbst spekulirt höchst emsig bei uns, und geht es schief, so zeigt sich darin einmal wieder der unheilvolle Einfluß des Auslandes, dem der Bundesrath ein Ende zu machen die heilige Pflicht habe.

Wie anhaltend sprach man selbst in dem so skeptischen Berlin von dem großen Decouvert in Nordostbahnaktien, das „nunmehr" zu Rückkäufen veranlasse! Und es waren doch nur wirkliche Käufer, um für die Generalversammlung eine Majorität zusammen zu bringen. Fünf süddeutsche und eine erste Berliner Firma kauften an, was sie konnten, und so ist von dieser Steigerung die Erhöhung des gesammten Schweizerischen Kursniveaus ausgegangen. Heute sind alle diese Aktien, ausgenommen vielleicht Centralbahn, recht gut bezahlt und selbst die Wiener Spezialitätenkünstler auf dem Gebiete werden wohl bald durch ihre Operationen andeuten, daß sie gleicher Meinung sind.

Die eigentliche Aktion bei der Nordostbahn, so interessant sie dem Beobachter auch sein mag, darf nur nicht zu den jetzt so beliebten falschen Schlußfolgerungen reizen. Denn 1. der Thäter ist hier zwar das Großkapital, aber doch ebenfalls nur gegen eine anders gesinnte Kapitalskonzentration. 2. „Der Einfluß der Ausländer auf unser eidgenössisches Eisenbahnwesen" ist hierdurch noch keineswegs fühlbar, wo der Bund ein Eisenbahndepartement besitzt, das wirkliche Eingriffe nimmer dulden wird, und wo fremde Kräfte gar nicht selbständig erscheinen, sondern nur von einer Züricher Intelligenz zu Hülfe genommen wurden. Vor Allem aber hat kein Mensch die Schweizer gezwungen, ihre Eisenbahnaktien ins Ausland gehen zu lassen. Von der Gotthardbahn abgesehen, zählen wir dort vier große Eisenbahnkörper. Davon besitzt an Stammaktien: die Jura-Simplonbahn für 49 Millionen Frcs., die Centralbahn für 5 Millionen Frcs., Nordost 54 Millionen Frcs. und Union-Suisse für 22 Millionen Frcs. Das sind zusammen 130 Millionen Frcs., die das Schweizer Kapital selbst zu höheren Kursen aufnehmen könnte, ohne sich weh zu thun. Das war ja auch bis vor zehn Jahren thatsächlich der Fall. Dann kam das strenge Eisenbahnregiment des Bundes und seitdem hat das dortige Kaufpublikum von seinen eigenen Transportwerthen eine ohne Vergleich geringere Meinung als der deutsche Markt. Und nun zum Schauspiel.

I. Aufzug.

In der vorjährigen Generalversammlung der Nordostbahn trat ein als starker Aktionär nicht unbekannter Herr Namens Guyer-Zeller plötzlich als sehr energischer Opponent auf. Er kontrolirte damals für seine Person bereits 20 000 Aktien, betonte — für die anwesenden Fremden unverständlich — die Revolutionen, welche die „Oberländer" bei mehrfachen Gelegenheiten nicht gescheut hätten und hob ganz besonders hervor, daß der Aktionär der Eigenthümer der Bahn sei, Verwaltungrath und Direktion aber nur deren Diener. Einerlei, ob solche Theorien dem sehr einflußreichen Vorstande angenehm klangen: man war gezwungen, den Stammaktien statt der beantragten 4½ pCt. ganz wie den Prioritätaktien 5 pCt. zu geben oder den Reservefonds von Frcs. 8 Millionen nicht weiter anwachsen zu lassen 2c. 2c. Damit war Herr Guyer-Zeller bei einem erklecklichen Theile von in- und ausländischen Aktionären rasch populär geworden. Denn der Hauptvorwurf gegen die Verwaltung beruhte eben in ihrem stetigen Ansammeln der Gewinne, während der Kaufmann die einfache Ausschüttung verlangt. All dieses Zuviel der Ersparungen, von denen ja manche auch gewiß berechtigt waren, wurde dabei mit spekulativen Motiven behängt. Andererseits begann aber auch die Person des Herrn Guyer-Zeller durch seine Operationen mit deutschen Banken aufzufallen, da hiermit doch jedenfalls größere Pläne verbunden sein mußten.

Es seien hier einige Zwischenphasen übersprungen; genug: jener Chef der Opposition hatte es verstanden, in den Verwaltungrath der Bahn gewählt zu werden, und man kann sich da im engen Raume das Aufeinanderstoßen der verschiedenen harten Köpfe wohl genügend vorstellen.

II. Aufzug.

Herr Guyer-Zeller ist jetzt nach einem Jahre mit seinen größeren Zwecken so gewachsen, daß er, der Hauptopponent, eine Opposition nicht mehr vertragen kann. Er hat es zwar durchgesetzt, daß, statt der geplanten 20 Millionen Frcs. neuer Prioritäten, die Hälfte als genügend angesehen wurde; allein auch bei

dem Bau der Verzugslinien soll seine Meinung im Detail mehr mitsprechen, als Dies den älteren Autoritäten gegenüber bisher geschieht. Unser Mann hat vielleicht Recht, auf eine größere Dividende zu dringen, als die Andern gern geben möchten, aber ohne einen sehr ausgeprägten Ehrgeiz brauchte er sicherlich keine so ungeheure Angriffslinie zu formiren. Er, das Verwaltungrathsmitglied, hat nunmehr den Antrag gestellt, sämmtliche Mitglieder der Direktion und des Verwaltungrathes (in diesem sitzt u. A. der hochverdiente Ingenieur Stoll) abzuberufen. „Dieser Schritt“, so betheuert der Antragsteller, „ist mir von der Ueberzeugung diktirt worden, daß die gedeihliche Fortentwickelung des Nordostbahn-Unternehmens ihn erheische.“ Wie aufrichtig aber dabei zwischen Folgsamen und Unfolgsamen unterschieden wird, geht daraus hervor, daß ausdrücklich ein Direktor und sechs Verwaltungräthe (darunter Guyer-Zeller selbst) ausgenommen werden. Es würden demnach nicht weniger als neunzehn weiße Schafe, wollte sagen: neue Verwaltungräthe, zu wählen sein.

Da laut den Statuten der Verwaltungrath acht Bürger des Kantons Zürich und je vier der Kantone Schaffhausen, Aargau und Thurgau enthalten muß, so ist natürlich der Widerstand der Kantone ein sehr heftiger. Zürich voran hat denn auch sofort eine Eingabe an den Bundesrath wegen sofortiger Anwendung der Dividendensperre gemacht und formell dabei das zu kleine Prioritätanlehen hervorgehoben, indem zu den weiteren Bauten mindestens 20 Millionen gehörten 2c. 2c. Allein der Bundesrath ist nicht mehr der alte, die Tage seiner Rigorosität unter der Leitung des Herrn Welti sind längst vorüber und eine Bahn mit 54 Millionen Frcs. Stamm-Aktien- und 26 Millionen Frcs. Priorität-Aktienkapital könnte sich so leicht für weitere 10 Millionen Obligationen verschaffen, daß der Bundesrath, selbst wenn er wollte, keinen schicklichen Vorwand zur Einmischung hätte. Die Herren des Eisenbahndepartements werden also kaum zu irgend einem Anstande über die bevorstehenden Generalversammlungbeschlüsse Gelegenheit haben.

Woher weiß man aber so Sicheres über den Ausgang dieser Generalversammlung? Weil Herr Guyer-Zeller 40 000 Nordostbahnaktien kontrolirt und angesichts Dessen der Verwaltungrath selbst seiner Abberufung entgegensieht. Die Sicherheit seiner Niederlage hat auch dem Verwaltungrathe den Gedanken eingegeben, fast den gesammten Gewinn als Dividende auszuschütten; damit wird die Bahn so auf den Tag und seine Ergebnisse gestellt, daß die neuen Herren unter Umständen in einen etwas dornigen Weg hineinkämen und die Stammaktien Dies noch fühlen könnten. Andererseits mußten sie auch den Pr.-Aktien einen höheren Satz bewilligen. Diese liegen aber gerade zumeist in den Händen der alten Gruppe (Schweizer-Kreditanstalt) und bei ihnen kann eine Dividende von 5% doch für später so leicht nicht gefährdet werden. Selbst Herrn Guyer-Zeller scheint diese plötzliche Nachgiebigkeit seiner ihm feindlichen Kollegen etwas danaerhaft vorgekommen zu sein, denn noch in letzter Stunde hat er die Stammaktiendividende um 1 Franc niedriger stellen lassen.

Woher stammt nun jene so viel gefürchtete Majorität? Das ist unbedingt die interessanteste Frage, weil hier die Fäden der Hochfinanz im Gespinnste sichtbar werden. Herr Guyer-Zeller gilt als ein Mann von vielleicht 6 Millionen, die nicht in der Kasse, wohl aber in Industriebetrieben ruhen. Sein gegenwärtiges Engagement in Nordostbahn beträgt vielleicht 20 Millionen, auf deren Lombardirung (ganz abgesehen von den in der Schweiz üblichen Sola-Wechseln) doch noch immer ein hübscher Nachschuß erforderlich war. Wir rechnen zu

seinem Vortheil sogar die niedern Anschaffungkurse, zu denen er thatsächlich Posten von Aktien seit Jahr und Tag innehat, aber dennoch dürften starke Finanzleistungen von dritter Seite erforderlich gewesen sein. Herr Guyer-Zeller — oder auch möglicher Weise sein erster deutscher Alliirter — hat es thatsächlich fertig gebracht, daß eine Anzahl von Firmen, die sonst bei uns gar nicht zusammengehen, ein Nordostkonsortium gebildet haben; die Gründe für diesen überraschenden Zusammenschluß sonst heterogener Elemente liegen auch noch heute nicht klar. Gehen die übrigen Geschäfte so schlecht, daß man in ein Unternehmen einzutreten wünscht, bei dem ein Aufsehen und demgemäß Preß-Lärm von vorn herein feststand? Deutsche Ohren sind gegen eine solche Musik empfindlich; es heißt auch: Herr Guyer-Zeller habe sofort nach Bekanntwerden seines energischen Antrages eine dringende Vorstellung von seinen neuen Freunden erhalten. Da in allen Schweizer Bahnen jetzt unsere Banken ihre Hände haben, so ist ja der Ehrgeiz begreiflich, auch in dem umstrittensten und wechselvollsten Unternehmen Terrain zu gewinnen. Allein von der Berechtigung, bezüglich eines bei uns vielgehandelten Papieres eine Kontrole zu gewinnen, bis zu den jüngsten Usurpationgelüsten Guyer-Zellers ist doch ein Ausschreiten mit Storchbeinen.

Bedeutet diese ganze Unterstützung nur eine Kursmoussade? Daß man auf die Sicherheit einer hohen Dividendenerklärung große Posten Aktien gekauft hat, um sie rechtzeitig wieder loszuschlagen? Auch Dies ist nicht recht klar zu ersehen. Man muß nur festhalten, daß die deutschen Finanzmächte Herrn Guyer-Zeller ihre Unterstützung leihen, selbst aber wohl kein nachhaltiges, d. h. andauerndes Risiko übernommen haben. Eine andere Vermuthung spricht von dem möglicher Weise doppelten Spiel der Bankiers: daß diese kurz vor der Generalversammlung dem jetzigen Verwaltungrathe die hübsche Offerte machen, mit allen Aktien zu ihm überzugehen, — gegen ihre eigene Wahl dann in den Verwaltungrath. Ein solcher Verrath an Guyer-Zeller ist aber ganz unwahrscheinlich, sowohl wegen seines gefürchteten Temperamentes als auch wegen der Zusammensetzung jenes Konsortiums. Aber die Vermischung ausländischer Bankiers mit einer Eisenbahngesellschaft, in der man sich recht oft durch Aktienkäufe das Uebergewicht schaffen kann, muß doch die öffentliche Meinung so erregen, daß schließlich eine Umwälzung des Bestehenden kommen muß. Schließt doch ein als offiziös geltendes Schweizer Blatt seinen Leitartikel über diese Angelegenheit mit folgenden Worten: „Im Uebrigen ist die gewaltige moralische Entrüstung über Herrn Guyer sehr wohlfeil; der Mann handelt nicht schlimmer und nicht braver als andere tote und lebende Finanzleute vor ihm; nur die fast cynisch zu nennende Ehrlichkeit und Rücksichtlosigkeit sind es, die ihn auszeichnen. Gegenwärtig aber wird man sich in die Thatsache, daß Jemand seine Rechte als Großaktionär ausnutzt, leider schicken müssen."

III. Aufzug.

An einem Tage, der auch bald kommen könnte, werden im Nationalrathe drei Redner auftreten und unter Darlegung vieler Gründe den Ausschluß fremder Verwaltungräthe aus den Schweizer Bahnen verlangen. (Die Gotthardbahn als international natürlich ausgenommen.) Und wenn dieser Antrag durchgeht, — was dann? Dann haben einfache, aber eigensinnige Schwyzer mit ihrem Sinn für den Besitz eine vielverschlungene Finanzpolitik gestört, die ohne die Leidenschaft eines Einzelnen kaum entstanden wäre.

Pluto.

Kuligala.

Im Allgemeinen — nicht wahr? — langweile ich die Leser doch eigentlich nicht oft mit der Aufzählung oder gar Widerlegung der albernen Lügen, die über mich in den Zeitungen stehen. Wenn man aber die Herzensfreude erlebt, in einer Woche von den Kulitreibern und Kulis aller Parteien zugleich beschimpft zu werden, dann regt sich doch ein beinahe stolzes Gefühl und man muß höchst bescheidentlich Selbstkritik üben, um nicht zu dem gefährlichen Wahn geführt zu werden, daß man schon Etwas geleistet habe. Mir liegt dieser Wahn sehr fern und ich möchte auch heute die Aufmerksamkeit der Leser nur auf einen besonders amusanten Punkt der Kuligalavorstellung lenken. Vor einigen Wochen wurde mir erzählt und geschrieben, ein Münchener Professor habe über den schlimmen Caligula eine interessante Studie veröffentlicht. Ich notirte mir, da die Historiker bei uns rar geworden sind, den Namen des gerühmten Mannes und ich forderte ihn, mit der dabei üblichen konventionellen Höflichkeit und unter Hinweis auf seine neueste Studie, zur Mitarbeit auf. Herr Quidde gab eine dilatorische Antwort; und als durch den Alarmruf der Kreuzzeitung dann der Caligula zur Berühmtheit geworden war, da las auch ich die Broschüre und schrieb meine Ansicht über dieses kümmerliche Machwerk nieder. Nun aber gerieth Herr Quidde, dem ich böse Irrthümer und Entstellungen nachgewiesen hatte, in hellen Zorn und er fand in Herrn Mamroth, dem Redakteur der Frankfurter Zeitung, einen willigen Verbündeten. Das nette Paar schmiedete ein Notizchen, in dem, mit der unerläßlichen perfiden Vorsicht, insinuirt war, ich hätte Herrn Quidde „vernichtet", weil er nicht an der „Zukunft" mitarbeiten wollte. Der Gedanke ist unbezahlbar. Ich erhalte so viele Beiträge, daß ich werthvolle Arbeiten zu meinem Bedauern oft lange Monate liegen lassen muß, und nun soll ich plötzlich das Bedürfniß empfinden, mich an Herrn Quidde zu rächen, weil er nicht für meine Wochenschrift schreiben will. Ach nein, Herr Quidde wäre mir mit vernünftigen historischen Studien ein ganz angenehmer Helfer; aber seine Mitarbeit würde mich natürlich nicht hindern, so werthlosen und nichtigen Quarg wie seinen Caligula nach Gebühr zu beurtheilen. Das Geschäftsprinzip, die Freunde des Hauses zu loben und die seitab Stehenden zu tadeln, gedenke ich mir nicht mehr anzugewöhnen. Die ganze Geschichte wäre auch kaum der Erwähnung werth, wenn nicht dem guten Herren Quidde gerade der gute Herr Mamroth beigesprungen wäre. Dieser Herr, der jetzt beschimpfende Notizen über mich schreibt oder wenigstens verantwortlich zeichnet, hat mich unendlich oft, unter Häufung geschmackloser Komplimente, zur Mitarbeit aufgefordert und ich müßte nach seiner Theorie jetzt eigentlich annehmen, daß er sich für meine Ablehnung rächen will. Aber ich bin ihm aufrichtig dankbar, denn er hat mir in einem sehr hübschen Briefe das Rezept verschrieben, das gegen die Anpöbelungen aus den Kuliplantagen sicher hilft: „Da Sie gegen Alle sind, sind natürlich alle gegen Sie. Aber ich wüßte Wenige, die ein so gegründetes Recht hätten, ihre Feinde zu verlachen, wie Sie, der Sie trotz allen Hasses oder vielleicht gerade wegen seiner so viele Freunde haben." Ueber den Stil läßt sich streiten, aber die Gesinnung ist untadelhaft und sie beweist wieder einmal, daß auch bei den Kuligalavorstellungen die scheinbar erhitzten Spieler nicht etwa sagen, was sie denken, sondern, nach Hamlets Weisung, nur herunterdeklamiren, was in der vom Kulitreiber diktirten Rolle steht.

M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Bürenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Juni 1894.

Polka Mazurka.

Im Kladderadatsch — dessen Behauptungen über die Hintertreppendiplomatie im Auswärtigen Amt übrigens noch immer nicht widerlegt sind — konnte man neulich an einem sehr hübschen Bild sich erfreuen, das von einem beliebten Ballet den Titel entlehnt hatte: Slavische Brautwerbung. Der Bräutigam war der ehrwürdige Herr von Stablewski, der mit dem Purpur des Primas von Polen geschmückte Erzbischof Florian von Posen und Gnesen, den holde Weichsel-Aphroditen in bedenklich kurzen Röckchen lockend umtanzten; als schämige Braut hatte der kecke Zeichner den aus friaulischem Geschlecht stammenden Grafen Georg Leo von Caprivi dargestellt, um dessen nicht allzu üppige Wohlgestalt stattliche Nachkommen der Piasten den Reigen schlangen; die Hochzeitmusik besorgten geistliche Herren der römischen Richtung, die in schmunzelnder Genugthuung auf das glücklich vereinte Paar herniederblickten. Denn die bangen Stunden der Werbung waren, trotz dem Titel, vorüber, die Braut harrte mit Kranz und Schleier schon des Gespons und nur von den Brautgaben war nirgends die Spur zu erschauen. Vielleicht hatte den Zeichner die Furcht geschreckt, zu symbolistischen Künsten klettern zu müssen, vielleicht hielt von leblosen Allegorien eine löbliche Scheu ihn zurück: jedenfalls war von den Spenden des Bräutigams — dem für die Militärvorlage und die Handelsverträge abkommandirten Fähnlein — so wenig wie von

der Brautmitgift Etwas zu erblicken. Und doch wäre es eine lohnende Aufgabe gewesen, auch den Hochzeitschatz des jungen Paares und die Folgen der frohen Verbindung uns zu zeichnen: wie liebe Kinder eifrig die polnische Sprache erlernen, wie in Posen, Westpreußen und Oberschlesien neue Hoffnungen sich entzünden, wie das Provinzialhaupt der evangelischen Geistlichkeit bei manchem festlichen Anlaß hinter dem fürstlich prunkenden Erzbischof zurückstehen muß und wie polnische Rekruten in der Heimath gedrillt und kriegstüchtig ausgebildet werden. Aber auch so, wie es ist, kann das Bildchen sich sehen lassen, als eine wichtige und witzige Momentaufnahme aus einer sehr ernsten Zeit; und der Zeichner kann, wenn das Fehlen der Morgengaben tadelnd ihm vorgerückt wird, sich damit entschuldigen, daß gerade das Hauptstück der Mitgift ganz in der Stille herbeigeschafft worden ist. Es war bekannt, daß die Maßregel erwogen wurde, künftig die polnischen Rekruten in ihrer Heimath zu lassen, und daß der geistige Vater des letzten Militärgesetzes diesen Plan mit der überraschenden Motivirung empfohlen hatte, die polnische Agitation sei im Absterben. Jetzt aber erst dringt allgemach aus dem Osten das Gerücht nach Berlin, daß der Plan längst aus dem Bereich der Erörterungen in die rauhe Wirklichkeit hinübergeführt worden ist: das seit zehn Jahren geltende Verbot, in die Regimenter, deren Garnisonort in der Provinz Posen liegt, polnische Rekruten einzustellen, ist seit dem vorigen Herbst bereits aufgehoben, in der Stadt Posen allein sind schon etwa zweihundert polnische Rekruten auf die verschiedenen Waffengattungen vertheilt und es soll die Absicht bestehen, bei diesem neuen System auch fernerhin zu verharren. Hundert Jahre nach Kosciuszkos Niederlage bei Maciejowice ist dieser friedliche Militärsieg für den trauernden Rest des Jagellonenreiches immerhin ein ansehnlicher Erfolg.

Dem tapferen Herrn Thaddaeus, der sich im Jahre 1794 zum Diktator von Polen erhob, kann man gewiß nicht nachsagen, daß er ein Heuchler war; er hat das Ziel seiner Sehnsucht immer ganz deutlich bezeichnet und es ist hier schon einmal des Briefes gedacht worden, in dem Kosciuszko am zwanzigsten Brumaire des Jahres XII. gegen den von der Preßlegende ihm zugeschriebenen Ruf Finis Poloniae mit diesen Worten sich verwahrte: „Alles, was die Polen in den ruhmreichen polnischen Legionen gethan haben, und Alles, was sie noch in der Zukunft thun werden, um ihr Vaterland wiederzugewinnen,

mag als Beweis dafür dienen, daß, wenn wir, die ergebenen Kämpfer dieses Vaterlandes, sterblich sind, Polen unsterblich ist." Diese Anschauung ist auch von den Landsleuten des Siegers von Raclavice stets eifrig vertreten worden; als der Norddeutsche Bund und später das Deutsche Reich begründet wurde, da wurde auch mit schönem Pathos die nothwendige Wahrung der „national-politischen Rechte" der Polen betont, und als in Posen jetzt der Katholikentag abgehalten wurde und auf Straßen und Plätzen stolze Gestalten in polnischer Nationaltracht sich tummelten, die aus Galizien und aus dem russischen Gouvernement an der Weichsel herbeigeeilt waren, da konnte man das alte Wahlkönigreich wieder erstanden glauben und durch die Reihen der Deutschen schlich ein ängstliches Murmeln, denn sie sahen eine Fluth steigen und schwellen, die mit noch schlimmerer Gefahr sehr bald sie bedrohen könnte als die wilden Wasser der Warthe. Nur die leitenden Männer in Berlin fanden zur Besorgniß nicht den allergeringsten Grund. Der General von Caprivi nimmt das Gute, wo er es findet, und für das Gute scheint er die Unterstützung seiner Vorlagen zu halten. Der General von Goßler meint, die polnische Agitation sei im Absterben oder doch wenigstens außerordentlich gemindert. Der Kultusminister Bosse hat zwar im Januar 1893 die Wiedereinführung des polnischen Sprachunterrichtes mit den stolzen Sätzen abgelehnt: „Wir würden einen Rückschritt machen gegen diejenigen Ergebnisse, die wir jetzt in der deutschen Kulturarbeit zu verzeichnen haben; dann sägen wir einfach den Ast ab, auf dem wir sitzen. Das kann keine deutsche Regirung, Das kann kein deutscher Kultusminister jemals machen." Aber diese Rede hat ihn nicht gehindert, am ersten März 1894, während im Deutschen Reichstag gerade über den jetzt von allen Seiten schon preisgegebenen russischen Beglückungvertrag die Entscheidung fiel, im Abgeordnetenhause zu erklären, er werde in den deutschen Schulen der Provinz Posen einen polnischen Lese- und Schreibunterricht anordnen. Und Herr von Heyden-Cadow, der Landwirthschaftminister, hielt es für unmöglich, „daß eine polnische Majorität ihre Macht dazu mißbrauchen sollte, um lediglich vom nationalen Gesichtspunkte aus die landwirthschaftlichen Fragen zu beantworten oder über die Mittel zu verfügen, um aus nationalen Gesichtspunkten deutsche Landwirthe zu schädigen." Die Herren sind, wie man sieht, sämmtlich sorgenlos; und wenn sie bedrängt werden, dann zucken sie die excellenten Achseln und sagen: Wir

haben nicht angefangen, — Graf Zedlitz-Trützschler, der frühere Oberpräsident von Posen, trägt an Allem die Schuld.

Nun entspricht es nicht dem Geist unserer Verfassungzustände, einen Oberpräsidenten für politische Maßregeln verantwortlich zu machen, die er nur im Einverständniß mit dem ihm vorgesetzten Minister anordnen und durchführen kann. Graf Zedlitz hat selbst als Minister gezeigt, daß er ein sehr lebendiges Gefühl der Verantwortlichkeit besitzt; er hat rechtzeitig und mit allen Ehren die Ausgangspforte gefunden, während Herr von Caprivi es für angemessen hielt, im Dienst eines Staates zu bleiben, in dem nach seiner Ansicht doch der Atheismus über das Christenthum gesiegt hatte. Die wohlmeinende Unerfahrenheit des Grafen Zedlitz konnte durch das liebenswürdige Wesen, durch die einschmeichelnde Anschmiegsamkeit der Polen, leicht in die Irre geleitet werden; der Oberpräsident konnte, da sein guter Wille überall ein behendes Entgegenkommen fand, die erträumte Versöhnung der Nationalitäten für möglich halten; Das blieb so lange der Irrthum eines Verwaltungbeamten, der nicht verpflichtet ist, ein Staatsmann zu sein, bis es von den verantwortlichen Leitern der Politik bestätigt wurde. Graf Zedlitz hat den polnischen Stiftspropst von Wreschen nicht zum Erzbischof von Posen gemacht, er hat im Reichstag nicht Majoritäten gebraucht und in Privatbriefen Konzessionen in Aussicht gestellt; in seiner Kompetenz lag es nicht, neue Wege einzuschlagen und dem Polenthum greifbare Vortheile zu gewähren, und das Bemühen ist ganz vergeblich, ihn jetzt mit der Schuld an einem Zustande zu belasten, dessen Gefährlichkeit, trotz der immer eindringlicher wiederholten Mahnung des Fürsten Bismarck, heute noch nicht annähernd im vollen Umfange übersehen wird.

Die sorglosen Herren haben ganz sicher nicht die Absicht, das Deutsche Reich oder Preußen zu schädigen; aber wenn sie so um sich blicken, dann sollte um Kopf und Busen eigentlich doch manchmal ihnen bange werden. Von Rom spinnen nach Petersburg sich immer festere Fäden, die den leise katholisirenden Neigungen des Herrn Pobedonoszew gewiß nicht gerade mißfallen; in Frankreich hat unter der Herrschaft des neuen Geistes der Klerus längst seinen Frieden mit der Republik gemacht und Frau Marianne sehnt von der opportunistischen Lüderlichkeit und von den jähen Gewaltsamkeiten der Radikalen brünstiger stets sich hinweg zu geistlichem Rath und Bei-

stand; der österreichische Hof ist von katholischen Einflüssen ganz durchtränkt und weit zielende Wünsche scheitern einstweilen nur an der ernsten Gewissenhaftigkeit des alternden Kaisers; mit dem Koburger und seiner orleanistischen Sippe wühlt die römische Propaganda immer tiefer sich auch in das gefährliche Gelände der Balkanstaaten hinein und auf wichtigen deutschen Thronen werden wir bald kirchlich geschulte und im Glauben eifrige Erzherzoginnen erblicken. So zieht ein enger und enger werdender Gürtel sich um das evangelische Kaiserthum und für das päpstliche Rom scheint ein neuer Frühling sich anzukünden. Die sorglosen Herren bekümmert Das nicht; sie gleichen dem reichen Erben, der, da er nicht weiß, wie mühsam sein stattlicher Besitz einst erworben wurde, auch nicht ahnt, wie schnell er wieder zerrinnen kann; sie freuen sich, im nächsten Verkehr nur gefällige, glatte Mienen zu sehen, und sie hören nicht auf Goethes weise warnendes Wort: „Bei den Katholiken sind alle Vorsichtmaßregeln unnütz. Der päpstliche Stuhl hat Interessen, woran wir nicht denken, und Mittel, sie im Stillen durchzuführen, wovon wir keinen Begriff haben.“ Wenn sie solcher Lehre nicht hartnäckig ihr Ohr verschlössen, dann würden sie sich hüten, den deutschen Osten, die unerschöpfliche Kraftquelle des preußischen Staates, den klugen Vollstreckern des römischen Willens auszuliefern, die in der Beichte, auf der Kanzel, in der Schule und bei jeder geistlichen oder bürgerlichen Lebensregung nur den einen Wunsch hegen und hartnäckig verfolgen: in der Gemeinsamkeit der katholischen Interessen den Gläubigen die wahre Heimath zu schaffen und zu erhalten. Ob der Protestantismus, der sehr lange schon nicht mehr eine Religion der Propaganda ist, in der entscheidenden Stunde die Macht haben wird, aus dem einschnürenden Gürtel mit raschem Ruck sich zu lösen?

Diese Möglichkeit wird geringer, je gelassener von den leitenden Männern die Slavisirung des Ostens geduldet wird. Nicht um eine religiöse Frage nur handelt es sich dabei, auch die nationale Existenz wird auf ein unbedachtes und unübersehbares Spiel gesetzt. Der Deutsche liefert, wo er in Grenzdistrikten mit fremden Elementen sich mischt, die besten Bevölkerungprodukte; aber er ist nicht so zäh im Behaupten der eigenen Art, daß er ohne staatliche Hilfe Widerstrebendes so leicht wie andere Stämme überwinden und fremdartige Volkskörper sich bequem assimiliren könnte; sehr häufig geht er im fremden

Volksthum unter und fühlt sich, da in ihm das nationale Empfinden noch nicht auf der festen Basis einer seit Jahrhunderten währenden Einheit ruht, als Russe und Pole, als Franzose und Engländer, wohl und zufrieden. Diese Gefahr wächst, wo er einer Macht sich gegenübersieht, die an Prunk und Pomp, an geräuschloser Klugheit und sicherer Beherrschung aller propagandistischen Mittel so Unvergleichliches wie die katholische Kirche leistet. Wir haben schon früher polonisirte Deutsche in der vordersten Reihe der letto-slavischen Agitation gesehen; Das war die Frucht der unheilvollen Polenpolitik Friedrich Wilhelms des Vierten. Wenn in den Provinzen mit gemischter Bevölkerung nun die deutsche Sprache zurücktritt, wenn auf allen Gebieten die polnischen Aspirationen immer kühner vorwärts dringen dürfen und wenn die Regimenter, die gerade dort doch die große deutsche Volksschulzucht verbreiten sollen, nach und nach sich mit polnischen Soldaten füllen, dann werden wir Zustände erleben, gegen die vielleicht sogar die Erfahrungen aus den vierziger Jahren uns unbedenklich und harmlos erscheinen möchten.

Die sorglosen Herren, die naiv genug sind, auch im politischen Leben die einzelnen Menschen und die Parteien nach ihren Worten zu beurtheilen, glauben an eine Resignation des Polenthums und sie betrachten das ganze Problem im Licht der Versöhnung zweier gemeinsam wohnenden Nationalitäten. Das ist ein gefährlicher Irrthum, der nur aus völliger Unkenntniß der polnischen Geschichte erklärt werden kann. In der Oeffentlichkeit wird jedes verfängliche Wort zwar sorgfältig vermieden und bei festlichen Anlässen hallen die Säle von loyalen Hochrufen wieder; insgeheim aber — Das hat gerade die Abstimmung über den für die Landwirthschaft der Provinz Posen besonders schädlichen Russenvertrag bewiesen — wird doch vor jeder Entscheidung geprüft und erwogen, wie sie auf das Gedeihen der polnischen Sache wirken wird, und dieser Erwägung werden selbst ganz persönliche Vortheile geopfert. Thaddaeus Kosciuszko ist heute noch der Wegweiser — nicht für das eigentliche Volk, das die Kulturgemeinschaft mit Deutschland dem lastenden Joch einer gewissenlos ausbeutenden Adelsherrschaft ganz sicher vorzieht — aber für den polnischen Edelmann, der die schönen Tage selbstherrischer Willkürlichkeit zurücksehnt und der im Privatgespräch gar nicht leugnet, daß sein und seiner Standesgenossen brennender Wunsch dahin geht, das Banner des Polenreiches

wieder wie einst bis nach Smolensk und Kiew zu tragen. Auf diesem Wege liegt ein Krieg mit den Russen, in dem Deutschland, das sich dann sofort auch im Westen bedroht sehen würde, nichts zu gewinnen und sehr viel zu verlieren hat. Aber Blutströme haben den Uebermuth der Piastenerben niemals im Vordrängen geschreckt und ihre ganze Geschichte ist von Raubzügen und Eroberergelüsten erfüllt, von den Tagen an, da, um das Jahr 1000, Boleslaw Schlesien sich unterwarf, bis zum zweiten Thorner Frieden und zu den Aufständen, die das jetzt mannbare Geschlecht noch erlebt hat.

Allzu lange hat man das Schicksal Polens sentimental schwärmend bejammert und, nach schlechter deutscher Sitte, an fremdes und durchaus nicht unverdientes Leid kostbare Thränen verschwendet. Und doch haben gerade unter den Deutschen die wachsamen Warner niemals gefehlt. Das Urtheil Friedrichs des Großen und Bismarcks über die polnische Herrlichkeit ist bekannt und Goethe hat, als bei der dritten Theilung Polens im Jahre 1795 das Land zwischen Weichsel, Bug und Niemen und ein Theil des Krakauer Gebietes an Preußen fiel, Raumers und anderer in romantischem Mitleid schwelgenden Männer Bedenken mit dem nüchternen Satze zurückgewiesen: „Die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweise untergehen; sollte Preußen leer ausgehen, während Rußland und Oesterreich zugriffen?“ Aber vielleicht gilt Bismarck den sorglosen Herren als parteilicher Polenhasser, wie Herr von Stablewski ihn vor zwei Jahren genannt hat, und vielleicht sehen sie von ihrer Höhe herab in Goethe nur einen leichtherzig dilettirenden Politiker. Dann sollten sie in den Aufzeichnungen aus dem Leben Theodors von Bernhardi*) Belehrung suchen. Dieser vortreffliche Mann, dessen Russophobie selbst den Ansprüchen der Kreuzzeitung genügen dürfte und der zugleich doch dem altliberalen Gedankenkreise sehr nahe stand, hat bündig „die Thorheit der sogenannten Liberalen unserer Zeit“ nachgewiesen, die in den Anstrengungen der Polen für ihre Unabhängigkeit immer wieder einen Kampf für die bürgerliche Freiheit zu sehen glauben, und er hat nachdrücklich betont, daß die Russen ihren Theil an dem früheren Polenreich nicht nur mit dem Recht des Eroberers besitzen, sondern auch als das Resultat eines Gottesurtheiles in einem

*) Leipzig, S. Hirzel.

Kampfe, den nicht ihr Wille, sondern die polnische Beutegier einst entfacht hatte. Bernhardi hat gezeigt, „daß Polen von jeher ein dunkles Chaos aristokratischer Feudal-Monarchie gewesen ist, unfähig einer ihm selbst oder dem übrigen Europa zum Heile gereichenden Selbständigkeit, zügellos nach oben, bedrückend nach unten, gefährlich nach außen"; er hat bewiesen, daß es in Polen keine andere Nation gab als den Adel, daß von den ältesten Zeiten an Polen stets der angreifende Theil, stets ein grausamer, hinterlistiger, schonungloser Widersacher und ein schlimmer Nachbar war und daß gewisse Abschnitte der altrussischen Geschichte nur ein langes polnisches Sündenregister enthalten. Es ist heute an der Zeit, an die Sätze Bernhardis zu erinnern: „Die Polen lieben es sehr, sich ihrer Vaterlandsliebe zu rühmen; in Wahrheit hat niemals irgend ein anderes Volk des Erdballs so vollständig vergessen, daß man auch Pflichten gegen das Vaterland hat, daß es gemeinschaftliche Interessen der Gesellschaft giebt und daß diese das Recht hat, das Opfer der Privatinteressen zu fordern. Jeder pochte auf seine Rechte; Keiner gedachte seiner Pflichten; der Geist der Intrigue untergrub den Staat und die Gesellschaft; die Bestechlichkeit, von der öffentlichen Meinung nicht gebrandmarkt, wurde allgemein und die lebhafte, durch die Idee der Pflicht nicht mehr gezügelte Einbildungskraft führte zu allgemeiner Sittenverderbniß. Die Frauen übten einen sehr bedeutenden Einfluß, kraft eines Rechtes, das, vielleicht verführerischer als das der Gattin und der Mutter, jedenfalls weniger achtbar ist. Von der Masse des Volkes kann dabei gar nicht die Rede sein; rechtlich gehörte diese gar nicht zur polnischen Nation und die Existenzbedingungen sowie die Gesetze des Königreiches hatten die niederen Klassen in einen Zustand fast völligen Stumpfsinnes versetzt. Das Leben dieser Unglücklichen bestand aus einer langen Reihe von Leiden, die nur zuweilen durch Augenblicke groben Sinnentaumels unterbrochen wurden." So beurtheilte ein Kenner von Land und Leuten die sentimentalisch verbrämte Pracht des polnischen Feudalismus und er kam zu dem Ergebniß, in Zugeständnissen an das Polenthum unter allen Umständen politische Thorheiten zu erblicken.

Heute scheinen diese Lehren vergessen und eine sorglose Regirung läßt sich von einer Konzession zur anderen drängen. Das polnische Begehren gilt als eingesargt, weil es unter sanfteren Formen zu Tage tritt und in Preußen nun die Taktik versucht, die ihm in Galizien so

herrliche Früchte gezeitigt hat. Auch im Deutschen Reich hat eine kurze Spanne Zeit schon den edlen Polen mehr Vortheile gebracht, als sie selbst wohl in ihren kühnsten Träumen zu hoffen wagten; mit den kleinen, persönlichen Zugeständnissen, die im stillen Verwaltungswege erbeten und gewährt wurden, begann das Spiel, leise bahnte die Slavisirung des Ostens dann, mit der thatkräftigen Unterstützung der katholischen Geistlichkeit, durch Posen, Westpreußen und Schlesien sich heimliche Schleichpfade und nun sind wir bereits bei einem militärischen Zugeständniß angelangt, das böse Erinnerungen an Mieroslawski und Willisen wach werden läßt. Die Polonaise, der höfische Defilirtanz mit seinem geschmeidigen Neigen und Beugen, war nur für die Einleitung des polnischen Nationalfestes bestimmt; jetzt ist man vom feierlichen Reigenschritt herzhaft zum munteren Zweivierteltakt übergegangen. Dauert diese Gangart fort, dann werden wir bald vor Erscheinungen stehen, die mit den czechischen Schmerzen Oesterreichs eine verzweifelte Aehnlichkeit zeigen; auch dort hat man, um willige Majoritäten zusammenzustümpern, auf die glatte Bahn der Konzessionen sich vorgewagt und man hat damit nationale Anmaßungen geweckt, an die vor zwanzig, vor fünfzehn Jahren noch Niemand zu denken wagte. Und weil unsere sorglosen Staatsmänner seelenvergnügt und behaglich diesem lockenden Beispiel nachstreben, deshalb hätte der witzige Zeichner des Kladderadatsch eigentlich darstellen müssen, wie die Neuvermählten beim Hochzeitfest nach der Fiedel der ehrwürdigen Geistlichkeit in dem flotten Tanze sich üben, der aus Böhmen stammt und der später erst, als Polka Mazurka, in die mit Blut und Verbrechen gedüngten Gefilde des Jagellonenreiches seinen sieghaften Einzug gehalten hat.

Agrarpolitik.

II. Die Verschuldunggrenze.

Dem neulich hier betrachteten Anerbenrecht*), auch dem intestatischen, mußte schließlich die thatsächliche Bemerkung entgegengehalten werden, daß es seinen Zweck, die Verhütung der Besitzüberschuldung und die Erhaltung des Grundbesitzes in der Familie, nur unvollständig zu erreichen gestatte; denn es bekämpft nur die aus dem Erbgang hervorgehende Besitzverschuldung, und auch diese nur theilweise, da das Anerbenrecht nach den weiter zu gebenden, durch unseren ersten Agrarpolitiker Buchenberger überzeugend durchgeführten Nachweisungen besten Falles nur für die Güter und Gegenden des bäuerlichen Mittelbesitzes mit orographisch und klimatisch stabiler Betriebsweise sich eignet. Woher stammt die agrarpolitische Unzulänglichkeit selbst des Intestatanerbenrechtes? Einfach daher, daß es der Besitzüberschuldung, die eine Wirkung des ländlichen Darlehensrechtes ist, nicht unmittelbar im landwirthschaftlichen Darlehensrecht selbst, sondern mittelbar, nämlich vom Erbrecht her, beikommen will.

Das Nächstliegende ist die direkte Gestaltung des gemeinen Darlehensrechtes für landwirthschaftliche Hypotheken dahin, daß ruinöse Besitzverschuldung ausgeschlossen wird. Die unmittelbare Verschuldungbeschränkung im Darlehensrecht selbst, über deren Einrichtung im Einzelnen die Zweckmäßigkeiterwägungen verschieden ausfallen mögen, hätte zuerst in Betracht kommen müssen; denn sie ist auf allen landwirthschaftlichen Privatgrundbesitz jeder Gegend und jeder Betriebsweise anwendbar und sie ist allgemein nothwendig, da die Verhütung der Besitzüberschuldung ein Lebensinteresse für den ganzen Privatgrundbesitz und für die Volkswirthschaft ist.

Ich habe die Beschränkung der Ueberschuldung schon vor zehn Jahren in den Vordergrund gestellt, dem Anerbenrecht in jeder Gestalt nur einen untergeordneten Werth zuerkannt und die unmittelbar darlehensrechtliche Bekämpfung der Besitzüberschuldung gefordert. Die Beschränkung der Besitzverschuldung geradeaus und ohne Umwege habe ich als die breitere, zum Ziel führende Straße der Agrarpolitik charakterisirt. Nach langem, hart-

*) S. Nr. 37 der „Zukunft".

näckigem Widerstande beginnt diese Ansicht zum ersten Durchbruch zu kommen. Doch ist selbst dieser erste Durchbruch überraschend; denn kaum vor Jahr und Tag noch wurde die unmittelbare gesetzliche Verschuldungbeschränkung in jeder Form, auch in derjenigen der gesetzlichen Verschuldunggrenze, als „Utopie" schroff abgewiesen. Manche Leute, die sich heute stückweise zu diesem zweiten agrarpolitischen Mittel bekennen, waren eben noch dessen Verächter. Die preußischen Herren Minister v. Heyden und Dr. Miquel haben Dies durch ihren verdienstlichen Muth zu Stande gebracht, indem sie in ihren die Agrarreform vorbereitenden Parlamentsreden die gesetzliche Ueberschuldunggrenze als diskutirbar behandelten. Und so ist die direkte Verschuldungbeschränkung als zweiter Hauptgegenstand der Berathung auch auf die Tagesordnung der jüngsten Agrarkommission gekommen und in dieser zwar nur zur Anerkennung eines Beiwagens der Agrarpolitik neben dem Hauptvorschlage des Intestatanerbenrechtes gelangt, aber doch nicht mehr überhaupt verworfen worden. Noch vor wenigen Jahren wäre es eine Kühnheit gewesen, diesen Umschwung zu erwarten. Tempora mutantur.

Die Bekämpfung der Besitzverschuldung ist dem bisherigen Rechte nicht fremd. Nicht blos findet das Pachtverhältniß viele Anhänger darum, weil es dem Pachtbauern den Erwerb von Grundeigenthum ganz erspart, sondern auch das Rentengut, welches Grundbesitz dauernd gegen Entrichtung einer voraus fixirten Rente an den Rentengutsherrn einer Bauernfamilie überläßt, schneidet die Besitzverschuldung überhaupt ab. Nur ist damit volks- und sozialpolitisch nicht viel gewonnen; denn auch in Form des Pacht- und Rentengutsbesitzes kann das Zinsvermögen aller Art vom Ertrag der bäuerlichen Arbeit neben der Grundrente sich viel und leicht aneignen, wie es Dies dem Eigenthumsbauern gegenüber durch Bedingung der Hypothekenzinsen zu thun vermag. Die allgemeine Verwandlung alles Grundbesitzes, sei es in Domanial- oder Privatpachtland, sei es in Rentengüter, ist daher keine Lösung der Aufgabe, die produktive Landarbeit vor Druck und Ausbeutung zu bewahren. Es gilt, den Eigenthumsbauern, wie ihn Deutschland, Oesterreich und andere Länder noch besitzen, vor der Besitzüberschuldung und allen ihren Folgen zu bewahren. Zu diesem Ziele führt nur die direkte darlehensrechtliche Beschränkung der Besitzverschuldung. Es kann dabei jeder Besitzerwerber im Kauf- oder im Erbgang das Gut auch über den Ertragswerth hinaus übernehmen, wenn er nur nicht genöthigt ist, Besitzschulden überhaupt zu machen oder über einen bestimmten Bruchtheil des Guts-Reinertragswerthes hinaus das Gut für Zwecke des Besitzerwerbes, d. h. für die Abfindung der Miterben oder für die Sicherstellung der Kaufschillingsreste, zu belasten.

Wie ist eine direkte Bekämpfung möglich? Man kann die Besitzverschul-

dung überhaupt ausschließen, um die Grundbesitzliebhaber und deren Aszendenten zur Ansammlung eines für schuldenfreie Besitzübernahme ausreichenden Vermögens zu bestimmen, den Zweck also mittelbar zu erreichen suchen. Man kann aber auch den minder strengen Weg gehen und die Hypothezirbarkeit auch der Besitzschulden bis zu einem gesetzlichen Höchstbetrag, dessen Bemessungprinzip schon hervorgehoben ist, als zulässig erklären. Dieser zweite, weniger radikale Weg der Verschuldungbeschränkung ist Das, was die Bezeichnung der gesetzlichen Verschuldunggrenze gefunden hat.

Diese Grenze ist nicht willkürlich zu normiren. Für ihre nach Besitz- und Kulturgattungen vielleicht verschiedene Normirung giebt es ein ganz bestimmtes Prinzip, das im vorigen Artikel wiederholt hervorgehoben wurde: das Gut darf mit Besitzschulden nicht stärker belastet werden als so weit, daß der durchschnittliche Reinertrag, der nach Deckung aller Kosten und nach Verzinsung der Besitzschuld übrig bleibt, einmal den standesmäßig nothwendigen Lebensunterhalt einschließlich aller Prämien gesetzlicher Versicherung, sodann die Quote zur annuitätenweise durchgeführten Tilgung der Besitzschuld binnen einer Besitzergeneration (30 bis 35 Jahren) deckt. Dies ist das theoretisch unumstößliche Grundmaß für den gesetzlich zulässigen Höchstbetrag der Besitzverschuldung. In der Praxis werden der Einfachheit und der Schonung bestehender Gebräuche wegen auch Abweichungen von diesem strengen Richtmaß stattfinden dürfen, aber doch nur mit der Folge entsprechender Gefährdung des agrarpolitischen Zweckes der Institution.

Die Verschuldunggrenze ist hier immer als obligate, allgemein verbindliche Einrichtung gedacht. In der Agrarkommission hat auch die fakultative Verschuldunggrenze Vertretung gefunden; diese käme nur für Jene zur Anwendung, die sich der Verschuldungbeschränkung freiwillig unterwerfen, und damit man sich ihr freiwillig unterwerfe, sollen Denjenigen, die Dies thun, gewisse Vortheile der Darlehensgewährung geboten werden. Eine nähere Bezeichnung dieser Vortheile ist nicht erfolgt; wer die Vortheile bieten soll, ist auch nicht gesagt worden. Man wird bis auf Weiteres annehmen dürfen, daß die Gewährungen in wirksamer Stärke schwer zu finden sein würden. Warum denn aber überhaupt Freiwilligkeit, da es ohne Ueberschuldunggrenze rechtlich Jeder jetzt schon in der Hand hat, sich nicht zu überschulden?

Die gesetzliche Verschuldunggrenze wird sich auch für die Kleingüter und für die Gebiete des Freitheilbarkeitrechtes empfehlen; denn auch hier, und gerade hier, stürzt man sich in Besitzüberschuldung, die oft nicht nur nichts vom Reinertrag dem Besitzer übrig läßt, sondern den Nebenerwerb des Besitzers für die Besitzschuldzinsen aufzehrt. Auch ist eine gewisse Stabilität des Grundbesitzes in der Familie für den Kleinbesitz ohne allen

Zweifel wünschenswerth. Und der Güterverkauf, nicht die Gütervererbung, ist ja in den Gebieten der Freitheilbarkeit eine Hauptquelle der Real- und Personal-Besitzüberschuldung. Man kann nicht sagen, daß die Verhütung der Besitzüberschuldung über den Bereich ungezwungener und unbedenklicher Anwendbarkeit des Intestatanerbenrechtes hinaus als Bedürfniß überhaupt nicht anzusehen sei.

Um die Wirkung der gesetzlichen Verschuldunggrenze zu verstehen, muß man vor Allem ihre unausbleibliche Rückwirkung auf den Verkehrswerth der Güter sich klar machen. Die gesetzliche Verschuldunggrenze drängt den Verkehrswerth der Güter immerfort gegen den Punkt des kapitalisirten Durchschnittsreinertrages zurück. Dieser aber ist der so zu sagen natürliche Güterpreis; natürlich insofern, als nur bei diesem Güterpreis die wirthschaftliche Besitzbehauptung möglich ist. Somit legt das Institut die Axt an die Wurzel des Uebels an, es wirkt der Besitzüberzahlung entgegen. Und zwar stets nach Maßgabe des jeweiligen Standes der durchschnittlichen Bodenrente; indem der Maximalbruchtheil zulässiger Besitzverschuldung mit dem Steigen oder Fallen der Bodenrente steigende und fallende Verschuldung-Höchstsummen ergiebt, so nimmt mit dem allgemeinen Sinken der Bodenrente die Schuldbelastung des Landes ab, mit ihrem Steigen zu. Dem Institut ist also auch die wünschenswerthe Elastizität der Ausdehnung und der Zusammenziehung des Besitzschuldbestandes eines Landes eigen.

Wie aber geschieht es, daß die Verschuldunggrenze den Verkehrswerth der Güter gegen den „natürlichen" Preisschwerpunkt, gegen den Kapitalwerth des Durchschnittsreinertrages, zurückdrängt? Die Antwort ist einfach: es geschieht dadurch, daß sie alle jene Grundbesitzliebhaber, die nur unter Besitzüberschuldung, also nur mit der Folge ihres wirthschaftlichen Ruins, das Gut übernehmen können, aus dem Mitgebot im Erbfall und beim Verkauf ausschließt. Es geschieht durch Herstellung gesunder Verhältnisse auf dem „Grundmarkt". Der Verkehrswerth der Güter wird jedoch nicht genau auf den Ertragswerth zurückgedrängt, sondern nur gegen ihn hin; denn in der Nachfrage nach Grundbesitz werden jene Landliebhaber, welche zahlungfähig genug sind, um mehr als den Kapitalwerth des Durchschnittsreinertrages innerhalb der gesetzlichen Verschuldunggrenze bieten zu können, in den Besitz des Gutes auch über dem Ertragswerth gelangen. Das Gut kommt in die zahlungfähigste, daher auch betriebskräftigste Hand, sei diese diejenige eines Hauskinds oder diejenige eines Dritten. Das kann der Volkswirthschaft nicht schaden und kann den Miterben beim erbgängigen Besitzwechsel nur Das sichern, auf was sie wirklich Anspruch haben.

Das System der gesetzlichen Verschuldunggrenze hat offenbar vor

dem Intestatanerbenrecht den großen Vorzug voraus, daß es für Zwecke der Erbtheilung den künstlichen Ertragswerthanschlag der Güter, die künstliche und gegen die Miterben so oft ungerechte Gütertaxe, völlig umgeht, daß es den Verkehrswerth als maßgebend bewahrt, aber einen sachgemäß gegen den Ertragswerth im erforderlichen Maße zurückgedrängten Verkehrswerth festhält.

Bei richtiger Festsetzung des gesetzlichen Höchstbetrages der Besitzverschuldung kann aus dieser Festsetzung selbst eine Herabdrückung des Verkehrswerthes unter den Ertragswerth nicht stattfinden. Man wird aber den Höchstbetrag sehr vorsichtig und für die Einführungzeit eher etwas zu weit als zu eng festzusetzen haben; bei den periodischen Normirungen des Höchstbetrages wird man schrittweise das richtige Maß leicht zu finden vermögen. Der kleine wie der große Mann wird daher auf dem „Grundmarkte" Besitz so angeboten erhalten, wie er ihn behaupten kann. Eine die Besitzvertheilung regulirende Antheilnahme staatlicher oder korporativer „Landpolitik" könnte alles in Nothstandszeiten unter dem Ertragswerth erhältliche Land erwerben und dieses Land zu Pacht und Eigenthum wieder ausbieten. Man wird so dem Grundbesitzverlangen auch der kleinsten Leute nach dem örtlich gegebenen Bedürfniß gesunder Vertheilung von Groß-, Mittel- und Kleinbesitz Befriedigung zu schaffen vermögen. Der in den Gegenden der Freitheilbarkeit häufigen Naturalerbtheilung erbgängigen Grundbesitzes unter die Kinder setzt die gesetzliche Verschuldunggrenze überhaupt kein Hinderniß entgegen. Uebrigens macht das Anerbenrecht den Grundbesitz dem kleinen Manne noch unzugänglicher, da ja ungetheilte Vererbung das Ziel des Anerbenrechts-Institutes ist.

Die gesetzliche Verschuldunggrenze setzt zwar Ertragswerth*schätzungen* voraus, wie das Intestatanerbenrecht. Allein nicht zum Zweck des Erbanschlages, sondern blos zum Zweck der Ermittelung des Quotienten der Verschuldbarkeit für Besitzerwerb. Die Ertragsschätzung für diesen Zweck kann ganz objektiv und willkürfrei im Zusammenwirken von Taxorganen und Kreislandwirthschaftkammern unter Oberaufsicht der Regirung ausgestaltet werden. Jedenfalls bietet das Taxverfahren für die gesetzliche Verschuldungrenze keine größeren Schwierigkeiten und ermöglicht keine größeren Willkürlichkeiten als das Taxverfahren für das Intestatanerbenrecht.

Die praktische Durchführung der gesetzlichen Besitzverschuldunggrenze begegnet einer Schwierigkeit, die auf den ersten Blick fast unüberwindlich erscheint. Wie soll die Besitzverschuldung von der Betriebs- und sonstigen Verschuldung *losgelöst* werden? Droht nicht die Gefahr, daß der Gutskäufer ein Scheingeschäft schließt, durch welches das Gut scheinbar nur innerhalb der Verschuldunggrenze mit Besitzerwerbung-Schulden belastet

wird, während in Wirklichkeit ein weiterer Betrag als die nominelle Besitzschuld auf das Gut aufgenommen und dem Verkäufer ausgefolgt oder als besondere weitere Darlehnsforderung hypothezirt wird? Diese oder eine andere Art der Umgehung der Verschuldunggrenze ist denkbar, erscheint in größerem oder geringerem Umfang als wahrscheinlich. Auch ich habe, als ich vor zehn Jahren das Prinzip der Beschränkung der Besitzverschuldung erstmals öffentlich vertrat, darin die größte unter den praktischen Schwierigkeiten der Beschränkung der Besitzverschuldung erblickt. Genaueres Nachdenken führt dennoch zu einer einfachen Ueberwindung der Schwierigkeit. Die Schulden für Abfindung der Miterben und für Sicherstellung der Kaufschillingsreste wären von den übrigen Real- und Personalschulden abzusondern. Die ersten besitzen, ob sie vom Käufer und Erben übernommen oder neu bestellt werden, in der Reihenfolge der Hypotheken thatsächlich und sachgemäß jetzt schon für die Regel den Rang der ersten Hypothek. Dieser Rang kann den formell unzweideutigen, aus den Erbtheilung- und Gutskaufs-Akten belegten Besitzschulden ausschließlich eingeräumt werden; am Einfachsten, wenn ein körperschaftliches Institut die Gewährung, Verwaltung und Tilgung des Besitzkredites in die Hand nimmt, was sich auch aus anderen Gründen empfiehlt. Der Verkäufer oder Gläubiger, der zu einer die Verschuldunggrenze übersteigenden Gutserwerbung das weitere Geld hergeben soll, wird sich sehr hüten, Nachhypothek für eine die Besitzüberschuldung erschleichende Gutserwerbung einzugehen; denn diese Ueberschuldung droht immer mit Verlust. Noch sicherer freilich wäre die Umgehung abgeschnitten, wenn aller weitere Kredit klagbar und vollstreckbar in das Gut und in das Gutsinventar nur von eingeschriebenen Kreditgenossenschaften gewährt werden dürfte, die statutarisch Besitzkredit nicht gewähren dürfen. Dann wäre die Verhüllung von Besitzkredit durch Einkleidung in Betriebskredit um so sicherer ausgeschlossen, je mehr die Kreditgenossenschaften zu lokaler Entwickelung im Sinne der Raiffeisenschen Kreditgenossenschaften gelangen würden. Allein auch dann, wenn man sich wenigstens vorläufig scheut, jede Individualhypothek auszuschließen, wäre die Bekämpfung verhüllten Besitzkredits, die Erschwerung der Umgehung der gesetzlichen Verschuldunggrenze, durchführbar. Die Umgehung würde nur selten unbemerkt durchschlüpfen und den Schaden hätten in erster Linie der sich überschuldende Gesetzesumgeher und sein Helfershelfer selbst.

Der Meliorationkredit könnte auch nach Einführung der Verschuldunggrenze Befriedigung finden. Entweder ist dieser Kredit genommen worden, bevor der Erbgang oder die Veräußerung eintritt, — dann hat das mit dem Meliorationkredit belastete Gut erhöhten Werth und die Anwendung der Ueberschuldunggrenze gestattet deshalb dem Gutsübernehmer einen höheren

Betrag für die Besitzverschuldung. Oder der für den Besitz verschuldete Gutsinhaber meliorirt selbst, — dann wird er durch den wirklichen Werth, welchen er dem Gute durch die Melioration zusetzt, auch zu mehr Kredit gelangen und er würde diesen Kredit hinter den schon bestehenden Hypotheken, also hinter der Besitzhypothek, zu suchen haben, wie bis jetzt auch. Auch der Meliorationkredit ließe sich tilgbar gestalten und er könnte wünschenswerthen Falls auch einer bis in jeden Kreis sich erstreckenden Landeskulturrentenbank zur Befriedigung überlassen werden, wie jüngst vorgeschlagen worden ist. In der Agrarkommission hat die Gleichbehandlung des Meliorationkredits mit dem Besitzkredit Vertretung gefunden, wie der „Reichsanzeiger" erkennen läßt.

Die Verschuldunggrenze richtet dem Landwirthe keine andere Schranke auf als die Vermeidung einer Besitzverschuldung, bei der er für die Regel zu Grunde gehen müßte. Im Uebrigen verfügt der Grundbesitzer frei im Verkehr mit Lebenden und im Todesfall. Er kann sich, falls er das Gut schuldenfrei erwirbt oder von Besitzschulden befreit hat, innerhalb der Verschuldunggrenze für jeden beliebigen anderen Zweck auf erste Hypothek und weiter auf Nachhypotheken verschulden. Diese Freiheit ermöglicht allerdings eine Ueberschuldung, die nicht Besitz-, sondern Betriebs- und Konsumverschuldung ist, gerade wie beim Intestanerbenrecht auch. Allein die Besitzverschuldunggrenze schließt ein schon wiederholt angedeutetes zweites Rechtsinstitut nicht aus, wonach nur eingeschriebene Kreditgenossenschaften für tilgbaren Betriebs-, Noth- und Familienkredit solche Kredite gewähren dürfen, welche im Gegensatz zu Privatforderungen unmittelbar nach der Hypothek für die Besitzschuld ausschließend klagbar und allein in den Guts- und Gutsinventarwerth vollstreckbar wären, so daß Privatschulden nur in die übrigen Vermögenstheile des Schuldners, in das Gut und Gutsinventar aber nur im Erb- und im Veräußerungfall vollstreckbar sein würden. Vorläufig bemerke ich darüber nur, daß auf diese Weise die Kreditgenossenschaft mit Einem Schlage verallgemeinert, die breiteste Kreditbasis für Betheiligung an allen übrigen Arten der Wirthschaftgenossenschaft geschaffen und durch Beides gegen den Kredit- und Handelswucher ein hermetischer Abschluß für den Bauernstand geschaffen werden würde.

Die gesetzliche Verschuldunggrenze sichert allerdings an sich selbst die allgemeine Tilgung der Besitzschuld binnen jeder Besitzergeneration nicht. Das bewirkt aber auch das Intestatanerbenrecht nicht unmittelbar. Die Anhänger dieses Institutes haben nun neuestens empfohlen, die dem Anerben aus der Abfindung erwachsende Hypothekenschuld tilgungpflichtig zu machen, und zwar so, daß die Miterben nur Anspruch auf eine dem Kopfantheil jedes Erben am Durchschnittsreinertrag entsprechende Rente zugewiesen

erhalten. Die sogenannte „unkündbare Amortisationhypothek", und zwar als „Rentenhypothek", hat sich unter Führung Conrads rasch eine Anhängerschaft erworben. Besondere, überallhin sich verzweigende Rentenbanken hätten die Tilgung der Rentenschuld durchzuführen und jenen Anerben, welche ihren Rentenanspruch zu Kapital machen wollen, diesen Anspruch einzulösen. Es ist ohne Weiteres klar, daß die durch die Verschuldunggrenze geregelte Besitzschuld eben so leicht wie die aus dem Anerbenrecht hervorgehende Besitzschuld tilgungpflichtig gemacht werden kann und zur Rentenbank-Organisation sich ebenfalls eignen würde.

Die gesetzliche Verschuldunggrenze schränkt lediglich den Besitzkredit auf das wirthschaftlich zulässige Maß ein. Es ist eben eine unrichtige Behauptung, daß sie den Betriebskredit und anderen Kredit, der nicht Besitzkredit ist, einenge. Das Gegentheil ist richtig. Die Ueberschuldunggrenze behält dem **Betriebskredit** einen Theil des Vermögens als Realsicherheit vor, — einen desto größeren, je weiter die Tilgung des Besitzkredites fortschreitet. Und selbst dann, ja gerade dann, wenn man zur Verschuldunggrenze die ausschließende Befriedigung klagbaren und vollstreckbaren Kredites durch eingeschriebene Kreditgenossenschaften hinzufügen würde, wäre auch der reine Personalkredit nur gefördert, da Diejenigen, welche aus persönlichem Vertrauen Kredit geben, vollständig dagegen gesichert wären, durch den Kündigungüberfall illoyaler, wucherischer Nachgläubiger in Verlust gebracht werden zu können. Das persönliche Vertrauen hätte, verglichen mit der jetzigen individualistischen Kreditanarchie, viel festeren Boden für Verwandte und Bekannte, die Personalkredit zu geben geneigt und zunächst berufen sind.

Das Institut der Ueberschuldunggrenze würde keinesfalls **Bevorzugungrecht** darstellen, was man vom Anerbenrecht nicht sagen kann. Unser Institut wäre durchaus gemeines Recht; denn jeder Landwirth wäre ihm unterworfen. Es wäre zwar eine dem landwirthschaftlichen Darlehenswesen eigenthümliche Einrichtung, aber nur so, wie das Wechselrecht eine auf die kaufmännischen Darlehensbedürfnisse zugeschnittene Einrichtung ist. Mit dem selben Grunde könnnte man das besondere Wechsel- und Handelsrecht, die Handels- und Industriekammern, als bevorzugende Standeseinrichtungen für das mobile Vermögen charakterisiren, wenn man die Ueberschuldunggrenze und die Landwirthschaftkammern als Singularrecht für den „Agrarismus" charakterisiren wollte. Die deutsche Landwirthschaft braucht sich da wahrlich nicht die Antwort gefallen zu lassen: Ja, Bauer, Das ist ganz was Anders!

Die gesetzliche Verschuldunggrenze schwächt das Bedürfniß nach besonderen **prozeßrechtlichen** Schutzmaßregeln für den Bauernstand. Man hat im Sinne des sogenannten Heimstätten-Rechts die Freilassung eines das

Existenzminimum sichernden Grundbesitzminimums von der Zwangsvollstreckung empfohlen; bei Abschneidung der Besitz- oder der Besitz- und der sonstigen Ueberschuldung der Landwirthe wird diese Maßregel, die den Realkredit immerhin beengen würde, kaum einem Bedürfniß entsprechen. Auch andere Schonungen im Vollstreckungwesen sind empfohlen worden und diese mögen mehr oder weniger Werth haben, aber dann wenigstens, wenn zur Ueberschuldunggrenze und zur Zwangstilgung der Besitzschulden das andere Rechtsinstitut überwiegend kreditgenossenschaftliche Befriedigung jenes Krebites, der nicht Besitzkredit ist, hinzukommen, wenn also die Klagbarkeit und Vollstreckbarkeit von Privatforderungen aus solchem Kredit in Gut und Gutsinventar außer im Todes- und Veräußerungsfall ausgeschlossen sein würde, dürften besondere Prozeßschonungen ziemlich gegenstandlos geworden sein. Im selben Falle würde auch die direkte strafrechtliche Wucherbekämpfung fast als überflüssig sich erweisen.

Nach Allem, was gesagt ist, erscheint die Verschuldunggrenze, verglichen mit dem Anerbenrecht, als die viel wirksamere und weiter tragende, einfachere und doch durchgreifendere, dabei rein auf dem Boden des neuzeitlichen Agrarrechts durch Fortbildung erwachsende, jedem Einfluß der Geburtzufälligkeit enthobene Rechtsinstitution. Durch die Ueberschuldunggrenze wird für jeden Agrarpolitiker, welcher der Ansicht ist, daß der bäuerliche Familiensinn bei rechtlicher Vereitelung der Besitzüberschuldung den Besitz in der Familie erhalten werde, was er nun allgemein zu thun vermöchte — er hat das selbst bei unbeschränkter Verschuldungfreiheit weithin gethan —, für Jeden, der dieser Ansicht ist, muß alles Anerbenrecht, das intestatische wie das fakultative, überhaupt als entbehrlich, selbst als überflüssig erscheinen. Damit fallen alle Künsteleien des Anerbenrechtes dahin. Dies wird ganz deutlich werden durch die besonderen Ausführungen gegen das Intestatanerbenrecht und für die Verschuldunggrenze. Hier nur so viel, daß viel eher das Intestatanerbenrecht als ein starker Tusch agrarrechtlicher „Vergangenheitmusik“ anzusehen ist, denn daß das Recht der Verschuldunggrenze mit Grund als „Zukunftmusik“ bezeichnet werden darf!

In der Agrarkommission haben nun die beiden Institutionen eine eigenthümliche Stellung zu einander eingenommen. Das Intestatanerbenrecht ist als der Haupthebel der Agrarrechtsreform, die Verschuldunggrenze nur als Zusatz und Anhängsel gewürdigt worden. Die Grundfrage, ob neben der Ueberschuldunggrenze das Intestatanerbenrecht überhaupt noch ein Bedürfniß sein würde, ist, nach dem „Reichsanzeiger“ zu schließen, überhaupt nicht aufgeworfen worden. Von einer Seite ist jedoch die allgemeine Verschuldunggrenze mit Nachdruck zur Geltung gebracht worden, nämlich durch den Staatsminister Grafen v. Zedlitz-Trützschler. Nach dem

„Reichsanzeiger" bemerkte dieses Mitglied der jüngsten Agrarkommission zutreffend: „daß, wer Anerbenrecht wolle, auch einer Verschuldungbeschränkung zustimmen müsse", und er hielt „die obligatorische Einführung einer solchen für allein möglich und zum Ziel führend", und meinte, „die durch sie eintretende Herabminderung des Verkehrswerths der Güter stehe ihrer Annahme nicht entgegen".

Auffallend ist es, daß in der Kommission auch eine andere Hauptvorfrage, die Frage der Rückwirkung von Anerbenrecht und Verschuldunggrenze auf das eventuelle Verhalten des Rentenkapitals, nicht berührt worden ist. Man muß offenbar mit der Möglichkeit rechnen, daß das Rentenkapital, wenn es durch die eine oder durch die andere Einrichtung aus der Aufsaugung des Gutsertrages in Form von Hypothekenzinsen in großem Umfang verdrängt worden sein würde, in anderer Form, namentlich durch Auskaufung von Bauernland auf Zeitpachtverwerthung, sich schadlos zu halten suchen würde. Dieser Gefahr kann nur durch eine entsprechende Landpolitik, deren Boden prinzipiell in den preußischen Rentengütergesetzen, noch stärker in den neueren englischen „Land Acts", bereits betreten ist, mit Sicherheit gesteuert werden. In der Agrarkommission ist jedoch dieser Gedanke allem Anschein nach nur gestreift worden, und zwar lediglich im Zusammenhang mit der Stabilisirung des Verkehrswerthes der Güter durch korporatives Mitbieten.

Zum Schluß sei nur noch Dieses bemerkt, daß gewiß weder ein Mitglied der preußischen Regirung noch ein solches der Agrarkommission der Illusion sich hingegeben hat, daß Anerbenrecht oder Verschuldunggrenze allein die Aufgabe der Agrarpolitik ausmache. Man wendet also gegen das Programm mit Unrecht ein, daß der Fortschritt der Technik mithelfen müsse. Das bestreitet gar Niemand. Damit jedoch dieser Fortschritt möglich werde, damit wirthschaftgenossenschaftliche Selbsthilfe zu allgemeiner und voller Entfaltung gelangen könne, damit die Landwirthschaft auch für schlimme Zeiten widerstandsfähig bleibe, dazu ist die Beseitigung der Ueberschuldung erforderlich. Auf die Agrarrechtsreform richtet sich daher ganz richtig zunächst das Bestreben der preußischen Regirung.

Stuttgart. Dr. Albert Schaeffle.

Privatirrenanstalten.

Die Erörterungen über Irrenhäuser und über die Pflege geisteskranker Personen nehmen von Zeit zu Zeit in der nichtmedizinischen Presse einen größeren Umfang an. Gewöhnlich giebt der Fall eines angeblich Geistesgesunden, der im Irrenhaus eingeschlossen oder entmündigt wurde, zu den Erörterungen Veranlassung. Es ist hierbei bedauerlich, daß auf Gebieten, die mit Politik nichts zu thun haben, die Diskussion durch den politischen Standpunkt beeinflußt wird. Man sollte es kaum für möglich halten, daß Konservative in dem gegenwärtigen Irrenwesen Gefahren erblicken und seine Aenderung erstreben, während die Liberalen im Allgemeinen mit den zur Zeit giltigen Bestimmungen einverstanden sind. Von wem zuerst die Politik mit dem Irrenwesen verschmolzen wurde, bleibe dahingestellt; auffallend aber ist es sicherlich, daß Konservative, die gegen die Leichtigkeit der Internirung in Irrenanstalten und der Entmündigung sich wendeten, kein Wort des Tadels hatten, als der ihnen unbequeme Pfarrer Witte in Berlin für geisteskrank erklärt wurde; sie tadelten es nicht, daß, ohne jedes ärztliche Zeugniß in einem jedenfalls doch zweifelhaften Falle, das Konsistorium den Pfarrer Witte wegen angeblicher Geistesstörung vom Amte suspendirte und seine Zwangsemeritirung verfügte. Das Mittenzweigsche Gutachten, durch das Witte für geistesgestört erklärt wurde, wurde erst später ausgestellt, — ein Umstand, der wenig berücksichtigt wird. Damals sprachen die Konservativen keinen Zweifel an der Geisteskrankheit Wittes aus, obwohl dessen Hausarzt, Dr. Paalzow, ein angesehener Berliner Arzt, ihn für geistig gesund erklärte.

Die Schutzmaßregeln gegen unberechtigte Einschließung in Privatirrenanstalten und ganz besonders gegen unbefugte Zurückbehaltung in ihnen sind keineswegs so groß, wie Dies zeitweise von Psychiatern und besonders von Irrenanstaltbesitzern dargestellt wird und wie es vor einiger Zeit in einem Artikel des Herrn Professors Mendel geschah. Herr Mendel steht auf dem Standpunkt, daß die Internirung Geisteskranker noch mehr erleichtert werden sollte, als sie es heute ist. Nun gilt Herr Mendel in vielen Kreisen als eine irrenärztliche Autorität ersten Ranges und gerade deshalb müssen seine falschen Behauptungen entschieden bekämpft werden. Ich glaube, daß bei dem äußerst zweifelhaften Begriff der Geistesstörung Grund genug zur Beunruhigung vorliegt. Eine weitere Frage ist allerdings die, ob die Zustände überhaupt gebessert werden können.

Der erwähnte Artikel von Mendel hat in mancher Beziehung Aehnlichkeit mit einer Rede, wie man sie in Volksversammlungen hält. Man geht von unbewiesenen Behauptungen aus und thut so, als ob sie bewiesen

wären. Ist der Hörer oder Leser naiv genug, dies rhetorische Seiltänzerkunststück nicht zu merken, so giebt es rauschenden Applaus. Diesmal besteht das Kunststück darin, daß Herr Mendel es so darstellt, als ob alle Leute darüber einig seien, Herr Dr. Morris de Jonge habe seinerzeit in ein Irrenhaus kommen müssen. Dies ist vorläufig eine unbewiesene Behauptung. Im Gegentheil, es giebt Personen, die gerade heute überzeugt sind, daß dieser Mann nicht in ein Irrenhaus gehörte. Ich stelle hier keine Ansicht über den Fall auf, da man doch nach einigen parteiisch gefärbten Zeitungartikeln ihn nicht genügend beurtheilen kann, und jedenfalls halte ich die Verdächtigungen, denen bei jener Gelegenheit einige Irrenärzte ausgesetzt waren, für sehr bedauerlich. Die Ansicht Derer, die die Internirung des Herrn Morris de Jonge nicht für nothwendig hielten, braucht aber keineswegs falsch zu sein. Man setze Dem nicht Mendels größere Kompetenz entgegen. Gewiß hat Mendel ein Recht, über diese Dinge zu schreiben. Er hat in seinem Leben zahlreiche Geisteskranke gesehen und er besitzt selbst eine Irrenanstalt, die ihm viele Erfahrungen sichert. Andererseits dürfen wir aber doch nicht übersehen, daß Besitzer von Privatanstalten nur zu leicht befangen und jedenfalls nicht die einzig kompetenten Männer sind, zumal da sie an der Sache ein erhebliches persönliches Interesse haben. Es muß offen ausgesprochen werden, daß die Privatirrenanstalten kapitalistische Unternehmungen sind. Wenn es so dargestellt wird, als ob an deren Spitze überall hervorragende Irrenärzte ständen, so ist Dies falsch. Es ist vielmehr ein offenes Geheimniß, daß einige Privatirrenanstalten, auch solche in der Umgebung von Berlin, z. B. die Maison de santé, im Besitze von Männern sind, die ihre irrenärztliche Bedeutung noch nicht bewiesen haben. Die genannte Anstalt steht unter der Leitung eines Mannes, der einstweilen seine irrenärztliche Bedeutung meines Wissens nur in der schlechten Umarbeitung des früher brillanten Buches eines verstorbenen Psychiaters gezeigt hat.

Daß die Irrenanstalten kapitalistische Unternehmungen sind, ist ganz klar. Während es sonst unter Aerzten nicht üblich ist, zu annonciren, und Aerzte, die dauernd Inserate erlassen, von ihren Kollegen in gesellschaftlicher Beziehung als minderwerthig angesehen werden, annonciren Irrenanstaltbesitzer unangefochten. Niemand findet etwas Auffälliges dabei. Privatirrenanstalten inseriren nicht selten genau so wie Hotels, und zwar nicht nur in wissenschaftlichen, sondern auch in anderen Blättern. Solche Anstalten werden auch verpachtet, und Dies zeigt gleichfalls, daß die Grundlage kapitalistisch ist. Ein Arzt verpachtet seine Praxis nicht; daß Aerzte sie verkaufen, ist allerdings schon dagewesen und ist mit Recht gerügt worden. Was ferner die kapitalistische Basis der Irrenanstalten zeigt, ist

der Umstand, daß pränumerando bezahlt wird und daß, eben so wie in Pensionaten, zu einer bestimmten Zeit gekündigt werden muß. Die Art des Inserirens, des Verpachtens u. s. w. beweist den Geschäftscharakter der Privatirrenanstalten, der im Gegensatz zur gewöhnlichen ärztlichen Thätigkeit steht. Was noch hinzukommt, ist der Umstand, daß der Eigenthümer des Privatirrenhauses oft nicht einmal Arzt ist. Der Besitzer hat ein Interesse daran, daß seine Anstalt gefüllt sei, und er hat, wie nicht geleugnet wird, ein Recht, den Kranken zurückzubehalten. Der Beginn der Internirung wird noch etwas kontrolirt, während über die zu lange Ausdehnung der Einsperrung fast gar keine Kontrole besteht, die den einzelnen Fall berücksichtigt. Bei der Zurückbehaltung der Internirten handelt es sich also um ein Recht, das der „Herr Direktor" ausüben darf und dessen Ausübung für ihn oft von dem allergrößten materiellen Interesse ist. Wenn ein praktischer Arzt irgend einen Patienten behandelt und öfter zu sich bestellt, so hat der Kranke das Recht, die Konsultation zu verweigern, während der Kranke aus der geschlossenen Anstalt nicht entfliehen kann. Ich behaupte damit durchaus nicht, daß der Besitzer des Irrenhauses nun etwa mit Bewußtsein, um sich zu bereichern, den Kranken zurückbehalte; aber es kann vorkommen, daß der materielle Standpunkt in unbewußter Weise das Urtheil des Besitzers beeinflußt.

Es wird verlangt, daß man den Eintritt in die Irrenanstalt noch mehr erleichtern soll. Ich meine, leichter, als es gegenwärtig geschieht, kann es überhaupt nicht geschehen. Der Arzt schreibt heute nur ein Attest, und dann fährt Jemand mit dem Unglücklichen in die Anstalt. Allerdings wird der Kranke nach seiner Aufnahme in die Privatanstalt von einem Medizinalbeamten untersucht und es wird mehreren Behörden Anzeige erstattet. Was zunächst diese Behörden betrifft, so handelt es sich hier lediglich um Formalitäten und nicht um eine wirkliche Erschwerung des Eintritts. Gerade die Behörden sollten ernstlich darauf hingewiesen werden, welche enormen Gefahren bestehen, damit sie nicht, wie es heute geschieht, die Anzeige lediglich als eine Form betrachten. Die Untersuchung durch Medizinalbeamte soll ein besonderer Schutz gegen unberechtigte Internirung sein. Leider stimmt Das nicht ganz. Gewiß wird der Kreisphysikus einen ausgesprochenen Tobsuchtanfall sehr bald erkennen; er wird, wenn Jemand an ausgesprochener Gehirnerweichung oder an deutlichem Größenwahn leidet, Dies sehr bald sehen und die Internirung aufrecht erhalten müssen. Jeder weiß, daß solche Leute in das Irrenhaus gehören, weil sie gemeingefährlich sind. Ganz anders aber liegt die Sache bei zweifelhaften und bei leichten Fällen. Ist hier eine Internirung nothwendig, beschränkt man nicht in ganz unerlaubter Weise die Freiheit? und eventuell: welche von solchen leichten Fällen gehören in das Irrenhaus, welche nicht?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns zunächst darüber klar sein, wozu überhaupt die Internirung in Irrenhäusern dient. Die Einen sagen, sie geschehe zur Heilung von Geisteskranken. Dies wird oft behauptet, und zwar besonders von Irrenanstaltbesitzern. Das ist eine der vielen Behauptungen, die häufig wiederholt, dadurch aber nicht richtig werden. Die Irrenanstalten an sich heilen einen Geisteskranken durchaus nicht. Er wird zwar mitunter in der Irrenanstalt gesund, weil die Geisteskrankheit in ihrem natürlichen Verlaufe zurückgeht. Man wird beim Geisteskranken auf gewisse Heilmittel eben so wenig verzichten können wie bei anderen Kranken. Wenn man aber, was nicht selten der Fall ist, außerhalb der Irrenanstalt es durchsetzen kann, daß der Kranke soche Mittel nimmt, dann kann man auf das Irrenhaus zur Heilung sehr oft verzichten. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß eine gewisse Disziplin in der Anstalt die Anwendung von Heilmitteln oft erleichtert. Aber an die zauberhafte Wirkung der Irrenanstalten braucht Niemand zu glauben; sie sind in viel höherem Grade Aufbewahrunganstalten als Heilanstalten. Ich halte es im Gegentheil in vielen Fällen für sicher, daß das moralische Kontagium in den Irrenanstalten bei gewissen Geistesstörungen sehr schädlich wirkt. Ich habe erst kürzlich einen Fall gesehen, wo es sich um eine Person mit mystischen Wahnvorstellungen handelte, die längere Zeit in einer Irrenanstalt war. Die Patientin wurde schließlich von den Angehörigen aus der Anstalt geholt und es genügte eine gute Wärterin, um die Dame vollständig lenksam zu machen. In der Zeit, wo die Dame bei mir in Behandlung stand, las ich einen Brief aus der Anstalt, in der sie früher gewesen war, einen Brief, in dem es als unbedingt nothwendig erklärt wurde, daß sie wieder in eine geschlossene Anstalt käme. Der Erfolg hat gezeigt, daß Dies nicht nöthig war; die krankhaften Wahnvorstellungen sind außerhalb der Anstalt sehr schnell gewichen.

Der Heilwerth der Irrenanstalt ist oft nur ein Vorwand für die Internirung der Kranken. In Wirklichkeit giebt in praxi die Gefährlichkeit des Patienten den Ausschlag, und zwar die Gefährlichkeit des Kranken sowohl gegen sich selbst wie gegen Andere. Wie soll nun bei leichteren Fällen der Kreisphysikus, der den Kranken nur flüchtig sieht, über die Gefährlichkeit, die außerhalb der Anstalt bestand, ein gewissenhaftes Urtheil sich bilden? Zu einer eingehenden Untersuchung und regelmäßigen Beobachtung des Patienten hat der beamtete Arzt trotz des besten Willens gewöhnlich gar keine Zeit. Auch ist gerade in solchen zweifelhaften Fällen die Beobachtung außerhalb der Anstalt von Wichtigkeit, um die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Ueberführung in die geschlossene Anstalt zu gewinnen. Nur zwei Wege können überhaupt in Bezug auf die Gemein=

gefährlichkeit des Kranken Aufklärung geben: erstens die Beobachtung des Patienten und zweitens Mittheilungen Anderer, besonders solche der nächsten Umgebung über ihn. Wie leicht aber Aerzte durch solche Leute getäuscht werden, habe ich mehrfach gesehen. In dem Falle eines Herrn X. gaben mir z. B. Angehörige solche Informationen, daß in mir die feste Ueberzeugung erweckt wurde, ich würde es mit einem gemeingefährlichen Geisteskranken zu thun haben. In der That hatte ein Irrenarzt ein Attest geschrieben, nach den Mittheilungen der Angehörigen sei Allgemeine Paralyse (Gehirnerweichung) zu befürchten und der Betreffende sei zur Beobachtung in eine Irrenanstalt zu bringen. Ich habe Herrn X. mehrfach gesprochen und habe auch nicht das geringste Zeichen einer beginnenden Geisteskrankheit bei ihm entdeckt. Seitdem sind Jahre verflossen, Herr X. erfreut sich seiner persönlichen Freiheit, allerdings in der Schweiz, da er in Deutschland die Internirung fürchtet, und er hat durch nichts bisher bewiesen, daß seine angebliche Geisteskrankheit Fortschritte gemacht hätte. Nun wird man vielleicht sagen, daß gerade hier die Beobachtung des Herrn X. den Verdacht bei mir zerstört hätte. Indessen wird von irrenärztlicher Seite mit Recht darauf hingewiesen, daß gewisse Wahnvorstellungen nicht selten von dem Geisteskranken künstlich unterdrückt würden, damit er nicht für geisteskrank erklärt werde und seine persönliche Freiheit genieße; und man nimmt nun an, daß in solchen Fällen nur eine längere Beobachtung und besonders genaue Mittheilungen der Umgebung ein wahrheitgetreues Bild geben. Aber gerade solche Leute sind zwar geisteskrank, aber oft nicht gemeingefährlich, und ich betrachte viele geistig Gesunde ohne Wahnvorstellungen für in höherem Grade gemeingefährlich als solche Kranke.

Was die Beobachtung der Patienten durch den beamteten Arzt in der Anstalt betrifft, so ist sie gewöhnlich nur recht oberflächlich und jedenfalls wird sie gerade bei leichten oder zweifelhaften Fällen ein sicheres Urtheil nicht geben können, wenn man nicht alle Verhältnisse genügend berücksichtigt. Hier ist aber der Haken; hier ist ein Hinderniß, das der beamtete Arzt meistens nicht überwinden kann. Er ist bei seinem Gutachten oft auf die Gründe des ärztlichen Gutachtens, mit dem der Kranke in die Anstalt kam, angewiesen. Dieses erste ärztliche Gutachten ist nicht selten kurz und ohne ausführliche Motivirung. Um sich ein eigenes Urtheil zu bilden, müßte der nachuntersuchende Arzt sich auch nicht auf die Mittheilungen, die ihm der Irrenanstaltbesitzer giebt, verlassen, noch dürfte er die Motivirung des ersten ärztlichen Gutachtens für genügend halten. Er müßte vielmehr zahlreiche Bekannte und Verwandte des Patienten wiederholt sprechen, um sich von ihnen die Informationen geben zu lassen, die nothwendig sind. Beim besten Willen hat aber der beamtete Arzt kaum je dazu die genügende Zeit, und daher hat die Untersuchung durch den Physikus oft keinen Werth.

Nehmen wir einen Fall an, in dem es sich um Verfolgungideen handelt. Wenn Sinnestäuschungen hier aufgetreten und allgemeine Verfolgungideen ausgebildet sind, dann wird man natürlich über die Gemeingefährlichkeit des Betreffenden kaum im Zweifel sein können. Anders liegt schon die Sache, wenn der zu Untersuchende Verfolgungideen gegenüber einer Person hat. Solche Ideen sind nur dann krankhaft, wenn sie unmotivirt sind. Wenn z. B., wie es vorgekommen ist, ein Einbrecher glaubt, daß ihn unser bekannter und verdienstvoller Kriminalist v. Meerscheidt-Hüllessem verfolge, so braucht Dies noch nicht eine krankhafte Wahnvorstellung zu sein. Man hat gerade bei Verfolgungideen, die gegenüber einer oder wenigen Personen bestehen, zu untersuchen, ob die Ideen durch die thatsächlichen Verhältnisse motivirt sind, ob der Mann wirklich verfolgt wird; man hat aber keineswegs das Recht, jede Verfolgungidee ohne Weiteres für krankhaft zu erklären. Viel schwieriger noch als bei den reinen Verfolgungideen wird die Sache bei leichteren Zuständen, bei den Beeinträchtigungideen. Es kann aber gerade bei solchen Fällen nicht genügen, daß der beamtete Arzt den Kranken einmal sieht. Es ist vielmehr für ihn nöthig, aus der gesammten Umgebung sich die Informationen zu holen. Wie leicht man aber gerade von dieser getäuscht wird, Das zeigt mir folgender Fall. Ein Mann in mittleren Jahren machte in seinem ganzen Wesen einen sehr originellen, aber keineswegs geistig gestörten Eindruck. Eines Tages kommt seine Frau mit der Mittheilung zu mir, daß der Mann zu ihr sehr schroff sei, daß er die Tochter mit Schlägen bedroht habe und daß er dem Bräutigam der Tochter die Wohnung verboten habe, ja, daß er sie, d. h. die Frau, zu mißhandeln drohe, mitunter förmliche Wuthanfälle bekomme und glaube, sie, die Frau, hintergehe ihn. Die Frau bat darum, daß man das Verhältniß zwischen Mann und Frau, das in Folge der lärmenden Szenen schon zu Beschwerden im Hause Veranlassung gegeben hatte, doch beenden möge, indem man den Mann, der doch offenbar geistig gestört sei, in eine Irrenanstalt bringe. Die genauen Nachforschungen, bei denen auch Hausgenossen ihre Hilfe anboten, zeigten aber ein ganz anderes Bild. Der Mann war entschieden etwas heftig; aber daß die Frau ihn vor einiger Zeit im geschlechtlichen Verkehr hintergangen hatte, war sicher und wurde auch von ihr gar nicht geleugnet. Daß der Mann noch einige Jahre später Verdacht hatte, ist nicht wunderbar und sicherlich nicht krankhaft. Die lauten Szenen und die Drohungen, die Frau zu schlagen, waren aber nicht durch Verfolgungideen und nicht durch Tobsuchtanfälle eines Geisteskranken bedingt, sondern sie hatten ihren Grund in dem Anstandsgefühl und in der gerechten Entrüstung des Mannes. Wie sich nämlich herausstellte, machte sich die Gattin der schweren Kuppelei schuldig, indem sie

ihre Wohnung dem Bräutigam der Tochter zu intimem Verkehr mit dieser überließ. Der Mann wollte Dies nicht zugeben und daher kamen fortwährend lärmende Szenen. Das Bild, das mir die Angehörigen früher von dem Fall gegeben hatten, und zwar sowohl die Mutter wie die Tochter, mußte den Verdacht, daß der Mann geistig krank sei, bei mir und mehreren Kollegen erwecken. Es ist mir nicht im Geringsten zweifelhaft, daß die Informationen der Frau und Tochter in diesem Falle auch den Kreisphysikus sehr wohl hätten täuschen können.

Wenn nun weiter behauptet wird, es sei kein Fall vorgekommen, wo man nachgewiesen habe, daß ein Geistesgesunder in einer Irrenanstalt widerrechtlich festgehalten sei, so sei Folgendes erwähnt. Es ist außerordentlich leicht, zu behaupten, daß Jemand geisteskrank ist. Die Zahl der Symptome und besonders die subjektive Ansicht des Gutachters ist oft allein dafür maßgebend, ob Jemand für geisteskrank, sei es im forensischen, sei es im psychiatrischen Sinne, anzusehen ist. Wenn es darauf ankommt, Jemand heute in eine Irrenanstalt zu bringen, so ist Dies, wie erwähnt, Sache des ärztlichen Zeugnisses. Um zu zeigen, wie weit Einzelne in der Annahme gehen, irgend ein Symptom sei krankhaft, möge nur daran erinnert werden, daß ein Psychiater es für ein krankhaftes Symptom erklärte, Charcot zu kritisiren. Der Psychiater, der Dies that, war Mendel.

Thatsache ist andererseits, daß keineswegs in überzeugender Weise der Beweis erbracht worden ist, daß bei allen Personen, die in Irrenanstalten gewesen sind und über die man in der Oeffentlichkeit hörte, die Internirung nothwendig war. Wollte man in sämmtlichen Irrenanstalten einmal gründliche Nachforschungen anstellen und alle zweifelhaften Krankheitfälle genau unter Berücksichtigung aller Verhältnisse untersuchen, so würden vielleicht in verschiedenen Fällen gründliche Bedenken, was die Nothwendigkeit der Internirung betrifft, entstehen. Zu den Verhältnissen, die in solchen Fällen besonders zu berücksichtigen wären, rechne ich in erster Linie Streitigkeiten zwischen Ehegatten, dann aber auch zwischen Eltern und Kindern, z. B. wegen auffallender und vielleicht nicht standesgemäßer Verlobungen der Kinder; ferner rechne ich zu derartigen Verhältnissen strafbare Handlungen, die recht gern von Angehörigen als Handlungen eines Geisteskranken hingestellt werden. Die Revisionen, die heute in Irrenanstalten stattfinden, wobei womöglich das Essen, die Klingelzüge, die Wasserleitung genau kontrolirt werden und wo der betreffende Beamte sich gar nicht die Zeit nehmen kann, die Familienverhältnisse der Insassen zu prüfen, haben für die Frage, ob die Internirung nothwendig ist, gar keinen Werth. Solche Revisionen können nur dazu dienen, das Publikum in Sicherheit zu wiegen. Es wäre in hohem Grade wünschenswerth, daß

einmal genau untersucht würde, ob in der That Disziplinarmaßregeln in Irrenanstalten vorkommen, wie sie nur für Strafanstalten passen. Es ging kürzlich eine Notiz über eine Gerichtsverhandlung durch die Blätter, wonach ein Geisteskranker, der einen Wärter bestochen hatte, vier Wochen dafür in die Isolirzelle gebracht wurde. Das wurde mit Recht vor Gericht gerügt, während der Irrenanstaltdirektor ein solches Vorgehen für berechtigt erklärt haben soll. Disziplin muß in Irrenanstalten gewiß herrschen; aber daß es die richtige Disziplin wäre, bedauernswerthe Geisteskranke in solcher Weise zu bestrafen, muß bestritten werden. Es wäre auch wichtig, zu konstatiren, ob Geisteskranke — oder sagen wir lieber Irrenhausinsassen —, die bei einem Ausgange oder bei einer andern Gelegenheit sich mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen suchten, dafür mit dem Verlust der Erlaubniß des Ausgehens und anderen Maßregeln bestraft werden. Wenn diese Fragen alle befriedigend beantwortet werden würden, aber nicht mit ein paar Redensarten, sondern auf Grund thatsächlicher eingehender Untersuchungen, dann wird vielleicht die Beunruhigung, die mir heute berechtigt scheint, aufhören. Das müßte aber eventuell durch Männer geschehen, die ausschließlich für diese Untersuchungen bezahlt werden. Es kommt gar nicht darauf an, daß ein Fall nachgewiesen sei, wo Geistesgesunde in Irrenanstalten widerrechtlich internirt waren, es kommt auf die Frage an, ob die heutigen Gesetze — und besonders das Interesse der Irrenanstaltbesitzer — solche Möglichkeiten schaffen, und daß Dies der Fall ist, scheint mir nicht zweifelhaft.

Es wird gern auf die Schwierigkeit des Berufes der Irrenanstaltbesitzer hingewiesen. Wenn ein Privatirrenanstaltbesitzer in etwas rührseligem Tone erzählt, der Beruf des Direktors einer Privatirrenanstalt sei der schwierigste und verantwortungvollste, so ist wohl dieser Superlativ nicht ganz berechtigt. Ich glaube nicht nur, daß der Beruf eines Ministers eben so verantwortungvoll ist wie der eines Irrenanstaltbesitzers, sondern daß auch der Beruf eines praktischen Arztes dem des „Herrn Direktors" keineswegs nachsteht. Die Schwierigkeiten, die manche Irrenanstaltleiter haben, werden ja häufig unterschätzt. Die Leitung einer öffentlichen Irrenanstalt, die nicht in oder bei einer größeren Stadt gelegen ist, gehört zu den mühevollsten Aufgaben. Jeder Mensch, der Arbeit für seine Mitmenschen, Entsagung und Gewissenhaftigkeit bei Anderen zu schätzen weiß, wird die Opfer, die manche Leiter großer öffentlicher Irrenanstalten bringen, zu würdigen wissen. Man braucht nur zu überlegen, was es für einen gebildeten Mann bedeutet, fast das ganze Jahr in der unmittelbarsten Berührung mit Geisteskranken zu leben und in gesellschaftlicher Beziehung auf einen recht geringen Verkehr angewiesen zu sein. Rührend war es

für mich, zu sehen, wie in einer ausländischen öffentlichen Irrenanstalt, Burghölzli bei Zürich, die Gattin des dortigen Direktors, des Herrn Professors Forel, sich bemühte, den unglücklichen Geisteskranken das Leben so erträglich wie möglich zu machen; wie die Aerzte im Verein mit dieser Dame öfter — ich glaube, alle vierzehn Tage — kleine Festlichkeiten für die Geisteskranken veranstalteten, deren Zustand Dies gestattete. Aehnliches kann man auch von der Irrenanstalt in Dalldorf berichten, wo gleichfalls die Aerzte, besonders Medizinalrath Sander, Dr. Richter und deren Gattinnen in aufopfernder Weise zuweilen kleine Feste für ihre Patienten arrangiren und durch ihre Anwesenheit und sonstige Thätigkeit zu einer Art von Familienfesten machen. Gewiß wird Jeder eine solche Thätigkeit anerkennen müssen. Aber weit davon verschieden ist die Stellung eines Privatanstaltbesitzers in oder unmittelbar bei einer großen Stadt, z. B. Berlin. Die „Herren Direktoren" wohnen zum Theil nicht einmal in der Anstalt, sondern außerhalb; für dringende Fälle haben die Assistenten zu sorgen und es bleibt einem solchen Direktor noch immer genug Zeit, Rennen und andere Festlichkeiten zu besuchen. Ich glaube, daß der Beruf eines praktischen Arztes in einer kleinen Stadt, der bei Wind und Wetter stundenweit nachts über Land fahren muß, um einem Kranken Hilfe zu bringen, weit schwieriger ist als das Amt manches „Herrn Direktors" einer Privatirrenanstalt.

Ich will kurz resumiren, damit jedes Mißverständniß ausgeschlossen sei. Die Gefahren unberechtigter Internirung in Privatirrenanstalten bestehen meiner Ansicht nach ganz entschieden; sie sind hervorgerufen durch die Zweifelhaftigkeit des Begriffes der Geistesstörung und die Schwierigkeit, mitunter eine Gemeingefährlichkeit zu erkennen. Noch größer als die Gefahr unberechtigter Hineinführung in die Anstalt ist die unberechtigte Zurückhaltung der Irrenanstaltinsassen durch den „Herrn Direktor", der häufig ein materielles Interesse daran hat und dessen Urtheil dadurch — auch ohne böse Absicht — getrübt werden kann. Die Revisionen haben heute kaum einen wesentlichen Nutzen; sie können höchstens dazu dienen, das Publikum in Sicherheit zu wiegen, während sie in Wirklichkeit eine Garantie gegen unberechtigte Einsperrung nicht gewähren. Ein Theil der Privatanstaltbesitzer bietet, was Tüchtigkeit betrifft, in keiner Weise eine Bürgschaft gegen mißverständliche Einsperrung bei zweifelhaften Fällen. Hingegen müssen zahlreiche Verleumdungen, die bald offen, bald unter geheimnißvollen Andeutungen gegen ehrenwerthe Aerzte und besonders gegen Irrenärzte in neuerer Zeit gerichtet wurden, als unbegründet angesehen werden, besonders wenn man das Wollen und nicht das Können berücksichtigt.

Dr. Albert Moll.

Sibiriens wirthschaftliche Zukunft.

Als fünften Band des von dem russischen Finanzministerium herausgegebenen Werkes „The industries of Russia“ haben wir über Sibirien und die sibirische Eisenbahn eine Schrift erhalten, aus der manche interessante Belehrung zu schöpfen ist.

Sibirien hat eine Fläche von 250 000 Quadratmeilen, ist also fünfundzwanzigmal größer als Deutschland, um $^1/_3$ größer als die Vereinigten Staaten, und $2^1/_2$ mal größer als Rußland. Allerdings muß von dieser riesigen Zahl, wie wir sehen werden, ein großer Abstrich gemacht werden, für eigentliche Kolonisation ist nur ein verhältnißmäßig kleiner Raum dieses ungeheuren Landes geeignet. Man kann das Land eintheilen in die zwei Gouvernements Tobolsk und Tomsk im Stromgebiet des Ob, die zwei Gouvernements Yenisseisk und Irkutsk im Stromgebiet des Yenissei; Das ist der ältere Theil von Sibirien; dann folgt das Yakutsk-Gebiet im Stromgebiet der Lena; das Amur- und Küstengebiet, in drei Territorien zerfallend: Transbaikalia, Amurterritorium und Küstenterritorium; und endlich die Kirgisensteppe, in die drei Territorien Akmolinsk, Semipalatinsk und Semirechensk zerfallend.

Wie die Geschichte aller Kolonialländer der neueren Zeit zeigt, ist die erste Vorbedingung für eine wirkliche, nicht schwindelhafte Entwickelung die landwirthschaftliche Produktion. Von diesem Standpunkt aus ist das Land also zunächst zu betrachten. Ich habe nun im Folgenden die Angaben aus der citirten Publikation zusammengestellt. Mit der Bezeichnung „anbaufähig“ sind die Distrikte gemeint, die schon jetzt ohne weitere Mühe als z. B. in den Vereinigten Staaten oder Kanada urbar gemacht werden können. Aber wenn erst diese Distrikte angebaut sind, wird auch die Möglichkeit für die Kultivirung weiterer anderer Distrikte gegeben sein: große Strecken der Urwaldgebiete werden durch Rodung und Abholzung wie einst das alte Germanien geeignetere klimatische Verhältnisse bekommen, wie man Das schon jetzt im Amurgebiet beobachtet hat; und in den Steppen werden, wie zur Zeit in Australien, artesische Brunnen neue Gebiete für den Ackerbau schaffen.

1. Die Gouvernements Tobolsk und Tomsk:

a) kultivirte Zone 8 500 Q.-Meilen umfassend, von denen 6 000 anbaufähig sind;

b) das Urwaldgebiet, zur Zeit nur sporadisch kultivirt, 11 000 Q.-Meilen umfassend;

c) das arktische Gebiet, 7000 Q.-Meilen umfassend, das niemals für den Ackerbau geeignet sein wird.

Die Bevölkerung beträgt 2 700 000 Köpfe, davon 92 Proz. Russen. In der kultivirten Zone allein 1 800 000 Köpfe, 212 auf die Quadrat-Meile.

2. Die Gouvernements Yenisseisk und Irkutsk:

a) kultivirte Zone, 10 500 Q.-Meilen umfassend, wovon 5000 anbaufähig;

b) Urwaldgebiet mit zur Zeit nur sporadischem Ackerbau, 27 000 Q.-Meilen;

c) das arktische Gebiet, 24 000 Q.-Meilen.

Die Bevölkerung beträgt 900 000 Köpfe, davon 77 Proz. Russen; in der kultivirten Zone allein 770 000 Köpfe, 73 Einwohner auf die Quadrat-Meile.

3. Jakutsk:

a) Urwaldgebiet mit sporadischem Anbau, 38 600 Q.-Meilen;

b) das arktische Gebiet, 32 000 Q.-Meilen.

Die Bevölkerung beträgt 250 000 Köpfe, davon 6,5 Proz. Russen.

4. Das Amur- und Küstengebiet:

a) Transbaikalia, 11 000 Q.-Meilen umfassend, von denen 4000 Q.-Meilen anbaufähig sind; die Bevölkerung beträgt 570 000 Einwohner, davon 70 Proz. Russen;

b) Amurterritorium, 11 000 Q.-Meilen umfassend, von denen 2 000 anbaufähig sind; die Bevölkerung beträgt 90 000 Einwohner, davon 80 Proz. Russen;

c) Ussuriterritorium, 7000 Q.-Meilen umfassend, von denen 3000 anbaufähig sind; die Bevölkerung beträgt 90 000 Seelen, wovon 67 Proz. Russen;

d) Ochotsk-Kamtschatka, 27 000 Q.-Meilen, kommt für die Landwirthschaft nicht in Frage; die Bevölkerung beträgt 35 000 Einwohner, von denen 20 Proz. Russen sind.

5. Die Kirgisensteppe.

a) Der gebirgige Theil, 7000 Qu.-M. umfassend, von denen 1000 Qu.-M. anbaufähig sind.

b) Die eigentliche Steppe, 18 000 Quadratmeilen.

Die Bevölkerung beträgt 1 860 000 Einwohner, wovon 14 Proz. Russen sind.

Rechnen wir die Zahlen der anbaufähigen Distrikte zusammen, so ergiebt sich die Summe von 21 000 Quadratmeilen, doch immer über 8 pCt. jenes ungeheuren Gebietes; und gewiß können wir noch das Doppelte mindestens dazu rechnen, was erst durch spätere Kulturarbeit anbaufähig werden wird. Diese 8 pCt. aber nehmen schon ein mehr als doppelt so großes Gebiet ein wie Deutschland, und ein fast dreifach so großes wie Frankreich.

Man wird leicht geneigt sein, die künftige sibirische Kolonisation mit der Kolonisation etwa in den Ver. Staaten oder Kanada in Parallele zu stellen; aber es sind tief greifende Unterschiede vorhanden, Unterschiede, die namentlich resultiren aus den verschiedenen politischen und administrativen Zuständen und der verschiedenen Kulturhöhe der betreffenden Völker. In den Vereinigten Staaten und Kanada wird dem Ansiedler der Boden als freies Eigenthum gegeben; die durchschnittliche Größe der Farm beträgt 60 ha, und die Bearbeitung geschieht in der Regel von dem Farmer selbst, mit sehr geringer Anwendung fremder Arbeitkraft, aber mit vielen und den neuesten Maschinen. Diesem Umstande der im Verhältniß zu den auf ihr verwendeten Arbeitkräften bedeutenden Größe der Farm ist zum großen Theil der bedeutende Weizenexport jener Länder zuzuschreiben. Aus Sibirien werden wir nicht einen entsprechenden Weizen- resp. Roggenexport zu erwarten haben, weil die durchschnittliche Größe des Hofes nur 6 ha beträgt und weil mit höchst primitiven Werkzeugen, allerdings theilweise mit noch besseren als in Rußland, gearbeitet wird. Zur Bearbeitung der gleichen Stücke Land sind in Sibirien also mehr Menschen nöthig; es wird also mehr von dem Ertrag des Bodens von diesen Bearbeitern verzehrt und entsprechend weniger bleibt zum Export übrig. Es kommt noch dazu, wie wir später sehen werden, daß die Produktionkosten zu hohe sind.

Der Export von Getreide, namentlich Sommerweizen, aus Westsibirien, betrug in den letzten Jahren 10—12 Mill. Pud; Das ist bei einer durchschnittlichen Ernte von 85 Mill. Pud 12—14 pCt. der gesammten Ernte. In den Vereinigten Staaten betrug im Durchschnitt der letzten Jahre der Weizenexport 118 Mill. Bushels, bei einer Ernte von 440 Mill. Bushels 27 pCt. der gesammten Ernte.

Die Wirthschaft ist natürlich ganz extensiv. Nachdem der Wald gerodet oder die Steppe umgepflügt ist, wird der Boden einige Jahre lang mit Getreide besät, bleibt dann ein Jahr in Brache, trägt wieder Getreide, und so fort, ohne Düngung, in immer kürzeren Getreideperioden und häufigeren Brachen, bis die Niedrigkeit der Erträge oder die zu starke Verunkrautung zwingen, das Land liegen zu lassen. Es wird dann neues Land umgebrochen und bearbeitet, bis man nach Jahren an gewissen Zeichen die wiederkehrende Fruchtbarkeit des ersten Landes merkt und es wieder unter den Pflug nimmt. Die Zahl der Ernten, die man so hintereinander, mit Brache, von dem Boden gewinnt, schwankt zwischen 3 und 4 auf dem ärmsten Boden, und 25 und 30 auf der besten Schwarzerde; es giebt aber auch Ländereien, namentlich im südlichen Theil des Gouvernements Tobolsk, die bereits hundert Jahre unter dem Pflug sind, ohne daß man inzwischen genöthigt war, sie liegen zu lassen. Die Zahl der Jahre, während welcher der erschöpfte Boden liegen bleibt, schwankt zwischen 5 und 10, und 25 und 30, je nach der Güte des Bodens und dem Grad der Erschöpfung. Indessen machen sich bei dem für eine so rohe Wirthschaft doch immer bedeutenden Export schon starke Inkonvenienzen bemerkbar, und theilweise beginnt man, wenn man sich nicht durch häufigere Brache hilft, zur Stallmistproduktion, Gründbrache und ähnlichen Hilfsmitteln überzugehen. So herrscht im nordischen Theil der kultivirten Zone des Gouvernements Tobolsk bereits das normale Dreifeldersystem mit Grünbrache.

Das ausschlaggebende Moment sind die Produktionkosten. Ganz zuverlässige Data sind darüber nicht vorhanden. Für Tobolsk, Tomsk und Irkutsk werden folgende Produktionkosten pro Dessjatine angegeben:

Tobolsk	Beste Gegenden . .	23—27 Rubel.	14—18 Rubel.
	Schlechteste Gegenden	15—20 „	8— 9 „
Tomsk		22—27 „	13—15 „
Irkutsk		25—27 „	14 „

Im Durchschnitt rechnet man 22—25 Rubel per Dessjatine Winterkorn bei Brache, und 12—15 bei Stoppelfeld, Das sind 15—18 Rubel per Dessjatine für jede Ernte, die sich, wenn gedüngt wird, auf 19—20 Rubel erhöhen sollen. Diese Summe wollen wir für die weitere Berechnung beibehalten.

Die Erträge sind:

für Winterroggen	zwischen	6— 7	und 14—16	Tschetweriks
„ Sommerroggen	„	5— 7	„ 11—12	„
„ Sommerweizen	„	6— 8	„ 14—16	„
„ Hafer	„	12—16	„ 28—32	„
„ Gerste	„	8—12	„ 20—24	„

Ein Tschetwerik sind 26,25 Liter. Die Ernte von Winterroggen ist also per Dessjatine (109,25 ar) zwischen 157,50—183,75 und 367,57—420 Liter. Wir wollen annehmen, daß das Hektoliter auf schlechtem Boden 70, auf gutem 80 kg wiegt, dann sind Das 110,25—128,625 und 294—376 kg. Rechnen wir

den Rubel mit 2 Mark, so macht der Meterzentner Roggen Produktionkosten 36,30—31 und 13,60—10,60 Mark, und den Strohwerth abgezogen 31—26,50 und 11,60—9 Mark. Graf Kanitz in seinem Antrag für das Getreidemonopol beziffert die Produktionkosten für Norddeutschland auf 14 Mark, wohl etwas hoch.

Lehrreich ist auch der Vergleich der Produktionkosten des Weizens mit den amerikanischen Produktionkosten. Der Tschetwerik ist 0,745 Bushel. Die Zahlen sind also in Bushel 4,47—5,96 und 10,43—12,92. Der Rubel zu 50 Cts. gerechnet, sind die Kosten per Bushel 2,24—1,68 und 0,97—0,77 Dollars, und den Strohwerth abgezogen 1,90—1,33 und 0,82—0,65. Nach einer soeben erschienenen Aufnahme des Ackerbaudepartements macht in den Vereinigten Staaten der Acre Weizen durchschnittlich 11,69 Dollars Produktionkosten; rechnen wir 15 Bushel Ertrag, so sind die Produktionkosten 0,78 Dollar per Bushel und, den Strohwerth abgezogen, 0,65 Dollar. Also nur die allergünstigsten Ländereien in Sibirien könnten mit den amerikanischen konkurriren; und man muß wissen, daß gegenwärtig schon der amerikanische Weizenproduzent kaum noch seine Kosten deckt, — ist es doch jetzt nicht mehr Nordamerika, sondern Argentinien, das in London den Weizenpreis bestimmt.

Trotzdem würde man irren, wenn man annähme, daß sibirischer Roggen und Weizen nicht auf dem Weltmarkt erscheinen werde; er wird es, trotzdem die Getreidepreise voraussichtlich noch weiter sinken werden. Der vorhin als in ganz anderer Richtung wirkend bezeichnete Umstand, daß die Güter so klein sind, macht den Produzenten unabhängiger vom Marktpreis, als er es wäre, wenn die Güter größer wären. In der Hauptsache produzirt er für den Eigenbedarf; da der Verbrauch von Industrieartikeln bei den russischen Bauern gering ist, er sich das Meiste noch selbst verfertigt, so hat er nicht große Summen nöthig. Er verkauft nur Das, was er nicht braucht; bekommt er dafür weniger als sonst, so schränkt er seinen Bedarf an Kaufwaaren ein und existirt doch. Den großen Gutsbesitzer dagegen bringen zu niedrige Preise zum Ruin. Immerhin aber kann man Eins wohl schon jetzt sagen: eine ausschlaggebende Rolle, wie von mancher Seite vermuthet wird, kann das sibirische Getreide auf dem Weltmarkt nie spielen.

Dieser eine Umstand bestimmt die wirthschaftliche Zukunft Sibiriens. Eine Entwickelung, wie sie z. B. Kanada erlebt, ist ihm versagt. In Kanada haben wir den mit Maschinen arbeitenden Farmer, der 60 ha benutzt und aus dem sich ein intelligenter Mittelstand bildet, wie wir ihn in den alten Ländern nicht kennen; auf diesem Mittelstand ruht die Kraft eines ganz und gar demokratischen Gemeinwesens, das nur so weit von oben regirt wird durch die englischen Beamten, daß die Nachtheile der Vereinigten Staaten-Demokratie, namentlich die Korruption, einigermaßen vermieden werden. In Sibirien haben wir den ungebildeten Muschik, der nur 6 ha hat und der ohne Schutz einer oft korrumpirten Bureaukratie ausgeliefert ist. Das hat seine Folgen für die Entwickelung der Industrie: der Farmer braucht eine Menge Industriewaaren, der Muschik fast gar keine. Vielleicht mögen die reichen mineralischen Schätze Sibiriens trotzdem eine industrielle Produktion anregen; diese wird aber ihre sehr engen Grenzen in ihrer Exportfähigkeit haben. Der „asiatische Markt" mag ihr ja freilich offen stehen; allein dieser asiatische Markt ist zwar ein sehr tönendes Wort, aber eine sehr wenig reale Sache: was, wozu, und wofür sollen dann diese Völkerschaften kaufen? Vielleicht, daß sich hier nach einem halben Jahrhundert Absatzgebiete entwickeln; aber Das ist doch Zukunftmusik; was kann in einem halben Jahrhundert Alles geschehen!

Wenn sich keine rechte Industrie entwickelt, so entwickelt sich kein rechtes städtisches Leben: es werden ein paar Städte auf Grund des Getreidehandels emporkommen, und im Uebrigen wird sich die typische russische Gouvernementsstadt herausbilden: viele Beamte und eine Anzahl großer und kleiner Krämer.

Wie die Dinge in Rußland liegen und in Sibirien auch fernerhin liegen werden, ist die Landbevölkerung dort rein passiv; und da auch die Städte keinen Anstoß zur politischen und wirthschaftlichen Weiterentwickelung liefern können, so wird vor der Hand sich wohl kein neues Kulturmoment in Sibirien herausbilden. Vermuthlich wird die Lage der sibirischen Bauern, wenn erst die Flitterwochen der Kolonisation vorüber sind, noch gedrückter sein als die der russischen: die Ernten weisen in den verschiedenen Jahren noch viel größere Verschiedenheiten in den Quantitäten auf wegen des kontinentaleren Klimas, und damit wird der Wechsel zwischen Hungersnoth und Ueberfluß noch häufiger, als er es jetzt schon in Rußland ist.

Aber eine andere Bedeutung wird Sibirien durch die Bahn und die Kolonisation bekommen: Rußland wird jetzt bündnißfähig mit den Vereinigten Staaten, — Das ist eine gewollte Folge der Bahn; und es ermöglicht China einen Angriffskrieg, — Das ist eine ungewollte Folge.

Je mehr sich Rußland nach Asien auswächst, desto näher kommt der Entscheidungskampf mit dem britischen Weltreich wegen Indiens; je prekärer der amerikanische Weizenexport durch die indische und südamerikanische Konkurrenz wird, desto mehr wird sich ein Export von Industriewaaren aus den Vereinigten Staaten entwickeln, und damit ein heftiger Interessengegensatz gegen England. Wenn nicht die sozialen Umwälzungen in den alten europäischen Ländern dazwischenkommen, die sicherlich die gewaltigsten Rückwirkungen auch auf Länder haben werden, die ihnen nicht direkt unterliegen, so wird wohl in Asien ein Kampf der drei ungeheuren Reiche stattfinden. China ist jetzt ein schlafender Riese. Die merkwürdigen sozialen und politischen Zustände dieses Reiches, die von Allem, was wir kennen, so ganz abweichen, gewähren ihm den sichersten Schutz vor Eroberung; und wenn es auch jetzt keine Aggressivkraft besitzt, so ist es doch nicht unmöglich, daß es eine solche herausbildet. Bis jetzt wäre sie zwecklos gewesen; aber die Zunahme der Bevölkerung drängt es zur Expansion; schon besteht eine friedliche Auswanderung in das Amurgebiet, und wo sich der Chinese niederläßt, muß der Russe weichen, denn der Chinese braucht nur ein Hektar bei seiner Kultur, der Russe sechs. Es ist undenkbar, daß dieser Zustand nicht eines Tages zu Konflikten zwischen Rußland und China führen sollte.

Roßla. Dr. Paul Ernst.

Preßprozesse.

Es hat naheliegende Gründe, wenn an den Urtheilen und Preßprozessen von allgemeiner Bedeutung viel kritisirt wird; wer Menschen kennt und weiß, daß auch Richter Menschen sind, wird nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß eine „objektive“ Würdigung der „Schuld“ in politischen Prozessen beinahe ausgeschlossen ist. Man könnte darüber streiten, ob sie von unserer Gesetzgebung überhaupt gewollt ist. Unser Strafrecht stellt Alles in das freie Ermessen des

Richters, der also geradezu herausgefordert wird, auf Grund seiner persönlichen „Sentiments“ zu urtheilen. Aus seiner Haut kann Niemand heraus. Manchmal mag so eine subjektive Würdigung das Richtige treffen; öfter wird sie irren und einseitig sein.

Am Weitesten ist dem persönlichen Ermessen des Richters Spielraum bei Beleidigung-Klagen gelassen. Zunächst in Bezug darauf, ob überhaupt eine strafbare Handlung vorliegt: § 185 Str.-G.-B. sagt einfach: „Die Beleidigung wird mit 2c. bestraft“; was Beleidigung ist, entscheidet der Richter. Man hat darüber schon sonderbare Urtheile erlebt. Eben so groß ist der Spielraum in Bezug auf das Strafmaß: von der kleinsten Geldstrafe bis zu mehrjährigen Haft- und Gefängnißstrafen. Wie sehr auch in dieser Hinsicht „subjektiv“ geurtheilt wird, Das ist an manchen Beispielen zu erweisen. Das eine Gericht verurtheilt einen Redakteur, der in der gemeinsten Form einen gegnerischen Reichstagsabgeordneten beschimpft hat, zu 50 Mark Geldstrafe; ein anderes Gericht verurtheilt dagegen diesen Abgeordneten, weil er in einem Blatte in einer ihm aufgenöthigten Fehde einen Pastor scharf (aber nicht in beschimpfender Form) kritisirt hatte, zu 14 Tagen Gefängniß. Bei dem einen Gericht ist es üblich, längere Gefängnißstrafen in Preß-Beleidigungklagen zu erkennen, bei dem andern herrscht das entgegengesetzte Prinzip. Nun endlich der § 193 — die Vertretung berechtigter Interessen. Es ist gewiß gefährlich, der Presse in dieser Hinsicht zu viel einzuräumen, denn da würde kein Mensch mehr vor den schamlosesten Beschuldigungen sicher sein. Wollte man z. B. einer Zeitung im Wahlkampfe den Schutz des § 193 zugestehen, so würde diese Zeitung ungestraft die ärgsten unwahren Behauptungen über einen Wahlkandidaten bringen können, wenn die Form nicht beleidigend und die Böswilligkeit nicht nachzuweisen wäre. Auf der andern Seite aber haben bislang die Gerichte so entschieden, als hieße es im § 193 nicht: „in Vertretung berechtigter Interessen“, sondern: „in berechtigter Vertretung berechtigter Interessen“; als müsse man zur Vertretung der an sich berechtigten Interessen einen besonderen Auftrag oder eine besondere Mission haben. Aber nicht die Anwendung des § 193 ist für die Presse die wichtigste Frage, sondern der Umstand, daß sie auf Gnade und Ungnade dem richterlichen Ermessen in Bezug auf den Thatbestand der Beleidigung und in Bezug auf das Strafmaß ausgeliefert ist.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ ist sehr im Unrecht, wenn sie meint, die Beamtenbeleidigung werde durch die richterlichen Urtheile nicht scharf genug angesehen. Im Gegentheil: Staatsanwälte und Richter sind eifrig bemüht, den Beamten eine Sonderstellung in Bezug auf Beleidigungen zu gewähren. Die Staatsanwaltschaften pflegen alle Beleidigungen von Beamten „im öffentlichen Interesse“ zu verfolgen, auch da, wo diese Beleidigungen gar nichts mit der Beamteneigenschaft des Betreffenden zu thun haben. Ich erinnere mich eines Falles, wo ein Archivar, der zugleich der leitende Geist eines politischen Vereins und eines von diesem herausgegebenen Blattes war, in dieser Eigenschaft in einen Zeitungstreit verwickelt und wegen eines Aufsatzes beleidigt wurde. Die Staatsanwaltschaft erhob Klage im öffentlichen Interesse; die bei der Privatklage vorgesehene Widerklage wurde dem Angeklagten dadurch abgeschnitten. Und gerade bei Beamtenbeleidigungen, die ja bei Anklagen im öffentlichen Interesse an die Strafkammern kommen, wird sehr oft auf Gefängnißstrafe erkannt, — weit öfter, als es wünschenswerth erscheint.

Den politischen Verfehlungen hat man im Strafgesetzbuch mit Recht eine Behandlung angedeihen lassen, die ihnen nicht den Stempel der Ehrlosigkeit aufprägen will. Man hat z. B. für die Majestätbeleidigung neben der Gefängnißstrafe auch die Festungstrafe vorgesehen. Es giebt gemeine Anpöbelungen der Majestät, für die allein Gefängniß die richtige Strafe ist. Dagegen ist die Majestätbeleidigung aus politischen Beweggründen in fast allen Fällen durch Festunghaft zu ahnden. Die Paragraphen des Strafgesetzbuches, die von der Beleidigung handeln (§§ 185 u. ff.) kennen die Festunghaft nicht; während also die Majestätbeleidigung durch Festung gesühnt werden kann, ist eine solche Strafe für die Caprivi-Beleidigung nicht zu erkennen. Wenn die „Nordd. Allg. Ztg." also für die Reichskanzler- und alle Beamten-Beleidigungen stets Gefängnißstrafe verlangt, so fordert sie für die Beamten des Reichs ein über die der Majestät eingeräumten Vorrechte hinausgehendes Privileg!

Offenbar ist der Gesetzgeber genau umgekehrt von der Ansicht geleitet gewesen, daß bei politischen Beleidigungen die Geldstrafe als passende Sühne zu erachten ist; sonst würde er auch in den Beleidigungparagraphen für solche Fälle die Möglichkeit der Festunghaft vorgesehen haben; hat er doch auch ausdrücklich die Haftstrafe neben Gefängniß- und Geldstrafe vorgesehen. Unsere Richter freilich scheinen Das ganz vergessen zu haben; eben so unsere Rechtsanwälte. Denn es ist mir trotz meiner sehr umfassenden Erfahrung auf diesem Gebiete noch nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß in Beleidigungprozessen ein Staatsanwalt oder ein Rechtsanwalt auf Haftstrafe plaidirt oder das Gericht auf diese erkannt hätte.

Das führt mich auf die Frage des Strafvollzuges. Es widerspricht ganz und gar dem öffentlichen Rechtsbewußtsein, wenn ein wegen Beleidigung eingesperrter Redakteur in eine Gefangenenjacke gesteckt und mit Besenbinden beschäftigt wird. Das pflegt ja nun freilich auch nur in vereinzelten Fällen zu geschehen. Aber es bleibt doch genug Anlaß zu Beschwerden. In den preußischen Gefängnissen wird meines Wissens nur die einfache Gefangenenkost zugestanden, — man muß sie kennen gelernt haben, um sie zu würdigen. Für die Herren Vagabunden ist die Kohlsuppe und Reis mit Rindstalg (das gewohnte Abendgericht) gewiß völlig gut genug. Für einen Mann geistiger Thätigkeit wirken die Leguminosen einfach zerrüttend auf den Magen. Das Schönste ist nun aber, daß die Halunken aller Art, mit denen man sein Gefängniß theilt, von ihrem „Arbeitverdienstantheil" sich Wurst, Bier, Hering, Käse anschaffen können, — Genüsse, die dem zu kürzeren Strafen verurtheilten politischen Gefangenen versagt bleiben. Es ist sehr ergötzlich, wenn der Nachbar Einbrecher sichs bei Wurst und Bier wohl sein läßt, die im Blechgefäß schnell erkaltende Rindstalgschicht über der Reiswassersuppe hinunterwürgen zu müssen. Sollte der Justizminister nicht einmal das Gefängnißreglement in dieser Richtung einer Durchsicht unterziehen wollen? Noch besser aber: sollten die Richter in Deutschland nicht allgemein den Grundsatz annehmen wollen, daß bei politischen Beleidigungen in den meisten Fällen Geldstrafe, nur in den Fällen, die von Niedertracht zeugen, Freiheitstrafe die ausreichende Sühne ist?

Hannover.

Hans Leuß,
Mitglied des Reichstages.

Alles dagewesen.

Solche Ideen und Schlagwörter, die gegenwärtig die Welt bewegen und ganz besonders ein modernes Gepräge zu tragen scheinen, vom Standpunkt Ben Akibas aus zu betrachten, Das heißt, solchen Ideen bis zu ihrem Ursprung nachzugehen und die Aufzeichnungen vergangener Geschlechter nach ihnen und den Stufen ihrer Entwickelung zu durchsuchen, ist für die kulturgeschichtliche Forschung eine lohnende und lehrreiche Aufgabe. Man kommt dann häufig zu der Ansicht, daß man besser als von „neuen Theorien" und „modernen Gedanken" von „angeblich neuen Theorien" sprechen sollte.

Ich gedenke zwar durchaus nicht, dem Hochgefühl, daß wir es in manchen Dingen so herrlich weit gebracht haben, so weit es berechtigt ist, zu nahe zu treten. Allein dieses Hochgefühl beruht häufig auf einem Irrthum. In vielen und theilweise den wichtigsten Dingen besteht das bessere Neue — wenigstens für die weit überwiegenden Massen — in einer Menge von Kunstausdrücken und Schlagwörtern, die noch dazu meistens fremden Sprachen entlehnt sind. Ist nun unsere Zeit nur zu gern geneigt, sich unter dem Schutze solcher termini technici den Ruhm neuer Staatsprinzipien und Theorien zu vindiziren, so darf ihr doch auch gesagt werden, daß dem wahren Inhalt nach Vieles davon mehr oder minder alt, ja uralt ist. Es wäre leicht, die Beispiele dafür zu häufen. Ich will aber hier nur näher liegende Dinge und auch von diesen nur einige beispielsweise erwähnen.

So hat schon der in neuester Zeit von einer bekannten Seite aus wieder als Summe aller Weisheit gerühmte doctor angelicus, Thomas von Aquino, den großen Werth einer — gleichviel ob im Geblüt liegenden oder geschichtlich erworbenen — Homogenität der Bevölkerung eines Staates, also das „Nationalitätprinzip", hervorgehoben und nicht eine absolute, materiell unbeschränkte, sondern eine der Macht des Staates, d. h. der Macht der Gesetze, untergeordnete „Herrschergewalt der Könige" verlangt.

Nicht nur die Idee, sondern auch die Kritik der sogenannten „natürlichen Grenzen" ist eine uralte Sache. Macchiavelli stellt bereits die Idee der „allgemeinen Wehrpflicht" auf und Spinoza die des „allgemeinen Stimmrechts". Wie bereits Thomas von Aquino, so verhandeln später Viele schon eingehend — z. B. Jean Petit im fünfzehnten Jahrhundert — über die Mittel, sich gegen einen „tyrannischen König" zu wehren — Treuentbindung des Volks, Absetzung und Vertreibung des Fürsten. Selbst die Frage über die Zulässigkeit der „Tötung eines Tyrannen" wurde, entgegen der heutigen Meinung, daß die Jesuiten —

Mariana, „de rege" — die Rechtfertigung des Tyrannicidium erfunden hätten, schon lange vorher erörtert.

Darin liegt aber auch der Kern der sogenannten „Volkssouveränetät-Theorie", die — abgesehen von Plato (de legibus, IV. 7), Thukydides (VI. 39) und sonstigen klassischen wie modernen Republikanern — schon Konfuzius in dem Satze: „Was das Volk will, will der Himmel; was der Himmel will, will das Volk", ausgesprochen hat, der sich auffällig übereinstimmend in dem bekannten „vox populi, vox dei" wiederfindet, von Marchamont Needham in zwei Bänden verherrlicht worden ist und eben so in der französischen Unterscheidung einer „souveraineté de droit" von der „souveraineté de fait", wie in einer bekannten englischen Grundanschauung über das Recht der Nation zur endlichen Entscheidung zwischen ihr und der Regirung ihren modernen Ausdruck gefunden hat.

Es wird dann überliefert, daß man seinerzeit — unter Alexander dem Sechsten und Leo dem Zehnten — dem Erasmus in Rom zu beweisen suchte, wie zwischen den „Seelen" der Menschen und denen der Thiere ein Unterschied eigentlich nicht bestehe.

„Urei" und „Affenmenschen" kommen weit verbreitet als Sagen wie als empirische Wahrnehmungen in den ältesten Zeiten vor.

Der Bischof von Lisieux, Nicolaus Oresmius, gestorben 1382, stellte in seinem tractatus de mutatione monetarum eine „Münztheorie" auf, die unser Roscher auch nach den Einsichten des 19. Jahrhunderts fast durchweg richtig fand.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts wurde unter Savanarola allen Ernstes in Florenz die Einführung einer decima scalata, d. h. einer „progressiven Einkommensteuer", verhandelt, deren Idee übrigens, nach Schvarcz, schon 378 v. Chr. unter dem Archontate des Nausinikos in Athen ausgesprochen worden sein soll.

Im Leviathan (Hobbes) werden die „Gesetzesmotive" als bestes Mittel zur richtigen Interpretation der Gesetze bezeichnet.

Die zum ersten Mal bestimmt ausgebildete und formulirte Idee eines „ewigen Weltfriedens" führt zurück auf einen Schriftsteller, der überhaupt eine überraschende Fülle gerade solcher Probleme und politischer oder sozialer Ideen aus dem Mittelalter heraus entwickelt, die theilweise durch unser Jahrhundert erst verwirklicht worden, theilweise sogar noch den späteren Geschlechtern zur Erledigung aufgehoben sind, einem Schriftsteller französischer Abkunft: Petrus de Bosco, geboren um 1250.

Der frappante Grundsatz des „Chartismus" und der „Sozialdemokratie", daß Grund und Boden und — mit der Arbeit — auch die Menschen Nationaleigenthum oder Staatssachen seien, ist nur die demokratische Formel für das in allen Zeiten und bei allen Völkern — wenigstens theoretisch — vorkommende königliche Eigenthumsrecht an allem Grund und Boden und was als dessen Zubehör erscheint, wozu in gewissem Sinne nicht selten auch die Menschen vollständig gehören, — so in Großreichen wie in patrimonialen Kleinstaaten; und bekanntlich war der Verkauf der Landeskinder nicht blos auf die afrikanischen Negerstaaten beschränkt. In all diesen Erscheinungen aber kann man nur civilistische, folglich zum Mißbrauch verleitende Bezeichnungen und despotische Entartungen wirklicher Staatshoheitrechte (Gebietshoheit, Hoheit über Leben und Tod der Unterthanen) erkennen.

So wird durch den Ausspruch aus den Homilien eines Cisterziensers

vom Anfange des 13. Jahrhunderts, des Caesarius von Heisterbach, daß jeder Reiche entweder ein Dieb oder doch der Erbe eines Diebes sei, das nicht einmal ganz eben so logische Wort Proudhons: „Eigenthum ist Diebstahl“ recht empfindlich in seiner „aktuellen“ Gloria beeinträchtigt, — auch dann, wenn man sich damit trösten wollte, daß Caesarius damit einen etwas anderen Sinn verbunden habe, weil er von dem asketischen Prinzip ausgegangen sei.

Und wem klingt nicht aus den Kapitularien Karls des Großen von 803: „Ut populus interrogetur de capitulis quae in lege noviter addita sunt. Et postquam omnes consenserint, subscriptiones et manufirmationes in ipsis capitulis faciant“, — aus den Worten der kaiserlichen Konstitution: „Nullus princeps iura terrae suae sine maiorum consensu mutare potest“, aus dem alten: „Nolumus Angliae leges mutare“, — aus dem arragonischen Gesetze von Sobrabe: „bellum aggredi, pacem inire, inducias agere, remve aliam magni momenti pertractare caveto rex, praeterquam seniorum annuente consensu“, oder kürzer: „Wenn nicht, nicht“, — oder aus dem deutschen: „Wo wir nicht mitrathen, wir auch nicht mitthaten“, — die Idee des „Konstitutionalismus“, namentlich des „konstitutionellen Budgetrechts“, überraschend deutlich entgegen?

Der Satz: „Justitia fundamentum regnorum“, also die eigentliche Basis der modernen „Rechtsstaatsidee“, findet sich von Alters her allenthalben, wo nur einige innere Entwickelung des Staates vorkam. Er konnte natürlich sehr verschieden verstanden und ausgeführt werden. Wenn ihm aber Sätze, wie „princeps legibus solutus est“ oder „quidquid principi placuit, lex esto“ entgegengehalten werden wollen, so muß man nicht meinen, daß damit rechtlich ein dem ersten Satz entgegenstehendes und ihn aufhebendes Prinzip gemeint sein könnte. Denn nicht nur gibt es bekanntlich selbst in unsern freien Rechtsstaaten eine Reihe von politischen Pflichtstellungen, die rechtlich auf dem persönlichen Willen beruhen und einen gewissen, z. B. sogar einen parlamentarischen Absolutismus zulassen; es gibt auch und wird immer geben — selbst in normalen Verhältnissen — eine Menge von Fällen, wo die Regirung oder ihr Oberhaupt innerhalb gewisser Gesetze, oder ohne Verletzung dieser Gesetze, von allen Schranken frei „selon son bon plaisir“ (placetum regium, Verordnungen u. s. w.) zu entscheiden haben wird. Beide Sätze enthalten vielmehr den auch heute noch und wohl für immer vernunft- und naturnothwendigen Rechtssatz: daß das persönliche Staatsoberhaupt durch das formelle Recht nicht gebunden sei, da, wo dieses nicht ausreicht oder ohne größeren Nachtheil für den Staat nicht angewendet werden kann (also in anormalen Zuständen und außerordentlichen Fällen), dennoch das Beste des Staates vorzusehen (sogenannte provisorische Gesetze, Begnadigungen, Privilegien), — daß ferner, in logischer Festhaltung der Konsequenz der Souveränetät, die Regirunghandlungen des persönlichen Trägers der Macht keinem Prozeß und Urtheil der Gerichte des Landes unterworfen sein könnten. Was übrigens die Entstehung des Satzes „princeps legibus solutus“ betrifft, so fällt sie in die Zeit, wo die Befugniß, von Gesetzen zu dispensiren, vom Senat auf den princeps überging. Seitdem wurden kaiserliche Rechtsakte, die privatrechtlichen oder polizeilichen Gesetzen, von denen dispensirt werden konnte, zuwiderliefen, als die Dispensation stillschweigend in sich tragend aufrecht erhalten. Der Satz hatte also in dieser Zeit nur den Sinn, daß der princeps denjenigen Gesetzen, von denen Dispensation statthaft

war, auch ohne ausdrückliche Dispensation entgegen handeln konnte. Erst in der späteren Epoche, als die im Osten herrschende Auffassung der Monarchie den römischen Staat umgebildet hatte, gewann der Satz „princeps legibus solutus est“ den allgemeinen Sinn, in welchem er zur typischen Formel des Absolutismus wurde.

Man übersieht weiter auch oft das hohe Alter der „Konsens- oder Vertragstheorie“. Wiewohl diese in den politischen Werken der Griechen und Römer die Basis der Staatslehre bildet und, wenn auch mit sehr verschiedenen Folgerungen, den berühmten Werken von Hobbes und Locke zum Ausgangspunkt dient, so muß doch noch immer Rousseau als ihr eigentlicher Erfinder büßen.

Ungeschriebene und geschriebene Wahlkapitulationen, magnae chartae, Handfesten und Landesfreiheiten und sonstige beschworene Verbriefungen ohne Zahl gehören zu den Anfängen jener formellen Grundlagen des Rechtsstaats, die man „Konstitutionen“ nennt. Eben so weit verbreitet und alt sind besondere, neben der eigentlichen Regirung wirksame Einrichtungen zum Schutz dieses formulirten Rechtsbestands, wie z. B. die Stellung der Gerichte, besonders aber irgend einer Art von repräsentativen oder parlamentarischen Institutionen.

Nach Ebers besaßen schon die alten Egypter, durch die Unabhängigkeit ihres Richterstandes, den „Rechtsstaat“; nach Schwarcz kannte das demokratische Athen bereits die Trennung der Verwaltung von der Justiz, eine Art von Administrativjustiz, und von Staatsschulden; selbst einen Versuch zu einer Repräsentativverfassung. Plato lehrte den „Schulzwang“ und jedenfalls existirt von Knox (1560) ein sorgfältig ausgearbeitetes System der Nationalerziehung von minder utopistischem Charakter als das platonische. Wie im Mittelalter, so sollte auch schon bei den Griechen ein „Gottesfriede“ (treuga dei) unter den verschiedenen Theilen der Nation einen gesicherten Rechtszustand anbahnen.

Selbst die „vergleichende Methode“ in allen Wissenschaften ist, wie die statistische, keineswegs an sich etwas Neues. Von Hippias von Elis vermuthet man, daß er eine Art vergleichender Verfassungkunde veröffentlicht habe. Gewiß ist aber, daß Bodinus in seinem methodus ad facilem historiarum cognitionem (1566) eine vergleichende Religionwissenschaft verlangt, daß Leibniz den Anstoß für vergleichende Sprachwissenschaft gegeben hat und daß schon in den Jahren 1786—89 in Petersburg die vocabularia linguarum totius orbis comparativa (Pallas) erschienen sind.

Wir sehen allso, daß viele im Alterthum und Mittelalter zuerst ausgesprochene, theils hier weiter durchgearbeitete Gedanken, obwohl sie allenfalls für eine wirkliche Umwandlung in die That zu ihrer Zeit unreif und verfrüht sein mochten, die Stichworte für die öffentlichen Meinungkämpfe späterer Jahrhunderte geworden und heute entweder durchgeführt sind oder noch immer, ohne daß man ihr Alter ahnt, als „moderne Probleme“ fortbestehen.

Leipzig. Dr. Ludwig Huberti.

Der Geldschmerz.

Wer nie gespart hat oder, modern-unzufrieden gesprochen: nie sparen konnte, der kennt auch die Schmerzen nicht, denen jetzt alle wohlhabenden Klassen unterliegen. Ein Mann von vielen Hunderttausenden sagte mir dieser Tage höchst wehmüthigen Tones, daß ihn bei einer etwaigen Konversion der 4proz. Konsols auch die Erinnerung bedrücke, gerade diese Konsols als ein liebes Erbstück empfangen und stets hochgehalten zu haben. Man sieht also, welche Gemüthstiefen sich selbst inmitten einfacher Berechnungen aufthun. Auch politische Dekorationen werden auf die Anlagebühne geschoben. Bereits spricht man in den besseren Klubs von der Stärkung, die für die Sozialdemokratie indirekt durch die weitere Zinsschwächung des Bürgerthums eintreten müsse, — ein kühner Fehlschluß, der aber in unsern leitenden Kreisen, wie sie heute einmal geistig disponirt sind, vielleicht gar nicht eindruckslos verhallen wird. Viele Scharfsinnige sagen sich jedenfalls ganz richtig, daß, sobald das Reich und Preußen einmal mit einer Umwandelung ihrer 4proz. Anleihen beginnt, die süddeutschen Staaten unmöglich zurückbleiben könnten. Bayern allein hat über eine Milliarde solcher Papiere (zumeist Eisenbahnanlehen) ausstehen, die ca. 105% notiren, was also noch immer 3,78 Proz. Zins ergiebt, Württemberg besitzt für ca. 360 Millionen Mark 4proz. Anleihen, Baden für ca. 316 Millionen Mark.

Dann giebt es aber noch ein sehr großes Gebiet, auf dem ebenfalls Konversionen möglich sind und auf dem sich längst auch kleinere Rentiers heimisch gefühlt hatten. Das sind die Pfandbriefe. Die Preußische Centralboden-Kreditanstalt hat für ca. 191 Millionen Mark 4proz. Pfandbriefe im Umlauf, während ihre 3½proz. nur ca. 150 Millionen Mark erreichen; die Preußische Bodenkredit-Aktienbank hat für ca. 189 Millionen 4proz. Pfandbriefe und die Preußische Hypotheken-Aktienbank für ca. 162 Millionen Mark. Von den Emissionen süddeutscher Banken führe ich nur die Bayerische Hypothekenbank an mit 192 Millionen Mark, die Meininger mit 219 Millionen, die Württembergische mit 75 Millionen Mark, die Frankfurter mit der selben Summe. Es könnten aber, von den zahlreichen kleineren Bodenkredit-Instituten abgesehen, noch ruhig vier Banken genannt werden, die stark und angesehen genug sind, eine Konversion von 4 in 3½proz. durchführen zu können. Bisher war das Pfandbriefgebiet von keinem Mißtrauen getrübt, was bei den umlaufenden Milliarden in einer Gattung von Papieren, die, streng genommen, nur eine Versicherung einer Sicherung enthalten, keine Kleinigkeit ist und unter allen Umständen von der wirthschaftlichen Erziehung unserer Bürgerthumes Zeugniß ablegt. Selbst zu Zeiten des Krachs, wo man einen Pfandbriefverkauf en masse fürchtete, ist ein derartiger „run“ nicht eingetreten. Er wäre das denkbar Schlimmste gewesen, denn während sonst jede Gruppe die Verpflichtung in sich fühlt, ihre Papiere möglichst zu halten, würde man bei Pfandbriefen, also Hypothekenwerthen, keine Hand zur Hilfe gerührt haben. Pfandbriefe müssen aber auf sich selbst stehen. Die Wirkung auf das Publikum im Falle einer Konversion auch dieser Anlagen darf daher nicht unterschätzt werden.

Kein Wunder, daß man sich bereits ernsthaft nach anderen Werthen um-

sieht. Viele wenden sich den 4 proz. Ungarn zu, deren Kurs bei ca. 98 noch für steigerungsfähig gilt. Auch 4 proz. Rumänen (ca. 85) werden noch von soliden Kapitalisten gekauft, zumal die Franzosen darin viel Geld anlegen. Allein, ganz abgesehen von der direkten Berührung des Landes mit einem eventuellen Orientkrieg, tauchen von Zeit zu Zeit immer wieder Gerüchte gegen das Feststehen der Dynastie auf, während man doch in Rumäniern eigentlich immer nur ein Hohenzollernpapier gekauft hat. Serben werden jetzt nur von sehr reichen Leuten und in nicht zu großen Posten gekauft, und Dies auch nur, weil sie enorm gefallen sind. Eine 5 proz. serbische Eisenbahnobligation, die 68 steht, rentirt sich mit $7^1/_3$ Proz.; falls also unvorhergesehene Zwischenfälle einen stärkeren Abzug am Coupon erfordern würden, bliebe noch immer ein hübscher Satz übrig. Ueber die Finanzlage Serbiens läßt sich schwer etwas Genaues erfahren. Momentan wird in Belgrad über Garantien verhandelt, die Ehren-Petrovics, weil er neue 20 Millionen braucht, bereitwilliger als früher finden. Von Bulgarien sind reiche Leute ebenfalls animirt, besonders, weil auch unparteiische Blätter das Land günstig darstellen; aber selbst unsere unparteiischen Organe vergessen die Warnung hinzuzufügen, daß, sobald einmal Anleihen aufgenommen werden, ein Hinüber und Herüber zwischen Hochfinanz und Ministern beginnt, das in exotischen Staaten noch immer zu einer Entfernung der Regirenden von den soliden Interessen ihres Volkes geführt hat. Portugiesen kaufen selbst reiche Kapitalisten nicht. Es herrscht hierfür von Paris ausgehend nur eine günstigere Tagesmeinung. Portugal ist nämlich laut Convenio verpflichtet, ein gewisses Mehr der Zolleinnahmen seinen Staatspapier-Coupons zuzuwenden, und die Zolleinnahmen sind ins Steigen gekommen. An mexikanische Papiere, trotzdem die Zinsen noch alle gegentheiligen Gerüchte siegreich überdauert haben, tritt heute kein Rentier heran. Es ist eben schon zu lange her, daß die Kurse gefallen sind, und nur unter dem frischen Eindruck dieses Rückganges rechnet man sich die gegenwärtige Verzinsung mit nahezu 10 Proz. aus. Ohne jeden Einfluß ist bis jetzt das neue Buch von Oskar Schmitz geblieben, in dem neben sonst großer Objektivität der irrige Beweis ausgerechnet wird, daß selbst bei einem Wechselkurse auf London von 26 Pence der den 6 proz. Anlehen überwiesene Antheil an den Zolleinnahmen den Coupon decken müßte. Leider setzt der Autor dabei eine Jahreseinnahme von 23,230,000 D. voraus, während diese so ungefällig ist, sich kaum auf 17,400,000 D. veranschlagen zu lassen.

Das Gebiet der Eisenbahnprioritäten ist für neue Anlagen wohl so ziemlich erschöpft; in den jüngsten Tagen aber wendet man sich in Norddeutschland vielfach den $3\frac{1}{2}$ proz. Obligationen der Hess. Ludwigsbahn zu, die erst nahe an pari stehen, aber so kleine Beträge können doch dem kapitalistischen Hunger nicht genügen. Im Berliner Kurszettel sind 56 Obligationen von Bergwerken und Brauereien und sonstigen industriellen Gesellschaften aufgeführt, neun 5 proz., die zwischen 104 und 110 notiren, einige zwanzig $4\frac{1}{2}$ proz., zwischen 89,91 und 107 stehend, und zwanzig 4 proz., zwischen 81,94 und $102\frac{1}{2}$ Prozent. Die guten Werthe darunter sind wohl ebenfalls zumeist in festen Händen. Unter 4 pCt. Zinsen giebt aber keines dieser Papiere, eben so wenig wie die industriellen Obligationen, die in Frankfurt gehandelt werden. Immerhin sind Konversionen dabei eher wahrscheinlich als unwahrscheinlich.

Starke-Kapitalisten legen sich noch immer einen Theil ihres Vermögens in „Bilderbogen“ an, wie die amerikanischen Eisenbahnprioritäten wohl zu-

weilen genannt werden. Die Herren thun Dies schon aus politischen Erwägungen, da gerade aus den gut genährten Hirnen das Gespenst eines europäischen Krieges nicht weichen will. Man geht nun ganz sicher, und da alle sehr feinen Bonds sehr hoch stehen, so ist ein Kaufen dieser Papiere natürlich weder leicht noch rentabel. Die einzige Anlage, die zugleich nicht waghalsig ist, bleibt die in den Northern Pacific first, die bei 6 pCt. Zinsen 107 stehen. Das wären also 5,60 Prozent, die man mit einem so ziemlich unbedingt sicheren Papier macht. Denn sobald man sich von all den Einzelnmeldungen nicht verwirren läßt, wird man zu der Erfahrung gelangen, daß in der Union die erste Mortgage auf die Hauptlinie einer wirklich selbständigen Bahn noch niemals schlecht geworden ist. Alle zweiten Mortgagebonds sind gefährlich und bei Northern Pacificbahn drückt sich Dies so deutlich aus, daß ihr Kurs nicht weniger als 31 Prozent unter dem der first steht. Im Uebrigen: da es nachträglich heißt, Herr Direktor Siemens würde von der Leitung der Deutschen Bank erst nach Ordnung der Villard-Werthe zurücktreten, kann man an sein Vorhandensein im Direktorium noch recht lange glauben. Kein gesunder Menschenverstand wird nämlich dem anhaltenden Optimismus des Herrn Dr. Barth in dieser Verwickelung Gefolgschaft leisten können. Was auch immer von dem voraussichtlichen Ungeschädigtbleiben der II. und III. Mortgage versichert wird —: die ersten ausgenommen, müssen doch alle Bonds bluten. Bei der ersten Mortgage würde es dagegen nicht einmal Etwas ausmachen, wenn vorübergehend die Zinszahlung stockte. Bis heute konnte noch nicht eine genaue Rechnung-Revision dieses ungeheuren Bahnunternehmens vollendet werden, so außer Rand und Band war dort nach Villard die gesammte Buchführung.

Auch zu Dividendenpapieren flüchtet sich unser Anlagekapital. Informirtere Leute kaufen Aktien der Schweizer Centralbahn besonders seitdem bundesräthlichen Kreise, um sich für die frühere Niederlage ihres Verstaatlichungantrages zu rächen, die weiteren günstigen Erträgnisse der Bahn auszurechnen versuchen. In Jura-Simplon sucht man sogar auf dem Umwege über Zürich recht viel Lebhaftigkeit zu bringen, während bei einem Papier, das seines internationalen Charakters wegen reizen würde, bei Gotthard, doch der Umstand in Betracht kommt, daß ein Reinertrag über 7 pCt. Dividende zur Hälfte den Subventionstaaten zufließt.

Bei guten Industrieaktien kann man zwei ganz verschiedenen Erwägungen begegnen. Manche Kapitalisten lassen sich von einem hohen Kurs anziehen, der ihnen die Konsolidirung des betreffenden Unternehmers ausdrückt, andere scheuen einen hohen Kurs, weil dadurch ein möglicher Rückgang schärfer ausfallen müßte. Beide Meinungen haben Etwas für und gegen sich. Nehmen wir z. B. unsere ersten chemischen Institute, die zugleich die ersten der Welt sind und die durch ihre Allianz mit der Wissenschaft einen vieljährigen Vorsprung vor ernster ausländischer Konkurrenz haben. Badische Anilin notiren bei sehr großen Reserven und einer Dividende, die seit 1885 allmählich von 12 auf 27 Prozent gelangt ist, 365 Prozent. Man macht also zum heutigen Kaufpreis 7,39 Prozent. Gesetzt aber — was vorläufig noch ganz außer Sicht ist —, das Unternehmen würde plötzlich Geschäftsverluste haben, die nur die Hälfte des letzten Erträgnisses ermöglichen, so blieben noch immer 13½ Prozent und man würde zum heutigen Kurse 3,69 Prozent mit einem Papiere erzielen, das seiner ganzen Entwickelung nach große, ja glänzende Chancen hatte; denn

weniger als 7 und 8 Prozent wurden nie vertheilt, im Durchschnitt aber seit der Gründung 16,59 Prozent. Die Höchster Farbwerke stehen 372, Das ergiebt bei der letzten Dividende von 28 Prozent für den Käufer von heute ca. 7,53 Prozent. Auch dieses Unternehmen erlebte schon zwischen Erträgnissen von 10 und 14 Prozent solche von 5 und 8 Prozent, allein das Durchschnittserträgniß seit der Gründung steigt hier sogar auf 17,13 Prozent. Nun wenden die Vorsichtigen ein, daß z. B. bei einem Kriegsfalle die Höchster in ihrem technischen Personal arge Einschränkungen erleiden, übersehen aber, daß gerade dieses Uebernehmen mit seinen pharmaceutischen Mitteln außerordentlich gewänne. In den ersten Tagen einer Kriegserklärung würden natürlich solche hochnotirenden Industriewerthe stark fallen, allein einen solchen Kurssturz müßten sich dann auch Konsols gefallen lassen. Im Gegentheil: alle mächtigen Firmen, die ihre Baarreserven stärken wollen, würden im Ernstfalle nur Konsols verkaufen und niemals ihre relativ kleinen Posten von guten Industriewerthen, die in großen Summen dann überhaupt nahezu unverkäuflich sein dürften.

Wiederum giebt es Leute, die sich von dem niedrigen Kurse großer Aktien anregen lassen. Da wäre z. B. der Norddeutsche Lloyd, dessen Papiere ca. 94 Proz. stehen. Ihre letzte Dividende war nur 3 Proz, sehr ernste Geschäftsmänner stehen aber unter dem äußeren Glanze dieses Unternehmens derart, daß sie an die Dividende von sogar 20 Proz. erinnern. Das erfolgte in 37 Jahren allerdings nur zweimal. Das Durchschnittserträgniß beim Lloyd kommt wegen der vielen Prioritätenzinsen nicht über 6,07 Proz. hinaus, allein eine Gesellschaft mit 59 Seeschiffen zu einem Buchwerth von ca. 64 Millionen Mk. imponirt und nicht einmal der Vernunftgrund würde ziehen, daß Schiffahrtunternehmen dieses Ranges aus kostspieligen Erneuerungen gar nicht herauskommen können. Am Leichtesten pflegen Techniker Feuer zu fangen, weil diese ein Unternehmen nur im Großen übersehen und wichtige Details, die dem ferner Stehenden fehlen, nur aus dem genauen Einsehen des Jahresberichtes ersichtlich werden. So galten z. B. Westeregeln als sehr gut, die mit einem Kapital von zusammen 12 Millionen Mk. arbeiteten, aber bekanntlich einst einem nunmehr ausgeglichenen Elementarunglück unterlagen. Und was ist im neuesten Jahresberichte zu lesen? „Nachdem unser Bergwerksbetrieb wieder ein normaler geworden, erscheint es uns geboten, an die Sicherstellung unsers Unternehmens durch die Herstellung einer zweiten (Reserve-) Bergwerksanlage, wie Dies bei den meisten größeren Kaliwerken bereits geschehen ist, zu denken." Uebrigens haben noch heute gerade technische Kreise von Westeregeln eine sehr gute Meinung; die selben Fachleute empfehlen auch Glasindustrie Siemens, die ja bei 16 Proz. Dividende (wie seit drei Jahren) ca. 168 stehen, also gleich 7,14 Verzinsung zum heutigen Kurse. Sind die Rathgeber noch vielseitiger, so empfehlen sie sogar Robinson, einen Goldshare, der heute zwar nur 6⅞ steht, aber auch leicht wieder binnen Monaten auf 10 steigen könne. Das Kapital ist zwar sehr groß, aber die Leitung gilt als vorzüglich.

So ist doch durch das Konversiongerücht unserer 4 prozentigen die kapitalistische Sorge geweckt worden. Man zerarbeitet sein Denken, um ½ Proz. mehr zu erhalten, erhebt den Kurszettel zu seiner Lieblingslektüre und könnte doch so leicht auf anderen Papieren von der großen Masse der Menschheit lesen, die nicht einmal jenes halbe Prozent ihr Eigen nennt. Pluto.

Künstlerdramen.

Von der Hohenzollernstraße stampft ein rüstiger Mann täglich zum Wilhelmsplatz. Der Weg führt an Ziergärten vorbei, deren prahlende Pracht hinter goldenen Gittern mit Gewächsen sich spreizt, wie unsere sanfte Sonne sie niemals zu natürlicher Blüthe bringt, und an Protzenpalästen, wo ein geistloser Erwerbssinn Prunkgeräth aus allen Zeiten und Zonen und Kunsthausrath aus allen Kulturen wüst und wild durcheinandergethürmt hat. Unser Mann sieht nicht wie ein Künstler vom alten romantischen Schnitt aus, weder spirituell noch poetisch, eher schon wie ein etwas verärgerter, doch forscher Hauptmann a. D., der böse ist, weil er in der Welt nichts Rechtes mehr gilt, seit er den bunten Rock nicht mehr trägt und vom Gevatter Schneider und Handschuhmacher kaum noch sich unterscheidet. Und ein ganz ähnlicher Schmerz nagt auch wirklich an unserem Mann: ihn peinigt der Gedanke, daß ein Künstler heute nicht wie in alter Zeit mit wallendem Gelock und im weiten Sammetkittel durch die Straßen streifen, daß er das Lilienbanner seiner hohen Berufung nicht lustig im Winde flattern lassen und an dem Krämer, dem Schreiber und dem Erraffer die hochgemuthe Laune keck austoben darf. Die Welt ist ihm unerträglich verbürgerlicht, verengt und verkleinlicht, — und es kitzelt ihn auch unangenehm, daß in den Ziergärten und hinter den Fenstern der Protzenpaläste die zurechtgemachten Schönen auf ihn nicht begehrlicher als auf die glatten Herrchen schauen, die in gestrafften Hosen und modischen Röcken müßig und müde vorüberpendeln, ohne zu ahnen, welchen Ruhm eben ihr Aermel streift. Dieses Versinken in uniforme, gleichgiltige Bürgerlichkeit zehrt an dem wohlgenährten Selbstbewußtsein des Künstlers.

Er ist ein Dichter. Und im Brüten verdichtet das Rachebedürfniß sich ihm zum Drama: er will dieser Spießbürgerlichkeit einen Spiegel vorhalten, in dem sie schaudernd sich selbst erkennen und die ganze Weite der Kluft ermessen soll, die von ihrem satten Seelenjammer die einsame Größe des Genius trennt. Des Genius? Unser Mann steht gerade vor dem Goethedenkmal und er blickt unwillkürlich nun selbst messend empor. Er ist nicht geneigt, den eigenen Werth zu unterschätzen, — und doch: ganz, Das gesteht er sich still, reicht sein Verdienst am Ende wohl nicht bis zur Höhe des heiteren Helden. Aber auch er ist ein Künstler; und wenn er von den Ganzgroßen nicht Einer sein kann, deren Name die Aeonen durchdauert, so fühlt er sich doch als den Johannes, der vor dem Heiland erscheint, und er will wohl dem Meister demüthig sich beugen, aber nicht dem Gehudel der Vielzuvielen, deren plumper Tritt ihm durch stolze Ge-

danken lärmt. Und als er vom Wilhelmsplatz wieder in die Hohenzollernstraße zurückgekehrt ist, legt er sich aufs Sinnen und Spüren, denn er braucht einen Stoff, in den er sein eigenes Wünschen und Zürnen vermummen kann. Vielleicht ist so der Christoph Marlowe des Herrn Ernst von Wildenbruch entstanden, das erste Künstlerdrama im neuen Reich.

Es ist sein persönlichstes Stück und es ist unter seinen Stücken das merkwürdigste Dokument. Aus den Novellen des Herrn von Wildenbruch schlägt mitunter der schwüle Hauch einer irren Phantasie hervor; es knirscht da manchmal Etwas von mühsam verhaltener Flagellantensinnlichkeit und bösem, gar nicht hofpoetisch dressirten Gelüsten. In seinen Dramen herrscht behaglich die wohlanständige Konvention, — nicht die gesittete freilich der Bürgerkomoedie, aber die ungefährlich wüthende des Rittergerassels, die trotz Mord, Brand, Unzucht und nassem Jammer doch keinem im Rechtsbesitz Mächtigen jemals Bedenken erregt. Im Marlowe erinnert Manches an die Novellen; man wittert einen Menschen dahinter, nicht nur einen erhitzten Coulissenschieber, der an anderer Leute Gedanken sich entflammt, — einen Menschen, der vielleicht sein Eigenstes ausgejätet hat, um der talentvolle Dichter der Allgemeinheit zu werden. Unter dem Drama scheint der röchelnde Leichnam einer heißen und großen Empfindung zu ruhen, — und darum fühlt der Empfindende von dem künstlerisch schlimmen Stück immer wieder sich angezogen und festgehalten.

Künstlerisch schlimm ist das Stück zunächst deshalb schon, weil es, wie fast Alles, was Herr von Wildenbruch aus der Fülle einer raschen Geschicklichkeit schafft, ungleich und ohne liebende Sorgfalt gearbeitet ist. Diesem Talentprasser ist die erste Erfindung immer die beste, er hascht die blanke Banalität und wundert sich dann und grollt und rumort, wenn ein feineres Fühlen ihm nicht gern folgen mag; er hat fast immer glänzende Einfälle, aber ihm fehlt der sicher leitende Geschmack, die besonnen prüfende Selbstkritik und seine Dramen gleichen daher den Inszenirungen eines Regisseurs, der zwischen die frisch prunkenden Dekorationen alte Versatzstücke und verschlissene Requisiten schiebt. Das Publikum merkts wohl nicht, man macht ihm auch was vor; die leiser Empfindenden aber können in so zusammengestoppelter Pracht sich nicht behaglich fühlen und sie gewöhnen sich allgemach, den bunten Allerweltmarkt zu meiden. Herr von Wildenbruch wollte zeigen, wie ein taumelndes Talent über die Satzung der Sitte dreist sich hinwegsetzt, wie es die wimmelnde Mittelmäßigkeit kraftgenialisch verhöhnt und endlich doch gezwungen ist, unter neidischem Zucken und wehem Stöhnen vor der überragenden Höhe des wahrhaft Großen in die Knie zu knicken. Die tiefe Tragik des Marloweschicksals, dem der heiter einherschreitende Shakespeare die reife Ernte entrafft, sollte

unseren Blick schrecken und das Mitleid für den Aermsten aufrütteln, der ein Großer war, bis der Größere kam; — und der Dichter, der sich solcher Aufgabe vermaß, fand, sie zu kleiden, nichts Anderes als eine alltägliche Mädchengeschichte, die in alten Schmökern längst schon verschimmelt ist.

Früher, bei Oehlenschläger und bei den Kleinmeistern der deutschen Romantik, waren für ein rechtschaffenes Künstlerdrama die unverrückbaren Typen gegeben: der Künstler war brav, edel und hochsinnig, etwas leichtfertig allenfalls, und er liebte das holde Kind eines bürgerlich begrenzten Starrkopfes; da gab es denn Hindernisse und Verwirrung, gab es arges Gepolter und Fluch, war eine gefällige Vertraute oder ein treuer Diener zur Stelle, und wenn nach der unvermeidlichen Entführung der Künstler nicht im Elend starb, dann wurde das hastig geknüpfte Verhältniß nach allen Formen der Sitte sehr bald gewöhnlich geregelt. Der Klassengegensatz blieb meistens im Hintergrund, ein vermeintliches Genie nur tollte sich gegen die enge Alltäglichkeit aus. Aber Herr von Wildenbruch wollte eigentlich doch etwas ganz Anderes; er wollte den bitteren Schmerz der Enttäuschung zeigen, die ein verstiegenes Wähnen ohne Erbarmen an eine bescheidene Stelle rückt, und die Martern malen, die vor echter Größe die verwüstete Scheingröße durchfoltern. Hat ers unterwegs vergessen? Ist die Kraft ihm erlahmt? Sicher ist, daß ein — wie man gern sagt — gespanntes Interesse sich nur an die winzige Frage hängt, was aus dem schönen Fräulein Leonore Walsingham wohl werden mag, und daß daneben die wichtigere Frage kaum noch Theilnahme findet, wie im Innern des armen Marlowe das Geschick sich gestaltet, da mit dem Kranz, den er gierig schon griff, der große William das heiter strahlende Haupt schmückt. So bleibt von dem Drama, in das kein Hauch der elisabethanischen Zeit geweht hat und in dem, wenn man von dumpfen Regungen des verirrten Helden absieht, auch nichts Menschliches uns lebendig wird, nicht viel mehr übrig als ein dämmerndes Ahnen, daß hier eine starke, erlebte Empfindung gemordet wurde. Sonst ist dieses erste Künstlerdrama im neuen Reich nur ein aufs Theater gezerrter Künstlerroman im alten Stil der Genieprahlerei.

Nach dem beliebten und anerkannten Dichter kam ein junger Herr des selben Weges geschritten; und da die Welt in verschiedenen Augen auch verschieden erscheint, sah er ganz andere Dinge als sein Vorgänger. Hinter die goldenen Gitter und in die Protzenpaläste, so schien es ihm, war ein neuer Putzgegenstand eingebracht worden, ein neuer Kunsthausrath, mit dem sichs prunken und prahlen ließ. Den Modedichter glaubte er dort zu sehen, der nach dem Börsenschluß den lungernden Gästen servirt, der von aesthetisch gefirnißten Muttern verhätschelt und von lechzenden Schönen umworben wird. Und er versuchte, in das geheimste Seelenleben dieses allzu Glück-

lichen sich einzudrängen, ihn zu belauschen und zu belauern und pünktlich sich anzumerken, welche Symptome des Welkens an dem Empfinden des Gefeierten sich zeigen würden. Zuerst, rechnete der junge Herr, würde die Eitelkeit sich regen, dann der Neid gegen das aufsteigende Geschlecht sich waffnen, das hitzig die guten Plätze an der Tafel der Genüsse begehrt, und endlich das Gefühl einer Gottähnlichkeit sich einstellen, das vor keiner Gewaltthat in banger Scheu noch zurückbebt. Unser junger Herr sah auf seinen Vorgänger nicht wie Marlowe auf Shakespeare, auch nicht wie Herr von Wildenbruch auf den Kollegen Goethe; in ihm war besonders lebendig das Verständniß für die Lächerlichkeit einer Situation, in der ein untersetzter Alltagsmensch zwischen Suppe und Braten die Rolle des einsam ringenden, des von den Göttern geweihten Genius spielt, und aus dieser lächerlichen Situation wollte er, weil auch er in sich einen Poeten fühlte, ein sehr ernstes und tiefes Drama entwickeln. Das sollte eine sehr feine Arbeit werden und ein funkelnagelneues und höchst modernes Exemplar unter den Künstlerdramen. Vielleicht ist so dem Herrn Victor Naumann das Schauspiel Ikarus entstanden, dem der Zufall im zerfahrenen Spielplan des Hoftheaters neben dem zu kurzem Scheinleben aufgescheuchten Marlowe eine stille Grabstätte bereitet hat.

Der Versuch wäre am Ende geglückt, wenn Herr Naumann mehr erlebt und weniger gelesen hätte. Erlebt und gesehen hat er vielleicht, wie ein Unbeträchtlicher sich für einen Großen hält, wie er künstliche Klüfte zwischen sich selbst und der nüchtern verständigen Umgebung aufzureißen versucht, wie er vor jedem neuen Ankömmling zittert und zagt, der ihn verdunkeln könnte, und wie er, in verzückter Selbstsucht, jedes arme Geschöpf an sich reißt, dessen gaffende Bewunderung den Applaushunger des Scheingroßen endlich stillt. Das ist, mit den bewährten Mitteln einer französisch geschulten Theatralik, recht gefällig dargestellt und man freut sich, nach so vielen Handwerkslümmeln einen gebildeten und bedachtsamen Mann reden zu hören, wenn man erfährt — nicht: sieht —, daß der Schriftsteller Lamprecht mit wächsernen Flügeln zur Sonne strebt, daß im Hause sein bequemes Glück ihm nicht mehr behagt und daß er an ein Pfarrhausgänschen, das in ihm das Ideal ihrer Jungfernträume bestaunt, Herz und Sinne verliert. Bis hierher ist Alles nett und, trotz der Brettergerechtigkeit, nicht unfein empfunden. Dann aber klemmen die Lesefrüchte sich ins Geschehene und mit der bescheidenen Freude ists gleich vorbei. Herr Naumann hat sich um Nietzsche bemüht, er hat viele Artikel gelesen, die kleine Feuilletonverkäufer über den auf Eisgipfeln schwärmenden Lyriker von sich gegeben haben, und er glaubt nun wirklich, daß diese behenden Bengel den großen Einsiedler kennen und daß Nietzsche oder irgend ein philosophischer Dichter im so zu sagen geistigen Leben der deutschen Ge-

bildetheit eine Bedeutung erlangt hat. Das ist nur ein jugendlich holder Irrthum; aber er bringt einen fatalen Papiergeruch in das Stück und erfüllt es mit einer Kaffeehausatmosphäre, die dem Literatengeschwätz günstig ist, in der natürliche Menschlichkeit aber nicht gedeihen kann. Da darf man sich denn auch nicht wundern, wenn Herr Naumann mit der Verführung eines kleinen Mädchens so umgeht, wie ers in schlechten Romanen erlesen hat, und wenn er nicht eine Sekunde bedenkt, welche groben Brutalitäten nöthig werden, ehe so Widriges sich erfüllt. Es ist ja interessant, daß auf der sittenreinen Hofbühne eine Pfarrerstochter von einem ganz legitimen Ehemann überwältigt werden darf, während die Frau des Verführers mit dem Großpapa der Verführten ins Sinfoniekonzert gegangen ist; künstlerisch aber ist mit dieser unmöglichen Roheit die Sache zu Ende und es bleibt gleichgiltig, ob Pastors Marthchen nachher am Nervenfieber oder an einer Herzkrankheit stirbt und ob Herr Lamprecht früher oder später übermenschlich zu faseln beginnt. Die kluge Absicht, das falsche Geniethum eines Wachsflügelträgers uns vorzuführen und zu zeigen, wie die täuschende Glorie der Dichterweihe eine kleine, bis dahin zufrieden lebende Menschheit ins Unheil reißt, ist doch längst schon versäumt; Herr Naumann hat sie bei neuen, Herr von Wildenbruch hat sie bei alten Romanen vergessen.

Ist es darum nun unmöglich geworden, Künstlerdramen zu schaffen? Gewiß nicht. Auf Samos, unweit von der Stelle, wo der kecke Sohn des Daedalus einst ins Meer stürzte, lebte ein alter Schulmeister, den Nietzsche darum besonders schätzt, weil er gegen die erkünstelte Pose der Platoniker witzige Bosheiten abschoß. Der Mann hieß Epikur und er kann als Pfadfinder bessere Dienste leisten als die Herren von heute. Denn mit der Genieprahlerei und mit den mystischen Messen vor den von der Muse Geweihten ist es für immer vorbei und die Bewunderung der Romantikerkoketterie mit dem Kainszeichen wird nicht wiederkehren. Der Typus des Künstlers hat in veränderter Zeit sich geändert und so muß auch das Künstlerdrama in neue Gestalt sich kleiden. Die Künstler sind längst sehr gesittete Leute geworden, sie geben sich die erdenklichste Mühe, an Korrektheit hinter keinem Regirungassessor zurückzubleiben, und wenn heutzutage ein Dichter in der Thiergartenstraße auf einen Zunftgenossen stößt, der sich zu Uebermenschlichkeiten versteigt oder einen an Erfolgen und Einnahmen reicheren Bruder in Apoll anders als mit spitzen Höflichkeiten erdolcht, dann mag er sich hüten, ihn ernst zu nehmen, und er mag vom Glück die epikuräische Laune erbitten, die ihm erlaubt, uns das erste Künstlerdrama der bourgeoisen Gesellschaft zu schenken.

M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Bürenstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. Juni 1894.

Blutrache.

Am siebzehnten Januar des Jahres 1793 wurde der noch nicht vierzigjährige Ludwig Capet, der vier Monate früher als Ludwig XVI. der Allerchristlichste König von Frankreich gewesen war, vom französischen Nationalkonvent zum Tode verurtheilt und vier Tage später hingerichtet. Ein Verbrechen oder auch nur ein schwer belastendes Unrecht konnte ihm nicht nachgewiesen werden; er war, im Stil seiner Zeit und im Vergleich mit seinem verlüderten Vorgänger, ein erträglicher Regent, der Turgot und Necker in ihren Reformplänen nicht störte, freilich auch Polignac nebst seiner Jolanthe als zischelnde Ohrenbläser der schönen Marie Antoinette gewähren ließ und der mit dem größten Behagen in sein Notizbuch die wichtige Thatsache eintrug, daß er von vierzehn Regirungjahren 1562 Tage auf der Jagd zugebracht und außerdem 149 Reisen und 223 Ausflüge zu Pferde oder im Wagen gemacht hatte. Er wurde ermordet, weil in ihm die Schreckensmänner den höchsten Repräsentanten einer Gesellschaft treffen wollten, die ihnen zum Untergang reif schien und deren Grab ein nach Blut lechzender Wahn mit dem edelsten Lebenssaft des Landes gedüngt zu sehen begehrte. Er fiel, nicht, weil er ein ausbündig schlechter Mensch gewesen war und ein schlimmer Frevler, sondern, weil in ihm sich ein Zeitalter verkörperte, dem der Boden nun unter den Füßen wich.

Im Gedränge der Richter, die dem Königsmord die nur scheinbar gesetzliche Basis schufen, saß auch Herr Lazare Carnot, der beim Aus-

bruch der Revolution Hauptmann im Ingenieurcorps gewesen und der von der assemblée, wo er Calais vertrat, in die convention nationale hinübergegangen war. Er stimmte für die Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten, der ihm doch seinen Degen anvertraut hatte, und er wurde bei den Schreckensmännern bald eine beliebte Größe, weil er äußerlich zwar von den Jakobinern vorsichtig Abstand hielt, in der Stunde jeder Entscheidung aber an ihrer Seite zu finden war. Diese Haltung war ihm von einer nicht gewöhnlichen Klugheit und wohl auch von dem begreiflichen Wunsch diktirt, ein in jenen Tagen der phrasenhaften Mittelmäßigkeit besonders kostbares Talent zu praktischer Verwerthung zu bringen. Mit den Girondisten, Das sah er sofort, war nichts zu erreichen; diese Leute konnten nur reden, nur gegen die revolutionären Beschlüsse protestiren und ihr Versuch, die Departements gegen Paris aufzurufen, konnte durch das lächerlich feige Verhalten ihres Führers Vergniaud nicht unterstützt werden, der, nach tönenden Reden gegen den Königsmord, mit seinem Anhang für die Verurtheilung Ludwigs den Ausschlag gegeben hatte. Herr Lazare Carnot mußte sich also, wenn er zu Macht und Ehren gelangen wollte, an die Männer der That halten und im Konvent die Diktatur des Pariser Pöbels zu erreichen suchen, der die für seine Pläne nöthigen Millionen und Soldaten ihm willig liefern würde. Carnot gehörte nicht zu den Schlimmsten; Guizot nennt ihn in seinen Memoiren „so ehrlich, wie ein schwatzhafter Fanatiker nur irgend sein kann"; aber seine Skrupellosigkeit war doch mindestens eben so groß wie seine organisatorische Fähigkeit und er hat es ganz vortrefflich verstanden, in der Toga des uneigennützigen Vaterlandsfreundes dem eigenen Vortheil zu dienen. Er saß im Florapavillon unter den zwölf Königen des Wohlfahrtausschusses und half Frankreich regiren; er war nicht faul, arbeitete oft achtzehn Stunden an einem Tage und begnügte sich mit einem Stück Brot und einer Flasche Limonade zum Mittagsmahl; er war auch nicht eigensinnig, kein Prinzipienreiter und er behielt, ohne vor Robespierres Zorn zu erzittern, auch adelige Offiziere von antijakobinischer Gesinnung in seinem Dienst, wenn sie brauchbar und nützlich waren; aber — vier- bis fünfhundert Schriftstücke waren täglich zu erledigen, da konnte nicht jedes sorgfältig geprüft und erwogen werden, schließlich theilten ja auch die elf übrigen Erwählten des souverainen Volkes die Verantwortlich-

keit, — und so setzte denn auch Carnot seinen Namen unter Dekrete, die den Massendiebstahl und den Massenmord nach allen Regeln der Bureaukratie anordneten. Mit welcher Gewissenhaftigkeit er dabei verfuhr, Das beweist die Thatsache, daß er, weil zwei seiner Beamten verhaftet worden waren, im Germinal des Jahres III. einmal mit Robespierre in heftigen Streit gerieth und erst später unter dem Haftbefehl seine eigene Unterschrift wiedererkannte; kurz vorher hatte freilich sein Kollege Robert Lindet schon ausgeplaudert, daß er im Wohlfahrtausschuß seinen Namen unter zwanzigtausend Dekrete gesetzt hatte. Nach dem dreizehnten Vendémiaire, als Bonapartes Kanonen den Konvent vor der Empörung der wahren Patrioten errettet haben, wird Carnot für Sieyès ins Direktorium gewählt und das alte Spiel beginnt mit erneuten Kräften. Zwar sehen die Diktatoren sich von Babeuf und seinen Banden bedroht, aber sie bequemen sich bald dieser wüsten Konkurrenz an und wirthschaften so schrankenlos willkürlich, daß zwischen ihrer Herrschaft und der Schreckenszeit Robespierres schließlich kein Unterschied mehr zu entdecken ist. Carnot, der Organisator des Sieges, zeigt sich in der auswärtigen Politik leidlich verständig; er ist gegen allzu weit reichende Annexionen und er erklärt es, in einem Brief an Bonaparte, für unklug, den revolutionären Brand in Italien allzu eifrig anzufachen. Für alle Sünden des Direktoriums aber ist er so gut wie Jeder von seinen Genossen verantwortlich, und wenn er nicht, wie Barras, in geilem Gelüsten alles Erraffte verpraßte, so hat er doch damals, und auch später unter Napoleon, recht wohl verstanden, sein Schäfchen ins Trockene zu bringen.

Die Legende von der Herrlichkeit der Revolution entstand und hinter ihren Schleiern verschwand das gräßlich Geschehene. Vergessen waren die Thaten des Konvents, des Wohlfahrtausschusses und des Direktoriums und nur an den Sieg der erhabenen Grundsätze von 1789 blieb die Erinnerung wach. An dieser Erinnerung berauschten die bourgeoisen Republikaner sich, die hastigen Geschäftchenmacher, deren Ahnen einst die Menschenrechte erstritten hatten, und jeder Name schien ihnen geweiht und heilig, der mit dem großen Abschnitt ihrer Geschichte in eine Verbindung zu bringen war. Lazare Carnot, mit seinen nicht allzu beträchtlichen Verdiensten und seinen ungeheuerlichen Versündigungen, wurde zum nationalen Helden, und als in den letzten Tagen des Jahres 1887 Herr Grévy, der korrekte Staatsdieb, vom Präsidium der Republik

zurücktrat, da wurde Marie François Sadi Carnot zu seinem Nachfolger erwählt. Warum? Hervorragende Leistungen hatte er nicht aufzuweisen; er war ein Präfekt, ein Unterstaatssekretär und ein Minister wie Andere auch gewesen und im Gewimmel der republikanischen Linken war er nicht aufgefallen. Er wurde Präsident, wie er unter Gambetta Organisator der nationalen Vertheidigung in der Normandie geworden war: weil er Carnot hieß, weil er der Enkel des angeblich großen Patrioten war und weil er, Dank der geschäftlichen Klugheit seiner Familie, das Vermögen besaß, das einem Staatsoberhaupt die glänzende Repräsentation möglich machte. Er erhielt 616 von 827 Stimmen, weil er den Namen des berühmten Königsmörders trug; und er ist nun ermordet worden, nicht, weil er ein ausbündig schlechter Mensch war und ein besonders schlimmer Frevler, sondern, weil neue Schreckensmänner in ihm den höchsten Repräsentanten einer Gesellschaft treffen wollten, die ihnen zum Untergang reif scheint und deren Grab ein nach Blut lechzender Wahn mit dem edelsten Lebenssaft des Landes gedüngt zu sehen begehrt. Ludwig Capet ist furchtbar gerächt: auf das Blutgerüst folgten ihm bald Danton, Hébert und Robespierre und nun hat ein düster richtender Gott, der bis ins dritte und vierte Glied Rache übt, auch den Träger des Namens getroffen, der durch blutigen Gräuel geschichtlichen Ruhm sich errang.

Aber man braucht nicht einmal in alttestamentarischen Visionen zu schwelgen, um zwischen den Mordthaten vom siebzehnten Januar 1793 und vom vierundzwanzigsten Juni 1894 den Zusammenhang zu erkennen. Als der Glanz des Direktoriums schon zu erbleichen begann, erzählte Laharpe einst eine Geschichte, die sich im Anfang des Jahres 1788 zugetragen haben sollte. Hofleute, Künstler, Akademiker und hohe Beamte hatten bei einem geistreichen Grandseigneur üppig getafelt, Champfort hatte seine galanten und gottlosen Skizzen vorgelesen, Voltaires Pucelle und Diderots philosophische Verse waren citirt worden, und da die Malvasierlaune zu verdampfen begann, wurde das Gespräch ernster und wandte der großen Tagesfrage sich zu: der ungeahnt herrlichen Revolution im Reiche der Geister. Voltaire wurde gepriesen und auch die Akademie erhielt von den Lobsprüchen ihren Theil, weil sie durch die Encyklopädie das unvergleichliche Werk vorbereitet hatte, das nur leider die meisten Lebenden nicht mehr vollendet sehen würden; Das nur beklagten die allmählich Ernüchterten,

denn gar zu wundervoll müßte es sein, den Zusammenbruch alten Aberglaubens und die Herrschaft der stolzen Vernunft zu erleben. Da erhob sich Herr Cazotte, der Dichter des berühmten Schlummerliedes für den Herzog von Burgund, und tröstete die trübe Zechgesellschaft. Beruhigen Sie sich, meine Damen und Herren — so ungefähr sagte er —, Sie Alle werden die große Revolution, die Sie so innig ersehnen, noch erleben, — aber Sie werden auch an ihr sterben: die Meisten von Ihnen auf dem Schaffot, Einzelne auch durch Selbstmord; und die Männer, die Ihnen dieses Schicksal bereiten, werden, ganz wie Sie, philosophische Phrasen im Munde führen und in Frankreich wird es keine anderen Gotteshäuser mehr geben als die Tempel der allein dann noch selig machenden Vernunft. Der Spaß schien ein Bischen stark, und als die Herzogin von Gramont erfahren hatte, daß sie auf einem Karren zum Richtblock geschleppt werden würde, fragte sie, um die Spannung in Heiterkeit aufzulösen, ob Herr Cazotte ihr wenigstens einen Beichtvater bewilligen wolle. Nein, Madame, war die Antwort, auch dieser Trost wird Ihnen fehlen; der letzte Gerichtete, dem man einen Beichtvater gewähren wird, wird der König von Frankreich sein. Vielleicht hat Laharpe, der ein TragoedienDichter war, auch diese prophétie de Cazotte nur erdichtet; jedenfalls giebt sie ein verblüffend getreues Bild von den Stimmungen, die der Revolution erst die Wege bahnten. Die hyperaesthetischen Damen und Herren, die damals für die Menschenrechte, für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erglühten, ahnten nicht, daß sie die herbeigesehnte Herrschaft der Vernunft mit ihren Köpfen bezahlen sollten.

Und heute? Statt der Herzoginnen und der Akademiker sitzen heute Bankierfrauen und Professoren beim leckeren Mahl; sie trinken nicht mehr Malvasier und Konstanzer Wein, sie sprechen nicht mehr von Voltaire und Diderot, aber auch sie schwelgen in der Ausmalung eines nahenden Glückseligkeitreiches und sie lassen von kleinen Dichtern, die nebenbei vielleicht Gründer einträglicher Aktiengesellschaften sind, mit grob gepinselten Bildern von Proletarierelend und Proletarierhaß in wollüstigem Grausen die schlaffen Nerven zerrütteln; auch sie ahnen nicht, daß die heraufziehende Hunnenherrschaft über ihre soignirten Leiber zuerst hinwegtrampeln wird. Nur die Grazie fehlt und die ruhig sichere Heiterkeit des ancien régime, die höchstens in besonders katzenjämmerlichen Stunden der zagen Besorgniß wich. Die Stimmung

von heute ähnelt mehr der vor dem Zusammenbruch des Julikönigthumes, wie Thureau-Dangin sie uns geschildert hat, und es wäre nicht schwer, die Modehelden von Paris und Berlin, die Nachtischanarchisten und die Salonsozialisten zu bezeichnen, die an die Stelle der Fourier, Cabet, Proudhon, Leroux und Buchez, des ersten Christlich-Sozialen, getreten sind. Heute, genau wie vor 1840 und 1789, soll eine gewissenlose Koketterie mit den Massenrechten der Enterbten die ernste Sorge um das Wohl der Aermsten ersetzen; heute, wie damals, wird üppig und träge geschwelgt und als prickelndste Würze bei Prunkgelagen wird in zitternden Wonnen das Gespenst eines nahenden Weltunterganges heraufbeschworen. Die Regirenden äugeln mit dem Radikalismus und seinen demagogischen Forderungen nach billigem Brot und freiem Verkehr; und wer von den Regirten auf die allein zuverlässigen Grundlagen eines monarchisch gegliederten Staatswesens verweist, wer gegen die dilettirende Kurzsichtigkeit den nationalen Besitz und die Werthe schaffenden Stände vertheidigt, der muß unbedingt ein Volksfeind sein, ein Söldling des Großgrundadels, und er wird, wenn er freimüthig auszusprechen wagt, was die Uebrigen nur in der Stille beseufzen, vor den Staatsanwalt und den Richter gezerrt. Und die ganze, von sozialem Mitleiden angeblich bis in ihre Tiefen erschütterte Gesellschaft, die flüchtig beim Morgenkaffee darüber hinliest, daß binnen wenigen Tagen fünfhundert Grubenarbeiter ihr kärgliches Dasein verloren haben, diese ganze Heuchlergesellschaft erbebt doch nun plötzlich in starrem Entsetzen, da Herr Sadi Carnot unter dem Messer eines fanatischen Mordgesellen sich verblutet hat.

Gewiß ist die That abscheulich, — um so abscheulicher, weil sie praktisch nutzlos ist und nur dem Schrecken, dem blinden, die Wege bereiten soll. Aber waren die Thaten der ersten französischen Schreckensmänner weniger abscheulich und weniger nutzlos? Und ist es im Ernst möglich, Robespierre zu verherrlichen, Lazare Carnot einen großen Mann zu nennen, vor dem Vollbringen der Nihilisten, die nicht einmal eine Volksstimmung, sondern nur das unklare Wünschen eines philosophisch überfütterten Studentenproletariates repräsentiren, in Anbetung niederzuknien und doch den Mörder Sadis Carnot als eine verthierte Bestie zu brandmarken? Es ist möglich für eine Anschauung, der die Mittel vom Zwecke geheiligt werden, die Alles gestattet, was gegen den Adel, den Feudalismus und für die Großmacht der liberalen

Bourgeoisie gethan worden ist, und die Alles verdammt, was, mit den selben Mitteln, heute zu Gunsten der schwarzen Schaaren unternommen wird, denen die Eroberer der Menschenrechte den prahlend verheißenen Theil an den Menschenrechten nun vorenthalten. Aber die verlogenen Opportunisten, die in solcher Heuchlermoral behaglich sich rösten, haben wahrhaftig kein Recht, hochmüthig von ihrer Höhe auf die behenden Söhne Loyolas herniederzublicken.

Ueber den Mörder wird jetzt viel geschwatzt und das Gefasel wird dauern, bis er vor den Geschworenen seine große Rede heruntergerasselt und für sein Verbrechen die Todesstrafe erlitten hat. Das bequemste und billigste Schlagwort lautet: er ist Anarchist; damit ist er etikettirt und der Verstand der Verständigen braucht um ihn sich nicht weiter zu bekümmern. Er ist Anarchist, wie Marat Philosoph und Robespierre ein Schüler Rousseaus war; von der Theorie des Anarchismus versteht er wahrscheinlich nicht mehr als der Durchschnittssozialist vom Mehrwerth Karls Marx und von dem ehernen Lohngesetz Lassalles. Der zwanzigjährige Bengel wird vermuthlich von ähnlicher Geistesbeschaffenheit sein wie Karl Guiteau, der Mörder des Präsidenten Garfield, und wie Emile Henry, der Held der letzten Pariser Bomben-Reklame. Guiteau hatte nichts gelernt und unendlich viele schlechte Bücher und Zeitungen gelesen; er war größenwahnsinnig und wollte um jeden Preis seinen Namen auf die Nachwelt bringen; nach der That fand man unter seinen Papieren einen an das Weiße Haus in Washington gerichteten Zettel, auf den er geschrieben hatte: „Der Tod des Präsidenten ist eine traurige Nothwendigkeit, wenn die republikanische Partei einig werden und das Vaterland retten soll. Das menschliche Leben hat wenig Werth; während des Krieges fielen Tausende braver Männer und keine Thräne floß. Ich bin Jurist, Theologe und Politiker, ich bin der Demokrat unter den Demokraten." Und nach seiner Verurtheilung hatte er nur den Wunsch, man möge dem Publikum mittheilen, daß er von vornehmen Damen Blumen und Obst und achthundert zärtliche Briefe erhalten habe. Bei ihm mischte die eitle Großmannssucht sich mit einer Art religiösen Wahnsinnes; bei Henry erschien an dessen Stelle die anarchistisch-sozialrevolutionäre Phrase, die man heutzutage aus jedem Pfennigblättchen erlernen kann. Henry hielt sich ganz getreu an die Tonart seiner erhabenen Lehrmeister, als er vor der Jury sagte: J'ai voulu montrer à la bourgeoisie que

désormais il n'y aurait plus pour elle de joies complètes, que ses triomphes insolents seraient troublés, que son veau d'or tremblerait violemment sur son piédestal, jusqu'à la secousse définitive qui le jetterait bas, dans la fange et dans le sang. So oder ähnlich wird aller Voraussicht nach auch der italienische Mordbube sprechen; auch er wird sich als Apostel der proletarischen Befreiung drapiren und in einer Heldenpose verkünden, daß er durch Schrecken den Schrecken beseitigen wollte. War Herr Miquel nicht einst drauf und dran, Bauernaufstände zu organisiren? Hat Herr Crispi nicht noch als fünfunddreißigjähriger Mann den Genossen Unterricht in der Fabrikation von Bomben ertheilt? Und hat Herr Kowalewsky, der heute die rechte Hand des Herrn Witte ist, nicht wegen nihilistischer Umtriebe in der Peter-Pauls-Festung gesessen? Das Alles geschah in einer Zeit, die vom Dynamitschrecken und von der allerneuesten Anarchistenepidemie noch so ziemlich verschont war; und nun wundert man sich, da heute, wo eine herrliche Freiheit doch die Mästung mit frevlen Phrasen gesetzlich garantirt, neue Winkelkneipenheilige erstehen; viel eher sollte man darüber sich wundern, daß ihre Zahl nicht noch sehr viel größer ist. Die Herren Miquel, Crispi und Kowalewsky haben von der liberalen Phraseologie mehr oder minder sich freigemacht; sie suchen, auf der Grundlage des wohlthätig Bestehenden ihrem Vaterlande nach Kräften zu nützen, und sie gelten den radikalen Schwätzern bereits als verhärtete Reaktionäre. Wer noch im Bann des Schlagwortes von der natürlichen Gleichheit der Menschen steht, der hat kein Recht, vor der Saat sich nun zu entsetzen, die üppig daraus hervorgeschossen ist, und er darf sich nicht mit der spottbilligen Tröstung in behaglichen Schlummer lullen, daß die Mordgesellen „Anarchisten" sind. Diese Mordgesellen nehmen den Kampf da auf, wo die Selbstsucht der früheren Schreckensmänner ihn aufgegeben hat, und sie treffen, um dem Schrecken eine neue blutige Propaganda zu machen, den unschuldigen Sadi Carnot, wie Lazare Carnot und seine in ihrer Verantwortlichkeit parlamentarisch entlasteten Mordgenossen vor hundert Jahren den unschuldigen Ludwig Capet trafen.

Die guten Leute, die den blutrünstigen Stoff jetzt zu einem sensationellen Köder für das neue Quartalsabonnement verarbeiten, werden vielleicht empört aufheulen, da man Sadi Carnot dem Ludwig Capet vergleicht. Die guten Leute wissen nichts von der französischen

Geschichte, sie kennen die Verfassung der französischen Republik nicht und sie geben sich die erdenklichste Mühe, den Gemordeten als einen Mann hinzustellen, der seine Pflichten gewissenhaft und in vollem Umfange erfüllt hat; beinahe ist es ihnen auch schon gelungen, ihn zu einem Musterpräsidenten umzufälschen. Nun ist es ja natürlich und menschlich, daß für einen so schnöde Gemeuchelten das Mitleid sich regt; aber wir haben in Deutschland nicht die geringste Veranlassung, Herrn Carnot dankbar zu sein oder sein Angedenken mit Glorienstrahlen zu schmücken. Er hat sich vorsichtig gehütet, jemals ein Wort gegen den unsinnigen Revanchegedanken zu sprechen, und er hat das Bündniß mit Rußland besiegelt, das früher oder später diesem Gedanken zur Wirklichkeit verhelfen soll. Den Franzosen war er der Mann der großartigen Weltausstellung und — namentlich — der Mann von Kronstadt, l'ami du Tsar. Diese beiden Daten gaben seiner Präsidentschaft einigen Glanz; aber kein verständiger und deshalb — nicht im Parteisinn — konservativer Franzose hat jemals behauptet, daß Herr Carnot als ein providentieller Mann auf seinem Posten stand. Er stahl nicht, wie Grévy, er war nicht ehrgeizig, wie Mac Mahon, und man verzieh ihm darum sogar die nicht ganz unbedenkliche Thätigkeit, die er als Finanzminister bei der Einführung der Panamawerthe entfaltet hatte. Er hielt keine taktlosen Reden, er war kein Knicker und Knauser und er repräsentirte so gern, schweigend und feierlich, daß der Volkswitz ihn den Präsidenten aus Zink oder Holz zu nennen liebte. Dem Mangel an auffälligen Fehlern standen aber positive Fähigkeiten offenbar nicht zur Seite. Carnot gehörte zu jenen geschickten und klugen Menschen, die in jeder Stellung sich zurechtfinden und äußerlich jeder Lage gewachsen sind. Er war auf den Schultern der Radikalen hochgeklettert, als ein Nebenbuhler Freyeinets, und er verstand, seine bescheidene Reputation so geschickt zu steigern, daß sie keinen Menschen genirte und ihrem Besitzer doch die Aussicht auf einen möglichst langen Aufenthalt in den wohnlichen Räumen des Elysée eröffnete. Bei dieser Rechnung aber war der Kluge doch klug genug, nicht klug zu sein: Herr Carnot wäre im Dezember 1894 ganz sicher nicht wiedergewählt worden, denn sein Nimbus war zerstört und allgemach hatten alle wahren Vaterlandsfreunde einsehen gelernt, daß für einen geschniegelten Gesellschaftsmenschen von glatten Formen die Zeiten zu ernst geworden waren.

Als Frankreichs Ansehen im Schlamm von Panama fast versank, als eine durchfaulte und verseuchte Mehrheit die Geschäfte des Landes nach interessirter Willkür leitete, — wo war da Herr Carnot? Wo war er, als die Dynamitpest in die gallischen Gefilde einzog, als religiöse und soziale Kämpfe die Bevölkerung zerklüfteten, als eine Hetzjagd von Ministerien begann und heute dieser, morgen jener Beutejäger gierig nach einem Amt griff, zu dem ihm die elementarsten Kenntnisse fehlten? Herr Carnot that, wie er sie verstand, seine Pflicht: er repräsentirte, er gab prächtige Feste, er drückte wichtigen Persönlichkeiten die Hand, ging auf Reisen und nahm die Beschlüsse der Kammermehrheit willfährig entgegen. Aber er regirte nicht, er gebrauchte die Macht nicht, die ihm anvertraut war, er ließ, ganz wie Ludwig Capet, die Dinge gehen, wie sie gehen konnten und sollten. Nur der großsprecherische Unverstand, der fast überall in der Presse herrscht, kann behaupten, daß der Präsident mit dieser Haltung streng im Rahmen der Verfassung blieb. Die Verfassung giebt dem Präsidenten die freie Verfügung über die bewaffnete Macht, die Initiative für die Gesetzgebung, die Ernennung aller civilen und militärischen Beamten; sie gestattet ihm, an die Parlamente Botschaften zu richten, für jedes Gesetz neue Berathungen zu verlangen, die Volksvertretungen zweimal in jeder Session zu vertagen und, in Uebereinstimmung mit dem Senat, die Deputirtenkammer aufzulösen; sie verwehrt ihm nicht, nach freiem Ermessen seine Minister zu wählen und mit aufklärenden, mahnenden Worten sich direkt an das Volk zu wenden. Das sind Kompetenzen, die in wichtigen Punkten über die englischen Kronrechte erheblich hinausgehen und die nicht überall wesentlich geringer sind als die Befugnisse des Deutschen Kaisers. Herr Carnot konnte der parlamentarischen Mißwirthschaft, die nur in Paris ihre Wurzeln hat, ein Ende bereiten; er konnte ein Geschäftsministerium bilden, in dem nicht Tribünengrößen, Advokaten, und Journalisten, saßen, sondern kenntnißreiche und für ihr Fach sachverständige Männer; er konnte dann die Deputirten nach Hause schicken und in ernster, eindringlicher Rede das Land befragen, ob es an der Stelle des zum Untergang jubilirenden gâchis eine vernünftige, feste und geschäftsmäßige Regirung zu sehen wünsche, — und er brauchte vor der Antwort der Provinzen so wenig wie vor dem Zorngeblöke der radikalen Heerde zu erzittern, denn er hatte die Verfassung für sich

und die ruhige Intelligenz des gesammten Landes. Aber er zog den Beifall der Pariser Presse und der Parlamentsschreier vor, er verzichtete auf jede geordnete und beständige Regirung und er blieb der sich neigende und beugende Repräsentant keiner korrumpirten und in der staatserhaltenden Bevölkerung kreditlosen Gesellschaft. Er vertrat so äußerlich geschäftig und so indolent seine Zeit, wie Ludwig XVI. seine Epoche vertreten hatte, ohne zu bedenken, daß ungewöhnliche Rechte auch ungewöhnliche Pflichten aufbürden, und er ist, als ein im Grunde Unschuldiger, nun dem im Grunde unschuldigen König ins Grab gefolgt, weil gegen ihn der Groll sich waffnete, dem der glorreiche Ahnherr mit seinen Genossen das Erdreich bereitet hatte.

Die Jakobiner und die Girondisten, die Radikalen und die gemäßigt Liberalen, haben die Losung ausgegeben, daß alle Menschen gleich und deshalb auch gleich berechtigt sind, an der Tafel der Genüsse ihren vollen Antheil zu erhalten. Sie haben den Armen und Aermsten einen Himmel auf Erden versprochen, alle Hindernisse und alle Bollwerke der alten Gliederung hinweggeräumt und schließlich, als sie durch Ströme von Blut die taumelnde Gefolgschaft mit sich gezerrt hatten, doch nur die Herrschaft des Geldes begründet. Die Verführten stehen enttäuscht: statt der eisernen Verfrohndung des Feudalismus sehen sie der goldenen Versklavung des Kapitalismus sich ausgeliefert, ihre Lage hat, seit sie aufgehört haben, für den Besitzer kostbare Werthgegenstände zu sein, sich nicht verbessert und sie laufen Gefahr, in der nächsten Stunde schon auf die Straße geschleudert und durch andere Hörige aus dem schwärzlichen Gewimmel ersetzt zu werden. Noch begreift ihr schwerfälliges Hirn nicht, daß die holde Verheißung eine frevle, frivole Lüge war, hinter der eine nach Genüssen gierige Klasse ihre lüsternen Wünsche verbarg, daß es auf Erden keinen Himmel giebt, daß, nach dem ehernsten aller Daseinsgesetze, nur der Tüchtigste sich durchsetzen und behaupten kann und daß nur die — feudalistischen und die großkapitalistischen — Schranken allmählich abgetragen werden können, die dem Tüchtigen das Aufsteigen versperren. Noch glaubt die bethörte Menge an die Wunderkraft des liberalen Evangeliums und sie versucht, nach dem von der Legende umgoldeten Beispiel ihrer Vorgänger, mit gewaltsamen Mitteln für sich zu erreichen, was das liberale Bürgerthum einst nur für sich erstritt. Der Weg führt diesmal zur Utopie einer verengelten Zu-

kunftgesellschaft oder zum konsequentesten Liberalismus: zur Anarchie. Aber er führt heute wie damals über Blut und Leichen, denn die Enttäuschten und die Betrogenen, denen die verheißene Beute entgangen ist, fühlen im Innersten das brennende Verlangen, den heißen Haß in furchtbarer Blutrache zu kühlen.

So fällt Sadi Carnot, der persönlich gleichgiltige Mensch, aber der vorragende Repräsentant seiner Zeit. Nicht ein Volk nur ist eben heute eine Familie, nein, über die nationalen Schlagbäume hinweg findet das gewissenlos entflammte Sehnen sozial gleich Gestellter sich zusammen und das uralte Naturrecht kehrt wieder, das den Familiengenossen zwingt, den durch den Mord eines Nächsten verübten Bruch der Rechtsordnung an dem Mörder oder an dessen Verwandten zu ahnden. Die Schreckensmänner von 1793 behaupteten prahlerisch, die Spitze der Gesellschaftpyramide müsse fallen, damit das Entsetzen dem Wohl des Volkes endlich den nöthigen Raum verschaffe. Die Schreckensmänner von 1894 haben erkannt, daß abermals nur das Wohl Einzelner des Kampfes Ziel und Lohn war, und sie nehmen Blutrache an den Betrügern. Die verständigen und resignirten Freunde des Volkes aber, die von einer organischen Entwickelung allein dauernden und wahrhaft wohlthätigen Nutzen erwarten, können aus der Ermordung Capets und Carnots Mancherlei lernen. Nicht darum handelt es sich, jetzt heuchlerisch gerührte Phrasen zu finden, den Gemordeten zu verhimmeln und den Mörder als einen Anarchisten zu etikettiren. Für die bedrohte Gesellschaft und für ihre der Gefahr am Meisten ausgesetzten Führer, für Völker und Könige und Präsidenten, kommt es darauf an, daß sie nicht in eitlem Prunken und Jagen und Tändeln, sondern in ernster Arbeit ihre Tage verbringen und daß die entscheidende Stunde sie in besserer Zuversicht und mit ruhigerem Gewissen als die leichtherzige Schaar der Capet und Carnot trifft. Wenn sie dieser Lehre ernstlich nachdenken und der Legende von der Gleichheit und Gleichberechtigung aller Menschen für immer entsagen, dann wäre die grausam gräßliche Blutrache doch nicht ganz nutzlos geübt und der unbeträchtliche Enkel des Königsmörders hätte nicht völlig vergebens geblutet.

Reserve- und Landwehr-Offiziere.

Der Stolz darauf, neben einem bürgerlichen Berufe auch dem deutschen Offiziercorps anzugehören, ist in vielen Beziehungen ein wohlberechtigter. Zunächst prägt sich darin das Bewußtsein aus, auch gewisse körperliche Eigenschaften der Abhärtung, Ausdauer, Gelenkigkeit zu besitzen, die sonst den deutschen jungen und älteren Männern der „gebildeten" Stände so häufig mangeln. Ist doch die fortgesetzte Zugehörigkeit zum Beurlaubtenstande und die dadurch hervorgerufene Nothwendigkeit körperlicher Uebung vielfach der einzige — übrigens ungenügende — Ersatz für Dasjenige, was in England freiwillig von fast allen gentlemen (und would-be gentlemen) mehr oder minder geübt wird. Dort ist eben die Erkenntniß so allgemein verbreitet, wie sie bei uns mangelt: daß kurze tägliche Spaziergänge absolut kein genügendes Gegengewicht bilden gegen geistige, fast stets sitzend geübte Thätigkeit während des übrigen Tages. So findet man denn auch dort unter den 35—50jährigen Theologen, Juristen, Lehrern, Kaufleuten u. s. w. nicht entfernt so viele schwerfällig gewordene, körperlich gealterte Männer wie bei uns. Und es ist bei diesem sehr schwerwiegenden Uebelstand unseres nationalen Lebens gradezu ein Segen, daß die Reserve- und Landwehr-Offiziere gezwungen sind, sich eine gewisse Haltung und Frische des Körpers zu bewahren. Ob freilich diese physischen Eigenschaften der älteren (30—45 jährigen) unter jenen Offizieren im Falle eines beschwerlichen Feldzuges ausreichen würden, kann schon ein Gegenstand ernster Sorge sein. Die letzten drei Kriege, obwohl sie ja gewiß große Strapazen zeitweilig mit sich geführt haben, sind nicht ganz beweisend. Denn alle drei spielten in hochcivilisirten Ländern, sie waren fast ohne Zwischenfall siegreich, die rückwärtigen Verbindungen waren selten längere Zeit unterbrochen, — so war es denn auch in der Regel möglich, die Gefahren für die Gesundheit abzuschwächen. Die anders gearteten Perioden, z. B. die letzte Zeit vor Metz, Dezember und Januar an der Loire, haben auch ungünstig genug gewirkt. Wie viel schlimmer aber wäre es, wenn ein russischer Winterfeldzug, womöglich mit einzelnen Mißerfolgen, ein paar tausend Offiziere des Beurlaubtenstandes durch Krankheit aus den Reihen der Kombattanten entfernte oder auch nur in ihrer Spannkraft und Leistungfähigkeit schwächte, — darunter dann sicher eine größere Anzahl von Compagnieführern! Es wird daher die Einsicht zu wecken und zu erhalten sein, daß Jeder, so lange er Offizier bleibt, moralisch verpflichtet ist, an der eigenen Rüstighaltung zu arbeiten.

Bei den Uebungen ist das Vorhandensein der erforderlichen Rüstigkeit und Gewandheit zu prüfen, ohne Rücksicht auf die Beleibtheit oder Steif-

heit des Herrn Oberlehrers oder Amtsrichters. Namentlich ist die Kenntniß zu verbreiten, was eigentlich Feldzugsstrapazen bedeuten, — eine Kenntniß, die, gleich anderen Kriegserfahrungen, leider gar nicht sehr verbreitet ist. Jedenfalls soll man sich darüber klar sein, daß es nicht nützlich, sondern schädlich ist, körperlich nicht mehr rüstige Männer in den Offizierslisten fortzuführen. Nicht allein, daß sie im Ernstfalle nichts leisten: sie werden geradezu eine Last für die Feldtruppe, ja für jeden Verband, der ernsteren Strapazen ausgesetzt ist. Im französischen Feldzuge habe ich schon einzelne solche ältere Landwehr-Offiziere beobachtet, deren Ansprüche auf Bequemlichkeit und Schonung ihren Leistungen nicht entfernt entsprachen.

Noch viel wichtiger freilich wird den Meisten die Frage erscheinen, wie es mit den eigentlichen Dienstkenntnissen der Nicht-Berufs-Offiziere in Deutschland steht. Sind erhebliche Mängel in der Ausbildung vorhanden, dann ist es gewiß patriotisch, eine möglichst vielseitige Erörterung darüber anzuregen, auch wenn gewisse populäre Eitelkeiten dabei verletzt werden. Ein freies Wort über solche Dinge von nicht offizieller Seite ist heutzutage bei uns nöthiger als je; denn einerseits sind wir, im Rückschlag gegen frühere Zeiten, sehr geneigt, Alles — Schule, Verwaltung, Rechtspflege, soziale Fürsorge, Heerwesen — in bedenklichem Maße dem Auslande überlegen zu glauben, andererseits ist die Empfindlichkeit gegen „Unpopularität" in unserer kraftvollen Monarchie vielleicht neuestens stärker als in manchen demokratischen Staaten. In dieser Beziehung darf daran erinnert werden, daß selbst in Frankreich im letzten Herbst das höchst abfällige Urtheil eines hohen Generalstäblers über die Leistungen der dortigen Reserve- und Territorial-Offiziere mit großer Kühle aufrecht erhalten und damit jeder Ueberhitzung der öffentlichen Meinung vorgebeugt wurde, während bei uns im vorletzten Winter die wenigen Stimmen, welche die Minderwerthigkeit der Landwehr und ihrer Offiziere betonten, ängstlich desavouirt wurden, sobald gesinnungtüchtige Blätter über solche Herabwürdigung der volksthümlichsten Institution zu zetern und daraufhin einige übelberathene Kriegervereine Resolutionen zu fassen begannen.

Den Berufsoffizieren gegenüber müssen die übrigen technisch minderwerthig sein; wer von den Laien seine Unzulänglichkeit verkennt, zeigt dadurch nur seine Beschränktheit und ist präsumtiv besonders unfähig. Trotzdem werden Tausende von Offizieren des Beurlaubtenstandes im Ernstfalle dieselben Funktionen zu erfüllen haben wie Berufsoffiziere, bei der Infanterie vielfach bis zur Führung von Compagnien hinauf. Mit der größten Aufmerksamkeit und Anstrengung ist das relativ Beste an Leistungen zu erstreben. Zunächst ist ein sicherer Grund zu legen während der Einjährigen-Zeit; wie? — verdient ausführliche gesonderte Betrachtung; hier mag die

Konstatirung genügen, daß Vieles gebessert ist und es an Achtsamkeit nicht zu fehlen scheint. Sodann ist auf jener Grundlage fortzubauen während der Friedensübungen bei den Truppentheilen; denn was an privatem, theoretischem Studium, an Kriegsspiel u. Dergl. in der Reserve und Landgeleistet wird, ist nicht sehr erheblich.

Auch bei den Dienstleistungen haben die letzten Jahrzehnte viel geändert. Irre ich nicht, so habe ich noch zwischen 66 und 70 einen greisen Civilbeamten als Major ein Landwehrbataillon exerziren sehen. Das war lange vor der Zeit, da der Herr Hauptmann zum „berittenen Offizier“ und damit zum ununterbrochenen, „befestigten“ Sporenbesitz avancirte (wie denn sogar jener Landwehrmajor sich zu Fuß bewegte) — lange vor den Völkerschlachten, die heute jede Compagnie liefert. Eingedrillte Paradestücke und Paradegefechte, sogenannte Türken, spielen zwar auch heute noch eine große Rolle; aber erheblich anders gegen damals ist es doch geworden. Damals füllte den größten Theil solcher Landwehrübung das „Bimsen“ und schulmäßige Exerziren; mit scharfer Munition und also auch mit dem Scheibenschießen ging man sparsam um, die Ausbildung darin wurde leichter genommen. Die Felddienstübung (meist wohl im Singular) war nicht weit her, die Hauptsache dabei war die Nomenclatur von „Spitze“, „Tête“, „Queue“, „Feldwache“, „Repli“, „Examinirtrupp“ u. Dergl. (wie leider auch jetzt zuweilen, wenn schon ohne Fremdwörter). Alles Andere war nur Beiwerk zum Exerziren, der Gipfel der Kriegskunst dabei etwa ein „Deployiren aus der Tiefe“; kam jeder der acht Züge mit richtigen Wendungen ungefähr dahin, wo er sein sollte, sprangen die Herren Zugführer nicht gar zu unbehilflich „um die Points“, so war man ziemlich zufrieden. Der Inspizirende machte wohl, wenn viele Juristen in der Front standen, den altehrwürdigen Scherz über die „Kreisrichtung“, — aber von dem heutigen Herumhetzen, der Mannichfaltigkeit der Ausbildung, dem zerstreuten Gefecht, dem fieberhaften Eifer von früh morgens bis spät abends wußte jene idyllische Zeit noch eben so wenig wie von dem modernsten Massentypus des nervösen Hauptmanns oder Rittmeisters im aktiven Dienststande. Noch lange nachher sah man bei Uebungen wenigstens Compagnien von Reserve- und Landwehr-Offizieren selbständig geführt. Auch Das verschwand immer mehr; statt Dessen hieß es nun „Führung unter Leitung eines aktiven Hauptmanns“, wobei dieser nicht einmal in der Anciennetät älter zu sein braucht. Diese Art der Compagnieführung kommt wesentlich darauf hinaus, daß der Ehrengast zugegen ist, wenn der Chef mit dem Feldwebel den Dienst regelt, ein paar Mal die Compagnieschule vorkommandirt (manchmal auch Das nicht einmal) und, im größeren Verbande wie im Gelände, unter mehr oder weniger ständigem Souffliren seines

Lehrmeisters, mehr oder weniger seine Schwächen verschleiert. Der jüngere Lieutenant des Beurlaubtenstandes hat zwar das Vergnügen, bei jedem Dienste anwesend sein zu dürfen, darf und kann aber in die eigentliche Ausbildung der Mannschaften, um die es sich dabei doch fast ausschließlich handelt, nicht eingreifen. Beim Exerziren führt er wohl einen Zug, was bekanntlich für die Kriegsfertigkeit nicht gerade besonders lehrreich ist; beim zerstreuten Gefecht hat er genug mit sich selbst zu thun und muß froh sein, wenn die der Lokal-Schablone kundigen Unteroffiziere die Gruppen richtig führen. Diesen Zustand verdeckt er durch allerhand Kommandos, die großentheils sich verspäten, bei besonderer Verkehrtheit auch nicht befolgt werden. Zu solchen Exponirungen wird ihm übrigens möglichst wenig Gelegenheit gegeben, die meiste Zeit ist er nur Augen- und Ohrenzeuge. Bei größeren Manövern werden die Reserve- und Landwehr-Offiziere ebenfalls möglichst im Hintergrund gehalten. Im Ganzen ist es dabei ja schon seltener, daß einem Compagnieführer eine halbwegs selbständige Aufgabe zu Theil wird, und beim Zugführer ist es eine verschwindende Ausnahme.

Ziemlich häufig ist es mit der Passivität bei den Uebungen in der Garnison noch weit schlimmer, als es hier beschrieben wurde. Mir sind Fälle bekannt, wo Offiziere des Beurlaubtenstandes, die zur Führung mobiler Compagnien bestimmt waren, bis zum etwa fünfzigsten Tage ihrer achtwöchigen Dienstleistung nicht ein einziges Mal die Compagnie selbst exerzirten oder beim Felddienst führten.

Daneben sind nun allerdings einige besondere Einrichtungen für die zur Dienstleistung eingezogenen Offiziere getroffen. Meist von einem Stabsoffizier erhalten sie wöchentlich einmal Instruktion und exerziren wohl auch aus den verschiedenen Compagnien zusammengestellte kleine Trupps. Das geschieht aber nur, wenn eine größere Anzahl zu gleicher Zeit einberufen ist, und wenn der Dienst in den Compagnien dadurch nicht zu sehr leidet. Der theoretische Unterricht kann die Praxis in keiner Weise ersetzen. Von den dürftigen Gelegenheiten zum Exerziren im Skelett fällt auf den einzelnen Lernenden eine sehr kurze Spanne Zeit. Ueberdies fehlt bei Alledem auch die leiseste Spur der Selbständigkeit. So dankenswerth also diese Einrichtungen sind, so wenig genügen sie für sich allein.

In der Regel wird bei Beendigung der Uebung vorexerzirt und ein kleines Gefecht gezeigt. Das sind aber nicht mehr Gelegenheiten zum Lernen, sondern Examina, die, in Gegenwart von Vorgesetzten, nur einige Seiten der erforderlichen Qualifikation zeigen können und bei denen das Maß des Geforderten sich nach den thatsächlichen Durchschnittsleistungen regulirt.

Dieses unerfreuliche Bild ist das Produkt nicht etwa bösen Willens, sondern eines aus unseren militärischen Verhältnissen sich ergebenden Zwanges.

Die kurze Dienstzeit der Mannschaften bei der Fahne und die Steigerung der Ansprüche in den mannichfachen Ausbildungszweigen fordern dazu auf, jeden Tag, womöglich jede Stunde, auszukaufen. Am Meisten gilt Das von der bei unserem Klima ja recht beschränkten guten Jahreszeit, wo auch die Einberufungen der Reserve und Landwehroffiziere hauptsächlich erfolgen. Es wird in unserem Heere fast ununterbrochen mit Hochdruck gearbeitet. Aufs Aeußerste angespannt ist auch der Wetteifer zwischen den aktiven Offizieren, vom Compagnie-, Schwadron- und Batteriechef aufwärts. Wer mit seinem Truppentheil hinter den anderen des selben Verbandes zurückblickt, kann nicht darauf rechnen, im Dienst zu bleiben; wer vorwärts will, muß die Anderen zu übertreffen suchen. Mitten in diesem harten Kampfe ums Dasein, dessen gute und schlechte Folgen hier nicht näher zu erörtern sind, soll nun der Hauptmann kostbare Dienststunden einem Laien überlassen, von dem er weiß, daß er die Ausbildung nicht nur nicht fördern, sondern beeinträchtigen wird. Es ist menschlich, ja, es kann gar nicht anders kommen, als daß er Dem so viel wie möglich zu entgehen sucht. Der Bataillons-Kommandeur, den die Minderwerthigkeit einer von seinen vier Compagnien auch ernstlich gefährden würde, unterstützt dieses Bestreben.

Man weiß, daß der Laie, wenn er auch die Abzeichen des Offiziers trägt, die Technik des Turnens, Fechtens, Schießens, Detailexerzirens, der Compagnie-Taktik, der Waffen- und Bekleidung-Behandlung, nicht in dem Maße beherrscht, um als Lehrer der Mannschaften, geschweige der Unteroffiziere wirken zu können. Man fürchtet, daß unrichtig gelobt und unrichtig getadelt, unrichtige Hilfen, Befehle, Verbesserungen gegeben, unrichtige Ausführungen nicht wahrgenommen werden. Man fürchtet vor Allem, daß die Unsicherheit des Laien-Offiziers der Truppe bemerkbar werde, ja, daß selbst dann, wenn er seiner Aufgabe nach der Seite der Kenntniß im Einzelnfalle gewachsen ist, seine Art, die Leute „anzufassen“, die mangelnde Kunst der Befehlführung, dem Geiste des Verbandes, wie er mühsam anerzogen ist, schaden, und daß alles Dies auch auf die Stellung der Berufsoffiziere zurückwirken könne.

Gerade die einsichtigen Offiziere des Beurlaubtenstandes empfinden es während der Dienstleistungen recht bitter, daß sie eine Stellung mit allen äußeren Ehren, Rechten und Pflichten ausfüllen sollen, ohne dazu im Stande zu sein. Daß daneben eine große Zahl ihren Krieg im Frieden mit recht harmloser Genugthuung abspielt, ist die Folge theils jugendlicher Freude am blanken Schein, theils gewisser Eigenschaften unserer höheren (Civil-)Stände, die näher zu beleuchten hier zu weit führen würde.

Nun aber vergegenwärtige man sich den Fall eines Feldzuges. Hin und wieder wird zwar die Möglichkeit da sein, eine schwierige Aufgabe

bei freier Auswahl dem Berufs- statt dem gleichstehenden Reserve- oder Landwehr-Offizier anzuvertrauen. In der Regel aber muß von diesem ganz das Selbe wie von Jenem gefordert werden. Hunderte von mobilen Compagnien werden sofort mit Führern aus dem Beurlaubtenstande besetzt, die auch die schwierige Aufgabe der Mobilisirung ohne irgend welche Uebung in der Truppen-Oekonomie zu bewältigen haben; Hunderte fernerer erhalten die gleiche Führung nach den ersten Gefechten. Tausende von Lieutenants stehen in den mobilen Reihen. Sehr häufig wird die Feldcompagnie nur einen, häufig nach kurzer Zeit gar keinen Berufsoffizier haben. In diesen Zuständen liegt eine recht ernste Gefahr. Wenigstens Einiges läßt sich zur Abhilfe thun. Zunächst und vor Allem aus folgendem Gesichtspunkt, der nach meinen Erfahrungen bisher bei den militärischen Spitzen nicht die gebührende Beachtung gefunden hat: ohne einen starken Druck von oben her, mindestens seitens des Regimentskommandeurs, auf den Hauptmann oder Rittmeister wird man die Dienstleistung des diesem überwiesenen Laienoffiziers nicht nützlich gestalten. Der Compagnie- oder Schwadronchef wird sonst immer noch lieber den kleinen Vorwurf ertragen, der auf ihn zurückfällt, wenn der Ueberwiesene am Schluß der Uebung schlecht abschneidet, als sich seine Truppen „verderben lassen." Allgemeine Hinweise auf die Nothwendigkeit, den Dienstleistenden praktische Erfahrungen zu gönnen, genügen nicht. Wenn aber ernstlich darauf gedrungen und die Ausführung überwacht wird, dann treten auch gute Resultate zu Tage. Mir ist ein Oberst vorgekommen, der wenigstens in den letzten zwei Wochen der Uebung den älteren Premiers und Hauptleuten des Beurlaubtenstandes die Führung einer Compagnie mit dem ernstlichen Befehle an deren Chef übertrug: „Jetzt wünsche ich, Sie in der Kaserne vierzehn Tage lang möglichst wenig und auch draußen nur als Zuschauer zu sehen." Die betreffenden Reserve- und Landwehr-Offiziere haben versichert, daß sie in solchen vierzehn Tagen von Dem, was sie für den Feldzug brauchen, mehr gelernt haben als in allen übrigen Dienstleistungen zusammengenommen, namentlich Sicherheit vor der Front und inneres Selbstvertrauen.

Ferner müßte möglichst dahin gewirkt werden, daß die Dienstleistungen nicht gerade in Zeiten fallen, wo die Ausbildung der Mannschaften von den Berufsoffizieren am Wenigsten aus der Hand gegeben werden kann; z. B. nicht (abgesehen von den Manövern), wenn Reservisten in großer Zahl einberufen sind. Aus den selben Gründen erscheint die Uebung des Landwehr-Offiziers beim Landwehr-Truppentheil für die Fortbildung des Offiziers wenig ersprießlich. Vollständig werden sich diese Aenderungen freilich nicht durchführen lassen; nur ist der Erkenntniß Raum zu schaffen, daß es für den Laienoffizier weit besser ist, zu weniger günstiger Jahres-

zeit und in einer für die Truppe „stillen" Periode zu üben, wenn er dann als Führer wirklich thätig werden darf, als im Sommer, während der Epoche des Felddienstes in größeren Verbänden, wenn er sich dabei rein passiv verhalten muß. Uebrigens ist zu erwägen, ob nicht für Jeden, der Rechte und Pflichten eines Offiziers auf sich nimmt, der Zwang vorzuschreiben wäre, sich die Befähigung dazu während der ganzen Dienstzeit zu erhalten, also die Verpflichtung zu Uebungen auch im zweiten Aufgebot der Landwehr. Ja, es läßt sich die Frage aufwerfen, ob diese Kategorie für Offiziere überhaupt bestehen soll, ob nicht im Gesetz und in den Ausführungbestimmungen die ganze Wehrpflicht der Offiziere von derjenigen der Unteroffiziere und Mannschaften weit mehr als jetzt unterschieden werden soll. Daß solche Vorschriften von dem Streben nach den Epauletten Viele abschrecken sollten, scheint mir nach deutschen Anschauungen undenkbar. Und selbst dann wäre es doch zweifelhaft, ob ein Minus in der Zahl nicht ungefährlicher wäre als eine Fülle von älteren Laien, die mit allem Militärischen nur noch ganz lose zusammenhängen.

Das Hauptaugenmerk bei Ausbildung der Laienoffiziere ist immer dahin zu richten, daß diese sich möglichst viel von der Entschlossenheit, Geistesgegenwart, Energie, und namentlich von der Sicherheit und dem Autoritätbewußtsein gegenüber den Mannschaften aneignen, die unser aktives Offiziercorps in so hohem Maße auszeichnen. Dann mag es mit den Mängeln eigentlich militärtechnischen Könnens immerhin gehen. Die Aufgaben, die ein künftiger Krieg den Subalternoffizieren und Hauptleuten stellen wird, dürften zu 99 pCt. doch technisch durchaus einfach sein, viel einfacher als die auf dem Exerzirplatz und im Uebungterrain einstudirten. Der Erste voran und der Letzte zurück, mit 3—4facher Chance von Tod oder Verwundung; tadellose Haltung, wenn die erschöpfte Mannschaft sich gehen läßt; Einsetzung des Lebens, wenn es sein muß, auch für Erzwingung des Gehorsams; Ritterlichkeit, aber auch Strenge und Festigkeit in Feindesland; unermüdliche Fürsorge für die eigenen Leute unter Hintansetzung eigenen Ruhebedürfnisses und eigener Bequemlichkeit —: Das wird den Pflichtenkreis deutscher Offiziere niederer Grade ungefähr erschöpfen. Und Das kann zum großen Theile auch der Reserve- und Landwehr-Offizier leisten. Der im aktiven Offiziercorps herrschende Geist ist so mächtig, durch ruhmvolle Geschichte, Homogenität, soziale Stellung, stete Fortarbeit so zwingend, daß auch eine große Zahl loser angeknüpfter Elemente mehr oder weniger assimilirt werden kann.

So versichern denn auch nicht wenige höhere Offiziere aufrichtig, daß sie für den Kriegsfall zu den Lieutenants und Compagnieführern des Beurlaubtenstandes gutes Zutrauen haben. Sie heben sogar zuweilen

hervor, daß das höhere Lebensalter gegenüber den gleichgestellten Berufsoffizieren, und die größere Gewöhnung an selbständige Lebensführung gewisse Garantien biete. Der 30—40jährige Civilist werde auch in jedem unbewachten Augenblick vielleicht zuverlässiger sein als der 18—24jährige Berufslieutenant, und gegenüber 25—32jährigen Mannschaften, vielfach Familienvätern, Manches vor Jenem voraus haben. Wie freilich bei den höchsten Spitzen das Urtheil über die Reserve- und Landwehr-Offiziere in Wahrheit lautet, ist schwer festzustellen, da öffentlich nichts darüber zu Tage tritt. Ist Geringachtung der zu erwartenden Leistungen vorhanden, so wird sie — von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen — jedenfalls sehr gut verborgen. Wie denn selbst die jüngeren Aktiven den zur Truppe einberufenen Dilettanten, trotz manchmal ihnen wohl recht wunderlich vorkommenden Erscheinungen, meist mit einer äußeren Courtoisie begegnen, die dem Geiste des Ganzen zu hoher Ehre gereicht.

Die Kameradschaft — dies Wort im umfassendsten Sinne genommen — aller deutschen Offiziere hat im letzten Feldzuge kaum irgendwo Etwas zu wünschen gelassen. Auch in einem künftigen wird Dies, wie gehofft werden kann, eben so sein. Die Homogenität zeigt sich schon im Frieden, zunächst innerhalb des aktiven Corps, in sonst nirgends erreichtem Maße wirksam. Der junge Prinz oder Erbgraf und der Sohn des Rechnungrathes treten als Lieutenants in eine weitgehende Gleichmäßigkeit der Beschäftigung, Lebensweise, Anschauung, Beschränkung; die Schärpe macht sie zu Genossen des Monarchen, zu Genossen unter einander. Innerhalb des aktiven Offiziercorps nivellirt die Kameradschaft zwischen hohem und niederem Adel, zwischen adlig und bürgerlich, zwischen reich und arm. Sie verringert durch Angliederung der Reserve- und Landwehr-Offiziere auch die Kluft zwischen Militär und Civil. Auch innerhalb dieses angegliederten Kreises nivellirt sie wieder, — und Das ist für unsre deutschen Verhältnisse besonders erwünscht. Die oft unberechtigte, ja thörichte Absperrung der studirten gegen die nicht studirten Beamten, gegen Kaufleute und Industrielle, wird durch die Gemeinsamkeit der Uniform etwas durchbrochen.

Die Lebenskreise, aus denen die Reserve-Offiziere sich rekrutiren, brauchen auch nicht zu ängstlich abgegrenzt zu werden. Bei dem numerisch sehr starken Bedürfniß kann von Beschränkung auf die alleroberste soziale Schicht ohnehin nicht die Rede sein. Weder die „gute Kinderstube“, noch die Lebenshaltung der Eltern, noch die Beschaffenheit des selbst gegründeten Haushaltes, sind so maßgebend wie im aktiven Offiziercorps. Es genügt und muß genügen, wenn der junge Mann aus ehrbarer Familie stammt, die Formen der besseren Gesellschaft kennt und die Hoffnung bietet, daß er sich zu dieser halten wird. Dann dürfte Material genug vorhanden sein,

um die Beamten vor andern Berufsarten bei der Beförderung zu Offizieren nicht gar zu sehr zu bevorzugen. Wer sein Leben in der Hauptsache hinter den Bureauschranken und zwischen den Akten, den Rest nicht selten bei Skat und Bier im ödesten Kannegießer- und Philister-Kreise verbringt, der steht bei aller Pseudo-Schneidigkeit an Menschen- und Lebenskenntniß, an Fähigkeit, Untergebene richtig zu behandeln, an Entschlossenheit und innerer Sicherheit, recht häufig weit zurück hinter dem Landmann, dem Kaufmann, dem Fabrikanten. Diese Nachtheile überwiegen oft gewaltig die Vorzüge, welche die größere Gleichartigkeit mancher Anschauungen im Offizier- und Beamtenstande bietet. Allerdings ist eine gewisse Theilnahme erforderlich an dem Geiste, der in unserer Armee lebt und vom Offiziercorps hauptsächlich getragen wird. Dazu gehört auch dessen einheitliches Standesbewußtsein, seine überlieferte soziale Stellung, seine Ehrenrechte und Ehrenpflichten. Denn alles Dies, wie unsre Armee überhaupt, ist etwas historisch Gewordenes, und nur so zu begreifen. Der Evolution ist es ohnehin, wie alles Irdische, unterworfen; auch dieser stolze Organismus, an dem zwei Jahrhunderte gebaut haben, wird wieder verblühen und verschwinden. Wer aber glaubt, daß wir eine starke Armee noch lange brauchen, wer zweifelt, ob uns neue Elemente gleicher Stärke so zu Gebote stehen wie die geschichtlich entwickelten, der darf auch die historische Kontinuität nicht durchschneiden. Ob Stellung und Standesbewußtsein der Offiziere nach modernsten Anschauungen logisch, dem Rechtsstaat, den Grundrechten Aller mathemathisch genau angepaßt sind, ist nicht allein entscheidend. Bei aller Bereitschaft zu Reformen, zur Verhinderung von Ueberhebung und etwaiger Roheit, zur Abschneidung von Auswüchsen, gilt doch in nicht geringem Maße auch hier das: Sint ut sunt aut non sint. Ob ein Offiziercorps mit nagelneuem Geiste Das leisten würde, was das jetzige mit allen seinen Archaismen geleistet hat und hoffentlich wieder leisten wird, darf bezweifelt werden.

Der Reserve- und Landwehr-Offizier steht mehr an der Peripherie dieses eigenartigen Kreises. Er ist nicht Soldat, nicht Offizier von Beruf, und soll doch stets, in weit höherem Maße als die Mannschaften, des militärischen Geistes, stets der besonderen Rechte und Pflichten des Offiziers eingedenk bleiben. Falsch wäre es, wenn er in sein bürgerliches Leben die Gewöhnung an steten Gehorsam, die Zurückhaltung im Staatsleben und in der Meinungäußerung, die Konzentration auf einen engen Interessenkreis, übertrüge. Wir brauchen die Bethätigung besonnener, aber selbständiger, thatkräftiger Staatsbürger gerade in den sogenannten besseren Ständen. Es wäre für das öffentliche Wohl sehr beklagenswerth, wenn auch alle die Tausende von kräftigen, gebildeten Männern, die dem Offiziercorps des Beurlaubtenstandes angehören, ihr Denken, Sprechen und Handeln

in die dem aktiven Heere gesetzten engen Schranken bannen wollten. Auch auf sie aber erstreckt sich die besondere Pflicht monarchischer Gesinnung und Vaterlandsliebe, kräftiger Wahrung der Ehre, Auslese des Umgangskreises, kurz alles Wesentliche aus dem Sittenkodex, den die berühmte Verordnung des alten Kaisers über die Ehrengerichte unübertrefflich formulirt hat. Unverkennbar treibt dies Standesbewußtsein mancherlei Auswüchse, vielleicht bei den Laien- mehr als bei den Berufsoffizieren. Wer sein militärisches Nebenamt im Denken und Trachten seinem bürgerlichen Berufe voranstellt, macht sich lächerlich; eben so, wer seine Geselligkeit als Offizier und nicht als Mensch betreibt, den militärischen Grad in großen und kleinen Dingen unnöthig affichirt. Nur soll man bei dem verdienten Tadel auch unsere deutsche Gesellschaft mittreffen, die dergleichen Thorheiten ohne das gebührende Lachen aufnimmt. Und man soll die mildernden Umstände nicht vergessen. Als solcher kommt in vielen Fällen Jugendlichkeit in Betracht, die mit dem Titelchen eines „Lieutenant d. R." und seinen glitzernden Attributen sich eben freut wie mit anderem Spielzeug auch. Ferner die sehr reellen Vortheile, welche die Markirung der Zugehörigkeit zum Offizierstande bei uns bietet. Nirgends tragen und gehaben sich, essen und trinken, sprechen und verkehren die Gentlemen eines Volkes weniger einheitlich als in Deutschland. Nirgends wird auch der Gentleman so schwer herauserkannt und anerkannt. Da ist es sehr angenehm, die Firma eines Gentleman verbrieft mit sich zu führen und möglichst herauszuhängen. Um so mehr, als man in Deutschland auf Schritt und Tritt mit Beamten und Quasibeamten in Berührung kommt, die — bis zum Pferdebahnschaffner — sich als natürliche Vorgesetzte aller Unbekannten fühlen, — mit alleiniger Ausnahme der Offiziere. Um so mehr endlich, als bei uns der Pöbel von den höheren Ständen kräftige und zähe Reaktion gegen Uebergriffe im Allgemeinen nicht gewöhnt ist, vom Offizier aber weiß, daß dieser zu solcher Reaktion verpflichtet und bereit ist, daher von vorn herein heilsame Scheu vor ihm empfindet.

Soldatenspiel im bürgerlichen Leben, unangebrachte Schneidigkeit, Ueberhebung gegen andere Stände, Servilismus nach oben und Brutalität nach unten, kindische Eitelkeit, muß die deutsche Gesellschaft, sofern sie hervortreten sollten, kuriren lernen. Die Mittel hat sie in der Hand; kein Gesetz schützt solche Untugenden oder verbietet ihre Repression. Am Größten ist die Neigung zu derartiger Karikatur des Offiziergeistes da, wo eine gefestete bürgerliche Stellung dem Offizier d. R. oder d. L. fehlt. Man sollte mehr und häufiger daran denken, daß diese Würde zu gut ist, um sonst wurzellose Existenzen zu stützen, und auch nicht dazu bestimmt, einen bescheideneren bürgerlichen Beruf zu verstecken. ***

Der neue Kurs am Stillen Ozean.

Daß die Deutschen im Auslande auf ausreichenden Schutz von der Heimath nicht rechnen dürfen, ist eine Thatsache. Ich habe Das seit Jahren allenthalben an der Westküste Amerikas beobachtet. Es schien mir, daß manche Gesandten Deutschlands sich die Arbeit und die unbequeme Verantwortlichkeit nicht aufladen wollten, die mit dem Eintreten für einen geschädigten Landsmann verbunden sind. Das Vorgehen dabei fand ich bedauerlich: Umstands-Krämereien, verzögerte Antworten, immer neue Einwendungen, Forderung von Beweisen, die gar nicht zu erbringen waren, sollten zunächst den Kläger abschrecken. Nicht mit einem Freunde hatte er zu thun, sondern mit einem Gegner, der sorgfältig alle schwachen Punkte der Beschwerde heraussuchte und, um sie abzuweisen, schließlich den geringsten Vorwand benutzte. Ging Das nicht an, so erfolgte eine lauwarme Anfrage an die verklagte Regirung. Deren Antwort wurde aufs Wort geglaubt. Die Sache war erledigt. In Berlin war dies System wohl unbekannt. Ich fühlte mich nicht berufen, wieder einmal an die große Glocke zu hängen, daß Beamte eben auch Menschen sind.

Allein im neuen Kurs hat das Auswärtige Amt die in der beschaulichen Stille der Legationen gepflegte Methode offiziell anerkannt. Das Schicksal einer von mir erhobenen Beschwerde*) zeigt Das. Ich will mich schließlich an die öffentliche Meinung wenden, nicht, weil ich in der Sache für mich Etwas zu erreichen gedenke, sondern, weil ich sie überhaupt nur geduldig durch alle Instanzen geführt habe, um an dem Paradigma die Gepflogenheiten der neueren deutschen Diplomaten im spanischen Amerika abzuwandeln.

Mein Fall hat nichts Aufregendes. Am 15. September 1891 wurde ich in San Salvador von dem Kommandanten der Hauptstadt, der von seinem Adjutanten und einigen Polizisten begleitet war, angerempelt und mißhandelt, am nächsten Tage auf Befehl des Präsidenten gegen alles Gesetz verhaftet. Der Richter, der in diesem Falle aus besonderen Gründen ex officio vorgehen mußte, wurde vom Präsidenten eingeschüchtert und blieb auf halbem Wege stehen. Die Gerichte waren mir somit verschlossen. Wer diese Länder kennt, weiß, daß ich mir Respekt verschaffen oder das Feld räumen mußte. Ich versuchte das Erste, war obendrein zum Duell gefordert worden, als reine Phrase natürlich, und that Alles, damit es zu Stande käme, nicht als Ehrenhandel, aber als Kampf auf eigene Faust und mit gleichen Chancen. Es war leider unmöglich. Der Gegner „kniff". Ich verließ nun Salvador, nahm Beweise für meine ungesetzliche Behandlung mit und beschwerte mich bei dem Gesandten in Guatemala, Herrn von Bergen. Zunächst wurde auf die Sache ganz nach dem erwähnten System eingegangen. Es wurde mehrfach versucht, mich abzuweisen. Am 4. Oktober ging eine zahme Note ab, mit der Frage, wie die Regirung in Salvador die Attentäter zu bestrafen gedächte. Statt des Präsidenten wurde der Polizeidirektor erwähnt. Die Antwort aus Salvador bezeichnete den Ueberfall als

*) Die Einzelnheiten des Falles hat Herr Dr. Prowe mit den Belegen in einem Heft mitgetheilt, das unter dem Titel: „Deutschlands Vertretung in Central-Amerika" bei C. G. Naumann in Leipzig gedruckt worden ist.

Privatsache, die Verhaftung als Akt des Wohlwollens. Einen Theil der Lügen sollten die eingesandten Gerichtsakten beglaubigen. Sie brachten statt Dessen den Beweis der Justizverweigerung. Nun nahm sich Herr von Bergen der Beschwerde eifriger an und hat mich zu aufrichtigem Dank verpflichtet. Da ich von vorn herein auf Geld-Entschädigung verzichtete und nur im Interesse der Landsleute in San Salvador um schnelle Ahndung bat, so wurde der Kürze halber der deutsche Konsul für Salvador, Herr Augspurg, mit der mündlichen Verhandlung betraut. Er hatte zu erklären, daß die Gesandtschaft nur meine Behauptungen für wahr hielte, die Thatsachen überhaupt nicht mehr erörtern und von weiteren Schritten wegen sämmtlicher Punkte meiner Beschwerde nur absehen würde, falls der schuldige Offizier für seinen feigen und brutalen Angriff sofort sechs Monate ins Gefängniß käme. Die Antwort hierauf soll frech gewesen sein, jedenfalls lautete sie verneinend. Das theilte mir Herr von Bergen brieflich nach Mexiko mit und forderte mich auf, meine Entschädigung-Ansprüche ihm aufzugeben und nochmals ausführlich zu berichten, welche Juristen in San Salvador mir erklärt hätten, es läge Justizverweigerung vor, und aus welchen Gründen ich mein Leben bedroht geglaubt hätte. Beides ist nebensächlich und sollte Herrn von Bergen nur dazu dienen, wie er mir später selbst sagte, einige Farben mehr auf die Palette zu bekommen, um dem Auswärtigen Amt ein Bild von den Zuständen in Salvador zu entwerfen. Ob große Juristen auch noch die Justizverweigerung erkannten, wo die Gesandtschaft sie herausgefunden hatte, und ob mein Leben auch noch bedroht war, wo ich straflos mißhandelt und nach Laune gefangen gesetzt wurde, ist doch wohl gleichgiltig. Meine Antwort vom 23. März 1892 erhielt schon der Nachfolger des Herrn von Bergen, Herr Peyer. Er liest den Brief und findet in ihm „beweislos hingestellte Behauptungen", sieht die übrigen Akten überhaupt nicht durch oder ist nicht — vielleicht nur momentan nicht — im Stande, die klar bewiesenen Hauptsachen herauszuerkennen, und entscheidet, nachdem die Gesandtschaft sechs Monate lang über die Sache amtlich verhandelt hat, die Gesandtschaft könne nicht amtlich über die Sache verhandeln. Ein Vertreter des Kaisers hat der Regirung von Salvador sagen lassen, sie lüge, und ihr gedroht. Ein Personenwechsel genügt, um Alles umzudrehen. Nun habe gelogen, und die Drohung ist eine für mich „außeramtlich" eingelegte Fürbitte gewesen. Darf denn der Konsul „außeramtlich" von dem Gesandten verwendet werden? Und um was ist denn gebeten worden? Ich habe immer nur mein Recht verlangt und dazu bedurfte es keiner Fürbitte.

Am 15. Juli 1892 lege ich Berufung gegen diese Entscheidung beim Grafen von Caprivi ein. Ich sende alle Belege mit. Ich weise nach, daß Herr Peyer an Unkenntniß der Angelegenheit leidet und nur so die Verschiedenheit zwischen seiner Auffassung und der des Herrn von Bergen zu erklären ist. Ich bitte, diesen und Herrn Augspurg, die Beide gerade in Berlin sind, zu vernehmen. Das geschieht nicht. Es wäre das Nächstliegende und Vernünftigste gewesen. Das braucht ein Legationrath bekanntlich nicht zu thun. Die Akten werden verarbeitet.

Ich warte ein Jahr auf Antwort. Erst acht Monate nach einer erneuten Bitte, zwei und ein halbes Jahr nach der ersten Einreichung der Klage erhalte ich den Bescheid. Die Beschwerde ist zur amtlichen Verwendung nicht geeignet. Ein verdienter Beamter ist desavouirt worden. Herr Peyer hat die Zustimmung des Auswärtigen Amtes erhalten. — Er hat nach berühmten

Mustern das Gegentheil von Dem gemeint und verübt was sein Vorgänger dachte und that, und hat Deutschland auch seinerseits gerettet.

Die Gründe der Entscheidung werden meinem beschränkten Unterthanenverstande nicht zugemuthet. Trotzdem will ich sie hier erörtern.

Vielleicht soll Salvador zum Anschluß an den Dreibund gewonnen werden. Auch ist es von Madame Adam ausgeplaudert worden, daß Frankreich nur darauf wartet, einen großen Theil der deutschen Flotte vor Central-Amerika engagirt zu sehen, um sich über den Rest zu stürzen. Ferner ist ein bescheidenes Auftreten Deutschlands wegen der großen Kosten einer Intervention gerathen. Nach Nicaragua mußte ein Kriegsschiff gesandt werden. So Etwas kommt zu theuer. Zwar stehen immer Schiffe im Dienst und die Macht und Größe des Deutschen Reichs erfordert es, daß gelegentlich die Uebungen ruhen und ein Geschwader Seine Majestät den Kaiser auf seinen Reisen durch die Meere geleitet. Allein wo Einer in der Ferne in Kaisers Namen spricht und nicht mit Achtung angehört wird, da soll er das Gesagte in liebenswürdigem Ton wiederholen, und wenn es ihm dann nicht besser geht, so soll er schweigen, was er von Anfang an hätte thun können. Die Ausgaben für die Entsendung von Schiffen in solchen Fällen sind im Marine-Etat wohl nicht vorgesehen.

Muß wirklich das Vaterland uns gegenüber knausern, die wir, wo immer eine Bitte aus großer Noth an uns herangetreten ist oder die Pflicht, des Kaisers Abgesandten festlich zu bewirthen, auch unter Wenigen Tausende zusammengebracht haben, soll es wirklich eine Geldfrage sein, ob wir im Ausland rechtlos sind oder nicht, nun, so wollen wir gern uns vereinigen und die Kosten für jedes deutsche Schiff, das für uns in See geht, dem Reich ersetzen. Ich verspreche Das im Sinne vieler Hunderte von Landsleuten.

Ein weiterer Grund für das Verlangen nach Ruhe um jeden Preis ist villeicht die Sorge für die Handelsbeziehungen. Dies Erbe des Fürsten Bismarck ist zu der merkwürdigen Idee geworden, daß ein Minister-Resident gelegentlich als Agent für deutsche Fabrikanten auftreten und ihnen eine Regirunglieferung besorgen könne. Das ist zum Glück im spanischen Amerika nie gelungen. Die armen Fabrikanten würden heute noch auf ihr Geld warten. Nur wer hier an Ort und Stelle sitzt, kann mit dauerndem Erfolg Geschäfte machen. Ferner beherrscht die deutsche Diplomatie der Gedanke, daß Liebe und Sympathien dem Handel nützen. Dann müßte es um den Handel Deutschlands, das fast überall verhaßt ist, schlimm stehen. Im Gegentheil, Merkur hat ein dickes Fell, und Feindschaft hat ihm noch nie geschadet. In Nicaragua hat nach dem Streitfall die Einfuhr aus Deutschland zugenommen, weil sich die deutschen Kaufleute nun dort sicher fühlten und ihre Zahl sich vermehrte. Ueberall in diesen Ländern ist es die Regel, daß deutsche Waaren dahin gehen, wo deutsche Händler sie bestellen, und daß Rohstoffe von dort nach Deutschland kommen, wo deutsche Häuser sie einkaufen und deutsche Gutsbesitzer sie erzeugen. Zum Vortheil des Handels sollte also das Auswärtige Amt lieber mit uns die berühmten „freundschaftlichen Beziehungen" pflegen als mit Regirungen, von deren Gunst die deutsche Ausfuhr nichts zu erwarten hat.

Endlich ist es denkbar, daß ein schroffes Auftreten gegen einen Duodezstaat vermieden wird, weil es einen Beigeschmack von Vergewaltigung hätte. Diese sentimentale Auffassung dürfte Deutschlands Ansehen nur schädigen. Im Verkehr zwischen den Völkern ist Alles eine Machtfrage. Die peinliche Gerechtigkeit, mit der Monate und Jahre hindurch aufs Genaueste ein jeder Streit-

fall mit einem kleinen Staat untersucht und wieder geprüft und schließlich zu seinen Gunsten entschieden wird, erzeugt bei den so gut Behandelten keine Dankbarkeit, sondern Frechheit, und wird nicht als erhabene Großmuth empfunden, sondern als Schwäche. Zu welchem Zweck sucht sich die deutsche Vertretung die Eintagsfliegen von Präsidenten und Ministern unter der Hand zu verpflichten, da sie nie um einen Gefallen zu bitten hat? Der Groll wegen einer Reklamation schwindet, sobald er nichts mehr nützt und die Sache beendigt ist. Den Fremdenhaß wird Liebenswürdigkeit ganz gewiß nicht verringern.

Besser aber als aus den angeführten Gründen erklärt sich aus der Unkenntniß der Verhältnisse die Scheu, mit fester Hand einzugreifen, und die Unsicherheit und Langsamkeit bei allen Maßnahmen. Die Gesandten erhalten theils aus naiver Ueberzeugung, theils weil es ihnen Arbeit erspart, zu Hause die Anschauung aufrecht, daß sie bei Rechtsstaaten beglaubigt sind, in denen Regirung eine Vereinigung von guten und braven Männern bedeutet, das Wort Minister zur Bezeichnung eines wohlwollenden und weisen Menschen dient, jeder Richter nach Gesetz und Gewissen urtheilt und jede Zeugenaussage unumstößliche Wahrheit ist. So fließt die Arbeit der Gesandtschaften in wohlvertrauten Formeln glatt dahin; die deutsche Vertretung arbeitet auch sonst nach der Schablone. Die Zustände in Santiago oder Mexiko werden etwa so wie die in Paris betrachtet. Weil die nach Nordamerika Ausgewanderten fast durchgehends einen Verlust für Deutschland bedeuten, werden auch wir im spanischen Amerika als verlorene Söhne betrachtet, trotzdem hier kein Deutscher seine Nationalität wechselt, wohl aber die Meisten dem Vaterlande Nutzen bringen und schließlich zurückkehren mit materiellem Erwerb und mit dem geistigen Gewinn, fest auf eigenen Füßen zu stehen, auch verwickelte Verhältnisse sicher zu beurtheilen, das heimische Gute kräftig zu schätzen, dem Schlechten frei entgegenzutreten. Der Regirung und ihren Abgesandten scheinen wir wohl nicht der Mühe werth. Sie haben uns nicht veranlaßt, die Gefahr zu suchen. Caprivi wird uns — als Seitenstück zu dem Rathe an die Landwirthe, mehr abzuschreiben — vielleicht auffordern, ruhig nach Hause zu kommen, wenn es hier gefährlich ist.

Unter normalen Umständen ist es auch gar nicht gefährlich, in den Militärdespotien von Süd- und Central-Amerika zu leben. Von Zeit zu Zeit werden sie ganz vernünftig regirt. Plötzlich aber wechselt die Szene und irgend ein roher Trunkenbold herrscht nach seiner Laune. Dann und während der anarchischen Uebergangszustände befindet sich das Leben und Eigenthum der Fremden in ernster Gefahr. Ihr Recht dagegen ist nie so ganz sicher. Die Gesetze sind wohl gut, aber in ihrer Auslegung dehnbar. Die Behörden und Gerichte scheeren und placken die Fremden, wo sie nur können.

Das Alles müßte man als nothwendiges Uebel hinnehmen und man würde der heimischen Vertretung nicht für ihre Unthätigkeit grollen, wenn es nicht so einfach wäre, da Wandel zu schaffen. Der Gesandte brauchte nur die Begriffe der Justizverweigerung und Justizverschleppung, die ihn nach dem Völkerrecht zum Einschreiten veranlassen, nicht so ungeheuer eng zu fassen, wie es ihm bequem ist. Er sollte nicht stets fragen: Muß ich eingreifen? sondern immer erwägen, ob er es thun d a r f. Er müßte nur auch die häufig ganz unsinnigen Ansprüche auf den Schutz der Gesandtschaft nicht ohne Weiteres abweisen, sondern die Fälle benutzen, um mit dem Minister darüber zu sprechen, wenn auch nur, um sich unterrichtet zu beweisen, daß irgendwo eine Vexation eines Deutschen stattgefunden hat. Er könnte bei solchen Anlässen den Be-

theiligten einen rechtschaffenen Advokaten empfehlen, mit dem er über die Sache Rücksprache nehmen müßte. Es wäre ihm ein Leichtes, selbst die Gerichtsverhandlungen zu beschleunigen und zu moralisiren durch häufige Erkundigung über den Verlauf des Prozesses. So würde er sehr viel nützen, sehr schätzenswerthe Beobachtungen anstellen und hiesige Einrichtungen und Zustände genau kennen lernen. Dann könnte er auch bei dem amtlichen Eintreten auf eine Reklamation Energie und Schnelligkeit entfalten. Je mehr er sich den Ruf der Festigkeit und Schroffheit erwürbe, desto geringeren Widerstand dürften seine Forderungen finden. So wäre es auch ohne Kriegsschiffe möglich, gelegentlich einen Frevel so nachdrücklich zu ahnden, daß es auch in Revolutionzeiten Jedem klar vor Augen steht, was er wagt, wenn er eines Deutschen Rechte verletzt. Zwei-, dreimal wird das einen gewaltigen Lärm machen, aber die gute Wirkung eines Falles in Chile dürfte sich bis nach Mexiko erstrecken. Danach könnte das System wieder ganz geräuschlos arbeiten. Wie selten hört man über englische Reklamationen schreien. Und doch hat England überall Vertreter, so wundervoll neugierig, warum Mr. Smith gefangen sitzt, so himmlisch grob, wenn es zu lange dauert, und so erfreulich rücksichtlos, die Absetzung von Lopez zu verlangen, nur weil er den Konsul Brown schief angesehen hat, daß ich den deutschen Diplomaten Privatstunden bei den Leuten verschaffen möchte.

Der sehr bescheidene Wunsch der Deutschen im spanischen Amerika ist übrigens nur, daß die einheimischen Behörden immer wieder von Neuem belehrt werden, sich das Gesetz genau anzusehen, sobald sie mit einem Deutschen zu thun haben. Das würde gegen die Willkür der kleinen, meist liberalen Cliquen und der einzelnen Tyrannen, die als Reichsfeinde und Umstürzler alle Die verfolgen, die sich nicht vor ihnen auf den Bauch legen, einen Wall bilden, den alle Welt, auch die Eingeborenen, wohlthätig empfinden müßten. Das Haus der Deutschen sollte zudem in schlimmen Zeiten ein Asyl sein.

Trotzdem also eine veränderte Auffassung des Umfangs ihrer Pflichten die Gesandten in Süd- und Central-Amerika zu nützlichen und beliebten Beamten machen könnte, werden sie wohl fortfahren, das Archiv in Ordnung zu halten, ihm täglich das Regirungblatt einzuverleiben, wohlgefaltet und quer über eine Ecke mit Rothstift nochmals datirt, alle Ein- und Ausgänge mit der Journal-Nummer zu versehen, die politischen Beziehungen bei Tag und Nacht eifrigst zu pflegen und Handelsverträge abzuschließen, die nicht beobachtet werden und so unbedeutend sind, daß sie dem Deutschen Reich noch nicht einmal Etwas geschadet haben. Trotzdem Deutschland durch seine Stellung als Großmacht an sich nicht verpflichtet ist, Gesandtschaften zu unterhalten, da Rußland es auch nicht thut, so werden doch seine Vertreter in der Repräsentation auch ferner ihre Hauptaufgabe sehen, so lange sie dabei nicht allzu große Aufwendungen zu machen haben. Sie werden weiter sich einbilden, einen bedeutenden Einfluß auf die Regirung, bei der sie beglaubigt sind, zu haben. Sie werden auch fürderhin davon absehen, sich die Bedingungen ihres Amtes selbständig zu schaffen, sondern werden stets da ihre Thätigkeit enden, wo die Instruktion aufhört und das blühende Leben sich nicht in deren Paragraphen zwängen läßt, und nur da beginnen, wo eine schriftliche Eingabe und mehr beschriebenes Papier zu einem Aktenmaterial zusammen kommen. Sie werden auch ferner sich ihre Unbefangenheit bewahren und sich nur aus den offiziellen Veröffentlichungen über die Verhältnisse unterrichten, um von den wirklichen Zuständen ja nichts zu erfahren. So waren sie vielfach schon, als ein großer

Name und geniale Blitze aus Berlin ihre Mängel noch manchmal unschädlich machten, so sind sie heute, wo der Respekt vor der deutschen Macht schwinden zu wollen scheint und wo solche Beamte gefährlich werden. Da wäre es wahrhaftig besser, die großen Gehälter zu sparen und die Befugnisse der Wahl-Konsuln zu erweitern. Das sind nach meiner Erfahrung Herren, die ihre Pflichten erfüllen, ohne nach den Kosten zu fragen oder gar ihr Geschäftsinteresse zu berücksichtigen, die Land und Leute kennen und die ausdauernde Arbeit zu leisten wissen. Sie könnten Hilfsarbeiter zugewiesen erhalten, junge Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Beamte, die in der Fremde ausreifen wollen, und lieber nicht die versauerten Subaltern-Beamten, die heute in den Legationen beim Nichtsthun helfen. Inzwischen ist es Bürgerpflicht, so lange Klagen über die deutschen Gesandten im spanischen Amerika und ihre vorgesetzte Behörde an die Oeffentlichkeit zu bringen, bis die gegenwärtigen Zustände genau bekannt sind, — der erste Schritt zu ihrer Besserung.

Ich hoffe, daß Andere mir folgen werden, und nagle als Erster hier die Entscheidung fest, in der das Auswärtige Amt über mein Recht einfach zur Tagesordnung „Ruhe" übergeht, das Vorgehen eines verdienten Beamten verdammt, trotzdem es auf sehr genauer Kenntniß der Sache und der Verhältnisse beruhte, der Auffassung seines allgemein als weniger tüchtig betrachteten Nachfolgers, der die Angelegenheit gründlich mißverstanden hat, beitritt und das Ansehen der deutschen Vertretung in Central-Amerika schwer schädigt.

Retalhulen, Guatemala. Dr. Herman Prowe.

Renans Israel.*)

Renan schließt den letzten Band seiner „Geschichte Israels" mit der Kapitelüberschrift ab: Finito libro, sit laus et gloria Christo. Die Auflösung des nationalen Judenthums, der Untergang der politischen Selbständigkeit des jüdischen Volkes, bedeuten in der Geschichte die Entstehung einer neuen Kulturepoche; das Judenthum, dessen Thätigkeit früher innerhalb des nationalen Kreises eng begrenzt war, wird von dem Christenthum, dem die Weltherrschaft vorbehalten blieb, abgelöst. Renan, dem seine poetische Divination zu Statten kam, verstand es unvergleichlich, in dieser Beziehung weit mehr als Strauß, die Stimmung der damaligen vom Parteihader zerrissenen Judenheit wie auch die Gährung in der heidnischen Welt, die in den herrschenden philosophischen Ideen nicht mehr ihre innere Beruhigung finden konnte, ungemein anschaulich und ergreifend zu schildern. Die Berührung des Judenthums mit der hellenischen Welt, wie sie seit dem Siegeszuge Alexanders durch Kleinasien angebahnt wurde, legte den Keim zu der Entstehung des Christenthums, das, durch die Zeitumstände begünstigt und auf des Apostels Paulus Anregung des nationaljüdischen Charakters entkleidet, einen ungeahnten und beispiellosen Erfolg hatte. Um demnach die ersten christlichen Erfolge zu verstehen, muß man die Stimmung kennen, aus der das Christenthum hervorgegangen ist, und zwar müssen die

*) Siehe Nr. 37 der „Zukunft".

inneren Vorgänge gekennzeichnet werden sowohl in Palästina, wo sich das Judenthum damals immer mehr gegen die Außenwelt abzuschließen suchte, wie auch in Egypten, wo gebildete Juden, als deren vornehmsten Repräsentanten wir wohl Philon betrachten dürfen, es unternahmen, das Judenthum mit dem Hellenismus in Einklang zu bringen. Der erste Schritt auf diesem Gebiete war die griechische Uebersetzung der mosaischen Bücher, die in Egypten unter der Herrschaft der judenfreundlichen Ptolemäer — der Sage nach unter Ptolemäus Philadelphus — entstand. An und für sich verdient diese Uebersetzung der mosaischen Bücher — übrigens dem Stil und der Anlage nach nicht von einheitlicher Hand redigirt —, in der Geschichte der menschlichen Kultur als merkwürdiges Ereigniß verzeichnet zu werden, da der Pentateuch das erste Buch war, das in eine fremde Sprache übersetzt wurde. Die ersten Keime der neuen Religion sind in dieser Uebersetzung zu suchen, was schon die Juden instinktmäßig herausfühlten. Denn während zuerst innerhalb der Judenheit — nach übereinstimmendem Bericht von Philon, Josephus, Pseudo-Aristeas und auch des Talmuds — eitel Freude über diese griechische Uebersetzung herrschte und man sich zur Aeußerung verstieg: das mosaische Gesetz könne nur in der Ursprache oder im Griechischen niedergeschrieben werden, wurde später die Stimmung gegen die Septuaginta — so hieß jene Uebersetzung — immer ungünstiger, als das Christenthum gegen seine Mutterreligion eine Sonderstellung einzunehmen begann. Der Tag, an dem, nach einer traditionellen Annahme, die Uebersetzung beendet wurde, war in der „Fastenrolle" als dies irae verzeichnet. Dieser Tag, so lautet ein agadischer Ausspruch, sei für das Judenthum eben so verhängnißvoll wie jener andere Tag, an dem Israel von seinem Gotte abgefallen war und das goldene Kalb angebetet hatte.

Innerhalb der evangelistischen Literatur erblicken wir ebenfalls diese beiden Weltanschauungen, die in Harmonie zu bringen das Judenthum in verschiedenen Zeiten — zum letzten Male im zwölften Jahrhundert — unternommen hat. Denn während die drei ersten Evangelisten, die sogenannten Synoptiker, von späterer Umarbeitung abgesehen, im Großen und Ganzen auf dem Boden der jüdisch-palästinensischen Anschauung stehen, sehen wir in Johannes, dem vierten Evangelisten, den Vertreter der jüdisch-hellenistischen Welt, da er in die evangelistische Literatur den Begriff des „Logos", der in der jüdisch-neuplatonischen Philosophie eine so bedeutende Rolle spielt, hineingebracht hat. Auch war es Johannes, der, dem palästinensischen Judenthum völlig fremd, den menschlichen Jesus mehr in den Hintergrund schob und dafür mehr den Begriff vom Gott-Menschen hervortreten ließ. Das vierte Evangelium, das der jüdisch-hellenistischen Weltanschauung entnommen wurde, ist somit die Hauptquelle der christlichen Mysterien.

Innerhalb der Judenheit in Palästina war die messianische Idee im Laufe der Zeit bedeutend umgestaltet worden. Wenn die Propheten früher von einem Messias sprachen, so verstanden sie darunter einen wirklichen König aus dem Hause David, an das sich glorreiche Erinnerungen des Glückes und des Wohlstandes knüpften. Noch vor dem babylonischen Exil, in der Zeit des nationalen Verfalls, und später, während der bescheidenen Anfänge der nationalen Existenz unter der Perserherrschaft, träumte das Volk von einem gesalbten Könige (mâschîaḥ) aus dem ruhmreichen Hause David, der die Judenheit wieder mächtig und gefürchtet machen würde. (Dies ist der Grund,

warum die Synoptiker, der jüdisch-palästinensischen Anschauung entsprechend, sich bemühten, Jesus aus dem königlichen Hause abstammen zu lassen.) Aber während der Römerherrschaft schwand immer mehr die Hoffnung auf eine glückliche Zukunft. Nach dem kurzen Aufschwung unter der Hasmonäer-Dynastie begann der unaufhaltsame Verfall des jüdischen Volkes durch die Verlotterung jener Dynastie und durch den Parteihader, der die besten Kräfte der Nation auszehrte. Dazu kam die Herrschaft Roms, die auf dem Volk schwer lastete, um so mehr, als der jüdische Nationalglaube einen Konflikt mit den Römern, die sonst in Glaubenssachen sehr tolerant waren, heraufbeschwören mußte. Die Aufstellung der römischen Standarte, die sonst die besiegten Völker anstandslos sich gefallen ließen, bildete oft in Palästina die Ursache blutiger Zusammenstöße zwischen den Juden und den Römern, die sich diese Abneigung gegen die römischen Embleme von Seiten der Juden schwer erklären konnten. Unter diesen Umständen, da die Lage Israels immer hoffnungloser und unerträglicher wurde, verwandelte sich der Nationaltraum von einem mächtigen, kriegerischen Messias in die Sehnsucht nach einem Erlöser, einem „Paraklet", der die sündige Menschheit von ihrer Schlechtigkeit und Sündhaftigkeit befreien würde. Der Aufenthalt in ihrem Vaterlande und außerhalb seiner Grenzen war für die Juden im letzten vorchristlichen Jahrhundert eine Hölle geworden, da sie von der feindseligen kleinasiatischen Bevölkerung Unsägliches zu erleiden hatten; so richteten sie alle ihre Gedanken auf das Himmelsreich, auf die zukünftige Welt, die Israel in der Zeit seines nationalen Wohlstandes völlig fremd war. Dies Himmelsreich war der einzige Lichtstrahl der Daseinsfreudigkeit in der traurigen Zeit der Ausplünderung durch die Fremdenherrschaft und der inneren Zerfleischung des Parteikampfes. Von den hadernden Pharisäern und Sadduzäern sonderten sich die Essäer mit dem Troste ab, daß ihr Reich nicht auf Erden sei.

Die evangelistische Literatur ist voll von Feindseligkeiten gegen die Pharisäer, gegen die Jesus die heftigsten Reden hielt. Man erkennt in diesen Reden den Ausdruck der erlittenen Unbill von Seiten der Pharisäer, gegen welche die Neuchristen, anfänglich so schwach und hilflos, nur Gefühle der Bitterkeit hatten, während der Sadduzäer wohl auch nicht schmeichelhafter Erwähnung geschieht, aber bei Weitem nicht in dem selben feindseligen Tone wie gegen die Pharisäer. Das ist leicht damit zu erklären, daß zur Zeit der Entstehung des Christenthums die einst so mächtige Sadduzäerpartei politisch völlig überwunden und nur noch von der bildungfreundlichen Minderheit der Nation vertreten war, während die Pharisäer mit den verschiedenen Spielarten dieser Partei — Viele gingen nämlich auch den Pharisäern zu weit — die übermächtige Volkspartei bildeten. Die evangelistische Literatur ist demnach in Kreisen entstanden, die von den feingebildeten, weltlichen Sadduzäern mit den Waffen des Spottes, von den Pharisäern hingegen durch die polizeiliche Macht verfolgt wurden, ohne daß wir für die historische Richtigkeit jener heftigen Vorwürfe gegen die Pharisäer eine Bürgschaft übernehmen können. Jedenfalls gehörten jene Männer zu der Klasse von Menschen, die durch ihr gedrücktes, lammfrommes Wesen den Spott und die brutale Vergewaltigung von Seiten der Frivolen und Mächtigen herausfordern. Solche Menschen hat es in Israel stets gegeben; es waren die „Anawîm" der jesaischen und der makkabäischen Epoche, und an solchen wird es in der Zeit der Römerherrschaft wohl noch viel weniger gefehlt haben. Es waren stets diejenigen Menschen, welche

das Unrecht und das Unsittliche haßten und es verschmähten, an der herrschenden Immoralität theilzunehmen, weshalb sie, wie die Propheten des „Alten Bundes", als Nörgler und Spielverderber nur Haß und Verfolgung auf sich zogen. Renan hat diesen Nationalcharakter des jüdischen Stammes feinfühlig herausgefunden. Diese Idealisten, die sich mit den herrschenden Zuständen nicht befreunden konnten, bildeten stets, um mich eines neutestamentarischen Ausdrucks zu bedienen, den Sauerteig der Nation; jeder sittliche Anstoß ist von ihnen ausgegangen. In jener Zeit, wo die Pharisäer die herrschende Partei geworden waren, konnten diese den Sauerteig der moralischen Welt nicht abgeben.

Ursprünglich befand sich diese Partei selbst in der heftigsten Opposition gegen die allmächtigen Sadduzäer. Diese, eine Aristokratenpartei im wahrsten Sinne des Wortes, hatten ihren Ursprung in den Priestergeschlecht Zadôk, das seit den Tagen des Königs Salomo ununterbrochen die hohepriesterliche Würde inne hatte. Nach dem babylonischen Exil entstand eine Reibung zwischen diesem Geschlecht und den Abkömmlingen der Dynastie David. Und trotz der Parteinahme der gegen das offizielle Priesterthum stets feindseligen Propheten für die Daviditen gelang es den Zadokiten oder Sadduzäern, die Herrschaft über die in die Heimath zurückgekehrte Nation zu behaupten, während die Abkömmlinge Davids bei den babylonischen Juden — die man allenfalls der Kern der Judenheit nennen könnte, — bis ins zehnte nachchristliche Jahrhundert hinein einer großen Autorität sich erfreuten. Mit dem Priestergeschlecht der Zadokiten, die in Palästina die Macht an sich rissen, verbanden sich andere nichtpriesterliche Geschlechter, die mit Jenen verschwägert waren. Dieser Adel verfügte über alle weltlichen und geistlichen Aemter und Würden in der Judenheit, namentlich bildete die Steuerpacht, die große Reichthümer abwarf, das Monopol des allmächtigen Adels.

Für kurze Zeit waren die Zadokiten von ihrer privilegirten Stellung verdrängt worden, weil sie sich durch ihr Verhalten während der antiochischen Verfolgungen den Haß der national Gesinnten zuzogen. Die letzten Hohepriester aus dem Zadokitengeschlecht endeten in Schimpf und Schande, mit dem Fluche der Nation belastet. Zur Geltung kam dann das hasmonäische Geschlecht, das, obwohl priesterlicher Abkunft, doch ohne Bedeutung, sozusagen von niederem Adel, war. Im Laufe der Zeit aber zogen es die zur Macht gelangten Hasmonäer vor, mit dem alten, depossedirten Adel zu paktiren und diesen an ihren Hof zu ziehen, eben so wie der gekrönte Korse mit Vorliebe die Abkömmlinge des alten französischen Adels in seinen Dienst zog. Und wie manche streng dogmatische Jakobiner es Napoleon nie verzeihen konnten, daß dieser die Revolution vernichtet hatte, eben so gab es in Jerusalem eine Ultrapharisäerpartei, den gemäßigten Pharisäern ebenfalls unbequem, die seit damals die Dynastie der Hasmonäer verwarf und ihr sogar einen sehr diffamirenden Makel anzuhängen trachtete.

Diese intransigenten Elemente gewannen später die Oberhand innerhalb der Pharisäerpartei und machten aus ihr radikale Ultras, welche die Adelspartei mit Energie und Erbitterung bekämpften. Und weil die Sadduzäer, als die Vertreter des offiziellen Judenthums der Schrift und des Priesterthums, auf ihre Legitimität pochten, gingen die Pharisäer so weit, selbst die Autorität der Schrift, wenn sie nicht durch sie, durch die pharisäischen Schriftgelehrten,

die Sôferîm, interpretirt ist, zu bekämpfen. Sie wagten es sogar, um Eclat zu erregen, sich in das eigentliche Amt der Zadokiten, in das Priesteramt, zu mengen, indem sie dem amtirenden Hohepriester Vorschriften machten, wie die priesterlichen Ceremonien vorgenommen werden dürfen. Und als einst der königliche Hohepriester Alexander Jannai diese Zumuthung mit Verachtung von sich wies, provozirte der Pöbel, der den pharisäischen Zeloten blindlings folgte, einen argen Skandal, so daß es zu Blutvergießen kam. Die Schriftgelehrten traten gegen das offizielle Judenthum mit der selben Energie auf wie sechs Jahrhunderte zuvor die Propheten, aber diese wollten sich keine Herrschaft anmaßen und bildeten nur stets das wache Volksgewissen, während es sich bei den Pharisäern nur um politische Machtfragen handelte. Es ist demnach eine sehr falsche Annahme, wenn man den Parteihader nur als theologisches Gezänk betrachtet, wenn man ferner glaubt, daß die pharisäische Partei die ältere gewesen sei, die durch ihre reformatorische Thätigkeit die wortgläubigen Sadduzäer zur Opposition veranlaßte. Die reformatorische Thätigkeit der Pharisäer, die allerdings für das Judenthum segenvoll wurde, begann erst mit dem Eintritt des Hillelschen Hauses in das Synhedrion. Herodes hatte den glücklichen Gedanken, die intriganten, kampflustigen Pharisäer durch den frommen, sanftmüthigen Hillel, der aus Babylonien herbeigerufen wurde, zu ersetzen. Seit damals hörte wohl das zelotische Treiben der Pharisäer nicht auf, aber das höchste Tribunal Jerusalems war nicht mehr der Spielball ihrer Parteiwuth, so daß es seitdem eine wohlthuende reformatorische Thätigkeit entwickeln konnte. Die gemäßigten Elemente der Pharisäer schlossen sich dieser friedlichen Richtung an.

Die Pharisäer haben die Hasmonäerdynastie im Kampf mürbe gemacht, so daß diese später völlig verkam, ohne daß man sagen könnte, daß der Untergang dieser Dynastie kein selbstverschuldeter gewesen wäre. In der ersten Zeit gewannen zwar die Pharisäer nicht viel, denn sie bekamen die schwere Hand des Idomäers Herodes zu fühlen; nach dessen Tod aber setzten sie bei der römischen Behörde durch, daß Palästina unmittelbar durch einen römischen Landpfleger regirt werde, während die innerreligiösen Angelegenheiten vom hohen Tribunal geleitet würden. Wie weit dies Tribunal an der Katastrophe auf Schädelstätte Schuld hatte, ist historisch sehr schwer festzustellen, um so mehr, wenn man bedenkt, daß der Vorsitz des Tribunals in den Händen des so milden Geschlechts der Hilleliden blieb. In dieser Beziehung hat Renan die Geschichte etwas lebhaft korrigirt. Allenfalls läßt sich sagen, daß die ersten Christen unbarmherzig verfolgt wurden — sonst wären ja die bitteren und heftigen Reden der Evangelien unverständlich, — und zwar, wie bereits angedeutet, indem die gebildeten Sadduzäer über die neue Religion spotteten, wie der Talmund auch von ihren Sarkasmen gegen die Pharisäer zu berichten weiß, während diese wiederum gegen die neue Opposition den weltlichen Büttel anriefen.

Das Christenthum entstand dennoch und beherrscht seit beinahe zwei Jahrtausenden die europäische Kultur. Das steinerne Jerusalem wurde von den Römern vom Grunde aus zerstört. Aber die Besiegten diktirten den Siegern ihre Glaubensdogmen und theilweise auch ihre Kultur. Das Jesaische Wort ging somit dennoch in Erfüllung: „Von Zijon geht aus die Lehre und das göttliche Wort von Jerusalem“. Dr. S. Bernfeld.

Die Weisheit der Verleger.

Es giebt bekanntlich Leute, die Käfer sammeln. Andere sammeln Briefmarken. Solche Sammlungen sollen manchmal sehr werthvoll sein. Manche sammeln auch Autographen, Aussprüche über Mädchenerziehung, silberne Knöpfe, Aepfelkerne, was ihnen nun für ihr geistiges oder soziales Niveau erreichbar oder ersprießlich scheint. Ich kann es nicht leugnen, ich sammle auch. Ich glaube sogar, daß meine Sammlung nach meinem Tode einen nicht unbedeutenden Kulturwerth repräsentiren wird. Aber so lange möchte ich doch nicht auf ihre nützliche Verwerthung warten. Dann wäre sie auch schon zu antiquarisch. Sie hat eben das Eigenthümliche, daß sie frisch genossen sein will. Was ich sammle, sind nämlich Verlegerbriefe.

Sie sind nur in ganz verschwindender Minderheit an mich gerichtet. Aber die deutschen Verleger sind ja so entgegenkommend, sie schreiben so gern Briefe; es ist gar nicht schwer, ihrer habhaft zu werden; man bekommt sie meist umsonst. Die, an die sie gerichtet sind, trennen sich aus leider so persönlichen Gründen mit allzu leichtem Herzen von ihnen, als wüßten sie gar nicht, wie werthvoll diese Briefe sind und daß in ihnen ein Stück von der Geheimgeschichte des deutschen Geisteslebens geschrieben ist.

Wenn ich so, an einem melancholischen Regentag, meine liebe Sammlung durchblättere — sie ist ganz hübsch reichhaltig: da sind Briefe von großen Verlagsgesellschaften und von kleinen „modernen" Verlegern, von alten Firmen mit guten Namen, die sich zurückziehen, und von neuen Firmen ohne jeden Namen, die sich ausstrecken, von Verlagsspezialitäten und von Massenverlegern, von Zeitschriftenverlegern, die nur eine Zeitschrift oder die ein Dutzend Zeitschriften in ihrem Verlag haben — aber was mich dabei immer wieder frappirt und rührt, das ist die Einigkeit in der Gesinnung aller dieser Briefe, jene schöne Einigkeit, die das deutsche Verlagsgeschäft so stark macht. Und wenn man dann einen Blick bei Seite wirft und sieht, wie die deutsche Literatur immer schwächlicher wird — so dünn in den Beinen, um mit Heine zu reden —, so imponirt einem dies starke Verlegerthum noch einmal so sehr. Und wirft man einen Blick auf die andere Seite und sieht das deutsche Publikum diese dünne Literatur von Jahr zu Jahr mit in quadratischer Progression wachsender Geduld einlöffeln, dann fühlt man die Hochachtung für das deutsche Verlegerthum sich mit einer fast religiösen Verehrung durchsetzen.

Durch meine ganze Sammlung geht ein deutlicher, häufig sich sehr scharf markirender Strich — der Strich, der auch durch die Seele des deutschen Verlegers geht. Ich bin einiger Briefe an ein paar unter den besten produktiven Geistern der Zeit habhaft geworden, — da ist der Strich

stark bis zu einem unheimlichen Zwiespalt. Denn der deutsche Verleger hat nicht nur einen feinen literarischen Geschmack, er ist sogar ein Stück von einem literarischen Gourmand und seine innere Pein formulirt sich gewöhnlich in folgenden Sätzen: „Hochgeehrter Herr! Ich habe mit hohem Interesse und wahrem Vergnügen Ihr ausgezeichnetes Buch gelesen — aber . . es ist zu gut fürs deutsche Publikum. Ich bin gezwungen, mein persönlich hohes Niveau aus Geschäftsrücksichten zu dem niedrigen Niveau unseres Publikums zu senken."

Diese Briefe werden nicht an unbekannte Größen gerichtet. Solche nehme ich gar nicht in meine Sammlung auf. Sie sind an Leute von anerkannter Bedeutung adressirt, deren literarischer Ruf oft über ihre engere Heimath hinausgeht, die aber eben so oft zur gleichzeitigen Publikation eines Werkes in mehreren Sprachen nur in Deutschland keinen Verleger finden können. Denn der deutsche Verleger steht wie kein anderer zu der zeitgenössischen Kultur von Rang in einem keuschen Distanzverhältniß. Sie ist sein geheimer Sehnsuchttraum, wenn er Briefe schreibt, aber er liebt ihre Nähe nicht, wenn sie an ihm vorübergeht. Aus Geschäftsgründen bevorzugt er bei Weitem die Mädchen für Alles, Väter literarisch unbekannt, die in den Familienjournalen dienen und in billigem Druck und Einband sich in den Buchlädenfenstern und auf den Eisenbahnständen feilbieten.

Nun ist es aber thatsächlich seit Jahren das Verlegerthum, das das künstlerische und geistige Genießen von etwa 50 Millionen Menschen bestimmt. Mit der selben Geduld, mit der der Deutsche die wachsende Bewaffnung mit wachsenden Steuern und abnehmenden Ernährungmöglichkeiten erträgt, erträgt er auch die immer zunehmende Vormundschaft seiner Verleger. Billig und schlecht! Nach diesem bekannten Wirthschaftprinzip wird der einen Generation nach der anderen — jeder neuen immer noch billiger und schlechter — die geistige Nahrung verabreicht und fügsam von ihr entgegengenommen. Da sind in meiner ganzen Sammlung keine drei Briefe, in denen nicht mit unsichtbarer Tinte geschrieben stände: Es ist uns nichts zu schlecht für das deutsche Volk!

Das deutsche Verlagsgeschäft neigt immer mehr zur Centralisation. Ein paar Massenverlagsfirmen kaufen nach und nach die meisten Zeitschriften auf, lassen sie eingehen oder „verschmelzen" sie mit den alten und drücken den Geschmack auf den von ihnen beliebten Standpunkt herab, — ob sie nun ausländische oder inländische Literatur publiziren. Das Beste ist immer ausgeschlossen, weil es das Selbständige ist; die Massenverlagsfirma ist bureaukratisch geregelt und duldet dementsprechend unter ihren Beamten, und dazu gehören auch die schriftstellerischen Materiallieferanten, keine sich allzu dreist abhebenden Persönlichkeiten.

Der deutsche Massen-Verleger hat bereits zum größeren Theil von der Sozialdemokratie gelernt, was sie ihrerseits vom Militarismus lernte: die Massendisziplin und die Uniformirung der Geister. Er setzt nicht ohne Glück und Methode fort, was diese angefangen haben: die Disziplinirung der Lesenden und die Uniformirung der Produzirenden. In nicht allzu ferner Zeit werden in den Geschäftsbüchern die Lesefutter-Lieferanten nur noch mit Nummern bezeichnet werden können, — was wirklich zu einer bedeutenden und wünschenswerthen Vereinfachung der Balance zwischen Produktion und Konsumtion führen würde.

Früher war das Alles nicht so. Auch die Familienblätter waren nicht so; sie hatten mehr Geschmack und die großen Zeitschriften brachten mehr gute Literatur. Der Strickstrumpf tanzte in den besten deutschen Blättern noch nicht wie heutzutage. Aber was sollen wir uns darüber grämen? Jene Zeit hatte auch schon ihren Haken, an dem sich nach und nach die ganze damalige Literatur aufhängte — einen wirklich sehr hübschen und dekorativen Haken, die doktrinäre Schönseligkeit. Es macht daher auch nicht so viel, wenn wir uns erkundigen, in welchen Zeitpunkt dieses Jahrhunderts das Minimum dichterischer Talente fällt. Halten wir uns blos an die Sachlage und fragen wir: Was kauft jetzt der deutsche Verleger?

Darauf die ganz einfache Antwort im Allgemeinen:

Der deutsche Verleger kauft nicht gern.

Zugegeben. Aber wenn er kauft, von wem kauft er?

Von durchgefallenen oder nicht durchgefallenen Theaterdichtern.

Warum?

Nun, weil das Theater ein Geschäft ist. Und ein Theaterdichter ist für den Verleger ein Mensch, der Geschäftssinn hat. Und ein Geschäftsmann riecht den anderen Geschäftsmann. Und da in Folge seines goldenen Bodens, und weil es Viele ernährt und Einige sehr reich macht, das Theater die höchste Kunstform ist und bleiben wird, so ist ein dreimal durchgefallener Theaterdichter ein ganz anderer Kerl mit einem ganz anderen Renommee als alle anderen Dichter, die nicht mit vorgemerktem Personenverzeichniß schreiben. Der Weg zu einem Namen geht also in Deutschland nur über die Bretter, die schon für Schiller die Welt bedeuteten?

O nein, es giebt noch einen, der, wenn auch nicht ganz so sicher, doch gewissermaßen als ein höherer betrachtet wird. Der ist, nach einer größeren Anzahl von Jahren unbemerkten Schaffens seinen Verstand zu verlieren oder sich den Hals abzuschneiden oder sonst auf irgend eine erschütternde Weise mit Hinterlassung einer größeren Reihe Bücher aus dem Leben zu verschwinden. Dieser Weg ist sehr zu empfehlen. Er versorgt nicht nur einige mehr oder weniger gelehrte Literaturwissenschaftler, die selbst nichts schaffen können,

während ihrer langwierigen Ausgrabungarbeiten mit einem anständigen Stück Brot, sondern er verschafft dem Verblichenen auch einen Verleger, der sich seiner mit der selben Opferfreudigkeit und echten Hingebung annimmt wie der Klassikerausgaben und der Alles thut, was in seinen Kräften steht, ihn auch unter die Klassiker, Vorbilder und Lehrer des deutschen Volks zu erheben. Wer aber kein Theaterdichter mit oder ohne Erfolg und auch noch nicht tot ist, dem weiß ich nichts zu empfehlen, als Lohnarbeiter im Weingarten der Familienblätter und Eisenbahnlecture zu werden, wo er den ganzen zeitgenössischen Parnaß versammelt finden wird.

Hier könnte ich eigentlich diese kurze, aber heitere Betrachtung schließen und wieder zum stillen Genuß meiner lieben Sammlung zurückkehren.

Aber während ich Das thue, stolpere ich über zwei Hindernisse:

Erstens: was ist die Folge dieser nicht blos verlegerischen Kunstauffassung?

Ein weitläufigeres Kapital, das ich später unter der besonderen Rubrik: ‚Gefälschte Literatur‘ behandeln werde.

Zweitens: ich sammle nicht blos deutsche Verlegerbriefe; ich sammle auch ausländische.

Die ausländischen — ich kann nicht sagen, daß sie mir eben so warm zu Herzen gehen. Sie sind zu sehr Geschäftsbriefe, trocken, kurz, ohne den oft so warmen persönlichen Herzenston in der Ablehnung, ohne den feinen privaten Kunstsinn, durch den der deutsche Verleger so hoch über dem deutschen Publikum steht. So ein französischer, oder englischer, oder skandinavischer Verleger, der sagt gewöhnlich gleich ja oder nein, der hat gar nichts von jener deutschen Gewissenhaftigkeit, beim Nichttheaterdichter erst von einer „Prüfung des Manuskripts“, oder von seinen kunsttheoretischen Prinzipien zu sprechen. Weiß Gott, ob er überhaupt Prinzipien hat? Was er dagegen unzweifelhaft hat, Das ist —: er hat eine Nase!

Beim deutschen Verleger dagegen wäre man geneigt, den Besitz dieses Organs, das oft in auffallender Stattlichkeit sein Antlitz ziert, doch für eine Sinnestäuschung zu halten. Es ist bei ihm gewissermaßen nur ein Rudiment aus einer früheren Entwickelungperiode, dessen er sich nicht mehr bedient. Er ist, Dank seiner höheren militärischen und sozialdemokratischen Schulung, kein Instinktmensch mehr. Die Nase ist für ihn kein Instrument mehr zum Riechen.

Ich möchte Das an ein paar Beispielen erläutern.

Wenn ein Bauer — ich habe Das hundertmal beobachtet — auf der Landstraße oder durch den Wald und die Felder geht und Jemand folgt ihm mit den Augen, dann wird er unruhig, er bewegt die Schultern, er fühlt was in seinem Rücken und sieht sich um;

wenn ein Stier auf der Weide steht und Einer geht vorbei, der vor ihm Angst hat, gleich hebt er den Kopf und wittert und geht näher — er riecht die Seelenschwingung dieses Menschen;

aber wenn ein noch nicht öffentlich anerkanntes Talent an einen deutschen Verleger vorübergeht — dann hebt er weder den Kopf, noch riecht er das Allergeringste. Das ist es aber gerade, was einzelne ausländische Verleger noch immer thun können.

Man weiß von einem französischen Verleger (Namen sind in dieser Betrachtung überhaupt ausgeschlossen), daß er für einen jetzt berühmten französischen Dichter und Kritiker — und der Mann hat nie eine Zeile Dialog geschrieben — Alles, sogar seinen Geldbeutel, aufbot, um, selbst mit so unmoralischen Mitteln, ihm einen Namen zu schaffen. Denn seine Nase sagte ihm: dieser arme junge Mensch ist der Mann der Zukunft. Und seine Nase hatte richtig gewittert.

Man weiß auch von einem großen nordischen Verleger — er ist jetzt tot, aber die Tradition ist nicht ausgestorben —, daß er die Zukunft gewisser großer skandinavischer Dichter, die jetzt über Europa berühmt sind, witterte, als sie noch daheim ganz unpopulär und draußen unbekannt waren. Er verlegte und vertrieb sie nicht nur, sondern er bezahlte sie auch so, daß sie die mageren Jahre ihrer Unpopularität überstehen konnten, wofür sie ihm, so lange ihre Namen dauern werden, nicht nur einen Platz in der Kulturgeschichte ihrer Zeit geschafft haben, sondern —: er wurde auch ein reicher Mann dabei.

Ja, eine feine Nase ist eine schöne Einrichtung! Was hilft einem Verleger alle klassische Bildung und eine Censorenstrenge, die weit über den Staatsanwalt hinausgeht, wenn seine Nase nur ein ornamentaler Vorsprung ist! und was hilft sie der Literatur!

Die erwähnten beiden Verleger verlegten moderne Literatur — jene, die gegenwärtig nicht nur in Europa, sondern auch in Deutschland das Modernste ist und deren Werth — was mehr sagen will — ihre Modernität überleben wird. Ich will nun, um nicht zu weitläufig zu werden, nur noch ein Beispiel hinzufügen, in dem ich den deutschen modernen Verleger zu Worte kommen lasse. Es war einer jener Männer mit dem literarischen Urtheil und dem ornamentalen Schmuck. Es kam ihm weniger darauf an, Diejenigen zu wittern, die die l a n g e Zukunft hatten — die hatten für ihn eher einen unsympathischen Geruch — als an die höchste Kunstform zu glauben und in seinen Mußestunden kleine Größen zu creiren, die sehr gefügig waren und sehr schlecht gingen. Eines Tages kam er zu einem meiner Bekannten. „Schreiben Sie mir so und so ein Buch", sagte er, „und ich mache Sie berühmt."

Der Bekannte war ergriffen. Das war gerade die Idee, mit der er sich lange herumgetragen hatte, und er wußte, daß sie gut war. Es war kein ungefährliches Beginnen, eins von denen, die nur mit dem vollen Einsatz der Persönlichkeit und des literarischen Ehrgefühls zu lösen sind. Sie wurden einig und der Bekannte setzte sich hin und schrieb.

Aber gleich bei den ersten Lieferungen fing der moderne Verleger an, aus seinem höheren ästhetischen Bewußtsein Einwendungen zu machen.

„Das will ich nicht so haben, Das müssen Sie umschreiben."

Der Andere sagte Nein und schrieb weiter.

Und der Verleger machte weitere Vorschriften:

„Das müssen Sie nicht so ausdrücken. Sie müssen es so machen, wie Der und Der in dem und dem Buch darüber geschrieben hat."

Mein Bekannter sagte: „Danke verbindlichst. Entweder ich schreibe, wie ich will, oder ich schreibe gar nicht." Und da das Eine nicht möglich wurde, so geschah das Andere. Die verlegerische Theilnahme hatte ihm die Lust an der Arbeit verdorben und das Buch wird wohl nie geschrieben werden.

Eigentlich ist mir da die nüchterne ausländische Arbeittheilung doch lieber. Dort verlegen die Verleger und verfassen die Verfasser. Wenn ich hier das Umgekehrte auch nicht so schroff hinstellen möchte, so kann es doch nicht geleugnet werden, daß die Anschauungen der Verleger hier etwas ungewöhnlich Inspirirendes für die Verfasser haben, während dagegen die Verfasser oft auch Verleger, will heißen: Geschäftsleute, sind.

Und so ein ausländischer Verleger, der sich nur aufs Verlegen beschränkt, der hat manchmal einen ganz merkwürdigen Idealismus. Oder ist es auch wieder nur Nase? Er kann eine unbekannte Größe halten, jahraus, jahrein, ohne Gewinn, manchmal mit Verlust, bis sie sich in den Augen der Menge großgewachsen hat, und sie dann durchdrücken zu einem immer größeren und größeren Geschäft. Es ist etwas Solides in so einer Haltung. Hier aber soll ein Autor — soll der Verleger Zutrauen zu ihm haben — gleich mit dem ersten Buch und gleich in den ersten Monaten des Erscheinens „gehen". Man läßt ihn so rasch kursiren wie ein schlechtes Papier Die Hausse wird kunstmäßig, aber auch kurzathmig betrieben. Es ist Etwas vom Börsenschwindel darin. Und ists geglückt und ist der Name in die Höhe getrieben, dann kommts ja gar nicht mehr darauf an, wie der Mann schreibt oder ob er überhaupt noch mehr schreiben kann. Und die Konsequenz davon ist dann wieder, daß nirgend in der Welt eine Berühmtheit so plötzlich fällt und vom Publikum mit solcher Wonne unter die Füße getrampelt oder so kaltsinnig vergessen wird wie in dem Lande der zahllosen Klassikerausgaben und der gebildeten Verleger. Laura Marholm.

Sympathiekuren.

Daß es mehr Dinge im Himmel und auf Erden giebt, als die Schulweisheit sich träumt, läßt Shakespeare seinen Hamlet sagen, nachdem dieser durch das Gespenst seines Vaters in Geheimnisse der Geisterwelt eingeführt worden ist, die sonst dem Sterblichen verschlossen sind. Wer aber durch Kant weiß, daß unsere Erkenntniß sich nur auf die Erscheinungsseite der Dinge erstreckt, daß wir nie im Stande sind, in das Wesen der Dinge einzudringen, weil die Sinneswahrnehmungen ihren undurchdringlichen Majaschleier über die Dinge an sich werfen, der wird gewiß dem größten Dramatiker beistimmen, wenn dieser auf Thatsachen hinweist, die der Forschung entrückt sind. Zwar zwingen uns unsere Denkgesetze, auf etwas Uebersinnliches zu schließen, doch fehlt uns jede Vorstellung von dem Uebersinnlichen, so daß die Unmöglichkeit, die Resultate unserer Schlüsse in das Gewand sinnlicher Wahrnehmbarkeit zu kleiden, wenig tiefe Denker dazu verlockt hat, das Uebersinnliche ganz in Abrede zu stellen.

So leugnet denn der Materialismus bekanntlich die Existenz der Seele sogar, indem er in allen geistigen Thätigkeiten nur stoffliche Funktionen zu erblicken wähnt, da das Seelische sich weder kosten, sehen, noch schmecken und erfassen läßt. Daß das Geistige in anderen Formen, und zwar als reines Empfinden und Denken, wahrgenommen werden kann, übersieht hierbei freilich der Materialismus, für den nur das räumlich Faßbare Existenzberechtigung besitzt. Diese Einseitigkeit der modernen Naturwissenschaft, ja, ich möchte sogar sagen: der modernen Philosophie, hat eine schlimme Reaktion in dem sogenannten Spiritismus im Gefolge gehabt, der das Geistige dadurch wieder in seine Rechte zu setzen wähnt, daß er allen Ereignissen einen seelischen Zusammenhang zu Grunde zu legen sucht. Hiermit verzichtet er von vorn herein auf eine materielle Erklärung der Erscheinungen, in denen die Wissenschaft nur das Walten blinder Naturkräfte erkennen kann. Selbstverständlich fällt hiermit der Spiritismus ganz in das Gebiet des Aberglaubens, der auch darauf verzichtet, seine Dogmen aus bekannten Naturgesetzen herzuleiten, sondern sich vielmehr darauf beschränkt, einen geheimnißvollen Zusammenhang in wenig ursächlich verknüpften Ereignissen vorauszusetzen, der Dem widerstrebt, was die Wissenschaft als Kausalität kennen lehrt. So baut sich denn der Spiritismus ein System zurecht, dem nicht Beobachtung, Experiment und daraus gezogene Folgerungen als Grundlagen dienen, sondern ein System, das sich auf den grassesten Aberglauben stützt und das stürzen muß, sobald man das Fundament dieses Gebäudes beim Lichte der Geschichtforschung und des Kritizismus sondirt.

Einen der besten Belege für diese Behauptung bieten die Aufsätze des Herrn Dr. Karl du Prel „Die sympathetische Kur" (Zukunft, Nr. 33 und 34), in denen der Autor dem Mystizismus des Aberglaubens statt dem aufklärenden Geiste der Wissenschaft das Wort redet. Ein Anekdötchen, das du Prel dort erzählt und scheinbar als lautere Wahrheit ausgiebt, mag uns in die Geheimwissenschaft des Spiritismus einführen: „Einer von Brüssel hatte im Gefecht seine Nase verloren; derselbe ging zu einem Wundarzt, Namens Tagliacozzo, der sich zu Bologna aufhielt, sich eine andere Nase ansetzen zu lassen. Weil er sich aber aus seinem eigenen Arm nichts wollte ausschneiden lassen, bestellte er hierzu einen Tagelöhner, der um eine bestimmte Summe sich das für die Nase nöthige

Fleisch ausschneiden ließ. Als nun der Erstere wieder etwa 13 Monate in seiner Heimath war, begann die angesetzte Nase kalt zu werden; einige Tage später war sie ganz faul und fiel herab. Als nun diese seltsame Begebenheit untersucht wurde, ergab sich, daß beinahe in dem selben Augenblick, als ihm die Nase kalt wurde, der Taglöhner gestorben war. Es giebt noch Zeugen in Brüssel, die Dies mit eigenen Augen gesehen haben."

Die angesetzte Nase fällt also ab, als der frühere Besitzer dieses Zellgewebes dem Tod anheimfiel. Ihre Sympathie mit ihrer Heimath ist so groß, daß sie zu Grunde gehen muß, wenn diese der Zerstörung unterliegt. Aber wie erfährt die angesetzte Nase Etwas von dem Tode des Bologneser Arbeiters?

Hier eben herrscht der geheimnißvolle „Rapport", den die Spiritisten immer voraussetzen, wenn sie sich bemühen, den unwissenschaftlichsten Dingen Glauben zu schenken; denn es giebt ja viele Dinge, denen unsere Wissenschaft, wie erwähnt, nicht beizukommen vermag. Freilich ist hiermit nicht gesagt, wie Dies die Spiritisten anzunehmen scheinen, daß nun auch alles Das existirt, was eine zu rege Phantasie in den Naturereignissen zu wittern glaubt, selbst wenn sie den ursächlichen Zusammenhang der Ereignisse in ihrem Sinne zu deuten vermag. Um Dies näher zu begründen, komme ich auf die abgefallene Nase, von der du Prel berichtet, zurück.

Angenommen, die Nase wäre gerade zu der Zeit abgestorben, wo der Bologneser Arbeiter starb, so wäre doch festzustellen — wenn man einen Kausalnexus zwischen dem Absterben der Nase und dem Tode des genannten Arbeiters vermuthet —: ob der Tagelöhner auch in Folge eines nicht durch äußere Anlässe herbeigeführten Todes verschieden sei; denn nur in diesem Falle könnte zunächst von Dem die Rede sein, was die Wissenschaft als Ursächlichkeit bezeichnet; dann könnte man vielleicht vermuthen, daß der Tod des Arbeiters das Absterben der Zellen der angesetzten Nase insofern bedingt, als in diesen schon die Anlage vorhanden war, nach bestimmter Zeit zu sterben. Aber auch bei dieser Annahme vermisse ich jenen auch nur einigermaßen befriedigenden Kausalnexus, da die Anlage, in bestimmter Zeit zu sterben, nur unter bestimmten Verhältnissen ihre Berechtigung hat, nicht aber unter verschiedenen Umständen, die doch sicher bei dem Krieger und dem Bologneser Arbeiter obwalteten.

Um aber zu zeigen, welcher geheimnißvolle „Rapport" in der ganzen Natur herrscht, beruft sich du Prel auf Goethes Spruch:

„Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret sich der Wein im Faß,"

auf ein Gesetz also, das nach Schleiden im Großen und Ganzen zutrifft. Dieses Gesetz läßt sich aber ungezwungen aus der Natur derjenigen Pilzarten oder Pilzvarietäten herleiten, die eben die Gährung der bestimmten Weinsorten veranlassen, läßt sich also auf die Lebensthätigkeit von Pilzen zurückführen, die schon an der Schaale der Weinbeeren lebten. Wir brauchen also hier keinen mystischen „Rapport" anzunehmen, den du Prel überall zu wittern glaubt.

Um aber dem Verfasser der „sympathetischen Kur" gerecht zu werden, müssen wir darauf eingehen, was Od ist, auf ein Etwas also zu sprechen kommen, das eine so wichtige Rolle in den Aufstellungen du Prels spielt. Das Od ist aber ein imponderables Fluidum — in dem Sinne etwa wie der früher in der Physik angenommene Licht- und Wärmestoff —, das der Freiherr Karl von Reichenbach um die Mitte dieses Jahrhunderts entdeckt zu haben glaubte und

das nach du Prel die Ansichten des Paracelsus wissenschaftlich begründen soll. Das Od soll von allen Körpern ausströmen, aber nur von besonders dazu veranlagten Individuen, von sogenannten „Sensitiven", unter verschiedenen Erscheinungformen wahrgenommen werden. So sollen beispielshalber die verschiedenen Pole eines Magnets bei den Sensitiven verschiedene Empfindungen bewirken, die für die linke Hand gerade die umgekehrten von denen der rechten sind.

Die Physik kennt das Od gar nicht; Konversation-Lexika erwähnen es wie ein historisches Kuriosum, an das seinerzeit einige Naturforscher und Philosophen auf Grund mißverstandener Versuche glaubten. Kein einziges Experiment ist bekannt, das die Existenz des Ods glaubwürdig macht. Unter diesen Umständen muß natürlich du Prel viel daran gelegen sein, einen Beweis für das Vorhandensein des Ods zu liefern. Als Beweis hierfür genügt ihm aber ein Histörchen, das so recht deutlich zeigt, wie wenig du Prel die Bedeutung des Experiments kennt und welche Trugschlüsse er aus ganz unzuverlässigen Experimenten zieht. Der Bericht lautet:

„1865 erhielt Reichenbach von dem berühmten Chemiker Berzelius in Stockholm einen Brief des Inhalts, daß er Karlsbad aufsuchen werde und dort den Gegenstand des Od mit dessen Entdecker besprechen wolle. Reichenbach kam dieser Einladung nach, suchte nach einer sensitiven Person und fand eine solche durch Vermittelung des Badearztes, Hofrath Hochberger, nämlich ein Fräulein von Seckendorf, das die Freundlichkeit hatte, eine Sitzung zu geben. Reichenbach brachte eine Tasche voll verschiedener chemischer Präparate mit, alle in Papier gewickelt, so daß Niemand den Inhalt erkennen konnte. Er streute sie ohne Ordnung mit Abständen von einander auf dem Tisch aus. Dann forderte er das Fräulein auf, mit der flachen Hand langsam darüber zu streichen. Sie that es und erklärte alsbald, daß einige von diesen Papilloten eine ziehende Einwirkung auf ihre Hand ausübten, die anderen nicht. Auf Reichenbachs Wunsch sonderte sie nun die ziehenden von den nicht ziehenden in zwei Hälften. Man öffnete nun die Papierhüllen und es ergab sich die merkwürdige Thatsache, daß alle nichtziehenden elektropositive, alle ziehenden elektronegative Stoffe enthielten.

Reichenbach fügt bei: „Der große Meister der elektro-chemischen Theorie war nicht wenig überrascht, im sensitiven Nerv ein ganz neues Reagens zu finden, das seiner Schöpfung einen frischen Grundpfeiler liefern mußte. Von diesem Augenblick an war er für meine Ansichten gewonnen u. s. w."

Durch dieses Experiment hält du Prel die Existenz des Ods für erwiesen! Zunächst ist hier zu betonen, daß die elektro-chemische Theorie von Berzelius, der zufolge immer zwei Stoffe deswegen eine chemische Verbindung eingehen, weil der eine von ihnen positiv, der andere negativ elektrisch erregt war, mit Recht heute als ein überwundener Standpunkt gilt, weil auch neutrale Stoffe sich chemisch verbinden und ein Atom weder mit positiver noch negativer Elektrizität geladen sein kann. Hiermit fällt schon die Voraussetzung, die dem erzählten Experiment zu Grunde liegt, nämlich die der Richtigkeit der chemisch-elektrischen Theorie des Berzelius. So wird denn auch die Frage überflüssig: ob es die negative Elektrizität war, die auf die Hand der Sensitiven anziehend wirkte, oder ob die negativ-elektrischen Präparate ein Od aushauchten, das in diesem Sinne sich manifestirte.

So darf es uns denn auch nicht wundern, wenn du Prel schließlich der schlimmsten Kurpfuscherei das kräftigste Wort redet und auf veralteten, durch

Paracelsus und seine Anhänger eingeführten medizinischen Aberglauben hinweist, an dem heute kein nur einigermaßen wissenschaftlich gebildeter Landwirth noch festhält. Aber wir können du Prel allein nicht tadeln. Er ist ein Kind seiner Zeit und hat somit unter deren Gebrechen zu leiden. Und wer wollte es verkennen, daß heute eine stark ausgesprochene spiritistische Strömung vorhanden ist! Der seichte Materialismus der verflossenen Jahre konnte die Menschheit nicht befriedigen. Dem Gemüth, vor Allem aber der Phantasie leistete diese Weltanschauung nicht Genüge, die selbst den kritischen Sinn des Menschen nicht zu befriedigen wußte. Die Geschichte lehrt aber, daß, wenn die Menschheit von der Unhaltbarkeit einer Richtung überzeugt ist, sie deren schroffes Gegentheil für unbedingt richtig hält und so stets die „goldene Mittelstraße" aus dem Auge verliert, wo aller Wahrscheinlichkeit nach die Wahrheit liegt. Sicher ist jedoch, daß der Materialismus trotz seiner Einseitigkeit, trotz seines höchst beschränkten Gesichtskreises, viel mehr auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erheben kann als der weder durch Erfahrung noch Logik gezügelte Spiritismus, weil der Materialismus stets nach Ursache und Wirkung forscht und so den Zusammenhang der Ereignisse dem logischen Denken unterzuordnen sucht.

Ueberall umgiebt, umfängt und durchdringt uns in proteusartigen Gestalten und Verwandlungen das Geheimnißvolle, das Unergründliche. Gerade die bekanntesten Thatsachen gehören zu den größten Räthseln der Natur. Ich erinnere hier nur an den Umstand, daß der Wille unsere motorischen Nerven zu erregen vermag, d. h. an die durch den Willen bedingte Innervation. Wird dieses Räthsel je gelöst werden? Nie, denn Erklären heißt: unerkannte Thatsachen auf bekannte zurückführen, und der Urgrund der Erscheinungen entzieht sich der Organisation unseres Denkens zufolge der Erforschung.

Aber reich, ja unendlich reich ist die Fülle der Erscheinungen, die wir kausalgemäß zu verknüpfen haben. Und besonders ist es das Seelenleben, das uns herausfordert, das Senkblei der Kausalität auch hier zu erproben, wie Dies auf rein naturwissenschaftlichem Gebiete mit Bahn brechendem Erfolge geschehen ist. Ueberall stoßen wir auf Räthsel oder auf Wunder sogar —, wenn man das in letzter Linie Unerforschliche so nennen will. Wer aber Das sucht, was die Physiognomie des Geheimnißvollen so recht zur Schau trägt, der versenke sich in das Traumleben, beobachte die Phänomene des Hypnotismus, der Hysterie, des Wahnsinns u. s. w. Ueberall stößt er hier auf Erscheinungen, die so fremdartig und sonderbar sind, daß sie Dem zu widerstreben scheinen, was wir als wissenschaftlich zu erachten gewohnt sind. Und doch stehen wir hier vor nicht zu leugnenden Thatsachen. Und gerade die Erscheinungen des anomalen Seelenlebens sind es gewesen, die den Spiritismus zu allen Zeiten mit groß gezogen haben. Dies lag jedoch in dem Umstande, daß man diese Anomalien des Seelenlebens falsch deutete, da man von der unrichtigen Voraussetzung ausging, daß die Seele eine untheilbare Einheit („Einfachheit") sei, wie Dies Descartes annahm. Weiß man aber, daß in der Gesammtseele Prozesse verlaufen, die (relativ) unbewußt sich vollziehen, insofern sie nicht von dem (individuellen) Ich, unserem Selbst, herrühren, so wirft diese Annahme von der zusammengesetzten Natur unserer Seele, von der unser Ich nur der (unzerlegbare) Hauptbestandtheil ist, ein sehr beachtenswerthes Streiflicht auf den Mechanismus unseres Seelenlebens. Auf diesem Wege erkennen wir, daß viele Bewußtseinssphären zusammengreifen, um unser höchst verwickeltes Seelenleben zu gestalten, so daß in diesem Thätigkeiten sich abspielen, von denen wir zunächst gar keine Ahnung

haben, die sich aber um so mehr in den Vordergrund drängen und um so unheimlicher erscheinen, je weniger die Harmonie zwischen den einzelnen Seelenrädern hergestellt ist. Das Anomale zeigt uns so, wie Dies nicht selten der Fall ist, die Tiefen, aus denen die ewigen Naturgesetze fließen.

Hier eröffnet sich eine weite Fernsicht nicht nur für Belehrungen, sondern auch für Heilzwecke, die uns heute schon mit Gewißheit vorhersagen läßt, daß eine Aera in der Medizin kommen wird, die ein jetzt noch nicht von der Heilkunde geahntes Gewicht auf psychische Einwirkungen legen wird, eine Zukunft-Wissenschaft, die in gleichem Maße Physik und Chemie wie auch Psychologie zu Rathe ziehen wird. Als eine ganz verfehlte Frühgeburt dieser Zukunft-Wissenschaft ist aber der heutige Spiritismus zu betrachten.

Dr. Eugen Dreher.

Folgen der Börsensteuer.

Nachträglich kann man sich ungefähr denken, weshalb vor Kurzem Herr Miquel so theilnahmvoll nach dem Befinden der Börse gefragt hat. Die Publikation der Mai-Einnahmen aus der neuen Steuer stand bevor und unser Finanzminister wußte jedenfalls, daß bereits dieser erste Monat eine hübsche Photographie des allgemeinen Rückganges liefern würde.

In der That giebt es heute ein lebhaftes Effektengeschäft nur an ganz vereinzelten Tagen, — wenn Paris sich in Italienern deckt und man dem Publikum vortünchen kann, daß nunmehr überhaupt das betreffende Kursniveau steigen würde, — wenn Herr Guyer-Zeller in Zürich durch seine staatsstreichelnden Absichten das gesammte Gebiet der Schweizer Bahnen in Fluß bringt u. s. w. u. s. w. Der regelmäßige Verkehr ist aber unendlich verkleinert und veranlaßt zu der beständigen Räthselaufgabe, woher so und so viele Börsenbesucher ihr täglich Brot nehmen. Dabei ist es noch gar nicht gesagt, daß eine Menge Geschäfte den verschärften Stempel unmöglich vertragen können; allein die Abgabe steht hier in einem so falschen Verhältniß zum Gewinn, daß Viele schon aus Verstimmung die Hände in den Schoß legen. Alle diese Leute werden eben den Druck nicht los, daß das ganze Gesetz weniger der Einträglichkeit wegen gegeben wurde als zur Schädigung der Börse selbst. Warum war diese auch so blasirt, sich um die Zusammensetzung des Reichstages niemals zu kümmern? Der Stolz unserer Hochfinanz gegen Alles, was Politik hieß, und ihre leidenschaftliche Bereitwilligkeit, Herrn Miquel in Dinge einzuweihen, aus denen der Frankfurter Oberbürgermeister dann seine eigenen Schlüsse zog, haben jenes Gesetz mit machen helfen. Als es erst im Zuge war, sind natürlich auch die großen Bankiers aufgewacht und Einige von ihnen, die sonst keineswegs „Börsianer" zu nennen sind, bedachten sogar den Vorschlag, die Börse vierzehn Tage zu schließen. Eine schlechte Demonstration, dann da die Erde ihren Gang ruhig fortgesetzt hätte, so würde man sich überzeugt haben, daß es auch ohne Börse geht. Wie es dann ginge? Das ist eine Qualitätfrage, die weder oberflächliche noch agitatorische Geister näher prüfen.

Und doch ist schon heute der Schaden ein sehr großer. Der Markt für Werthpapiere ist eingeschränkt, es fehlt dem Publikum das Echo von der Börse,

es fehlt der spekulative Widerhall der Privatmeinung. Nie hat sich der Kurswerth eines Papieres nur nach dessen eigenen inneren Verhältnissen gerichtet, die Masse der Interessenten ist ebenfalls wichtig. Unter 4—5 Proz. hat man z. B. die Einführung einer Aktie an einem neuen Platz noch selten geschätzt und in den letzten Monaten sogar höher.

Nunmehr fehlt aber jener große Zwischenhandel der Spekulanten, deren Aufgabe es war, die Kurse gleichsam aufzufangen, sie vor stärkeren Unfällen zu behüten. Die zufällige Nothwendigkeit von Käufen oder Verkäufen, die raschen Operationen des leichter vom Augenblick beherrschten Publikums, fand früher an der erfahrenen Macht der Unternehmer eine Art Ausgleich. Da Dies immer mehr aufhört, verlieren die Börsen ihren so nützlichen Charakter als Markt.

Ich halte den Kursniedergang von Italienern für ein deutsches Kapitalsunglück von gar nicht zu ermessender Bedeutung, und jeder Kenner wird es bestätigen, daß ohne die Schwächung der Börse, die ja moralisch schon lange vor der neuen Stempelsteuer begann, ein so vehementer Kurssturz ganz unwahrscheinlich gewesen wäre. Die beständigen Angriffe gegen die Werthpapierspekulation — Angriffe, die ja vom Waarenhandel selbst mit ruhiger Hartnäckigkeit unterstützt wurden — haben dem Bankwesen zu viel Unehre eingetragen. Man gehört aber nicht gern einem Stande an, der mit Aerger und Kränkungen zu kämpfen hat, und so ziehen sich die Väter zurück und die Söhne treten nicht an deren Stelle. Die Berliner Börse zählt 2000, die Frankfurter 700 Besucher. Es wird ein wunderlicher Zustand sein, wenn ein stattliches Kontingent dieser Leute im Effektenverkehr mangelt, dagegen in der Industrie überzählig ist. Denn nach anderer Richtung als auf Industrie werden sich kaufmännische Köpfe mit Muth und Kapital heutzutage schwerlich werfen.

Seit dem kurzen Bestehen des neuen Stempelgesetzes sehen wir sehr gute Anleihen an uns vorbei nach Paris gehen, während natürlich Emissionen wie die bulgarische keine noch so großen Kosten in Deutschland scheuen. Der Pariser Platz arbeitet gegenwärtig ganz zufriedenstellend, wodurch gewiß der Beweis erbracht wird, daß die Lethargie von Berlin und Frankfurt keinem andern Grund als der vervierfachten Steuer entspringt. Und dabei ist natürlich das Geschäft ungleich schwieriger geworden, wo es an so vielen Kontrepartieen fehlt. Der persönliche Haß gegen die Börse mag in Folge starker Verluste begreiflich sein, mit ihrer sachlichen Gegnerschaft aber wird sich die Bourgeoisie kaum vertheidigen können. Die Ueberzeugung, daß diese gewaltsame, von außen her kommende Unterdrückung höchst bemerkenswerthe Folgen haben werde, wird sich auch noch in Regirungkreisen Bahn brechen. So lange unsere gegenwärtigen Wirtschaftbedingungen fortwirken, muß ein so ausgedehntes Clearinghouse wie die Börse in Thätigkeit sein. Auch die Großbanken werden noch von ihrem Irrthum zurückkommen, auf sich selbst und ohne ein Vielerlei von Spekulanten stehen zu können. Von lange her entwickelte und tiefverschlungene Dinge bringt man eben ohne fressenden Schaden nicht plötzlich zum Stillstand.

Die Berliner sind zwar optimistisch und glauben, nach Ablegung ihrer Besorgnißmaske für „außer dem Hause“, daß die Börse jetzt nur einen Gewohnheitkursus durchmache, um später wieder ganz die alte zu sein. Allein diese Mai-Ausweise reden eine Menetekelsprache, die selbst einen Berliner verblüffen kann.

Pluto.

Der kleine Mamroth.

Nur um den geistigen Typus seiner ganzen Gattung an ihm zu kennzeichnen, griff Lassalle vor dreiunddreißig Jahren Herrn Julian Schmidt sich heraus, den Literarhistoriker, und schlug ihn öffentlich an den Pranger. Herr Julian Schmidt war doch wenigstens der gesalbte König der ganzen Bande und es konnte lohnend erscheinen, in ihm das Haupt der Hydra zu treffen. Ich bin, mit geringerer Kraft, auch in unvortheilhafterer Lage als Lassalle: das Menschenkind, das ich heute herausgreifen muß, gehört zu den Ganzkleinen, den als Persönlichkeiten gar nicht Vorhandenen, die dennoch, weil ihrer so Viele sind, mit kribbelndem Ungezieferleben den Markt bevölkern und den Unrath zu Haufen tragen. Aber vielleicht ist es gerade deshalb für die ganze Gattung noch eher typisch als ein Häuptling, der in sein Fälschertreiben doch mindestens einen Rest von Persönlichkeit trägt; so ein Ganzkleiner paßt erst vollkommen in die Gesellschaft, von der Lassalle sagte: „Täglich lügen, lügen in reinen, puren Thatsachen, Thatsachen erfunden, Thatsachen in ihr Gegentheil entstellt, — Das waren die Waffen, mit denen man uns bekämpfte!" Von diesem ungreifbaren Gekröch kann unter uns jeden Tag Jeder angenagt werden, von ihm wird uns jeden Tag jeder Brunnen vergiftet, — und deshalb, glaube ich, ist es nützlich, einmal eines von diesen Thierchen bei der Arbeit zu greifen und unter die Lupe zu nehmen. Ein solcher Fang ist mir nun gelungen und ich bin sehr froh, in corpore vili nachweisen zu können, wie das Ding aussieht, das sich die Presse nennt und das öffentliche Meinungen macht.

Vor vierzehn Tagen erzählte ich hier von der Kuligalavorstellung, zu der mit Herrn Quidde sich Herr Mamroth vereinigt hatte, der Redakteur der Frankfurter Zeitung. Das nette Paar hatte, mit der gehörigen Vorsicht und mit einer denunziatorischen Spitze, mich einer Gemeinheit bezichtigt: ich sollte das dumme Zeug, das Herr Quidde aus Sueton und Tacitus zusammengeschleppt und in tendenziöser Absicht entstellt hatte, unfreundlich beurtheilt haben, weil Herr Quidde mir einen Beitrag verweigert hätte. Die niedliche Notiz ging durch mindestens zwanzig Zeitungen und sie wurde von den Kollegen des Herrn Mamroth noch sehr zierlich ausgeschmückt; in einzelnen Blättern war „ein weiterer Beitrag zur Charakteristik des Herrn Harden" gefunden, im Petersburger Herold hatte ich den Caligulamann bereits „flehentlich" um seine Mitarbeit angebettelt und in einem Zürcher Blättchen wurde ich als „politischer Södling einer Clique" entlarvt, „den diese, so lange sein Witz ausreicht, am vollen Futtertrog behält, um ihm, wenn er verbraucht ist, den Tritt auf die bekannte Körpergegend zu appliziren. Mit Harden und mit dem bismarckbegeisterten Bunde der Landwirthe steht die Sache genau eben so". An einer anderen Stelle wurde gesagt, mein Artikel über Herrn Quidde habe „von Denunziationen gestrotzt"; Das sind nur vereinzelte Beispiele, aber ich bin überzeugt, bis sie nach Rio und Sidney gelangt ist, wird die Leistung des Herrn Mamroth noch ganz allerliebste Dimensionen angenommen haben. Mich amusirte die Sache nur und ich begnügte mich mit einer scherzenden Feststellung des Thatbestandes: erstens hatte Herr Quidde seine Mitarbeit gar nicht abgelehnt; zweitens pflege ich in meiner Beurtheilung mich nicht darum zu kümmern, ob der Beurtheilte mein Mitarbeiter ist oder nicht; drittens erhalte ich so viele Beiträge, daß ich werthvolle Aufsätze oft lange Monate liegen lassen muß; viertens hat Herr Mamroth

mich so unendlich häufig und so liebevoll drängend gebeten, für die Frankfurter Zeitung Feuilletons zu schreiben, daß ich, wenn seine Theorie richtig wäre, annehmen müßte, er wolle mit seiner kindischen Verdächtigung sich für meine Ablehnung rächen. Damit war der Spaß für mich erledigt und ich würde den albernen Handel nicht weiterspinnen, wenn inzwischen nicht eine Erwiderung des Herrn Mamroth erschienen wäre, die in so reizender Fülle alle die ehrlosen Praktiken journalistischer Wegelagerer zeigt, daß sie, als ein gedrängter Auszug aus dem Lehrbuch dieses unsauberen Handwerkes, den angenehm in die Ohren klingenden Titel verdient: der kleine Mamroth.

Der erste Handwerkskniff ist, daß man dem Publikum niemals mittheilt, was der Gegner eigentlich gesagt hat. Herr Mamroth handelt getreulich nach dieser Lehre: er verschweigt sorgfältig Alles, was ich hier erwähnt habe, und lügt, in den bei ihm üblichen undeutschen Partizipialkonstruktionen und in gräßlich gequollenen Sätzen, seinen Lesern vor, ich sei „übelgelaunt", weil ich „beim Spiel mit gezeichneten Karten" ertappt worden sei. Erstens bin ich also ein Betrüger, — Beweise werden natürlich nicht geliefert. Aber es kommt noch besser. Herr Mamroth, der seine ganze läppische Fabel auf eine private Postkarte aufgebaut hat, die ich an Herrn Quidde gerichtet habe, bäumt sich nun in keuschem Entsetzen, weil ich aus einem Brief, den er in seiner geschäftlichen Eigenschaft als Redakteur an mich geschrieben hat, zwei Sätze citirt habe. Ein Mann beschuldigt mich öffentlich einer Infamie und ich soll nicht das Recht haben, zu sagen: Seht her, dieser Mann ist ein feiler Schuft, er hat zwei Meinungen, eine für seine Korrespondenz und eine andere für den Dienst des Herrn Sonnemann. Ich soll gezungen sein, den Schimpf ruhig hinzunehmen, ihn durch ganz Europa und die übrigen Welttheile kursiren zu lassen, und in Demuth still mich vor der Großmacht der Presse beugen. Ach nein, Herr Mamroth, ich werde, so oft und so viel es mir beliebt, aus Ihren Dienstbriefen Mittheilungen machen und Ihnen jedesmal auf die Schmierfinger klopfen, wenn Sie sich erfrechen, Ihre gewerbsmäßigen Fälscherkünste an mir zu erproben; ich thue Das nicht, weil Sie irgend eine Bedeutung haben, sondern, weil es mir Freude bereitet, an einem so wundervollen Exemplar die Gesammteigenschaften der Gattung zu zeigen.

Zuerst wird mir mitgetheilt, „die Frankfurter Zeitung gehöre zu jenen Blättern, deren Mitarbeiter keinen anderen Imperativ anerkennen als ihr Gewissen und ihre Ueberzeugung". Ich halte diese Behauptung für eine freche, aber heiter stimmende Lüge, denn ich weiß, daß Herr Mamroth sich für einen unabhängigen Sozialisten, manchmal auch für einen Anarchisten, ausgiebt und doch in dem großkapitalistischen Geschäftsbetrieb des nach Bambergers klugem Wort mit Petroleum und Rosenwasser arbeitenden Herrn Sonnemann verfrohndet ist, — ich weiß, daß Herr Mamroth nicht schreiben und nicht aufnehmen darf, was seiner Ueberzeugung entspricht, und daß er wiederum den ihm Unterstellten das Recht verwehrt, dem Imperativ des Gewissens und der Ueberzeugung zu folgen. Ich weiß Das und ich kann es durch unanfechtbare Zeugnisse beweisen. Dieser Zustand ist auch ganz natürlich, denn Herr Mamroth ist vom Herrn Sonnemann gemiethet, um im Sinne des Verlegers den ihm zugewiesenen Theil des Blattes zu leiten, und wenn er diese Pflicht nicht erfüllt, fliegt er auf die Straße; Herr Mamroth ist eben, er mag sich noch so heftig dagegen sträuben, ein Kuli und er hat Das auch selbst eingestanden, als er die Frankfurter Zeitung eine „Plantage" nannte, die „Einem die Knochen gehörig in Anspruch nimmt". Warum lügt er also jetzt? Und

warum lügt er weiter, es sei früher für die Frankfurter Zeitung „nicht sehr schwierig gewesen, mich „in den Kreis ihrer Mitarbeiter zu ziehen?" Ich war und bin ohne Vermögen und muß von meiner Arbeit leben; aber für die Frankfurter Zeitung ist es trotzdem sehr schwierig gewesen, Aufsätze von mir zu erhalten, — ganz einfach, weil ich früher für andere Blätter sehr stark beschäftigt war. Ich greife aus vielen Briefen einen heraus, in dem Herr Mamroth also sich vernehmen läßt: „Sie haben mir eine Menge versprochen und vorläufig noch gar nichts gehalten. Und Dies ist selbst für den geduldigsten Gläubiger zu wenig. Sie werden bei aller Verstocktheit einsehen, daß Dies so nicht weiter geht. Meine Geduld ist erschöpft und Zettel erhebt sein schönstes Gebrüll. Den trübseligsten aller Sonntage habe ich mir ausgesucht, um Ihnen endlich einmal den Standpunkt klar zu machen". Die gehäuften Komplimente übergehe ich; aber ich denke, die Probe genügt, um zu zeigen, daß Herr Mamroth auch hierin wieder gefälscht und gelogen hat.

Aber es kommt noch viel besser. Nachdem Herr Mamroth insinuirt hat, ich hätte jetzt „Herren", sagt er: ja, früher, als ich noch für die Frankfurter Zeitung schrieb, da sei ich ein ganz vortrefflicher Mensch gewesen. „Damals mußte man Herrn Harden als großes Talent schätzen und nichts stand im Wege, ihn auch für einen sehr beträchtlichen Charakter zu halten. Damals hatte er in der That Alle wider sich, die durch seine schonunglosen Geißelungen der Sitten- und Clique-Zustände sich getroffen fühlten, und man konnte Freude an seiner tapferen Dreistigkeit haben. Seither steht er nicht mehr isolirt da. Seither ist das Bild des Herrn Harden klarer herausgetreten. Seither ist er selbst der Kuli der korruptesten Parteien geworden, das Werkzeug aller reaktionären Interessen der Gegenwart einschließlich des Antisemitismus, der Begründer einer besonderen Clique, der Clique Harden, und der blind-gehorsame Bravo von Friedrichsruhe. Und diese Wandlung hat auch seinem Talente geschadet, denn die „Zukunft", die Anfangs Manches zu versprechen schien, ist leider ein sehr langweiliges und schlecht redigirtes Blatt geworden." Ich möchte das letzte Sentiment des Herrn Mamroth um keinen Preis unterdrücken; vielleicht veranlaßt es doch manchen Leser, auf das langweilige und schlecht redigirte Blatt zu verzichten und dafür die Frankfurter Zeitung anzuschaffen. Aber auch ein paar Randbemerkungen kann ich mir nicht versagen. Herr Mamroth weiß natürlich, daß ich heute isolirter als jemals bin, daß ich mit keiner Partei irgend wie geartete Beziehungen unterhalte, sondern von der Presse aller Parteien gleichmäßig und gleich verleumderisch angegriffen werde, daß ich nicht eine Sekunde eine Ueberzeugung vertreten habe und vertreten werde, die nicht meiner — vielleicht irrenden, doch sehr sorgsam geprüften — Ueberzeugung entspricht und daß ich Jeden zum Wort kommen lasse, der eine selbständig gewonnene Ansicht in literarischen Formen ausdrücken will, — mag diese Ansicht auch in den allerschärfsten Worten sich gegen mich selbst und meine Anschauungen richten. Herr Mamroth weiß das Alles ganz genau; er hat es mir in beweihräuchernden Briefen sehr oft geschrieben, die nicht, wie er seinen Lesern vorzuschwindeln versucht, vor dem Erscheinen der „Zukunft" geschrieben sind; er hat mich noch im April den „geborenen Schützer der Minoritäten" genannt und er hat, als ich in einem Privatbrief an einen Frankfurter Bekannten nur flüchtig seinen Namen erwähnt hatte, noch vor wenigen Monaten mir seine innige Hochschätzung in einem Sendschreiben ausgedrückt, das ich mit anderen interessanten Dokumenten einstweilen mir aufsparen

will. Er weiß, daß ich nach jeder Richtung mein eigener Herr bin, daß ich für meine Thätigkeit von keiner Seite Wünsche oder gar Aufträge entgegennehme und daß es mir völlig frei steht, wenn meine Ueberzeugung sich gewandelt hätte, morgen eine andere Anschauung zu vertreten. Und trotzdem stellt er, ohne der Ehrlosigkeit sich zu schämen, seinen Lesern mich als einen gedungenen Banditen und einen gemietheten Söldner hin.

Warum? Erstens, weil er sicher ist, daß seine Leser von meinen Erwiderungen keine Sterbenssilbe erfahren und daß seine läppischen Lügen den Rundgang durch mindestens ein Dutzend Zeitungen machen. Zweitens und hauptsächlich, weil ers nicht ertragen kann, daß der Versuch gelungen ist, ohne Geld, ohne Annoneenverlegerkniffe und ohne die Hilfe der braven Presse in Deutschland eine Stätte zu schaffen, wo Jeder, was er empfindet, frei aussprechen darf. Weil der bittere Neid ihn brennt, daß ein Anderer kein blind gehorsamer Kuli zu sein braucht und daß er selbst sein armes Leben auf einer Plantage verstöhnt, als ein Höriger, der, nach Lassalle, täglich seine Seele prostituiren muß „in einem ganz gemeinen Geldgeschäft, das unter dem Schein des Kampfes für große Ideen und für das Wohl des Volkes betrieben wird." Deshalb posirt er, der hundertmal seine Uebereinstimmung mit meinem Urtheil über die Preßzustände ausgesprochen hat, öffentlich jetzt als entrüsteter Patron der Kollegenschaft und sucht, durch Verschweigen, Fälschen und Lügen den Schein zu erregen, daß ich die sehr zahlreichen ehrenwerthen und fähigen Männer, die in der Presse bedienstet sind, kränken will, wenn ich sie Kulis nenne. Ein Kuli ist ein durchaus achtbares Menschengeschöpf, auch ein sehr nützliches, so lange es still und bescheiden die ihm zugewiesene Arbeit versieht; schlimm und gefährlich wird die Sache erst, wenn die Kulis der Verlagsplantagen sich als freie Adelsmenschen aufspielen, die nach eigenem Wunsch und Willen die Geister lenken und keinen anderen Imperativ kennen als ihr Gewissen und ihre Ueberzeugung, wenn sie, die ohne die Erlaubniß des Brotherrn sich doch nicht rühren dürfen und die selbst täglich den lastenden Zwang beseufzen, als die uneigennützigen Bahnbrecher der Volkswohlfahrt sich aufspielen. Weil er Das versucht und weil er in reizendster Zusammendrängung dabei alle Kniffe und Pfiffe der Betrügerzunft vorgeführt hat, deshalb allein habe ich den winzigen Herrn Mamroth hier einmal in Bengalbeleuchtung gezeigt. Den einzelnen Mann muß ich mitleidig bedauern; er kann mich nicht beleidigen, denn: il n'y a que l'honneur qui soit en droit d'infliger le déshonneur. Die Institution aber, die so armsälige, um ihren Erwerb zitternde Charakterkrüppel erschafft, die anständige und fähige Menschen zermürbt und zerreibt und die sich doch anmaßt, die Volkserziehung und die öffentliche Meinung zu leiten, die hat die Flüche Bismarcks und Nietzsches und Lassalles und die Verachtung des Herrn Brausewetter längst überreichlich verdient und Allen, die noch immer an ihre hehre Erhabenheit glauben, kann ich nicht eindringlich genug deshalb zum Studium den kleinen Mamroth empfehlen.

M. H.

Verantwortlich: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von W. Bürenstein in Berlin.